32101 064468638

Kevue

0902
.2957
1905

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Dreißigster Jahrgang. Dritter Band

Juli bis September 1905

Otto Sauermann
1905

1027

Stuttgart und Leipzig 1905 Deutsche Verlags-Anstalt

(RECAP)

0902
.2957
v.30, pt. 3
1905

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXX

(Juli bis September 1905)

Seite

von Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Kann Rußland Frieden schließen? 1

Freiherr von Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!" Eine politisch-historische Marinestudie . . . 5. 133. 261

Ernst Berner: Eine Jugendfreundschaft König Friedrichs des Großen. Nach meist ungedruckten Papieren 22

Prof. W. Manz: Ueber die Farbe des menschlichen Auges 42

Aus dem Winter 1870/71. Neue Beiträge von A. v. W. (Forts.) 54. 158. 344

Sir Charles Bruce: Ist ein Krieg zwischen England und Deutschland möglich? 68

Brief von G. Bennett an den Herausgeber der „Deutschen Revue" . . 76

Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XII. XIII. 78. 188. 304

M. von Brand: Eine Armee des weißen Kreuzes gegen die Kriegshetze 90

F. Fittica: Ueber den Einfluß der Chemie auf die moderne Kultur . 93

Theobald Ziegler (Straßburg): Zur Biographie von David Friedrich Strauß (Schluß) 99

Toni Schwabe: Tristan und Isolde. Novelle (Schluß) 108

Friederike Goßmann, Gräfin Prokesch von Osten: Aus meinem Leben. Eine kleine Plauderei 118

Oesterreichs Erhaltung — Deutschlands Selbsterhaltung 121

R. Henning, Major a. D. (Bern): Zum Deutschen Derbyrennen zu Hamburg 123

Die Diplomatie am Scheidepunkte. Von einem Diplomaten 129

von Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Könnte Frankreich sich mit Deutschland verständigen? 147

J. Palisa: Zur totalen Sonnenfinsternis vom 30. August 1905 . . . 151

Prof. Dr. Abel: Russische Staatsverträge 174

Prof. Dr. E. Raehlmann, zurzeit in Weimar: Ueber psychologische Motive in der Malerei und über die modernen Wandlungen des Kunstgeschmackes 177

575033

Seite

Friedrich Dessauer, Chef-Ingenieur (Aschaffenburg): Strahlungsenergien und Krankheiten 197
Hermann Kienzl (Berlin): Die Schatten der Kunstkritik 205. 313
Deutschland und die auswärtige Politik 212
Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. Hamburg 1850—1852 217
Ludwig Finckh: Der Rosendoktor 227. 355
R. Henning, Major a. D. (Bern): Zum Deutschen Derby 1905 250
von Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Woran leidet Rußland? 257
R. von R***n: Diplomatische Korrespondenz des russischen Gesandten in Berlin Baron Meyendorff und seines Geschäftsträgers von Struve an den Staatsmann von B*** (1848—1850). Aus dem nichtveröffentlichten Nachlasse des Staatsmannes von B*** 271
Emile Combes, vormaliger Ministerpräsident der französischen Republik: Die französische Republik und die Trennung von Kirche und Staat 280
Friedrich von Esmarch: Die Entwicklung des Samariterwesens . . . 296
Prof. Dr. Ingvar Nielsen (Christiania): Norwegischer Brief 300
Deutschland und die auswärtige Politik 322
D'Estournelles de Constans, Mitglied des französischen Senats: Könnte Frankreich sich mit Deutschland verständigen? 329
von Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Nachwort 332
Sir Robert Reid: Der Wahnsinn eines Krieges zwischen Deutschland und England 334
M. von Brandt: Der Einfluß der Kolonien auf die Weltpolitik und die Frage eines internationalen Schiedsgerichtshofes 339

Kleine Revuen

Literarische Berichte 127. 251. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 128. 255. 379
Naturwissenschaftliche Revue 373

Kann Rußland Frieden schließen?

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Diese Frage steht jetzt auf allen Lippen, nachdem in der Seeschlacht von Tschusima ein Menschen- und Materialopfer gebracht worden, wie es in solcher Plötzlichkeit und Massenhaftigkeit in der Seekriegsgeschichte noch nicht vorgekommen ist. Etwa 6000 Menschen ertranken, es gingen verloren und sanken 16 Panzerschiffe,[1]) aber die russischen Kurse sind nicht gesunken! Also die Hauptgläubiger Rußlands, die französischen, holländischen und deutschen Kapitalisten, vertrauen auf eine weitere Lebensfähigkeit des russischen Staatsgebäudes, das ein nicht geringer Teil des russischen Volkes für einen Neubau am liebsten ganz niederreißen möchte.

Ist ein Vertrauen in die finanzielle Zukunft Rußlands berechtigt? Ich fürchte, nein, wenn der Krieg fortgesetzt wird. Ein Zusammenbruch der Finanzen ist dann unausbleiblich, denn der enorme Ausfall in den Staatseinnahmen des Jahres 1905 wird sich auch durch die geschicktesten Finanzberichte nicht verschleiern lassen.[2]) Die französischen Banken und Kapitalisten haben weitere Anleihen bereits abgelehnt. Die stark engagierten, aber „potenten" Pariser und Berliner Großbankiers werden wohl eine schwere Kraftprobe zu bestehen haben, und es ist recht zweifelhaft, ob es ihnen noch weiter gelingt, die Kurse künstlich hochzuhalten.

Wenn der Krieg fortgesetzt werden soll, wird nichts andres übrigbleiben, als die große Metallreserve der russischen Reichsbank (ursprünglich 1100 Millionen Rubel) anzugreifen und die Papierpresse arbeiten zu lassen. Im türkischen Kriege leistete diese 880 Millionen Rubel, deren Valutierung in den achtziger Jahren durch das enorme Sinken des Silberwertes erleichtert wurde.

Herr v. Witte hatte als Finanzminister einen großen und langwierigen Krieg finanziell so außerordentlich gut vorbereitet, daß trotz der fortgesetzten und unerwarteten Niederlagen der Staatskredit jetzt noch immer höher steht als derjenige Deutschlands zu Beginn des französischen Krieges. Damals wurden die fünfprozentigen deutschen Staatspapiere mit nur 85 Prozent bewertet, während die vierprozentigen Russen heute noch zu 87 bis 88 gehandelt werden. Dieser Börsenoptimismus ist fast eine neue Erscheinung in der Weltgeschichte.

Wäre Wittes System auf wirklich gesunder Grundlage aufgebaut, so würde Rußland in materieller Beziehung zu einem siebenjährigen Kriege befähigt gewesen

---

[1]) 8 Schlachtschiffe, 3 Küstenpanzer, 3 Panzer-, 2 geschützte Kreuzer, die 95976000 Rubel gekostet haben. Die Bemannungszahl sollte normal 8257 Mann sein, war aber wahrscheinlich höher, denn das Schlachtschiff „Orel" hatte bei Beginn der Schlacht 820 statt 740 Mann. — Es waren sonst noch zur Stelle: 8 Torpedoboote, 5 Hilfskreuzer, 2 Hospitalschiffe, 2 Werkstattsschiffe — Wert 20 Millionen. — Es retteten sich beschädigt: nach Wladiwostok 1, nach Manila 3 leichte Kreuzer, Bemannung normal 1442 Mann, Wert 18 Millionen.

[2]) Als Beispiel einer solchen Verschleierung kann angeführt werden, daß im Budget für 1905 ein Einnahmeüberschuß von 60980047 Rubel nachgewiesen wurde, trotzdem der Krieg schon elf Monate dauerte, also ein recht unwahrscheinliches Ergebnis.

sein. Dies ist aber nicht der Fall. Der Metallschatz wurde nicht aus Ueberschüssen der Staatseinnahmen angesammelt, wie zum Beispiel in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. (20 Millionen Mark), sondern durch Anleihen im Auslande, er muß Zinsen zahlen und zehrt mithin am eignen Leibe. Für Handel und Industrie, welche die Reichsbank mit billigen Vorschüssen befruchten soll, sind seit Beginn des Krieges größere Summen kaum zu erhalten gewesen, und es traten durch die massenhaften Streiks gefährliche Krisen ein.

In dem Budget für 1905 waren unter den Staatsausgaben, offiziell 1916 Millionen Rubel, 303018000 Rubel Zinsen für die Staatsschuld angesetzt.

Wird der Krieg fortgesetzt, so müssen logischerweise die Staatseinnahmen bedeutend abnehmen, die Zinsensumme zunehmen und die Metallreserve zusammenschmelzen. Letztere würde allerdings, und dies erklärt die Petersburger Vertrauensseligkeit, eine Fortsetzung des Krieges auf zwei bis drei Jahre auch ohne äußere Anleihen möglich machen. Es ist dann aber ein Weichen aller russischen Kurse bis zu einem Preissturz unausbleiblich.

Aus der Geschichte ist bekannt, daß die Revolutionsbewegung in Frankreich vor 1789 durch die finanziellen Schwierigkeiten, eine Folge der unnützen Kriege unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., akut wurde, nachdem auch Neckers großes Geschick als Finanzminister[1]) das Gleichgewicht in Einnahmen und Ausgaben dauernd nicht herzustellen vermocht hatte. Die Revolution rekrutiert sich am leichtesten durch ruinierte und hungernde Leute, und ihre Zahl nimmt in Rußland rapide zu. In Frankreich konnte man damals den regierenden König Ludwig XVI. gewiß nicht einer kostspieligen Eroberungspolitik beschuldigen, er büßte für die chauvinistischen Sünden seiner Vorgänger.

Die in letzter Zeit im In- und Auslande so vielfach kritisierte russische Armee hat sich „im Innern" jedenfalls bewährt, bei keinem einzigen der vielen und an den verschiedensten Stellen im Reiche vorgekommenen revolutionären Putsche hat die Truppe versagt, es ist somit eine wesentliche Stütze der Ordnung vorhanden. Diese würde auch ausreichen, wenn infolge eines sogenannten „schimpflichen" Friedens weitere Unruhen ausbrechen sollten. Viktor Emanuel I. mußte 1849 mit seiner bei Novara geschlagenen Armee nach dem Friedensschluß zunächst seine Hauptfestung Genua, welche die Revolutionäre besetzt hatten, in schwieriger Belagerung erobern. Ebenso zuverlässig würden die nach schweren Prüfungen aus der Mandschurei zurückkehrenden russischen Regimenter sein; Revanche für Mukden scheint nicht in der Stimmung der Feldarmee zu liegen, nachdem die auf die Flotte gesetzten Hoffnungen zunichte geworden sind.

Ohne ein Nachgeben in der inneren Politik mit Heranziehung von Volksvertretern zur Beschränkung weniger der autokratischen Regierungsform, als des verhaßten Polizeistaates, würde ein Friedensschluß allerdings kaum beruhigend wirken. Zur Zeit der Regierung Alexanders III. wurde ausgesprochen: „Uns ist ein schwerwiegender Autokrat ganz recht, aber nur einer! Wir wollen nicht

[1]) Er übernahm eine Schuldenlast von 4100 Millionen Franken und ein Defizit von 24 Millionen.

von zehntausend minderwertigen Polizeiautokraten geknechtet werden." Wohlgesinnte Leute sagten vor zwanzig Jahren: „Unser Zar soll allmächtig sein, das entspricht der heiligen russischen Tradition, er kann aber nicht allwissend sein, hierzu können ihm nur unabhängige Leute verhelfen." Jetzt sind die Ansichten allerdings viel radikaler geworden, auch bei den besseren Elementen der Bevölkerung.[1])

Als die Flotte noch nicht geschlagen war, brachte der die konservativen Anschauungen vertretende „Graschdanin" die Aeußerung, das Vorhandensein der drohend starken Flotte sei ein wichtiger Faktor für einen noch zu erhoffenden billigen Frieden. Liberale sagten dagegen: „Wenn Roschdjestwenskis Flotte siegt und dadurch einen günstigen Umschwung im Kriege herbeiführt, dann ist es mit den Reformen wieder auf lange Zeit vorbei."

Ein Hauptargument der wenig zahlreichen, aber einflußreichen Kriegspartei gegen den Frieden ist, daß es besser sei, die zwei Milliarden, die Japan voraussichtlich als Kriegskontribution fordern werde, zur weiteren Bekämpfung und Besiegung des Feindes wenigstens auf dem Festlande zu verwenden. Dies Argument würde überzeugend und entscheidend sein können, wenn für eine solche Besiegung genügende Aussichten vorhanden wären. Ein andres Argument gegen den Frieden ist die an einigen Stellen bestehende Vorstellung, daß das geldarme Japan den Krieg nicht mehr lange fortsetzen könne, bis zum März 1906 werde ihm der Krieg — nach japanischer Berechnung — 3 1/2 Milliarden Franken gekostet haben. Es würde also für Rußland ein sicherer Gewinn sein, den Krieg in die Länge zu ziehen!

Scheinbar wollte die Regierung nicht mehr bedeutende Anstrengungen machen, um sich den Sieg auf dem Festlande zu sichern, denn seit der Schlacht bei Mukden sind an neuen Verstärkungen für die Armee nur abgesandt worden: 1 Reserve-Infanteriedivision (Nr. 53), 4 bei der Gardekavallerie aufgestellte Maschinengewehrkompagnien, ein 3. Ostsibirisches Luftschifferbataillon, sonst nur eine große Zahl Ergänzungsmannschaften aus den Ersatzbataillonen und auch in Abgaben von aktiven Regimentern.

Die Stärke der Mandschureiarmee (ohne Wladiwostok, wo etwa 35000 Mann stehen sollen) wird russischerseits auf 300000 Mann angegeben gegen eine Stärke der Japaner an Infanterie allein[2]) von 400000 Mann. Bei einem weiteren großen Zusammenstoße würde also General Linewitsch noch weniger Chancen haben wie sein Vorgänger Kuropatkin. Es mag schwer sein, aus dem europäischen Rußland und dem Kaukasus weitere Feldtruppen abzusenden, da überall die Revolte droht, sonst hätte nahegelegen, die bei Mukden so empfindlich

[1]) In der antikonstitutionellen Zeitung „Swet" vom 6. Juni ist der wahrscheinliche Inhalt des offiziellen Konstitutionsentwurfs publiziert worden. Hiernach soll die Reichsduma nicht nur beratendes Recht, sondern auch das der Initiative für die Gesetzgebung erhalten. Sie soll bestehen aus den höchsten Beamten und Volksvertretern, die nach einem hohen Vermögenszensus auf drei Jahre gewählt werden. Session nur zwei Wintermonate im Jahre, 15 Rubel tägliche Diäten. Der Präsident wird vom Kaiser ernannt.

[2]) 13 aktive Divisionen zu 16, 12 Reservebrigaden zu 9 Bataillonen. Die Bataillone sollen durchschnittlich 1200 Mann stark sein.

geschlagene Armee außer den gleich nach der Schlacht eingetroffenen 50000 Mann (IV. Armeekorps, 3. und 4. Schützenbrigade) durch noch mindestens zwei frische Armeekorps zu verstärken. Ein Sieg der Flotte konnte dann durch eine Offensive ausgenutzt werden, und im Fall des Unglücks zur See mußte man darauf gefaßt sein, daß die Japaner bis nach Charbin vordringen und die Bahnverbindung mit Wladiwostok abschneiden würden.

Da nun wesentliche Verstärkungen nicht abgesandt worden sind, ist wohl möglich, daß auch an leitender Stelle das Einsetzen der im Material starken Flotte als ein letzter Versuch zur Wendung des Kriegsglücks angesehen wurde. Mit dem bisherigen Stolze konnte man erst nach der Niederlage zugeben, daß der Friedensschluß wünschenswert, ja notwendig sei. Der größte Kriegsenthusiast kann nicht leugnen, daß ohne Ueberlegenheit zur See Japan nicht zu besiegen ist. Für Herstellung einer nur 8 Linienschiffe, 5 große und 9 kleinere Kreuzer starken neuen Flotte auf den heimischen Werften ist eine Bauzeit von drei Jahren berechnet worden. Mehr können nicht zu gleicher Zeit gebaut werden. Die Japaner können in dieser Zeit 1 Linienschiff und 2 bis 3 Kreuzer gebaut und aus der russischen Beute 4 bis 5 Linienschiffe und 1 Kreuzer hergestellt haben. Eine russische Ueberlegenheit durch reichlicheren Schiffsbau wird also erst in fünf bis sechs Jahren zu erreichen sein.

Militärisch und politisch würde für Rußland zurzeit ein jeder Friedensschluß möglich und auch erträglich sein, der ihm die Hafenfestung Wladiwostok erhält. Verliert es diesen letzten Stützpunkt am ostasiatischen Meere, dann würde es auch sein Prestige gegenüber China einbüßen und auf der langen Grenze gegen dies mehr und mehr rüstende Reich in Nachteil geraten können.

Der kürzlich ausgesprochenen Behauptung, daß nur die Feinde Rußlands zu einem schnellen Frieden raten können, sei eine Aeußerung in der „France militaire" vom 5. Juni gegenübergestellt: La paix semble une nécessité, assurément fâcheuse, mais qui, dans les circonstances actuelles, n'a rien de comparable à celle qui nous fût imposée après le désastre de 1870. La France s'est bien relevée du coup qui lui fut alors asséné et qu'on pouvait croire mortel. Cet exemple doit être sérieusement médité par notre allié.

Nachtrag.

19. Juni. — Die Zusammenkunft von Abgesandten beider kriegführender Teile in Washington ist beschlossen; ein Resultat läßt sich noch nicht voraussehen, da sowohl in Rußland als auch in Japan einflußreiche Kreise den Moment für den Friedensschluß nicht als vorteilhaft erachten. Am 13. Juni teilte der Regierungsanzeiger in Petersburg offiziell mit, die kaiserliche Regierung sei einer Zusammenkunft von Unterhändlern im Prinzip nicht entgegen, wenn Japan einen entsprechenden Wunsch äußere. Es soll möglichst das Prestige gewahrt werden, daß Rußland nicht um Frieden bittet, man hofft ohne Abtretung russischen Landes und mit einer Kriegsentschädigung unter der Form einer Vergütung für den Unterhalt der Gefangenen davonzukommen, während China die Hauptkosten zu tragen habe. Inzwischen hetzt die russische Kriegspartei gegen den Frieden, und

auch die Liberalen sprechen sich gegen einen vorzeitigen Abschluß aus, in der Hoffnung, daß die wichtige Entscheidung der dann sicher einzuberufenden Reichsduma (oder Semski Sabor) vorbehalten und damit die Autokratie tatsächlich zurückgedrängt werde. Man erwähnt gern, daß im Jahre 1566 ein Semski Sabor einberufen wurde aus Anlaß des Friedensschlusses mit Litauen.

Inzwischen scheinen die Japaner einen neuen Waffengang vorzubereiten, und in Rußland ist das XIX. Armeekorps (Brest-Litowsk) mobilisiert worden. — Die Regenzeit wird Anfang Juli beginnen. Im vorigen Jahre hat sie anhaltend nicht gestört.

„Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“

Eine politisch-historische Marinestudie

von

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

„Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“ Kaum ein im letzten Jahrhundert gesprochenes Wort darf solche Beachtung beanspruchen, ist so wahr und von so weltgeschichtlicher Bedeutung für Deutschland, wie dieser Ausspruch unsers Kaisers. Es rief ein Echo wach im Herzen Tausender, denen des Vaterlandes Wohlfahrt und Größe als des Lebens höchstes Ziel galt.[1]) Sie gelobten, ihr bestes Raten und Können einzusetzen für Verwirklichung des Gedankens, und er wurde fruchtbar, denn das ganze Seegewerbe Deutschlands nahm einen geradezu wunderbaren Aufschwung. Damit erwuchsen dem Deutschen Reiche neue Aufgaben, große Pflichten. Der Deutsche verstand sie, war willens, sie auf sich zu nehmen, sie zu lösen. Nicht aber in gebotenem Maße sein Vertreter, sein Beauftragter: der Deutsche Reichstag.

Die nachfolgende Darlegung über die bisherige Entwicklung der Marine und die ihr ferner zu steckenden Ziele soll dazu helfen, das Verständnis für die uns durch Geschick und Geschichte zufallende Aufgabe auf dem Meere in noch weitere Kreise zu tragen und das Volk willig zu machen, die Last, die seine gewollte Größe ihm auferlegt, opferbereit zu tragen.

I. Historischer Rückblick auf die Entwicklung der Marine.

Noch vor kaum einigen Jahrzehnten fehlte der großen Masse in Deutschland bis in die höheren und intelligenteren Kreise hinein Verständnis und Interesse für überseeische Dinge, obwohl dieselben schon lange für Wohlstand und Kräftigung des Vaterlandes, namentlich durch die Leistungen des Seehandels und die schaffende Rührigkeit der Deutschen in Uebersee, von großer Wichtigkeit waren. Nachdem die einst seemächtige Hansa aus Mangel an seeherrlichem Schutz zugrunde gegangen und der Seehandel sowohl Hamburgs und Bremens wie der unsrer Ostseeküste während der napoleonischen Kriege durch Kontinentalsperre,

[1]) Einen Ausdruck fanden die Bestrebungen unter anderm in dem um die Förderung der deutschen Seegeltung hochverdienten „Deutschen Flottenverein“.

englische Blockade und Kaperei auf den denkbar niedrigsten Tiefstand gesunken war,[1]) fand nur sehr langsame Erholung statt, weil die ganze Staatsweisheit

---

[1]) Wie Professor Dr. Dietrich Schäfer in einer historisch-politischen Betrachtung (Jena 1897) ausführt, ging die einst so seemächtige „Hansa", die fast den ganzen mittelalterlichen und späteren Warenaustausch zwischen Deutschland, England, Frankreich und vielen andern, auch den transazeanischen Ländern vermittelte und das Uebergreifen der Engländer in ihre Domäne lange fernzuhalten wußte, endlich doch an der deutschen Reichsschutzlosigkeit zugrunde. „Nicht Tatkraft und Unternehmungslust," sagt er, „fehlten den deutschen Küstenbewohnern, wohl aber der unentbehrliche bewaffnete Schutz, ohne den der Seehandel eines Volkes immer nur in dem Umfange aufkommen kann, den fremde Nationen zu gestatten für gut finden. Das Weltmeer mußten meiden, die sich an Seetüchtigkeit mit allen messen konnten."

Vor und während der Freiheitskriege wurde von Frankreich gleichwie von England gegen den hanseatischen Seehandel gewütet, den niemand schützte. 1794 wurden von den Engländern auf Grund blaßen Verdachtes des Handels mit Frankreich neunundzwanzig teils von Hamburg, teils von der Ostsee nach Spanien, Portugal, Italien und so weiter bestimmte Schiffe aufgebracht, in denen Hamburger Kaufleute Waren hatten. Im August 1794 erklärte die Hamburger Kommerzdeputation: „Die größte Gewissenhaftigkeit in Beobachtung der Verordnungen helfe nichts. Es sei England nicht sowohl darum zu tun, die Zuführung von Lebensmitteln nach Frankreich zu hindern, als Hamburgs ganzen Handel zugrunde zu richten." Das französische Dekret vom 18. Januar 1798 bestimmt hinwiederum, daß die Eigenschaft der Schiffe, ob neutral oder feindlich, durch die Art der Ladung bestimmt werde und daß alle Schiffe, die, wenn auch nur zu einem Teil, Waren aus England oder den Kolonien führten, als gute Prise anzusehen seien. So klagt denn Büsch 1800 in seiner Schrift „über das Bestreben der Völker, einander in ihrem Seehandel recht wehe zu tun": „Großbritannien behandelt den Seehandel der Deutschen allemal in seinen Kriegen mit einer Härte, die nahe an offene Feindseligkeit grenzt. Das wird es immer tun können, solange die Großen des inneren Deutschlands den deutschen Seehandel als sie gar nicht angehend, sondern blaß als ein Geschäft einzelner freier Reichsstädte ansehen, die sie als Stiefkinder des deutschen Reiches betrachten." Der preußische Schiffahrtsinspektor Behrens in Hamburg läßt sich April 1804 in einem Memoire über die Nachteile der Elbblockade aus, die auch der preußische Staat, namentlich Schlesien, Berlin, Magdeburg zu fühlen hätten. Der bisher über die Nordseehäfen gehende Handel nähme sortan seinen Weg über Triest. Magdeburg verlöre auf diese Weise zwei Drittel seiner bisherigen Handelsverbindungen, desgleichen werde die Flußschiffahrt Berlins fast ruiniert. Baasch zeigt („Beiträge zur Geschichte der Handelsbeziehungen zwischen Hamburg und Amerika"), wie seit Ende der neunziger Jahre durch die Kapereien der Franzosen und alsdann durch das Verbot Englands gegen jeden Handel mit Frankreich und seinen Alliierten im November 1807 der ganze deutsche Handel mit Amerika vernichtet wurde. Vom 1. November 1806 bis 13. Februar 1807 brachte England vierzig hanseatische an diesem Handel beteiligte Schiffe auf. Der hamburgische Geschäftsträger Calquhoun beschwerte sich Februar 1807 bei Viscount Howick: „Die englischen Kaper haben sich seit kurzem angemaßt, jedes den Hansastädten gehörende Schiff, das auf erlaubten Reisen fährt, ohne Unterschied wegzunehmen." Die Kaper seien auch nach frecher geworden, seitdem es dahin gekommen, daß in keinem Falle, wo von hanseatischem Eigentum die Rede sei, durch das Admiralitätsgericht wirklich ein Ausspruch gegeben werde, und nachdem man durch den Geheimen Rat solchen Schiffen, deren Restitution mit ihren Ladungen durch den Richter angeordnet sei, die Lizenzen zu ihrer Abfahrt verweigerte, wodurch die unschuldigen Kaufleute, die solche Schiffe verluden, großen Schaden erlitten oder ruiniert würden. Er berechnete, daß allein der Wert der in einem Jahre aufgebrachten hanseatischen Schiffe und Waren sich auf 3 Millionen Pfund

sich auf die Erstarkung des inneren Landes durch Förderung von Landwirtschaft, Binnenhandel und Industrie richtete und engherzige Gewöhnung den Gedanken, sich dafür auch das Meer mit seinem Reichtum und seinen Verbindungen nutzbar zu machen, bei Regierenden und Regierten kaum aufkommen ließ. Freilich gab es im Anfang und gegen Mitte des Jahrhunderts eine Anzahl weitblickender Männer, wie der preußische Kriegsminister v. Rauch, der Kommandant von Stralsund v. Engelbrechten, der Oberpräsident von Pommern Sack, Hauptmann v. Peuker, General v. Müffling, Generalfeldmarschall Gneisenau und andre, welche die Notwendigkeit erkannten, durch Gründung einer preußischen Marine die Küsten und Häfen besser zu sichern und dem nach dem Kriege sehr allmählich wieder auflebenden Seehandel Schutz und Förderung zu gewähren, wofür Vorschläge gemacht und Pläne ausgearbeitet wurden. Alles aber scheiterte, weil es den maßgebenden Ministern für Preußen zu kostspielig erschien. Mahnende, zündende, an die deutsche Nation gerichtete Worte[1]) des erleuchteten großen

---

Sterling belaufe, und Amsinck schätzt die Verluste durch Requisitionen und Beschlagnahme von Schiffen und Waren von seiten Frankreichs bis Dezember 1810 auf über 100 Millionen Franken. Er fährt fort: „Und wie groß war bei der täglich zunehmenden Stockung des Handels, bei dem immer mehr eintretenden Stillstand der Fabriken, insonderheit der Zuckerfabriken, die Entbehrung des gewöhnlichen Handelsgewinnes für eine Stadt, die fast all ihren Lebensunterhalt und alle sonstigen Bedürfnisse aus der Fremde holen und an diese bezahlen muß. Daher lagen Handel und Wandel immer mehr ins dritte Jahr darnieder: 320 Seeschiffe vermoderten in den Häfen.“ Aehnlich sah es in der Ostsee aus, von wo der Oberpräsident Sack berichtet, daß infolge der Feindseligkeiten Schwedens gegen den pommerschen Seehandel allein 400 Schiffe in Stralsund aus Mangel an Schutz müßig lägen und verfaulten.

[1]) Es seien hier nur die folgenden kurzen Auszüge aus den vielen, den Gegenstand berührenden Schriften des hervorragenden Nationalökonomen wiedergegeben, Mahnungen, die auch noch heute am Platze sind: „Die See ist die Hochstraße des Erdballs. Die See ist der Paradeplatz der Nationen. Die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde und die Wiege ihrer Freiheit. Die See ist die fette Gemeindetrift, auf die alle wirtschaftlichen Nationen ihre Herden zur Mastung treiben. Wer an der See keinen Anteil hat, der ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt — der ist unsers lieben Herrgotts Stieflind. In der See nehmen die Nationen stärkende Bäder, erfrischen sie ihre Gliedmaßen, beleben sie ihren Geist und machen ihn empfänglich für große Dinge, gewöhnen sie ihr körperliches und geistiges Auge, in weite Fernen zu sehen, waschen sie sich jenen Philisterunrat vom Leibe, der allem Nationalleben, allem Nationalaufschwung so hinderlich ist.“

„Tiefsinnige Gelehrte, Politiker vom reinsten Wasser haben bewiesen, Deutschland besitze weder Mittel noch Lust, eine seefahrende Nation zu werden; die Deutschen seien durchweg Landratten, liebten wie Gewürm am festen Boden zu kriechen und fürchteten die Gefahren der See, die keine Balken habe. O, ihr Büchermacher, wie ihr euer Volk und Land kennt! Möchte doch einer von euch in die noch unentdeckten Gegenden an der Ost- und Nordsee zu reisen wagen und sich die Länder und ihre Bewohner beschauen und ihr Tun und Treiben, ihr Leben und Weben beobachten und euch schulgerechte Tabellen darüber anfertigen, wie viele junge Leute hinausziehen in den Seedienst aller Länder und Weltteile, weil die einheimische Schiffahrt ihrem Drang und Sehnen nach dem Leben und den Gefahren der See keine Befriedigung gewähren kann, wie viele zu Hause bleiben, denen kein Beruf lieber wäre als der Seedienst, könnten sie in der vaterländischen Schiffahrt Unterkunft finden, welches

Volkswirtschaftlers Friedrich List, die Mitte der vierziger Jahre die deutsche Schlafmützigkeit in allen Seeangelegenheiten und den Mangel einer einheitlichen deutschen Flagge heftig geißelten, blieben nicht ohne Wirkung, denn diesen und ähnlichen Kundgebungen war wohl hauptsächlich der kurze Flottenenthusiasmus des Jahres 1848 zu danken, der dann gestärkt wurde durch die Schädigung der Schiffahrt und des Seehandels, die das kleine Dänemark mit seiner Flotte uns zuzufügen imstande war.[1]) Leider war es nur ein Aufflackern, dem die schmachvolle Versteigerung der mit großem Opfer geschaffenen deutschen Flotte durch Hannibal Fischer (Auftrag dazu vom 22. April 1852) das traurige Erlöschen brachte.

Aber der große Gedanke wurde gerettet, namentlich durch das Verdienst eines Mitgliedes unsers Königshauses, des Prinzen Adalbert von Preußen. Ihm, der ein durchaus williges Ohr bei dem schon als Kronprinz durch den weitsichtigen Oberpräsidenten Sack für das Seewesen und seine Bedeutung für des Vaterlands Macht interessierten König Friedrich Wilhelm IV. fand, war es vorzugsweise zu danken, daß Preußen nicht ebenso wie Deutschland den Schritt der Flottengründung rückwärts machte, nachdem mit der Beendigung des schleswig-holsteinschen Kriegs die Begeisterung für eine Flotte zurückgeebbt hatte. Aus

---

Geschick, welche Lust und Kraft diese Leute zum Seedienst besitzen und wieviele Schiffe zu bemannen wären, und wieviel tüchtige Kapitäne nur allein die Uferstaaten zu erziehen vermöchten, van dem Binnenlande nicht zu reden."

Er beleuchtet dann die schmachvalle Behauptung, daß es ein Vorteil für Deutschland sei, keine gemeinschaftliche Flagge zu besitzen, „weil gegenwärtig die Flagge der einzelnen Staaten und Städte insultiert werden könne, undeschadet der Ehre der Natian, während der Bund keine Macht hätte, die Beleidigungen der Vereinsflagge zu rächen. Jene Weisen, die uns einwenden, wir nehmen das ‚Zeichen' für die Sache selbst, verkennen, daß auch schan das ‚Zeichen' moralische Kräfte weckt. Hat man dach mehr als ein Beispiel, daß durch ein Zeichen die Sache herbeigeführt warden ist. Preußen selbst ist davon ein graßes Beispiel. Als Friedrich I. sich in Königsberg die Krone aufs Haupt setzte, was war diese Krane anders als ein Zeichen dessen, was Preußen werden wallte? Die Flagge ist die Seekrane auf dem Haupte der Natianen. Man setze der deutschen Natian diese Krane auf, und das übrige wird sich finden. Vierzig Millionen werden dem Zeichen ihrer Einheit und ihrer Ansprüche auf das valle Weltbürgerrecht Achtung zu verschaffen wissen. Ohne dieses Zeichen werden sie ewig Englands Kammerknechte bleiben."

An andrer Stelle sagt er: „Die See, dieses fruchtbare Feld der Natianen, will so gut kultiviert sein wie der Acker, wenn er reichlichen Ertrag bringen soll, und sa ist es eine kleinliche Ansicht, die bei einer großen Natian ins Lächerliche geht, wenn man die Kasten einer Marine anführt, ihren Seeverkehr schutzlos zu lassen." Ferner: „Deutschland ist nicht eins! An diesem Felsenriff, und daran allein, scheitert die deutsche Marine!" — „Nach dem Stand gegenwärtiger Dinge in der graßen Welt ist für Deutschland die bessere Seegeltung sa nötig wie das liebe Brat. Die Frage ist für Deutschland eine Lebensfrage."

[1]) Diese Schädigung hat sich in den Seestädten sehr fühlbar gemacht. Der Stettiner Abgeordnete Wegner sagte darüber im preußischen Landtage, März 1851: „Diese beiden Blackadejahre (1848 und 1849) kosten uns das, wofür wir eine Flatte haben könnten, wie sie hier hingestellt ist. Die nicht in Zahlen auszusprechenden Nachteile sind nach bedeutender." (Man vergleiche auch die Anmerkung auf Seite 6 und 7.)

innerer Ueberzeugung hatte dieser Hohenzoller den kühnen Gedanken des Großen Kurfürsten, daß ein Staat zur vollen Macht nur gelangen könne, wenn er sich auch die Vorteile der Seeherrschaft zunutze mache, wieder aufgenommen, bei Reisen nach Holland, England, in das Schwarze und Mittelländische Meer und später (1842 bis 1843), auf einer sardinischen Fregatte bei einer Reise nach Brasilien Dienste als Seeoffizier verrichtend, in sich befestigt und schon im Mai 1848 als Vorsitzender einer vom Reichsverweser Erzherzog Johann berufenen Kommission in einer ganz vortrefflichen umfangreichen Denkschrift über die Bildung einer deutschen Marine, drei verschiedene Ziele für deren Entwicklung hingestellt und motivierend erörtert, nämlich: erstens nur für Küstenschutz, zweitens zur offensiven Verteidigung und für den notwendigen Schutz des Handels, oder drittens als selbständige Seemacht, die allen Aufgaben gewachsen ist. Es verdient sicherlich Beachtung, daß schon damals, wo die andern Seemächte durchweg noch kaum halb so stark wie heute zur See gerüstet waren, der Prinz als selbständige Seemacht, die der Bedeutung Deutschlands allein würdig und imstande sei, allen Eventualitäten zu begegnen, eine Flotte von 20 Linienschiffen, 10 Fregatten, 30 Korvetten, 40 Gaffelkanonenbooten, 80 Kanonenschaluppen für notwendig erachtete.[1])

Unentwegt setzte der Prinz nach dem Niedergang der deutschen Marine seine Kraft ein für die Entwicklung der preußischen, aber sein Vorwärtsstreben fand bei den maßgebenden Ministerialinstanzen nur wenig Verständnis und Unterstützung, namentlich wurden die Geldbewilligungen über die Maßen kärglich bemessen. Hoffend, daß eine für den Schutz des Seehandels nutzbringende Aktion das Tempo in der Entwicklung der Flotte beschleunigen werde, griff er März 1853 mit Eifer die Gelegenheit der Plünderung eines preußischen Handelsschiffes, der Brigg „Flora“, durch die Piraten der marokkanischen Küste auf, entwarf einen Plan zu ihrer Züchtigung und schlug zu dem Behufe den Erwerb der zwei besten Kriegsdampfer der von Hannibal Fischer zum Verkauf ausgebotenen deutschen Flotte vor, nämlich der Fregatte „Hansa“ und der Korvette „Erzherzog Johann“, die für den geringen Preis von zirka 150000 Talern überlassen werden sollten.[2]) Der Prinz motivierte dies unter anderm mit den

---

[1]) Kennzeichnend für das schon oben hervorgehobene Verständnis und das warme Interesse, das Friedrich Wilhelm IV. an der Gründung einer starken deutschen Flotte nahm, ist das folgende kurze Schreiben des Königs als Antwort auf die vom 26. Januar 1849 datierende Meldung des Prinzen über seine dem Reichsverweser unterbreiteten Vorschläge: „Ich danke Dir sehr, teuerster Adalbert, für Deine so interessanten Marinemitteitungen und sehne mich vor allem nach den 60 Millionen Talern, die dazu nötig sind. Sie müssen dekretiert und so der Kapazität unfähiger Ständekammern entzogen werden.“ Letzteres bezieht sich darauf, daß Forderungen für die Marine in der preußischen Kammer, für die schon damals Bismarck eingetreten war, nicht bewilligt wurden.

[2]) Die am 5. April 1849 durch die Artillerie der Brigade des Herzogs von Koburg in Eckernförde eroberte dänische Fregatte „Gefion“ und der Dampfer „Barbarossa“ von der deutschen Flotte waren Preußen zugefallen für die im voraus an die Bundeskasse entrichteten Flottenbeiträge.

Worten: „Es wird dadurch die königliche Marine um zwei kriegsfähige größere Dampfschiffe ohne erhebliche Kosten reicher und überdies der Ankauf dieses Restes der deutschen Flotte durch Preußen namentlich in den Nordseestaaten einen sehr erheblichen Eindruck machen."

Obwohl sowohl der König wie der damalige Ministerpräsident v. Manteuffel ein warmes Interesse für die Vorschläge des Prinzen an den Tag legten, zeigte man im Kriegsministerium, von dem die Marineverwaltung derzeit ressortierte, vorgeblich weil die geringfügigen Geldmittel nicht disponibel seien, keine Neigung, der Sache näherzutreten, und sie blieb auf sich beruhen.

Die Gleichgültigkeit, mit der man der Entwicklung und Leistung der Marine bei den höchsten Behörden gegenüberstand, findet eine weitere Beleuchtung in der eigentümlichen Einrichtung der sogenannten „Seedienstpflichtigen", die tatsächlich nicht oder doch nur ausnahmsweise zum Seedienst in der Kriegsmarine verpflichtet waren, nämlich nur in Kriegszeiten oder zu einem Teil (der jüngste Jahrgang) bei größeren Flottenexpeditionen. Es gehörten zu diesen „Seedienstpflichtigen" alle Matrosen, die beim Eintritt in das militärpflichtige Alter mindestens zwei Jahre zur See gefahren und sich dadurch gewissermaßen vom Militärdienst freigemacht hatten. Da an Militärpflichtigen in Preußen kein Mangel herrschte, konnte die Einrichtung von Hause aus wohl als für die Hebung der Handelsmarine gut gemeinte Maßregel angesehen werden, obwohl dabei der gewiß nicht zu unterschätzende Vorteil den Kauffahrteischiffen verloren ging, Matrosen zu erhalten, in die durch das Dienen die Grundlage militärischer Disziplin hineingebracht war. Es lag aber auf der Hand, daß eine Kriegsmarine, wenn sie etwas leisten sollte, dieses eigentlichen seemännischen Personals gar nicht entraten und daß doch kein stichhaltiger Grund bestehen konnte, die Kriegsschiffe hinsichtlich ihrer Besatzungen schlechter zu stellen als die Kauffahrer. Das Sonderbarste und Schlimmste war dabei noch, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl dieser Leute gar nicht der preußischen Handelsmarine verblieb, sondern wegen der besseren Bezahlung Dienste auf hanseatischen oder andern fremdländischen Handelsschiffen, vielfach sogar auf englischen, nordamerikanischen und andern Kriegsschiffen nahm, im Kriegsfalle also unsern Feinden gedient hätte. Trotzdem waren alle seitens des Oberbefehlshabers der Marine bei den Ministerialinstanzen angebrachten Bemühungen, diese Bestimmungen zugunsten der Kriegsmarine abzuändern, fünfzehn Jahre lang vergeblich, gewiß ein charakteristisches Zeichen von der derzeitigen Unverstandenheit der Marineinteressen und dem mangelnden Entgegenkommen bei den maßgebenden Behörden. [1])

Eine dem Zwecke der Fortentwicklung der Marine ganz entsprechende Organisation der leitenden Behörden zu finden, erwies sich als schwierig. Die Seele der Sache war und blieb der Prinz Adalbert, und es wäre sicherlich von

---

[1]) Erst durch den Minister v. Roon erfolgte Mitte der sechziger Jahre die Aufhebung dieser sonderbaren Bestimmungen unter Anregung und Mitwirkung des Verfassers dieses Aufsatzes.

größtem Vorteile gewesen, wenn man ihn in Ministerstellung an die Spitze einer Marinebehörde hätte stellen können, die in sich Verwaltung, Technik und Kommando vereinigte, wie dies bei der englischen Admiralität der Fall ist. Obwohl sachlich dagegen wenig vorzubringen gewesen wäre, widersprach solche Stellung für einen königlichen Prinzen der preußischen Tradition. Ganz notwendig war ohne Zweifel, und der Prinz setzte alle Hebel dafür ein, daß die Marine vom Kriegsministerium loskam, wo sie naturgemäß als unselbständiges Stiefkind betrachtet und behandelt wurde. Man schuf daher durch Kabinettsorder vom 14. November 1853 eine Admiralität, zu deren Chef nicht der Prinz, sondern der Ministerpräsident ernannt, unter dem der Prinz mit dem Titel eines Admirals und Oberbefehlshabers der Marine mit der speziellen Leitung derselben beauftragt wurde. Der Prinz reichte in dieser Stellung dem Könige unterm 17. Dezember 1854 eine Denkschrift ein, in der er die Aufgaben und Ziele der preußischen Marine entwickelte und dafür unter Berücksichtigung der in Betracht kommenden gegnerischen Flotten für notwendig erklärte: die Beschaffung von 9 Schraubenlinienschiffen zu 90 Kanonen, 3 Schraubenfregatten zu 40 Kanonen, 6 Schraubenkorvetten zu 24 Kanonen, 3 Avisos, 36 Kanonenschaluppen zu 2 Kanonen, 6 Kanonenjollen zu 1 Kanone.

In der Denkschrift wird ausdrücklich erwähnt, daß dabei nur der Schutz preußischer und oldenburgischer Seeinteressen (Oldenburg hatte sich bei Abtretung des Jadegebietes den preußischen Seeschutz ausbedungen) ins Auge gefaßt sei, wodurch sich die gegenüber der vorerwähnten, für das gesamte Deutschland vorgeschlagene, weit geringere Flottenstärke erklärt.

Wenn nun auch ein etwas regeres Leben in die Marine einkehrte, mehrere Schiffe gebaut und gekauft wurden und es dem Prinzen gelang, eine seiner Lieblingsideen zu verwirklichen, nämlich den Erwerb eines kleinen Territoriums auf beiden Seiten der Verengung des Jadebusens von Oldenburg behufs Anlegung eines Marinehafens für die Nordsee, dessen vom 5. November 1854 datierender Besitztitel dem Prinzen vom Großherzog von Oldenburg überreicht und dessen faktische Uebergabe und Besitzergreifung auf der Landspitze Färhuk durch Seine Königliche Hoheit am 23. November desselben Jahres erfolgte, so fehlte es für die nächste Zukunft doch gerade infolge des für den Bau eines Kriegshafens erforderlichen großen Geldaufwandes an Mitteln zu einer raschen und kräftigen Entwicklung der Flotte. Sehr richtig wurde daher zunächst alle Aufmerksamkeit verwandt auf die Gewinnung und gute Ausbildung des Marinepersonals, insbesondere der Kadetten und Offiziere, durch mehrere, gleichzeitig der Wahrnehmung auswärtiger Interessen dienende Schiffsexpeditionen über den Atlantik und in das Mittelmeer sowie durch Entsendung von Offiziersaspiranten zur besseren praktischen Ausbildung in die englische und amerikanische Marine. Auch wirkten Ereignisse, wie das durch Zufall (ein längs der Küste ohne feindliche Absicht entlang fahrendes Boot der Dampfkorvette „Danzig“ erhielt scharfe Schüsse) am 7. August 1856 unter Führung des Prinzen herbeigeführte Gefecht bei Tresforcas gegen die Riffpiraten, hebend auf die Stimmung der Allgemeinheit

für die Marine. In diesem Gefecht, in dem die preußische Marine ihr erstes Blut für die Ehre der Flagge dahingab, hatten wir — der Verfasser selbst gehörte zu den Teilnehmern — sieben Tote und zweiundzwanzig Verwundete, unter denen der Prinz sich befand. An Sympathie im Lande fehlte es also nicht, aber infolge der geringfügigen bewilligten Geldmittel entsprach das Tempo der Entwicklung doch so wenig den anfangs gehegten Erwartungen,[1]) daß innerhalb der Marine mehr oder weniger Mutlosigkeit einriß, wie sich dies darin zeigte, daß eine ganze Anzahl der durch den Prinzen 1849 bis 1852 in dieselbe eingestellten Seekadetten und Offiziere nach und nach diese Laufbahn als aussichtslos wieder aufgab und zum Teil ihr besseres Fortkommen in der Handelsmarine suchte und fand.

Wie schon bemerkt, fand der Prinz bei seinen Vorschlägen und Anträgen für die Erweiterung der Marine die gehoffte Unterstützung in den übrigen beteiligten Ministerien nur in geringem Maße. Vom Kriegsministerium war es ihm zum Beispiel sehr verdacht worden, daß der Erwerb des Jadebusens ohne dessen Mitwirkung vor sich gegangen war, indem dasselbe hervorhob, es handle sich dabei nicht bloß um die politische und strategische Bedeutung des Erwerbes, die von Bedenken gewiß nicht frei wäre, sondern es lege dieser Vertrag dem Kriegsministerium auch Pflichten auf, deren Tragweite sich gar nicht absehen lasse. Auch seien in bezug auf die Landesverbindungen mit dem neuen Gebiete ernste Schwierigkeiten von seiten der hannoverschen Behörden zu gewärtigen — was ja alles ohne Frage sehr zutreffend war. Bezeichnend für die ganze Situation war aber die Antwort des Prinzen, daß er zwar die Bedeutung des Vertrages mit Oldenburg für das Kriegsministerium anerkennen müsse, aber durch das Bedenken von einer vorgängigen Verständigung mit demselben sich habe abhalten lassen, daß alsdann der Vertrag vielleicht überhaupt nicht zustande gekommen wäre, eine Eventualität, die man um jeden Preis vermeiden wollte.

Die vielen dem Prinzen erwachsenenen Weiterungen und geringen Erfolge hinsichtlich Erlangung der benötigten Geldmittel sowie der Umstand, daß er selbst fühlte und auch nicht beanspruchte, den rein geschäftlichen Anforderungen einer preußischen Ministerialverwaltung voll gewachsen zu sein, obwohl er zu seiner Hilfe bei den organisatorischen und technischen Arbeiten sowie für die Personalausbildung mehrere schwedische Seeoffiziere und einen Schiffbautechniker gewonnen hatte, endlich die Erfahrung, daß er wegen der übergroßen Verwaltungsgeschäfte

[1]) Vizeadmiral Batsch sagt zur Erklärung des geringen Interesses, das die Marine damals in den leitenden Kreisen fand, in seinem Lebensbild des Prinzen Adalbert: „Der Charakter der Märzerrungenschaft, welcher der Marine anhaftete, beraubte sie der Volkstümlichkeit in den herrschenden Kreisen; eine Institution, die in ernsten Zeiten fast nur lyrisch und belletristisch behandelt worden war, die gewissermaßen als eine Trumpfkarte der Demokratie galt, wurde fortan viel mehr bespöttelt als ernst genommen. Daß ein königlicher Prinz der Sache so treu blieb und gegen den allmählich umkehrenden Strom zu schwimmen suchte, wurde ihm vielfach als Marotte angerechnet, und das Epitheton des ‚Oberlahnführers' war eine Bezeichnung, die man zu jener Zeit namentlich in den höheren Gesellschaftskreisen nicht selten zu hören bekam."

sich persönlich zu wenig der militärischen und seemännischen Leitung der Flotte widmen konnte, gaben ihm Veranlassung, eine Abänderung in der Organisation der leitenden Behörde zu beantragen. Dieselbe erging durch Kabinettsorder vom 14. November 1859 dahin, daß die Admiralität fortan aus zwei selbständigen Behörden: der „Marineverwaltung“ und dem „Oberkommando der Marine“ bestehen solle, erstere unter einem Chef mit den Befugnissen und der Verantwortlichkeit eines Ministers, letztere unter dem Oberbefehlshaber der Marine mit den Befugnissen eines kommandierenden Generals und Generalinspekteurs. Hiermit war eine Organisation geschaffen, die den Anforderungen durchaus entsprach und unter der die Marine einen, infolge zu geringer materieller Mittel zwar immer noch sehr langsamen, aber sicheren Aufschwung nahm.

Für die Sache selbst war es nicht von großem Belang, daß der auf Vorschlag des Prinzen als Chef der Marineverwaltung mit der Wahrnehmung der Ministerfunktion betraute, als Seemann und Seeoffizier tüchtige, aber in den preußischen Verwaltungsgrundsätzen nur wenig heimische Konteradmiral Schröder [1]) seine wichtige Stellung nicht genügend zum Nutzen der Sache herauszuheben und die Schwierigkeiten derselben auch gegenüber dem Höchstkommandierenden der Marine zu überwinden verstand. Wenn dann auch durch Kabinettsorder vom 16. April 1861 die Organisation der oberen Marinebehörde in der Form insofern geändert wurde, daß man nunmehr ein eigentliches Marineministerium schuf, so war die Umformung sachlich doch nicht als ein Wechsel im System, sondern hauptsächlich in der Leitung aufzufassen, indem an die Stelle des Chefs der Marineverwaltung nunmehr in der Person des Kriegsministers v. Roon ein Marineminister ernannt wurde, der mit umfassendem und klarem Blick die Marine weiter zu entwickeln verstand und auf dem Gebiete der Organisation für dieselbe Bedeutendes schuf.

Nur das eine war zu bedauern, daß die hohen Gaben Roons, als gleichzeitigem Kriegsminister, der Marine doch nur zum kleineren Teil zugute kamen. Menschlich erklärbar war es, daß, wo Armee- und Marineinteressen konkurrierten oder gar kollidierten — und dies kam mehrfach vor —, die ersteren den Vortritt fanden. Infolge der damaligen Reorganisation der Armee bedurfte dieselbe der Geldmittel in solchem Umfange, daß man nur zu sehr geneigt war, bei der Marine zu sparen, und viele ganz notwendige Forderungen zurückstellte.

Noch bevor die letzterwähnte Neuorganisation in der Marinebehörde Platz griff, hatte sich, zum Teil durch Personenwechsel in den Ministerien (auswärtiger Minister v. Schleinitz, Handelsminister v. d. Heydt) begünstigt, unter dem Prinzregenten eine bessere Auffassung von dem Werte einer Flotte für Förderung der

[1]) Derselbe, der holländischen Kriegsmarine entstammend, war ursprünglich zur Neuorganisation der preußischen Navigationsschulen berufen und dann in den Marinedienst übernommen worden. Er war dem Prinzen Adalbert bei dessen Kommissarium in Frankfurt a. M. zur Seite gewesen und stand später an der Spitze des Marinekommandos in Danzig als Stationschef, nachdem er zeitweilig mit dem Titel eines Kommodore ein preußisches Geschwader auf einer Reise in den Atlantik und das Mittelmeer kommandiert hatte.

Seehandelsbeziehungen geltend gemacht und wurde sowohl vom Chef der Marineverwaltung wie vom Oberbefehlshaber in jeder Weise gefördert. Die Anregung dafür gaben mit die für Erschließung Chinas von England und Frankreich geführten Kämpfe in China und die zuerst vom amerikanischen Kommodore Perry erzwungene Oeffnung des seit ungefähr zwei Jahrhunderten fast hermetisch verschlossenen japanischen Reiches. So wurde auf Veranlassung der genannten Ministerien ein Plan ausgearbeitet für Abschluß von Handelsverträgen für Preußen und den Deutschen Zollverein mit den ostasiatischen Reichen China, Japan und Siam und dafür die Entsendung einer Gesandtschaft unter Leitung des damaligen Legationsrates (späteren Ministers des Innern) Grafen Eulenburg, mittels eines preußischen Geschwaders ins Auge gefaßt und durch Kabinettsorder vom 15. August 1859 vom Prinzregenten befohlen. Diese zu ihrer Durchführung gegen drei Jahre erfordernde, in den ihr gestellten Zielen erfolgreiche Expedition, aus der Dampfkorvette „Arkona", der Segelfregatte „Thetis", dem Schoner „Frauenlob" (der leider in einem Taifun am 2. September 1860 in der Nähe der japanischen Küste mit der ganzen Besatzung unterging) und dem Transportdampfer „Elbe" bestehend, unter dem Kommando des Kommodore Sundewall, dem der Verfasser dieses als Flaggleutnant beigegeben war, trug nicht nur wesentlich dazu bei, die Marine geachteter und populärer zu machen, sondern auch die deutschen Handelsbeziehungen zu den ostasiatischen Reichen sehr zu heben. Es bewährte sich hier die Richtigkeit der englischen Sentenz, daß der Handel der Flagge folgt, und getragen von der allgemeinen Sympathie, trat bald ein etwas kräftigeres Fortschreiten der Marine in die Erscheinnng, wenn auch der durch den erwähnten Verlust des „Frauenlob" und der zeitweilig als Kadettenschiff dienenden Korvette „Amazone" im November 1861 in der Nordsee eingetretene Ausfall an Offizieren und Offiziersaspiranten ein für die Marine sehr schwerer Schlag war.

Geradezu demütigend für Preußen erwiesen sich dann die Erfahrungen des dänischen Krieges 1864. Da wohl leider nicht durchaus ausgeschlossen ist, daß wir in einem künftigen Kriege mit einer überlegenen Seemacht auch auf eine neue Gegnerschaft dieses Staates zu rechnen haben, scheint es am Platze, hier etwas eingehender der auf die Marine Bezug habenden Umstände des Feldzuges gegen Dänemark zu gedenken.

Es kam für Preußens Marine ein Doppeltes in Betracht: einmal durch Ausfälle seitens unsrer Seestreitkräfte zu verhindern, daß die feindliche Blockade zu einer sogenannten „effektiven" wurde, woraus der seeseitigen Zufuhr für das große Bedürfnis Deutschlands an Rohstoffen und dem Export an Industrieerzeugnissen, also dem ganzen wirtschaftlichen Leben, ein ungemein großer materieller Schaden hätte erwachsen müssen, sodann aber: die Niederwerfung der dänischen Streitkräfte auf der jütischen Halbinsel und auf den Inseln durch die verbündete Armee zu unterstützen.

Der Verfasser dieser Zeilen, damals Adjutant des Direktors des Marineministeriums, hatte selbst vom Marineminister v. Roon kurz vor Ausbruch des

Krieges den Auftrag erhalten, einmal die Streitkräfte der dänischen Marine und ihre Hilfsmittel für Ausrüstung, Reparatur und so weiter durch eine inkognito ausgeführte Reise nach Dänemark, sodann die Möglichkeit der Passage unsrer Kanonenboote durch den Fehmarn-Sund genau zu rekognoszieren. Die Berichte darüber sollten der militärischen und der Flottenleitung eine Grundlage für die Beurteilung der in Betracht kommenden Verhältnisse und ihre Operationspläne gewähren.

Wie die preußische Flotte ihrer erstbezeichneten Aufgabe gerecht wurde durch die verschiedenen kleinen Angriffe der dänischen Schiffe in der Ostsee (Gefecht der „Arkona“ und „Nymphe“ am 17. März 1864 und Plänkeleien der „Vineta“, „Grille“ und Kanonenbootflottille) und in der Nordsee (Gefecht der vereinigten österreichisch-preußischen Eskader, bestehend aus den österreichischen Fregatten „Schwarzenberg“ und „Radetzky“ und dem preußischen Aviso „Preußischer Adler“ und Kanonenbooten „Blitz“ und „Basilisk“ bei Helgoland am 9. Mai, sowie Gefangennahme einer kleinen dänischen Flottille in den Gewässern von Sylt und Föhr) ist bekannt.

Die Unterstützung der in Schleswig und Jütland operierenden Armee der Verbündeten durch die preußischen Schiffe, namentlich die Kanonenboote, scheiterte leider an den gerade derzeit ungemein ungünstigen Witterungsverhältnissen, zufolge deren die Kanonenboote keinen Gebrauch von ihrer Artillerie hätten machen können. Um die Bedeutung einer gemeinsamen Aktion von Truppen und Flotte in diesen Gewässern zu beleuchten, eine Aktionsnotwendigkeit, deren Wiederkehr nicht ausgeschlossen ist, wird hier die Anführung einiger Auslassungen unsers ersten Strategen, des Grafen Moltke, nebst Aeußerungen Seiner Majestät des Königs dazu am Platze sein.[1])

Im Operationsentwurf (1862) und einem späteren Gutachten über die Führung eines Krieges gegen Dänemark sagt Moltke: „Die Hauptschwierigkeit bei einem Kriege gegen Dänemark besteht darin, daß die Eroberung des ganzen dänischen Festlandes zu einem definitiven Abschluß noch nicht führt. Die Inseln und vor allem der Sitz der Regierung sind uns unzugänglich, solange unsre Flotte den Kampf mit der dänischen nicht aufzunehmen vermag.“

Bei der Erörterung einer Landung auf Alsen schreibt Moltke am 8. März 1864 an v. Blumenthal: „Nun ist aber auf unsre Flotte, welche die Hauptrolle spielt, durchaus mit keiner Sicherheit zu rechnen. Sie ist nicht in der Lage, der dänischen auf offener See zu begegnen, und da dies gerade in der Richtung auf Alsen wahrscheinlich der Fall sein würde, so kann ich die Realisierung des sonst sehr ansprechenden Gedankens dieser Landung kaum für ausführbar halten.“ Ferner unterm 16. März: „Wenn gegen Dänemark weitere Zwangsmaßregeln sich als notwendig erweisen sollten, so können dieselben füglich nur gegen die Insel Fünen gerichtet sein. Hierzu wäre indes die Mitwirkung unsrer Flotte

[1]) Entnommen „Moltkes militärischer Korrespondenz, Krieg 1864“, herausgegeben vom Großen Generalstabe.

unerläßlich. Kann diese die Blockade nicht durchbrechen, oder begegnet sie der überlegenen dänischen im Großen Belt, so unterbleibt einfach die ganze Unternehmung für die Landarmee." Hierzu findet sich die Randbemerkung des Königs: „Richtig!" Am Schluß des ganzen Gutachtens machte Seine Majestät die Bemerkung: „Da das ganze Projekt auf die Mitwirkung unsrer Flotte berechnet ist, dieselbe aber trotz ihres Heldenmutes doch ihre numerische Schwäche gegen die dänische konstatieren müßte, so scheint Mir wenig Chance vorhanden, das Projekt anbahnen zu können."

Am 17. März schreibt Moltke wieder an Blumenthal: „Ich halte die Mitwirkung unsrer Flotte für nötig, wenn der Erfolg einigermaßen gesichert sein soll. An entscheidender Stelle ist man, und wohl mit Recht, der Ansicht, daß die Flotte nicht in einer Richtung vorgeschickt werden darf, wo sie voraussichtlich den größeren und zahlreicheren Schiffen der Dänen begegnet. Dies war mit der Richtung auf Alsen der Fall, solange die Mehrzahl der dänischen Kriegsfahrzeuge im dortigen Sunde stationierte. Jetzt haben diese unsre Küste blockiert. Unsre Korvetten in Stettin werden vielleicht schon heute auf die dortige Reede hinauslegen (es fand an dem Tage in der Tat das Seegefecht bei Jasmund statt), um die Richtigkeit der Blockade tatsächlich zu konstatieren. Begegnen sie dabei den fünf größeren Schiffen, die bei Rügen kreuzen, so müssen sie freilich zurück. Die Kanonenbootflottille aus Stralsund wird nach dem Land-Tief gehen. Bei ruhiger See sind diese Kanonenboote mit ihren trefflichen weittragenden Geschützen selbst für große Kriegsschiffe ein zu fürchtender Gegner, bei bewegtem Wasser aber rollen sie so, daß alle Treffähigkeit verloren geht. Es hängt also alles von Glück und Umständen ab; an gutem Willen fehlt es nicht, aber eine Operation läßt sich darauf nicht basieren."

Am 24. März schrieb Moltke ferner, daß nicht durch die Wegnahme von Düppel, sondern durch die Besetzung Fünens das Ende des Krieges herbeizuführen sei, wozu es der Mitwirkung der Flotte bedürfe. Ueber die beabsichtigte Landung auf Alsen bemerkt er ebenfalls, daß die Verwirklichung jetzt noch mehr als früher von der Unterstützung durch die Flotte abhängen werde. In einem Gutachten an den Prinzen Friedrich Karl vom Oktober 1864 über die eventuelle Notwendigkeit einer Landung auf Seeland sagt er ferner: „Die wirkliche Landung auf Seeland betrachte ich als ein kühnes, im Erfolg nicht gesichertes, aber nicht unausführbares letztes Mittel, wenn der Friede anders nicht erreicht werden kann. Für uns, die wir eigentlich eine Flotte noch nicht besitzen, ist der Krieg gegen einen Inselstaat so schwer zum Abschluß zu bringen, daß es neben der Vortrefflichkeit des Heeres und der Kühnheit seiner Führer wohl auch des Glückes bedurfte, um ein Resultat zu erreichen."

Wenn es der kleinen preußischen Flotte hiernach auch nicht vergönnt gewesen war, sich entscheidend an den Operationen gegen Dänemark zu beteiligen, so wurde ihre Tätigkeit vom König doch voll anerkannt, wie schon obenangeführte Aeußerung Höchstdesselben zeigte und wie es noch während des folgenden Waffenstillstandes bei einer Inspektion zum Ausdruck kam, die der König, begleitet von Ihren

Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin und dem Großherzog von Mecklenburg an Bord des Flaggschiffes „Arkona“ abhielt, bei welcher Gelegenheit der Verfasser (welcher in Stelle des im Gefecht bei Rügen verwundeten ersten Offiziers des Schiffes, Kapitänleutnant Berger, getreten war) die von Seiner Majestät befohlenen Manöver zu kommandieren hatte.

Die in gewisser Richtung übeln Erfahrungen des dänischen Krieges trugen dazu bei, daß nunmehr daran gegangen wurde, dem Ausbau der Flotte eine gesicherte planmäßige Grundlage zu geben, und zwar geschah dies durch einen die Marineetatsforderungen 1865 begleitenden Flottengründungsplan.[1]) Das Ziel desselben war die Schaffung einer Seemacht zweiten Ranges, und zwar sollte die innerhalb eines Zeitraums von zwölf Jahren herzustellende Flotte aus 10 Linienschiffen (Panzerfregatten), 10 kleineren Panzern, 8 großen und 12 kleinen Kreuzern (Korvetten und Avisos) sowie 4 Transportschiffen bestehen. Die für obigen Zeitraum veranschlagte Geldaufwendung war nicht übermäßig: sie betrug ungefähr 34 1/2 Millionen Taler.

Mit warmen Worten trat der Fürst Bismarck für die Genehmigung des Planes durch das Abgeordnetenhaus ein, indem er am 1. Juni 1865, sich namentlich gegen den von liberaler Seite gezeigten Mangel an Bereitwilligkeit, die Mittel zu bewilligen, wendend, unter anderm ausführte: „Es hat wohl keine Frage die öffentliche Meinung in Deutschland in den letzten zwanzig Jahren so einstimmig interessiert wie gerade die Flottenfrage. Wir haben gelesen, daß die Vereine, die Presse, die Landtage ihren Sympathien Ausdruck gaben; diese Sympathien haben sich in Sammlungen von verhältnismäßig recht bedeutenden Beträgen betätigt. Den Regierungen, der konservativen Partei wurden Vorwürfe gemacht über die Langsamkeit und über die Kargheit, mit der in dieser Richtung vorgegangen würde; es waren insbesondere die liberalen Parteien, die dabei tätig waren. Wir glaubten deshalb Ihnen eine rechte Freude mit dieser Vor-

---

[1]) Der Minister v. Roon, der selbst ja nicht Fachmann war, hatte mehreren höheren Offizieren der Marine die Aufgabe gestellt, ihre Ansichten über die Entwicklung der Marine auszuarbeiten und ihm vorzulegen. Diese Arbeiten befriedigten ihn nicht. Ohne Willen und Wissen des Verfassers dieses Aufsatzes, der damals ganz junger Offizier war, war dem Minister eine Privatarbeit, die er während der ostasiatischen Expedition, angeregt durch seinen damaligen Kommandanten, den Kapitän zur See Jachmann, entworfen und in der er seine Gedanken über denselben Gegenstand, namentlich in Berücksichtigung der Marineerfahrungen des amerikanischen Sezessionskrieges, entwickelt hatte, in der gleichzeitig aber scharf gegen manche Mißstände in der preußischen Marine, zum Beispiel Einschub von Landoffizieren in das Seeoffizierkorps, hergezogen war, zu Händen gekommen. Die Arbeit war aus Versehen des Direktors des Marineministeriums in die dem Minister regelmäßig vorgelegte Schriftenmappe geraten und mit dem Vermerk des Ministers zurückgekommen: „Diese Arbeit gefällt mir. Verfasser ist zu beauftragen, den verlangten Flottengründungsplan auszuarbeiten.“ Es war dies der erste dem Abgeordnetenhaus vorgelegte ausführlichere Flottenplan. Auf Befehl des Ministers hatte der Verfasser übrigens vorher zu seiner Information einige fremdländische Arsenale zu besuchen, ihn auch auf seiner 1864 (infolge Einladung des Kaisers Napoleon in das französische Armeelager von Chalons und so weiter) nach dem französischen Kriegshafen Cherbourg zu begleiten.

lage zu machen. — Ich glaubte, wir würden nicht genug gefordert haben, Sie würden das Bedürfnis haben, noch bestimmter und schneller die maritimen Unternehmungen zu fördern, und ich war nicht darauf gefaßt, in dem Bericht der Kommission eine indirekte Apologie Hannibal Fischers zu finden, der die deutsche Flotte unter den Hammer brachte. Auch diese deutsche Flotte scheiterte daran, daß in den deutschen Gebieten, ebenso in den höheren, regierenden Kreisen wie in den niederen, die Parteileidenschaft mächtiger war als der Gemeinsinn. Ich hoffe, daß der unsrigen dasselbe nicht beschieden sein wird."

Unter der damals noch nicht zu Ende gekommenen sogenannten Konfliktszeit hatte eben auch die Marine zu leiden. Das Haus lehnte, vorgeblich aus Verfassungsbedenken, leider ab, sich durch Genehmigung des Flottenplans zu binden.

Im gleich darauf folgenden Kriege gegen Oesterreich, Hannover und so weiter kam die Flotte nur in geringfügiger Weise (Besetzung der hannoverschen Elbuferbatterien bei Brunshausen, Geestemünde und Emden und Vernagelung ihrer Kanonen sowie Hilfeleistung bei der Besetzung der Festung Stade durch die Armee) Mitte Juni 1866 zur Verwendung, da die raschen Siege der Armee die österreichische Marine nach ihrem Seesiege bei Lissa gegen die italienische verhinderten, in die Aktion einzutreten.

Die nach dem Kriege am 1. Juli 1867 in Kraft getretene Verfassung des Norddeutschen Bundes gab der Marine durch den Artikel 53 eine neue erweiterte Grundlage. Danach ging die preußische Flotte nebst ihren Kriegshäfen und Werften (Jade, Kiel, Danzig) ohne Entschädigung auf den Norddeutschen Bund über. Dieser unter Mitwirkung des Verfassers redigierte Artikel enthielt aber noch die für die Marine wichtige Bestimmung, daß die gesamte seemännische Bevölkerung des Bundes, einschließlich des Maschinenpersonals und der Schiffshandwerker, vom Dienste im Landheere befreit, dagegen zum Dienste in der Bundesmarine verpflichtet sei. Tatsächlich war dieses seemännische Personal bisher noch zu einem guten Teile für die Armee (namentlich Pioniere) ausgehoben worden.

Als eine selbstverständliche Folge von dem staatlichen Umschwung der Dinge, den das Jahr 1866 Deutschland brachte, erschien es, daß mit den sehr erweiterten Aufgaben und Pflichten der Marine — umfaßten diese fortan doch auch den militärischen Schutz des großen und wichtigen Seehandels der Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck und der im Auslande domizilierenden Bürger dieser und der andern norddeutschen Staaten sowie die Sicherung der Küsten der Herzogtümer und der Nordsee — auch die Mittel zu ihrer Erstarkung reichlicher fließen würden. Das war aber in dem zu erwartenden Umfange nicht der Fall, wie das in dem neuen dem Reichstage des Norddeutschen Bundes vorgelegten Flottenerweiterungsplan vom 22. Oktober 1867 zum Ausdruck kam. Er bewegte sich, soweit die Flotte in Betracht kam, tatsächlich fast in denselben Grenzen wie der preußische von 1865, indem „vorläufig" nur 16 Panzerschiffe und Fahrzeuge, 20 Fregatten und Korvetten (Kreuzer), 8 Avisos und 22 Dampfkanonenboote nebst einigen

Uebungsschiffen gefordert, allerdings die Zeit der Beschaffung dieser Flotte von zwölf auf zehn Jahre herabgesetzt wurde. Es war also an Panzerschiffen weniger, an Kreuzern etwas mehr gefordert. Die geforderte, auf zehn Jahre zu verteilende Geldsumme betrug zirka achtzig Millionen Taler.

Der Grund für die verhältnismäßig beschränkte Forderung an Schiffen war einmal darin zu suchen, daß gleichzeitig größere Geldmittel zum Ausbau des Jadehafens und für das Arsenal in Kiel sowie für die Befestigung beider Kriegshäfen ausgeworfen werden mußten, sodann aber auch darin, daß die Armee sehr bedeutende Summen für Retablissement infolge des Krieges und für Verstärkung bedurfte. Für die Marine war es hierbei nicht günstig, daß Armee- und Marineverwaltung in ein und derselben Hand vereinigt waren, denn bei Konkurrenz in bezug auf Geldmittel geriet die Marine naturgemäß immer ins Hintertreffen. Bei den Beratungen, die vor dem Entwerfen der Flottenpläne über den Umfang des zu Fordernden sowohl im Plenum des Marineministeriums wie unter Berufung und Zuziehung des im Organisationsreglement für die oberen Marinebehörden vorgesehenen Admiralitätsrates stattfanden, kam leitenderseits gewöhnlich zum Ausdruck, daß man sich mit den Forderungen auf das Allernotwendigste beschränken müsse, weil diese andernfalls weder bei der Finanzverwaltung noch bei den Abgeordneten durchsetzbar sein würden. Uebrigens war die Motivierung des letzten Planes so gehalten, daß die Flottenstärke nicht als für alle Zeit maßgebend anzusehen sein sollte, sondern nur für die erste Bauperiode 1868 bis 1877. Ein Antrag, den der Abgeordnete H. H. Meier, wohl der einzige, der als Schöpfer und Direktor des Norddeutschen Lloyd ein praktisches Urteil über die technische Seite der Vorlage und den Wert eines kräftigen Schutzes des Seehandels besaß, bei der Beratung im Reichstage stellte, den Ausbau der Flotte in der Hälfte der vorgeschlagenen Zeit zu bewerkstelligen, wurde abgelehnt, der Flottenplan im übrigen aber angenommen.

Sehr viel geschah unter Leitung des Ministers v. Roon für eine gründliche Schulung und militärische Ausbildung des Personals, wobei sich allerdings einige Gegensätze zwischen der im Marineministerium herrschenden, namentlich vom Verfasser vertretenen Auffassung und den Ansichten des Oberbefehlshabers herausbildeten, indem letzterer jedem militärischen Drill der Matrosen abhold war und die Kadetten wie in der englischen Marine, für die der Prinz eine besondere Vorliebe hatte und die er daher überall als Muster nahm, bei sehr jugendlicher Einstellung möglichst ausschließlich auf den eigentlichen Kriegsschiffen, also in kleinen Abteilungen, praktisch ausgebildet wissen wollte, während im Marineministerium dafür Einstellung in einem etwas späteren Lebensalter nach Abschluß einer gewissen Schulbildung (Reife für Obersekunda), sodann Weiterbildung auf Schulschiffen und in einem Kadetteninstitut für zweckdienlicher gehalten wurde.

Es wurden unter dem Minister Roon dann die sogenannten Marineteile (Matrosendivisionen, Werftdivisionen [zur Ausbildung von Schiffszimmerleuten, Schmieden, Maschinisten, Heizern und so weiter] und Schiffsjungenabteilung) auf mehr militärischer Grundlage umgebildet, Uebungsschiffe für Kadetten und

Schiffsjungen und zur artilleristischen Ausbildung der Matrosen und Erprobung des Artilleriematerials beschafft und die Exerzierreglements für alle Waffengattungen neu bearbeitet. Als ein Fehlgriff war es aber anzusehen und wurde als solcher auch nach einigen Jahren erkannt, daß man dem durch die vorerwähnten Abgänge und Schiffsverluste geschwächten Seeoffizierkorps durch Einstellung einer Anzahl von Armeeoffizieren aufzuhelfen versuchte, die eine kurze Zeit in der englischen Marine für ihren Beruf vorgebildet wurden. Nur zwei dieser Offiziere bewährten sich, die andern erkannten selbst, daß sie nicht mehr genügend geistige und körperliche Geschmeidigkeit besaßen, um sich in dem neuen, ganz anders gearteten, nicht leichten Beruf heimisch zu fühlen und darin etwas zu leisten. Sie gaben daher nach einiger Zeit den Marinedienst wieder auf, und neue Armeeoffiziere gelangten hinfort nicht mehr zur Einstellung.

Die vom Minister mit der Zeit erkannte Notwendigkeit, der seemännischen Erfahrung auch in der Verwaltungsbehörde an geschäftsleitender Stelle in höherem Maße Rechnung zu tragen, führte dazu, den bisher mit einem General der Landarmee (v. Rieben) besetzten Posten eines Direktors des Marineministeriums zur Genugtuung des ganzen Seeoffizierkorps dem begabten, weitschauenden Vizeadmiral Jachmann zu übertragen (1867).

Im Ausbau der Kriegshäfen machte man nur langsame Fortschritte. Abgesehen davon, daß stets mit den Geldmitteln sehr zu Rate gegangen werden mußte, bereiteten auch die Bodenverhältnisse an der Jade größere Schwierigkeiten und Kosten, als man vorausgesehen hatte. Am 17. Juni 1869 konnte endlich aber doch die feierliche Einweihung des Kriegshafens an der Jade durch den König in Gegenwart der Großherzöge von Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin, des Admirals Prinz Adalbert, des Bundeskanzlers und andrer Minister und hoher Offiziere und Beamte Platz greifen, bei der dem Verfasser die Ehre zuteil wurde, die unter den Schlußstein des nördlichen Molenkopfs zu lagernde Denkschrift über Erwerbung, Bau und Vollendung dieses ersten deutschen Kriegshafens zu verlesen. Auf Befehl Seiner Majestät erhielt der Kriegshafen bei dieser Gelegenheit den Namen „Wilhelmshaven".

Noch in demselben Jahre vereinigten sich auf Allerhöchsten Befehl eine Anzahl Kriegsschiffe: die Korvetten „Hertha", „Elisabeth", „Arkona" (vom Verfasser kommandiert), die Jacht „Grille" und das Kanonenboot „Delphin" in Port Said als Geleitschiffe Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen, der von Seiner Hoheit dem Khedive von Aegypten eingeladen war, den vom 16. bis 20. November dauernden Feierlichkeiten der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen, und der dort auch mit dem Kaiser von Oesterreich und der Kaiserin von Frankreich zusammentraf. In Begleitung Seiner Königlichen Hoheit befand sich auch der General v. Stosch, der hier die erste Gelegenheit hatte, einen Einblick in Marineverhältnisse zu nehmen.

Bei dem infolge Knappheit der Geldmittel überaus langsamen Fortschritt im Ausbau der Marine war es nicht zu verwundern, daß der bald ausbrechende französische Krieg sie in keiner Weise ihrer Aufgabe des Seehandelsschutzes

gegenüber einer ihr an Seestreitkräften fast zehnfach überlegenen Flotte gewachsen fand. Während die norddeutsche Flotte damals zirka 40 Dampfschiffe mit noch nicht 300 Geschützen zählte, besaß die französische zirka 340 Dampfer mit zirka 3700 Geschützen. Die Kriegshäfen Kiel und Wilhelmshaven waren noch nicht völlig zum Bau von Kriegsschiffen und zur Aufnahme behufs schleuniger Reparatur eingerichtet, die Befestigungen der Häfen überall noch unvollendet und halb armiert. Die norddeutsche Marine, die damals nur drei (übrigens alle drei mit augenblicklich wegen Mangel an Dockgelegenheit nicht reparierbaren Schäden behaftete) Panzerschiffe und zwei Panzerfahrzeuge (eins davon sehr minderwertig) besaß, während sich die Mehrzahl der verfügbaren Korvetten, nämlich drei, und ein Kanonenboot im Auslande befanden, reichte in keiner Weise aus, um die eignen Häfen und Küsten, geschweige denn den Seehandel zu schützen. Es ist schwer zu sagen, welchen Umständen es zu danken war, daß die französische Marine nicht sofort von ihrer Ueberlegenheit Gebrauch machte, um das Privateigentum durch Bombardement der Küstenstädte — was völkerrechtlich leider nicht positiv verwehrt ist —, strenge Blockierung der Küsten, Zerstörung des ganzen deutschen Seehandels in schlimmster Weise zu schädigen. Nachdem dann die geplante Landung von Truppen an unsern Küsten an den raschen Siegen unsrer Armee gescheitert war, und angesichts der jetzt vorliegenden Möglichkeit, für alle an der deutschen Küste etwa begangene Ausschreitungen in Frankreich Repressalien zu üben, beschränkte die feindliche Flotte sich auf eine bloße Beobachtung unsrer Seestreitkräfte und eine wenig streng durchgeführte Blockade einzelner Küstenstrecken.[1]) Einige resultatlose Plänkeleien in Ostsee und Nordsee,

[1]) In wie hohem Maße trotzdem die Ueberlegenheit der französischen Flotte für Frankreich von Nutzen war, geht aus den folgenden sehr richtigen Auslassungen französischer Autoritäten hervor. Admiral Reveillière sagt: „Man darf nicht vergessen, daß Frankreich 1870/71 nur dank seiner freien Bewegung auf dem Meere seinen Widerstand verlängern und durch die Verlängerung des Kampfes zwar nicht sein Gebiet, aber doch seine Ehre retten konnte. Da es durch seine Küsten mit der ganzen Erde in Verbindung stand, fand es im Meere eine unerschöpfliche Lebensquelle. In der schwierigen Lage eines Menschen, dessen eine Lunge nicht arbeitet, atmete es mit der andern. So konnte es leben bis zu dem Tage, wo der Deutsche ihm das Herz erdrückte. Wenn die Deutschen Herren des Meeres gewesen wären, so würde Frankreich, wie ein Schraubstock eingeschlossen, schon im Anfang an Erstarrung umgekommen sein.“

Aehnlich äußerte sich der Marineminister Lockroy 1898: „Wenn Frankreich 1870 so lange seinen Gegnern widerstehen konnte, wenn es, schon erlahmend, den Ansturm seiner Feinde zurückwerfen konnte, so rührt das nicht nur daher, daß es aus der Glut seines Patriotismus und aus seinen unerschöpflichen Hilfsquellen immer neue Kräfte schöpfte, sondern besonders daher, daß es offenes Meer hinter sich fühlte, daß es jenseits des Kanals und Ozeans, in England und Amerika die Waffen holen konnte, die es brauchte, um den Kampf zu verlängern.“

In Uebereinstimmung damit sprach sich der preußische Kriegsminister v. Roon 1898 dahin aus: „Ganz besonders empfindlich bemerkbar hat sich unsre Schwäche zur See in den Jahren 1870/71 gemacht, und man kann behaupten, daß der Widerstand Frankreichs niemals zu dieser Dauer erwachsen wäre, hätte die Zufuhr, die von außerhalb kam, durch eine Flotte verhindert werden können.“

bei denen auf große Entfernungen nutzlose Schüsse gewechselt wurden, störten die Ruhe des marinen Kriegsschauplatzes wenig, aber das Gefecht des „Meteor“ gegen den Aviso „Bouvet“ bei Havanna im November 1870 und das kühne Fortnehmen respektive Zerstören von drei französischen Handelsschiffen vor der Girondemündung durch die den feindlichen Kriegsschiffen an Schnelligkeit überlegene Korvette „Augusta“, Januar 1871, legten Zeugnis davon ab, daß es unsern Schiffen weder an gutem Willen fehlte, dem Feinde Schaden zu tun, noch an Kühnheit, wo sich Gelegenheit dazu fand. Die übrigen drei im Auslande befindlichen deutschen Korvetten wurden von sehr überlegenen feindlichen Seestreitkräften in Schach gehalten, so daß „Hertha“ und „Medusa“ von dem Schutz der japanischen Neutralität Gebrauch machten, während es der „Arkona“ gelang, bei ihren vielfachen von den Azoren aus unternommenen Kreuzfahrten einer Anzahl von Handelsschiffen Schutz zu gewähren und überlegene feindliche Streitkräfte zu beschäftigen, ohne ihnen zur Beute zu fallen, wie dies in diesen Blättern ausführlicher schon geschildert worden ist. (Fortsetzung folgt.)

Eine Jugendfreundschaft König Friedrichs des Großen

Nach meist ungedruckten Papieren

Von

Ernst Berner

Feiner abgetönt und zarter gestimmt auf Männerfreundschaften war kaum jemals eine Seele wie die König Friedrichs II. von Preußen. Freundschaft hochgebildeter Männer zu genießen und mehr noch ihnen Freundschaft zu erweisen, war ihm zu allen Zeiten zugleich ein Bedürfnis des Geistes wie des Herzens. In der langen Reihe von Männern, die sich der Freundschaft des Königs rühmen durften, nimmt auch der Markgraf Karl von Brandenburg-Schwedt einen Platz ein, und gerade in der Jugendzeit, in den Zeiten der größten Not Friedrichs, damals, als der Jüngling mit dem Vater in schlimmsten Zwiespalt geraten war, hat sie sich bewährt. Selbst durch die festen Mauern Küstrins fand der Markgraf Gelegenheit, dem Kronprinzen seine Freundschaft zu beweisen, und hat sie bis zuletzt gehalten. Niemals ist er, soweit wir wissen, auf die Seite der Gegner des Königs im eignen Lager getreten, und bei dem Ausbruch des Zwiespalts zwischen dem König und dem Thronfolger hat er diesem treulichst zur Besonnenheit und Nachgiebigkeit gegen den König geraten. Daher konnte denn auch auf der einen Seite der getreue Kabinettssekretär des Königs Eichel nicht anders, als in seinem fürchterlichen Deutsch die sagesse des Herrn Markgrafen zum höchsten rühmen, verweigerte anderseits der Prinz Heinrich ihm ebenso wie dem König und Winterfeldt den gebührenden Ehrenplatz auf seinem Denkmal für die großen Feldherren

der schlesischen Kriege in Rheinsberg. Desgleichen auch hat Friedrich dem Vetter schon in der Jugendzeit so lebhaft seine freundschaftliche Gesinnung bewiesen, daß er ihn nicht nur zum vertrauten Genossen der fröhlichen Tage nach der engeren Küstriner Haft machte, sondern — was sonst nicht leicht vorgekommen sein mag — ihn selbst in französischer Sprache einmal mit dem vertraulichen Du anredete. Er hat mit seiner Anerkennung der Verdienste des Markgrafen in den Kriegen nicht gekargt, hat ihn als den würdigen Enkel des Großen Kurfürsten mehrfach gepriesen, ist mit einer überraschenden Bereitwilligkeit auf die Wünsche Karls in seinem Privatleben allezeit eingegangen und hat seinen Tod aufrichtig beklagt als den eines vollkommenen Ehrenmannes.

Dazu kommt aber noch ein andres. Markgraf Karl war mehrfach und Jahre hindurch der Träger politischer Erwägung, die von weittragender Bedeutung hätten werden können. Er war hintereinander ausersehen zum Gemahl dreier Kaiserinnen von Rußland, zum Gemahl der Kaiserin Anna, der Kaiserin Elisabeth und der Kaiserin Katharina, zum Stammvater einer russischen Dynastie aus königlich preußischem Stamm. Er sollte weiter aber, was vom heutigen politischen und nationalen Standpunkt aus schwerer wiegt, den Herzogshut von Kurland auf sein Haupt drücken und sollte somit die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit eröffnen, von den Ostseeprovinzen die eine, und zwar die, die unmittelbar an das Herzogtum Preußen stößt, für Deutschland zu retten.

Trotz alledem ist heute kaum noch sein Name bekannt, und trotzdem er auf dem Rauchschen Friedrichs-Denkmal unter den Linden zu Berlin der Nachwelt vor die Augen tritt, ist die Heranführung seines Truppenteils von Jägerndorf nach Neustadt zum König im Mai 1745 fast alles, was selbst der preußische Historiker von ihm weiß. So mag es gerechtfertigt sein, ehe wir auf die Briefe Friedrichs an ihn, die uns vorliegen, eingehen, ein kurzes Wort über den Markgrafen selbst zu sagen.

Er war als der Sohn jenes Markgrafen Albrecht Friedrich im Jahre 1705 geboren, der die jüngere Linie Schwedt, die als Herrenmeister des Johanniterordens zu Sonnenburg residierte, begründete, und dessen schwärmerische Verehrung für seine schöne Schwägerin, Königin Sophie Charlotte, die Freundin von Leibniz, so weit ging, daß er, angetan im Hofkleide mit Schuh und Strümpfen, es sich nicht nehmen ließ, bei bitterer Winterkälte vom Kutscherbock aus selbst das Gespann der Königin zu lenken. Nach der vom König Friedrich I. eingeführten Sitte bekleidete Karl von 1715 an das Rektorat der Universität Halle, bis König Friedrich Wilhelm I. diese Sitte, die der Universität einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem regierenden Hause gab, im Jahre 1718 aufhob. In einem kurz nach dem Tode erschienenen Nekrolog soll Karl sogar von 1715 bis 1718 an der Universität studiert haben. Indessen die Verwunderung darüber, daß König Friedrich Wilhelm I., der bei seinen eignen Kindern, zumal dem Kronprinzen, jede gelehrte Bildung mit Stumpf und Stiel auszurotten bestrebt war, einem Mitgliede seines Hauses die Erlaubnis zum Besuch einer Universität ge-

geben haben sollte, löst sich — wenn sie überhaupt gegeben sein sollte[1]) — in Nichts auf, sobald man hört, daß der Prinz während der angeblichen Studienzeit zehn bis dreizehn Jahr alt war. Bei alledem war schon die Gesinnung des Jünglings eine moderne, von dem Altväterischen abweichende, und, sicher des lächelnden Einverständnisses, konnte der fünfzehnjährige Kronprinz in Wusterhausen dem zweiundzwanzigjährigen Vetter, spöttelnd auf den anwesenden jüngeren Hallenser Prediger Francke hinweisend, zuraunen: „Der glaubt Gespenster!“ Aus Wusterhausen auch war es, von wo Friedrich dem im nahen Friedrichsfelde weilenden Vetter unter vielen Empfehlungen an seinen Herrn Vater und seine Frau Mutter, und damit jede Mißdeutung vermeidend, ein Stelldichein abends um zehn Uhr gab im Hause des Landjägers Beck zu Köpenick, um sich von den Schrecknissen Wusterhausens auf seine Weise zu erholen.

Bald aber kamen die Leidenstage für Friedrich, und gerade in und nach diesen Tagen, da Karl als Oberst und Chef eines Regiments unweit von Küstrin in Soldin stand, bewährte sich die Freundschaft, wie bemerkt, in vollem Maße, so daß Friedrich, als er Aussicht hatte, die Kampagne von 1734 in Gegenwart des Prinzen Eugen mitmachen zu dürfen, auch den Vetter aufforderte, sich ihm anzuschließen. Wirklich gab König Friedrich Wilhelm die Erlaubnis, daß die drei Schwedter Markgrafen, die Obersten Prinz Heinrich, Prinz Karl und der Hauptmann Prinz Wilhelm, gleichfalls als Volontäre in das Feld ziehen sollten. Er versah sich dabei aber, wie er schreibt, daß des Kronprinzen Liebden dero drei Vettern mit gutem Exempel vorgehen werde, und insonderheit auf den Prinzen Heinrich wohl acht geben, daß dieser nicht zu einigen Skandalen Gelegenheit gebe, vielmehr durch gute Vorstellungen und Erinnerungen ihn davon abhalte. Nun, wir wissen, an Heiterkeit und fröhlichen Scherzen hat es in diesem tatenarmen Feldzuge den Prinzen nicht gefehlt.

Schon vor dieser Zeit waren indessen die politischen Kombinationen eingetreten, in denen dem Markgrafen die Hauptrolle zugedacht war. Bereits der Große Kurfürst hatte ernstlich den Gedanken einer Erwerbung Kurlands auf Grund der Vermählung einer Tochter des letzten Herzogs von Preußen mit dem Herzog Wilhelm von Kurland in Erwägung gezogen, und diese Hoffnung auf den Besitz des Herzogtums hatte inzwischen durch die Vermählung der Tochter zweiter Ehe des Kurfürsten Elisabeth Sophie mit dem Herzog Johann Kasimir (1691) sowie die weitere Vermählung eines Sohnes des Kurfürsten, eben des Vaters unsers Markgrafen Karl, mit einer Stieftochter Elisabeth Sophies aus erster Ehe ihres Gatten, Maria Dorothea, an Festigkeit gewonnen. Dazu kam, daß sowohl das Wittum Elisabeth Sophies wie die Mitgift Maria Dorotheas dem Berliner Hofe finanzielle Ansprüche an das Herzogtum gaben, deren Erledigung durch den Uebergang der Thronfolge für das Land selbst die bequemste und willkommenste schien.

Es war eine dynastische Gestaltung, nicht unähnlich der, die durch die

[1]) Auch die Akten der Universität Halle, die ich einsehen durfte, ergeben es nicht.

doppelte Vermählung der Kurfürsten Joachim Friedrich und Johann Sigismund mit Töchtern Herzog Albrecht Friedrichs den Erwerb des Herzogtums Preußen ermöglicht hatte. Allein es war zugleich eine solche Gestaltung der Dinge, die sowohl für den Uebergang der Herrschaft auf der Ostsee an Preußen, das heißt in weiterem Sinne des preußischen Handels und der preußischen Seemacht, von entscheidender Bedeutung werden, als auch zugleich sich ebenso ausgestalten mußte zur Rettung des deutschen Landes für das Reich, gerade so, wie es mit dem Herzogtum Preußen gelungen war. Da war es Preußen selber, das, um dem Zaren gefällig zu sein, die Vermählung des jungen Herzogs Friedrich Wilhelm von Kurland mit der Nichte Peters des Großen Anna Iwanowna, der späteren Kaiserin, begünstigte. Freilich hatte der Verlauf des nordischen Krieges die Erwerbung des Landes sehr unsicher gemacht, vermählen würde sich der junge Herzog doch, und im preußischen Königshause war eine heiratsfähige Prinzessin zurzeit nicht vorhanden. Allein nun hatte der Zar einmal seine wuchtige Hand auf das Land gelegt; was sie einmal festhielt, ließ sie nicht wieder los, und auf diese Heirat ist, wie Th. Schiemann einmal nur mit allzu viel Recht bemerkt, im letzten Grunde die schließliche Einverleibung Kurlands in das Zarenreich zurückzuführen.

Es begreift sich daher, daß man in Berlin, als der junge kurländische Herzog gleich nach der Vermählung gestorben war, und es sich im weiteren Verlauf der Verhältnisse um die Wiedervermählung seiner Witwe handelte, einen preußischen Prinzen, eben unsern jetzt zwölfjährig gewordenen Markgrafen Karl zum künftigen Ehegemahl Annas präsentierte, um auf diese Weise das Herzogtum oder doch wenigstens die Befriedigung der finanziellen Ansprüche zu retten. Die Verhandlungen wurden preußischerseits mit aller Energie Jahre hindurch betrieben, und auch auf russischer Seite schien man wenigstens geneigt, auf den Plan einzugehen. Förmlich wild dagegen wurde über den Plan der sächsisch-polnische Hof, der seinerseits für einen Vetter von Weißenfels die Hand Annas wünschte. Darüber kam es zu einem gereizten Briefwechsel und zu öffentlichen Erklärungen zwischen den beiden Höfen. In letzter Linie aber war der Plan, obwohl er in vertragsmäßiger Form niedergelegt wurde, von allen Wandlungen abhängig, denen die russisch-preußische Politik im Zusammenhang mit der Englands, Schwedens, Polens, des Kaisers in jenen stürmischen Zeiten unterworfen war. Sehr bald schon, Februar 1719, war König Friedrich Wilhelm, worauf Schiemann aufmerksam macht, überzeugt, daß „les affaires de Courlande sont fort douteux et je crois, daß nichts wird draus werden, und wünschte mit guter Manier loszukommen, ohne den Zaren zu choquieren."

Indessen daran war doch nicht wohl ernstlich zu denken, vielmehr zwang die ganze politische Stellung, die eine ebenso freundschaftliche wie kräftige gegen Rußland sein mußte, geradezu zur weiteren Verfolgung des Plans. Nichts war daher natürlicher, als, da nun die Unlust Annas gegen jede Vermählung, es sei denn mit ihrem Geliebten Biron, offenbar wurde, Preußen die Akquisition Kurlands durch eine Vermählung Karls mit Peters Tochter Elisabeth zu ermöglichen suchte,

wodurch man sie „moralement immanquable“ zu sichern glaubte. Peter aber wollte seinerseits den Anspruch auf das Land selbstverständlich auch nicht einbüßen und stellte die unerfüllbare Bedingung, daß Preußen die Ansprüche seines holsteinischen Schwiegersohnes in einem Kriege mit Dänemark dafür verfechten sollte. Katharina, seine Nachfolgerin, wäre zwar der Heirat ihrer Tochter Elisabeth keineswegs abgeneigt gewesen, aber im Grunde wollte auch sie die russischen Ansprüche auf Kurland nicht aufgeben und gedachte selbstverständlich weniger daran, durch diese Vermählung Preußen den erstrebten Gewinn zuzuwenden, als ihre Tochter möglichst günstig zu versorgen, und sie forderte daher für Elisabeth nicht die Hand des nachgeborenen Markgrafen Karl, sondern die des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich II. Einem solchen Plan ist Friedrich Wilhelm I. einige Jahre später, als er im Zorn über den Sohn daran dachte, ihn zum Verzicht auf die Thronfolge in Preußen zu nötigen, und es sich darum handelte, ihn zum Begründer einer hohenzollernschen Dynastie auf dem russischen Thron, vielleicht zum Zaren zu machen, allerdings etwas näher getreten, aber doch überhaupt nur für einen kurzen Moment, und damals dachte er auch nicht entfernt daran, Katharinas Verlangen nachzugeben. Damit war der Plan der Vermählung, wie es schien, endgültig aufgegeben.

Allein es schien nur so. Wenige Jahre später nahmen ihn die Russen wieder auf, allerdings, wie es ihrem Interesse entsprach, zunächst ohne Rücksicht auf Kurland. Der Reichskanzler Ostermann nämlich „und der ganze Konseil“ sahen, wie bislang tote Akten erzählen, in der Ehe der Prinzessin Elisabeth mit einem deutschen Fürsten eine wesentliche Stütze für ihre Stellung zum Kaiser Paul und seine Favoriten, und Ostermann wollte, wie er sagte, als geborener preußischer Untertan den daraus resultierenden Vorteil dem Könige von Preußen gönnen. Der preußische Gesandte in Rußland Mardefeld der Aeltere, den er nach den Absichten des Königs über die Vermählung des Markgrafen fragte, antwortete ihm zwar, daß Karl als ein cadet nicht imstande sei, eine Gemahlin vom Stande der Prinzessin Elisabeth zu erhalten, daß mithin 300 000 Rubel sogleich beim Beilager ausbezahlt und für eine Million Abfindungsgelder der Prinzessin Sicherheit gegeben werden müsse. Ostermann fand daran keinen Anstoß, und Mardefeld berichtet nun dem König in befürwortendem Sinne, wenn erstens die schon früher ins Auge gefaßte und auch jetzt wieder geforderte Reise des Markgrafen ihn nicht kompromittiere, der Erfolg der Reise also verbürgt wäre, wenn zweitens der Geldpunkt „vergnüglich“ gefaßt würde, und wenn drittens Seiner Königlichen Majestät keine Kosten daraus erwüchsen. Das hieß Friedrich Wilhelm an seiner besten und, wenn man so will, zugleich an seiner schwächsten Seite fassen. Mitten in erregte Verhandlungen hinein mit dem Kaiser, mitten in die ebenso erregten Verhandlungen über die englischen Vermählungen seiner Kinder fiel dieser Vorschlag. Man sollte wohl glauben, daß der König in seiner heftigen Verbitterung gegen diese und überhaupt gegen alle, anscheinend so vornehmen Eheverbindungen diesem Vorschlag um so abgeneigter gewesen sein würde, als er noch einige Jahre zuvor die Vermählung Karls mit einer russischen Prinzessin ohne die Sukzession in

Kurland „vor nichts achtete“. Allein die Aussicht, den Markgrafen ohne eignen Aufwand so glänzend versorgt zu sehen, überwog etwaige Bedenken. Er trat dem Vorschlage sogleich näher, fragte den Markgrafen Karl, ob er wohl Lust hätte zu solcher Vermählung, und beauftragte ihn, die Zustimmung seiner Eltern zu erbitten. Alle drei erklärten sich bereit, dem königlichen Willen sich zu unterwerfen, und so befahl der König dem Minister Ilgen, an den nunmehrigen Gesandten in Rußland, den jüngeren Mardefeld, zu schreiben, er solle die Verhandlungen in Gottes Namen beginnen. „Man muß alles probieren, es sind 3, 4 à 6 mal 100 000 Rubel. Es ist keine Narrenposse.“

Alles schien gut eingeleitet zu sein. Der ältere Mardefeld machte freilich noch unter anderm jetzt darauf aufmerksam, daß es die Russen leicht chokieren könnte, wenn man den Geldpunkt so emsig betreibe und gleichsam um die Prinzessin marchandiere. Des Königs Gesandter müsse daher viel Zirkumspektion und Politesse gebrauchen und besonders betonen, daß die solide Versorgung der Prinzessin das einzige Motiv dazu sei, vielleicht warte er auch besser die russischen Vorschläge in dieser Beziehung ab. Der König war mit allem einverstanden, befahl Mardefeld, sich völlig der Leitung Ostermanns zu überlassen, bestimmte das königliche Schloß zu Berlin oder das Johanniterordensschloß zu Sonnenburg als künftige Residenz des markgräflichen Ehepaares, begnügte sich statt der alsbaldigen Auszahlung der Million oder doch einer halben Million Rubel mit einer Summe zum Unterhalt der Prinzessin von jährlich 30 000 Rubel und war bereit, den Markgrafen Karl selbst in Moskau wohnen zu lassen, solange es der russische Kaiser nur wünschen möge. Denn auch das hatte man gefordert, weil Ostermann hoffte, auf diese Weise die Prinzessin von der Partei der Favoriten abzuziehen und seine eigne Stellung zu stärken.

Günstig genug auch lauteten Mardefelds Berichte; sie betonten namentlich das Interesse Ostermanns und des Konseils an der Heirat sowie dessen Bereitwilligkeit, sie in jeder Weise zu fördern. Sie litten nur an dem Uebelstande, daß Ostermann unsern Gesandten allemal zur Geduld aufforderte und die Verhandlungen mit dem Kaiser und mit der Prinzessin stets weiter und weiter mit Rücksicht auf die Parteiverhältnisse am russischen Hofe hinausschob. Alle Hoffnung hatte man auf die deutschen Hofdamen der Prinzessin gesetzt, doch diese wurden entlassen, und nun war die Verlegenheit groß, einen Kanal zu finden, durch den man der Prinzessin die Heirat mit dem Markgrafen annehmbar machen könnte. Doch auch einen solchen fand Mardefeld im Februar 1729 an diesem Hofe, der ebenso unberechenbar war, wie die Prinzessin von Launen abhing. Sein Bruder war Kammerjunker bei der älteren Tochter Peters gewesen und hatte als solcher auch bei Elisabeth Zutritt. Er wurde ins Geheimnis gezogen und brachte auch wirklich Karls Werbung an. Und — wunderbarer Optimismus des sonst so erfahrenen Diplomaten! — er mußte zwar wahrheitsgetreu berichten, daß Elisabeth geantwortet, sie wolle überhaupt nicht heiraten, doch, so fügte er hinzu, die Miene, die sie dabei gemacht, hätte gezeigt, daß ihr die Proposition nicht ganz unangenehm sei.

Erst im Juni wird Mardefelds Optimismus geringer. Der böse Butturlin ist es gewesen, wie er berichtet, der der Prinzessin Elisabeth plausibel gemacht habe, daß sie ja Kaiserin werden und alsdann heiraten könne, wen sie wolle. Sie, die früher mit dem Kaiser so gut gestanden habe, vernachlässige ihn jetzt und habe daher seine Freundschaft verloren. Wie schade, „daß diese schöne Prinzessin so flatterhaft, so volage sei und sich zu nichts Solidem applizieren wolle." Trotzdem mahnte der Vertrauensselige auch jetzt noch auf Ostermanns Verlangen zur Geduld, und wirklich hatte man selbst in Berlin noch Geduld und wartete, ob sich die „große Vivazität der Prinzessin etwas lege und sie seriösere Dinge beginnen möchte als die Jagd und dergleichen Plaisirs".

Da kam ein neuer Zwischenfall. Eine andre Bewerbung um die Hand Elisabeths trat dazwischen. Bewerber wie den Herzog von Sachsen-Weißenfels, den Grafen von Sachsen, auch holsteinische Prinzen hatte Friedrich Wilhelm zwar nicht gefürchtet, jetzt aber warb der deutsche Kaiser selber, und zwar durch den König von Dänemark, für den Markgrafen von Bayreuth um die Prinzessin, und nun verlangte Ostermann, Preußen solle den Kaiser für das Verlöbnis Karls interessieren, damit er den Kaiser nicht im Wege finde und die Werbung Karls öffentlich betreiben könne. Nun war zwar damals das Verhältnis Preußens zum Kaiser ein sehr günstiges, aber auf diese Probe wird man in Berlin die kaiserliche Freundschaft denn doch nicht haben stellen wollen. Fürchtete man in der Hofburg zu Wien doch gerade jetzt, die Erhebung Karls zum Herzog von Kurland könne sich verwirklichen, da infolge der in Kurland eingetretenen Verhältnisse sowohl an der Spree wie an der Newa darüber gesprochen wurde, alle Ansprüche der Tochter und der Schwiegertochter des Großen Kurfürsten auf seinen Enkel, den Markgrafen Karl, zu übertragen. Eben deshalb wird der Wiener Hof den Markgrafen von Bayreuth dazwischen geschoben haben, um mit diesem diplomatischen Schachzug Verwirrung und Zeitgewinn zu erreichen. Denn ernstlich kam der Markgraf von Bayreuth schon deshalb nicht in Betracht, weil er als Erbprinz eines deutschen Landes nicht für längere Jahre und bis dem Zaren ein Thronfolger geboren sein würde, wie die Russen forderten, in Petersburg oder Moskau residieren konnte.

Doch der kaiserliche Hof mochte sich beruhigen. Er brauchte nicht zu fürchten, daß Kurland preußisch würde, noch gar daß ein Hohenzoller den Thron des Zaren besteigen würde. An dem Charakter der Prinzessin Elisabeth scheiterte der Plan völlig, scheiterte daran, daß sie eine standesgemäße Ehe überhaupt nicht eingehen wollte, und das ganze Resultat aller Verhandlungen und aller Ansprüche an Kurland war schließlich die Zusicherung der Kaiserin Katharina II., für sie eine Pension von jährlich 10000 Rubel an die Mutter des Markgrafen Karl zahlen zu wollen, und wir müssen selbst dahin gestellt sein lassen, ob diese jemals gezahlt worden ist. Kurland jedenfalls blieb für Preußen, blieb für das Deutsche Reich verloren.

Trotz alledem ruhten die preußisch-russischen Vermählungsprojekte auch zur Zeit König Friedrichs des Großen wenigstens nicht ganz, oder vielmehr, so

Digitized by Google

wird man es ausdrücken müssen, sie spukten sowohl in Petersburg wie in Berlin in dem Gehirn bald dieses, bald jenes Staatsmannes weiter. Wie Elisabeth daran dachte, ihren Neffen und Thronfolger Peter mit König Friedrichs Schwester Ulrike, der späteren Königin von Schweden, zu vermählen, so meinte Graf Podewils, als am Schluß des Jahres 1744 dieser, damals mit der späteren Kaiserin Katharina II. verlobte Großfürst schwer erkrankt war, seiner Braut aber schon die eventuelle Sukzession zugesichert war, daß nunmehr für Peters etwaige Witwe Katharina eine Vermählung mit unserm Markgrafen Karl die geeignetste sein würde. Friedrich aber lehnte wie die Vermählung Ulrikens, so auch diese Vermählung Karls kurz ab. Dazu habe er denn doch, äußerte er zu seinem Kabinettsrat, seinen Vetter zu lieb, um ihn in ein solches Meer von Unruhe zu stürzen, und überdies sei zu gewärtigen, daß sich ganz Europa gegen eine solche Verbindung konjurieren werde.

In einer Beziehung aber hatte Graf Podewils doch Friedrichs Gedanken richtig getroffen. Bekanntlich machte sich dieser manche Sorge um die Erhaltung seines Hauses und wollte deshalb in der Tat, auch Markgraf Karl sollte sich standesgemäß vermählen und Nachkommenschaft erzielen. Karl, der inzwischen fast vierzigjährig geworden, mochte freilich nach dem Scheitern so vielfacher Verhandlungen glauben, von weiteren Eheprojekten verschont zu bleiben und seinen Neigungen leben zu können. Er hatte sich aber geirrt.

Gleich nach der Rückkehr aus dem ersten schlesischen Kriege wurde ihm eine Prinzessin von Württemberg zur Gemahlin empfohlen, und als er sie ausschlug, weil er die Schwiegermutter, eine geborene Markgräfin von Schwedt, trotz Friedrichs Zusicherungen seines Schutzes fürchtete, richtete der König im Dezember 1743 ein ebenso ernstes wie würdiges Schreiben an ihn. Bei der Freundschaft, die sie beide verbinde, könne Karl ihm wohl glauben, daß er ihn keineswegs zwingen würde, auch könne er nicht wünschen, daß der Markgraf eine so wichtige Angelegenheit, wie es für ihn die Vermählung sei, überstürze. Er solle sie vielmehr reiflich überlegen und des Königs Gründe voll würdigen. Es gäbe zurzeit weder in der Hauptlinie noch in der Schwedter männliche Erben, und in den fränkischen Linien lebe nur der schwächliche Knabe Karl Alexander. Alle Uebel des Aussterbens, ja der Ruin des Staates sei mithin zu fürchten, und „Du weißt es wohl, lieber Vetter," so harangiert er den Markgrafen, „Wir vom Hause Preußen sind verpflichtet, alles zu tun, was die Erhaltung und das Beste des Staates erfordert".

Tausend Gründe für einen hatte Karl gegen eine Verheiratung anzuführen, aber diesem Appell an seine Pflicht gegen den Staat konnte er sich um so weniger entziehen, als der König den triftigsten seiner Gegengründe ihm durch die Zusicherung, für den standesgemäßen Unterhalt seiner Nachkommen selbst zu sorgen, abnahm und ihm auch sonst nach allen Richtungen seine Freundschaft tatkräftig bewies. All „seine guten Qualitäten und das recht brandenburgische Herz", das ihn vor Jahren zum Herrenmeister des Johanniterordens empfohlen hatte, wurden in Karl wach, und schon im Februar des folgenden Jahres finden wir ihn auf

der Reise, um Brautschau zu halten unter den ihm vom Könige vorgeschlagenen Prinzessinnen.

In Darmstadt hat er Unglück gehabt und die erkorene Prinzessin nicht daheim getroffen, in Kassel aber ist es ihm sogleich gelungen, und kaum zurückgekehrt, beeilt er sich geradezu, dem Könige mitzuteilen, daß er sich für die Tochter des Prinzen-Statthalters, des Landgrafen Wilhelm von Kassel, Marie Amalie, entschieden habe. Der König gratuliert ihm voll Freude zu dieser Wahl, in der Ueberzeugung, daß der Vetter glücklich werden werde. Das Verlöbnis findet statt, der Ehevertrag wird verabredet, alle Einleitungen zum Vollzug der Ehe werden getroffen. Da stellt sich wieder ein völlig unerwartetes, aber unüberwindliches Ereignis der Vermählung entgegen. Nicht nur daß der zweite schlesische Krieg ausbricht, sondern die Prinzessin erkrankt schwer an einem Brustleiden, scheint sich wieder zu erholen, um, aufs neue erkrankt, ein frühzeitiges Ende zu finden. Ein Ende, beklagenswert nicht nur wegen des Scheiterns der Absichten des Königs, sondern beklagenswert vor allem auch für den Markgrafen. Denn die Prinzessin, von der wir sonst kaum etwas wissen würden, hat ihrem Verlobten in der Brautzeit eine Anzahl von Briefen geschrieben, die sich erhalten haben. Sie mögen immerhin nicht völlig frei sein von der gespreizten Unnatur, die man sich damals gewöhnt hatte für kunstvollen Briefstil zu halten, sie sind aber oft so graziös und zierlich abgefaßt, man möchte sagen so mädchenhaft schüchtern in dem Bekenntnis der Liebe, daß sie wohltuend gegen andre ähnliche Briefe der Zeit abstechen und in der Briefstellerin eine Prinzessin erkennen lassen, die wohl geeignet gewesen wäre, einen Mann glücklich zu machen. Ganz allerliebst schwingt sie sich sogar einmal zugunsten eines im Augenblick Unglücklichen auf und wagt es versteckt, die Teilnahme des Königs für den seltsamen Abenteurer, den ebenso medisanten wie amüsanten Schwätzer Pöllnitz anzurufen, dessen Vergangenheit sie nicht näher gekannt haben wird, der aber damals in Ungnade am preußischen Hofe gefallen war. Ihr Mitleid erregt er trotz allem — ce pauvre diable de Pœllnitz. „Und ich denke," so fährt sie fort, „für einen großen Fürsten ist es eine höhere Genugtuung zu verzeihen als zu strafen."

Allzusehr scheint Karl die Braut nicht durch Antworten verwöhnt zu haben, nun aber muß sie den Verlobten in den Krieg ziehen sehen, und sie, die immer, wenn der sehnsüchtig erwartete Brief nicht zur Zeit eintraf, der Saumseligkeit der Post die Schuld zuschrieb, hat nunmehr noch einen Grund mehr, in ganz reizender Form auf die Unsicherheit der Wege und die Unzuverlässigkeit der Posten zu schelten. Im September muß sie eines Augenleidens wegen dem Markgrafen durch ihre Hofdame schreiben lassen, aber trotz erneuter Erkrankung greift sie am 9. November doch wieder selbst zur Feder, um in rührenden Worten dem Markgrafen ihre Freude und ihr Glück darüber zu bezeugen, daß er sein Winterquartier bei ihr in Kassel aufschlagen wolle. „Sei aber auch so gnädig," schreibt sie ihm, „und halte Wort, komme bald und mache mich durch deine Gegenwart gesund, sie ist ja das einzige Mittel, das es noch gibt, die Krankheit zu verscheuchen, die mich nun schon neun Wochen hindurch mit unerträglichen

Schmerzen heimsucht." — Doch auch dieser Wunsch blieb ihr versagt. Zehn Tage, nachdem sie diesen Brief geschrieben hatte, lag sie auf der Bahre.

Der Markgraf aber sah in dem Tode der Braut einen willkommenen Wink des Schicksals dafür, daß er sich nicht vermählen solle, und, wie Podewils schon damals vorausgesehen, wendete er, als Friedrich in den Jahren 1746 bis 1749 ihn zu bestimmen suchte, jetzt der Prinzessin von Hessen-Darmstadt seine Hand zu reichen, alles auf, um unvermählt bleiben zu können. Podewils und der Vertraute des Markgrafen, sein Rat Richter, brauchten zwar alle Künste der Ueberredung, um ihn dem Willen des Königs geneigt zu machen. Allein vergeblich. Nunmehr glaubte er ganz seinen Junggesellenneigungen leben zu können, führte sein Alter, seinen Widerwillen gegen jede Heirat und was er sonst noch für Gründe hatte, ins Feld und lehnte ab. Der König aber, der fünf Jahre lang fest auf seinem Sinn beharrt hatte, dem aber allerdings inzwischen zwei Brudersöhne geboren waren, nahm ihm die Ablehnung jetzt nicht mehr übel, sprach vielmehr auch bei dieser Gelegenheit seine volle Anerkennung der Verdienste aus, die sich Karl namentlich auch wieder im letzten Kriege allerdings erworben hatte.

Doch dürfen wir uns hier wohl davon befreit glauben, auf die Kriegstaten des Markgrafen, der im Verlauf der drei Feldzüge mehrfach verwundet wurde und bei verschiedenen Gelegenheiten sich vorteilhaft auszeichnete, des näheren einzugehen. Genug, daß er an dem Tage bei Glogau im Beginn des ersten Krieges, da er „einer der ersten auf der Kurtine war" und neben ihm der Hauptmann von Barbeleben mit der ersten Kompagnie seines Regiments zwei Kanonen fortnahm, bis zur Schlacht von Torgau, wo er schwer am Schenkel verwundet wurde, an sehr vielen Aktionen in bevorzugter Stellung seinen rühmlichen Anteil hatte, so besonders bei Mollwitz, wo er Gelegenheit hatte, wesentlich zum Siege beizutragen, bei Czaslau, weiter durch die schon erwähnte Heranführung seines Korps von Jägerndorf nach Neustadt zum König, bei Hohenfriedberg und bei Soor. Im Siebenjährigen Krieg kommandierte er vor Pirna, nahm an der Schlacht bei Leuthen teil, führte während der Belagerung von Olmütz zur Bedeckung ein Korps, wurde bei Hochkirch verwundet, dann zur Verstärkung des Finkschen Korps nach Sachsen gesendet, deckte die Belagerung von Dresden an der hinteren Mauer des Großen Gartens, erhielt im Februar 1760 an Stelle des erkrankten Prinzen Heinrich das Kommando über dessen Armee, stand im Jahre 1761 bei der Armee des Königs in Sachsen, mußte bald aber, schon kränkelnd, sich nach Berlin zurückziehen, wo er im folgenden Jahre seinen Tod fand.

Kein Feldherr, ohne Zweifel aber ein glücklicher Korpskommandeur, hat er die ihm gestellten Aufgaben meist erfolgreich durchgeführt, und König Friedrich, der ihn in Neustadt im Triumph empfing und seine Taten würdig seines Großvaters, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, erklärte und ihn bei seinem Tode als den bravsten Menschen der Welt, guten Patrioten und seinen lieben alten Freund beklagte, hat mit Worten des Dankes und der Anerkennung für seine Dienste, wie bemerkt, nicht gekargt.

Doch einmal fühlte sich Karl durch den König tief verletzt und zurückgesetzt. Im Jahre 1740 zum Generalmajor, 1742 nach der Schlacht von Czaslau zum Generalleutnant und 1747 zum General der Infanterie befördert, mußte Karl es erleben, daß die jüngeren Generale von Geßler und Lehwaldt zu Generalfeldmarschällen ernannt wurden, er aber in seiner Stellung verblieb. Dies Ereignis hat ein allgemeines Interesse dadurch, daß die seitdem fast anderthalb Jahrhunderte lang geübte Sitte, wonach kein Prinz des königlichen Hauses die höchste Würde in der militärischen Rangordnung erhielt, wesentlich auf der damals getroffenen Entscheidung beruht, und weil es den Markgrafen Karl in der einzigen Verbindung mit den königlichen Brüdern zeigt, die wir nachweisen können. Karl schrieb im Laufe des Januar und Februar 1752 Gesuch auf Gesuch an den König, in dem er ihm umständlich seinen tödlichen Kummer und Verzweiflung über die Zurücksetzung ausspricht, die Unmöglichkeit für ihn darlegt, unter dem Befehl jüngerer Offiziere zu stehen, sich auf das Beispiel seines Vaters und Oheims beruft, von denen dieser Generalfeldzeugmeister gewesen sei, jener aber trotz der Anwesenheit höherer Offiziere als Generalmajor vor Kaiserswerth en chef kommandiert habe, in denen er daran erinnert, daß er ohne jede Bevorzugung neun Jahre Kapitän gewesen und siebzehn Jahre in einem weltverlassenen Nest wie Soldin gestanden und seinen leidenschaftlichen Eifer für den Dienst im Frieden und im Kriege bewiesen habe, ja, in denen er dem König sogar sein Regiment zur Verfügung stellt. Anderseits aber trat er auch in Briefwechsel mit dem Prinzen August Wilhelm und sandte ihm sowohl die Entwürfe seiner Gesuche an den König wie dessen Antworten. Allerdings war auch August Wilhelm — zumal der König unter sehr verbindlichen Worten des Dankes für Karls Verdienste wieder und wieder betont, daß es nur die alte Sitte seines Hauses sei, die ihn verhindere, Karl zur Feldmarschallswürde zu erheben, eine Sitte, die aufrechterhalten worden sei, trotzdem Prinzen des Hauses en chef kommandiert hätten, und der sich selbst seine Brüder fügen müßten — der am nächsten zur Sache Beteiligte, und welche Entscheidung der König auch treffen mochte, sie mußte demnächst auch für ihn Geltung gewinnen. In sehr lebhaften Ausdrücken erklärt der Prinz seine volle Uebereinstimmung mit den Ansichten Karls, findet seine Gründe unwiderleglich und seine Sprache in den Gesuchen an den König eines Voltaire würdig. Auch er hält es für sehr bedauerlich, daß die Prinzen des Hauses nicht des gleichen Vertrauens und der gleichen Auszeichnung für wert geachtet werden sollten wie andre Fürsten, die Feldmarschälle werden könnten, auch er hält es für unmöglich, unter jüngeren Offizieren oder Fürsten von geringerem Range zu dienen, auch er glaubt, daß die Prinzen sich vom Militärdienst überhaupt fernhalten würden und mithin der Wetteifer der Offiziere, das heißt die Seele des Heerwesens leiden würde. Schließlich haben sich beide Prinzen, wie sich versteht, dem König gefügt, und ebenso tat dies Karl, als er kurz darauf sich dadurch gekränkt fühlte, daß ihm das Werk des Königs über die Generalprinzipien des Krieges, von denen ihm der obenerwähnte, inzwischen zum Kommandeur seines Regiments ernannte Oberst von Bardeleben gesprochen, nicht zu-

gänglich gemacht worden sei. Und in Wirklichkeit bewies auch Friedrich, so fest er auf seinen Willen auch hier hielt, eine so ungewöhnliche Langmut, sprach trotz der mehrfachen Gesuche Karls in sich so gleichbleibenden und wohltuenden Worten dem Markgrafen seine sincère amitié und seine parfaite tendresse aus, daß sie auf sehr fester Grundlage, in der Jugend begründet, ruhen muß.

Und eben dies zeigen uns nun eine Reihe von Briefen Friedrichs aus dieser Zeit.

Gleich der Schwester Wilhelmine hat Markgraf Karl in den bösesten Tagen, da Friedrich in den Mauern Küstrins eingeschlossen und von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen war, es gewagt, mit dem Gefangenen in Verbindung zu treten und ihm — es wird in den letzten Wochen des Jahres 1730 oder in den ersten des folgenden Jahres gewesen sein — wenigstens dadurch ein Zeichen seiner Freundschaft zukommen lassen, daß er ihm einen Vertrauten mit uns freilich unbekannten Nachrichten von Soldin aus zugesendet hat. Man darf nach der späteren Entwicklung der Dinge annehmen, daß der Vertraute der mit Karl auf Lebenszeit innig verbundene damalige Leutnant von Bardeleben gewesen ist. Bardeleben hatte schon als Page des Vaters Karls Zuneigung gewonnen und war ohne Zweifel auch dem Kronprinzen gut bekannt geworden. Ueberdies kannte er in Küstrin die Gelegenheit. König Friedrich Wilhelm I. hatte — man weiß nicht, aus welcher Ursache — dem Markgrafen im Sommer 1730 den Befehl gegeben, Bardeleben auf die Festung nach Küstrin zu schicken, der hatte aber den Mut, den Befehl zunächst nicht auszuführen und erst nach mehrfacher Wiederholung ihm nachzukommen. Bis zum Dezember 1730, wo er begnadigt wurde, blieb Bardeleben in Küstrin und hat hier ohne Zweifel Leute und Oertlichkeit genügend kennen gelernt. Er war daher vor allen andern geeignet, vertraute Bestellungen zwischen den beiden königlichen Vettern zu vermitteln, und Friedrich wagte nicht zu viel, wenn er mit sonst ganz überraschender Offenheit den Brief des Markgrafen beantwortet und uns somit einen vollen Blick in sein Inneres und in seine damalige Stimmung tun läßt. Es bleibt nur das Bedauern übrig, daß sich der Brief nicht genauer datieren läßt, und man atmet auf in dem Bewußtsein, daß der Brief nicht in die Hände des Königs gekommen ist. Denn wie würde es dem kühnen Briefsteller ergangen sein, wenn der Vater jemals gelesen hätte, wie der Sohn sich das Leben in der Festung angenehm zu gestalten weiß, oder wie er spottet über die Leiden, die er ertragen muß, und selbst, wenn er gelesen hätte, wie den Sohn bei der Erinnerung an den armen Katte nur der Gedanke tröstet, alles zu seiner Befreiung getan zu haben. Noch wußte ja niemand, und Friedrich Wilhelm am wenigsten, daß Friedrichs Seele schon damals, wie er es späterhin von einem König von Preußen forderte, dem edeln Palmbaum gleich war, von dem der italienische Dichter singt, daß er wohl niedergebogen werden kann, alsbald aber wieder emporschnellt.

Ganz so, wie er es bei dem ersten, vor kurzem an andrer Stelle von mir besprochenen Briefe an die Schwester getan hat, und wie es die Verhältnisse ihm zu erfordern schienen, beginnt Friedrich sibyllinisch und durchsichtig zugleich den

Brief mit dem unbestimmten „Man“ und schließt ihn mit der für alle Späher doch verständlichen Unterschrift „N. N. à bon entendeur salut“. Sehr bald aber, wenn er von sich selbst spricht — und er spricht nur von sich selber — fällt er wieder in die erste Person der Einzahl oder der Mehrzahl, so daß auch bei einer Abschrift nicht der geringste Zweifel geblieben wäre, aus welcher erlauchten Hand die Zeilen stammen.

„Man ist Dir sehr verbunden,“ so beginnt er den Brief, „für die Mühe, die Du Dir gegeben hast. Man wünscht sehr, Dir seine Dankbarkeit bezeugen zu können, aber man kann nicht immer tun, was man wünscht. Ich habe den Merkur, den Du mir gesandt“ — das ist nach unsrer Vermutung eben der Leutnant von Bardeleben — „empfangen. Frage ihn, was hier geschieht. Er wird Dir sagen, daß nichts meine Freundschaft für Dich erschüttern kann. Wir suchen unser Leid soviel wir können zu vertreiben, und hier in der Verbannung selbst geben wir uns der Lust der Jugend“ — Friedrich braucht einen stärkeren, mythologischen Ausdruck — „hin. Ja, die Freude würde sogar voll zum Durchbruch kommen, wenn mich nur nicht allemal die Erinnerung an den treuen, lieben Freund verfolgte, den mir das Schicksal entrissen. Sonst möchte es doch gehen, wie es wolle“ — was er wieder mit dem schon bekannten Bild ausdrückt „nous laissons voguer la galère tant qu'elle pourra voguer. Solche Sinnesart ist vielleicht, so besinnt er sich, nicht ganz klug, aber, so tröstet er sich mit leichter Philosophie, was soll man denn von einem jungen Menschen von der Art des Roger Bontemps[1]) anders erwarten, der durch allzu viel Leid unempfindlich geworden ist. Mein Schicksal ist ja nicht das glücklichste, aber das ist mir höchst gleichgültig. Ich lache über alles und wünsche nur, daß mir der liebe Gott meinen guten Humor erhält.“

Wer wollte den jungen Königssohn nicht verstehen, wenn er sich nicht ganz darniederbeugen läßt? Wer wollte aber nicht gleichzeitig zugestehen, daß es nicht ein guter Humor, sondern Verbitterung und Verzweiflung ist, die aus ihm sprechen, die ihn über alles, was ihm, wie er schreibt, Pein machen sollte, sich amüsieren und ihn noch einmal es niederschreiben läßt, daß er alles Kummers ledig werden würde, wenn nur der Gedanke an das arme Opfer, das hier zu Küstrin gebracht wurde, nicht wäre? Aber Gott ruft er zum Zeugen an, daß er nicht sowohl völlig unbeteiligt an dessen Schicksal war, sondern auch, daß er alles nur Denkbare getan hat, um den Freund zu retten. „Doch schone mich,“ so bittet er den Markgrafen, „und erlaube, daß ich kurz über einen so traurigen Gegenstand hinweggehe. Von Herzen würde ich ja wünschen, Dich wiederzusehen, aber dazu ist jetzt nicht die Zeit. Was man am Hofe tut zu Berlin, das weiß

[1]) Dem Scharfsinn von P. Bailleu, der mich auf das Gedicht von Béranger, „Roger Bontemps“ hinwies, verdanke ich die Ermittlung dieser durch die Orthographie Friedrichs — er schreibt roche et bon tant — mehr als gewöhnlich verdunkelten Stelle, und Mr. L. Batiffol in Paris hatte die Güte mir zu bestätigen, daß der Ausdruck Roger Bontemps in der Bedeutung vivre sans soucis, gaiement, prenant les choses du bon côté schon seit dem sechzehnten Jahrhundert in Frankreich gebräuchlich ist.

ich nicht, ist mir auch gleichgültig — wenn ich Dich nur sehen, Dich umarmen und Dir meine Freundschaft beweisen könnte."

Monate aber vergingen, ohne daß die Vettern sich gesehen hätten und ohne daß der Markgraf, wie es scheint, wieder Gelegenheit gefunden hat, den so glücklich begonnenen Verkehr fortzusetzen. Endlich — es wird Ende Mai oder auch schon Juni gewesen sein — kann er ihm wieder durch seinen Vertrauten, ohne Zweifel wieder den Leutnant von Bardeleben, einen wohl versiegelten Brief zusenden. Friedrich aber, über sich selber und sein jetzt viel gepflegtes poetisches Talent entzückt, zögerte nicht, gleich der Schwester auch dem Vetter den Genuß seiner französischen Verse zu gönnen und antwortet auch ihm mit einer Ode, einer der ältesten, die wir von ihm kennen. „Tausend Dank für Dein Gedenken und Deine Aufmerksamkeit," so schreibt er ihm in der Sprache Apolls. „Vorgestern ist Dein Merkur hier angekommen. Ich bin zu ihm gegangen und habe ihn mit mir genommen. Gegen das Verbot haben wir zusammen gegessen und getrunken. Deinen Brief aber habe ich, wenn auch mit Bedauern, vernichtet, damit ihn niemand sieht und seinen Inhalt dem König verrät."

Nun aber hat er ihm eine Nachricht mitzuteilen. Am 25. Mai war in Küstrin der Befehl des Königs eingelaufen, der Kronprinz solle sich zur Vermählung rüsten mit einer Prinzessin, die nicht aus dem englischen Hause stamme, doch werde er die Wahl zwischen etlichen Prinzessinnen haben. Das hatte er bei nächster Gelegenheit der Schwester mitgeteilt mit dem Bemerken, er wisse, das sei das einzige Mittel, um wieder frei zu werden. Seine Neigung spreche für die Prinzessin von Eisenach, doch sollen Mutter und Schwester entscheiden, auf welche Prinzessin seine Wahl am besten falle. Was er der Schwester mit Sorge schreibt, gewinnt dem Vetter gegenüber eine etwas andre Gestalt, und in der ruhigen Stimmung dieses Augenblicks weiß er seinem Schicksal auch bessere Seiten abzugewinnen, ja, hält er Zugeständnisse des Königs für erfolgt, von denen wir wenigstens keine Nachricht haben. „Denn, um Dich doch mit einer guten Nachricht zu unterhalten," so heißt es nun, „habe ich nur die eine. Durch ein Dekret hat der König mir noch in diesem Jahre zu heiraten und Küstrin zu verlassen befohlen. Da will ich Dir in großen Zügen meine Lage schildern. Ein Liebhaber bin ich und habe doch keine Leidenschaft, ich habe einen Nebenbuhler und verspüre doch nicht die geringste Eifersucht, meines Arrestes solle ich ledig sein und habe doch keine Lust dazu. Doch man will, daß ich heirate, und also verlangt die Höflichkeit, daß ich dem zustimme. In der Wahl der Lebensgefährtin bin ich freilich auf deutsche Prinzessinen beschränkt, und von ihnen ziehe ich die von Eisenach vor, nur daß ich sie nicht im Sack nehmen möchte. Wenn dadurch die Vermählung noch hinausgeschoben wird, und wenn die Prinzessin nicht geradezu eine häßliche Schindmähre sein sollte, so wird wohl meine Wahl auf sie fallen, und sie wird leicht genug mein Wort erlangen."

Gewiß, es ist eine ganz andre Stimmung, als wir sie gewöhnlich bei Friedrich über den Plan seiner Vermählung finden, allein man darf sich nicht wundern, wenn er in diesen Tagen bald kampfesmutiger, bald stiller wird, wenn er sich

heute dem Schicksal unterwirft oder vielmehr nur zu unterwerfen scheint, und wenn er morgen mit stürmischer Gewalt dagegen ankämpft. Man darf sich aber auch nicht wundern, wenn er als Dichter die Dinge anders sieht, als sie in Wirklichkeit waren. Niemals ist in den uns bekannten Dekreten des Königs davon die Rede, daß er mit der Heirat Küstrin verlassen dürfe, doch das durfte der Sohn nach Lage der Dinge wohl ohne weiteres voraussetzen. Kein Wort auch wissen wir von einem Nebenbuhler, einem Rivalen, den der Kronprinz hatte, zumal die Braut noch nicht erkoren war, aber es mag ja wohl sein, daß man ihm von einem andern Bewerber um die Hand der Prinzessin von Eisenach gesprochen hat. Durchaus auch wollte er in Wirklichkeit nicht im Arrest, auf der verhaßten Galeere, bleiben, aber Momente kamen doch vor, wo er den Aufenthalt in Küstrin dem gefährlichen Zusammenleben mit dem Vater vorgezogen hätte. Die Zusicherung dagegen, noch in diesem Jahr — und es ist nur an den Sommer 1731 zu denken — die Festung verlassen zu dürfen, die sich ebenfalls in keinem der uns bekannten königlichen Dekrete findet und sich auch in keinem uns unbekannten gefunden haben wird, verdankt lediglich der eben doch gehegten Hoffnung Friedrichs auf baldige Befreiung ihr Dasein, und endlich ist die Behauptung, aus Höflichkeit müsse er in die Heirat willigen (la complaisance veut qu'il faudra agréer), eine so starke, von Friedrich gewiß selbst empfundene Uebertreibung, daß man sie wohl nur aus dem Bedürfnis des Poeten für das Versmaß erklären kann.[1])

Wohl unverhofft schnell kam dann doch das Wiedersehen der beiden Vettern. Am 15. August hatte endlich die Zusammenkunft des Königs mit dem Kronprinzen stattgefunden, hatte der Vater den Sohn begnadigt, und am 21. war die neue Instruktion für den Kronprinzen erlassen, nach der der Hofmarschall und Geheimrat von Wolden unter anderm die Weisung erhielt, mit dem Kronprinzen, „da Er jetzo die Theorie nur gelernt", eine Anzahl der nächstgelegenen Aemter zu bereisen, „um die Wirtschaft praktisch zu erlernen". Zu diesen Aemtern gehörte auch Karzig, wenige Meilen östlich von Soldin, der Garnison des Markgrafen. Dort aß Friedrich, wie er dem Vater schrieb, am Dienstag, den 4. September, zu Mittag, fuhr aber nach dem Essen auf das Amt hinaus. Ein klein wenig anders klingt es freilich, wenn Friedrich am Fünften von Karzig aus dem Markgrafen seinen Dank ausspricht für le charmant repas, das er ihm am Tage vorher gegeben habe, und man darf auch wohl vermuten, daß an diesem Essen nicht, wie der König ein für allemal befohlen hatte, nur fünf Personen teilgenommen haben, und daß das Kuvert nicht, wie ebenfalls befohlen war, nur acht Groschen gekostet hat.

Doch wie dem auch sei, merkwürdiger ist, daß Friedrich Anlaß zu haben glaubte, für die „törichte Figur" sich zu entschuldigen, die er beim Feste gespielt. Aber nichts als das Fieber, das ihn geplagt, sei daran schuld gewesen. Den

[1]) Es ist natürlich etwas ganz andres, wenn später der Historiker Friedrich als Grund für seine Vermählung die complaisance des Vaters für den Wiener Hof angibt.

Starkgeistigen (fort sensé) spiele er zwar niemals, aber etwas weniger töricht wäre er doch gewesen, wenn seine Gesundheit es erlaubt hätte. Betrübt und verlegen darüber, daß er infolgedessen von der Anwesenheit seines besten Freundes so wenig profitiert habe, will er den Fehler wieder gut machen und bittet daher — die offizielle Instruktion gestattete ihm, zu jeder Mahlzeit zwei Gäste zu bitten — den lieben Vetter an einem kleinen ländlichen Feste, offenbar noch in Karzig und an demselben Tage, teilzunehmen, das freilich nur sehr frugal sein könne. Die Freude des Wiedersehens und guter Humor müsse alle Fehler der Tafel wettmachen. Denn Delikatesse und guter Geschmack seien nur in Soldin zu Haus. Einige Hirsche im nahegelegenen Gehölz könnte man — für die Ausübung der Jagd hatte Friedrich von seinem weidfrohen Vater ausdrückliche Erlaubnis erhalten — am Nachmittag erlegen, und für den Rest des Tages werde man im Vertrauen auf die Nachsicht, Liebe und Zuneigung Karls sowie auf die Liebe und Zuneigung, mit der es geboten werde, schon sehen, was sich tun lasse.

Wenige Tage darauf erkrankte Prinz Karl, und äußerst besorgt versichert ihm Friedrich, daß, wenn man gleichzeitig Lust und Leid empfinden könne, Karls Brief ihn in diesen Zustand versetzt habe. Mit Freude habe er ihn gelesen, bis er an den traurigen Passus über seine Krankheit gekommen sei. Sollte Karl wider Erwarten nicht schnell besser werden, so bitte er nur um zwei Worte, damit er ihm den Doktor Bergen aus Frankfurt senden könne, denn der sei äußerst geschickt und angenehm für die Kranken, sehr gewissenhaft, ein wahrer zweiter Diaforus. Hoffentlich aber brauche er ihn nicht, denn diese Esel von der medizinischen Fakultät genießt man wirklich, wie der Neunzehnjährige versichert, in der Entfernung besser wie in der Nähe.

Inzwischen ist diese medizinische Betrachtung es doch keineswegs, die dem Briefsteller am meisten am Herzen liegt, er brennt vielmehr darauf, dem Vetter etwas ganz andres zu erzählen, etwas, das im Augenblick sein ganzes Interesse gefangen hält — aber eine gewisse Vorsicht scheint ihm auch dem wohl ebenfalls interessierten Vetter gegenüber geboten. So spricht er denn zunächst über eine für uns nicht ganz verständliche Angelegenheit des Leutnants von Bardeleben, um dann ganz nebenbei zu bemerken, er sei in Camin, dicht bei Küstrin gewesen, und dort habe Frau von Wreech die Grüße des Markgrafen sehr dankbar entgegengenommen. Unterdessen hatte nämlich Friedrich, um den schönen, von Reinhold Kaser wieder aufgenommenen Ausdruck auch hier zu gebrauchen, seine Insel der Kalypso auf dem Gute Tamsel gefunden und verehrte die etwas ältere Schloßherrin mit jener anbetenden Schwärmerei, die ideal gerichtete Jünglinge nicht selten jungen Frauen gegenüber empfinden. „Mit sicherem Takt" hatte Frau von Wreech dem erlauchten Verehrer die Stellung von vornherein vorgezeichnet, die er ihr gegenüber einzunehmen habe, und das war die Stellung eines lieben Verwandten ihres Hauses. Wie aber beglückte gerade dies den Königssohn! Voller Jubel schreibt er dem Markgrafen: „Nach einer sehr gründlichen genealogischen Untersuchung habe ich gefunden, daß sie meine rechte Cousine ist. Denke Dir, lieber Vetter, welch große Freude dieser Fund für mich ist!" Da

aber steigen ihm schon Bedenken auf, daß dieser liebe Vetter ja nun auch Anspruch auf die Verwandtschaft machen könne, und eifersüchtig setzt er daher hinzu, du brauchtest diese Verwandtschaft gar nicht, denn, wie er nunmehr die gründliche genealogische Untersuchung in ihr Gegenteil verkehrend zugesteht, die fehlenden Glieder der Verwandtschaft, ja die haben wir uns eben ergänzt (on a suppléé au sang).

Freilich war der Markgraf auch ein keineswegs zu verachtender Rivale, wenn es sich um die Gunst schöner Frauen handelte. Zudem war er soeben (15. August) zum Herrenmeister des Johanniterordens gewählt und hatte damit in den Kreisen des märkischen Adels eine bedeutende Stellung erhalten. Im nahegelegenen Ordensstädtchen Sonnenburg sollte in diesen Tagen der erste Ritterschlag erfolgen, und Friedrich hoffte, den Markgrafen auf der Durchreise durch Küstrin zu sehen, ihn nach Sonnenburg zu begleiten und einige Tage mit ihm zu verleben. Doch allzu sanguinisch hatte er und hatte seine Umgebung die Rechnung ohne den Wirt, das heißt ohne den König gemacht. Friedrich Wilhelm versagte die am Fünfzehnten erbetene Erlaubnis. Man mußte sich begnügen, auf der Durchreise des Markgrafen nach und von Sonnenburg einander zu sehen und miteinander zu speisen. So wenigstens schreibt Friedrich dem Vater und versichert, daß er dessen Willen, nicht nach Sonnenburg zu gehen, mit Plaisir nachgelebet, hingegen aber des Nachmittags etwas spazieren gewesen „und das Eggen und derer späten Wirte Säen" in Augenschein genommen habe. Der Herzenskönigin gegenüber äußert sich der Kronprinz freilich, wie man weiß, darüber etwas anders. Ein kleines Nonplusultra, so gesteht er der Frau von Wreech, hat meine Reise nach Sonnenburg verhindert, ich mache mir darum keine Sorge und hoffe meine Zeit besser anzuwenden. Nun aber wird aus dem wahrheitsgemäßen Bericht an den König, „der Prinz hat bei mir gegessen" das noch wahrheitsgemäßere Geständnis, „wir haben zwar wenig getrunken, dafür aber ordentlich Lärm gemacht, etliche Fenster eingeworfen und einige Oefen zertrümmert".

Ich denke, nur eine selbstgerechte mürrische Prüderie wird es dem jungen Friedrich verargen, wenn er, dessen rascher Geist und dessen elastische Seele ein Jahr hindurch in unerträgliche Fesseln geschlagen war, dem Vater verschwieg, was dem zu wissen nicht frommte, wenn auch er „in den Jahren des Gefühls" in vollen Zügen das Leben zu genießen suchte und gleichgestellte Freunde liebte, die mit ihm den Frohsinn der Jugend teilen wollten. Aber der Gesundheit des Prinzen Karl, die schon immer etwas schwankend in diesen Wochen gewesen ist, scheint dies Leben nicht gerade förderlich gewesen zu sein. Denn gleich darauf, wie es scheint — ce je ne sais de septembre — klagt der Kronprinz, daß alle seine Wünsche für die Gesundheit des Markgrafen vergeblich wären. Karl behandle aber auch seine Krankheit zu leicht. Gerne spiele er, Friedrich, zwar nicht den Doktor — er tat es bekanntlich sein Leben lang mit Vorliebe und dokterte gern an sich und andern herum —, denn allzusehr beruhe die Kunst des Hippokrates auf Unsicherheit und Zufall. Ganz simpel aber möchte er ihm doch die Ueber-

zeugung aussprechen, daß das Pulver à Duclos dem Vetter vollständig helfen werde. Natürlich für den Erfolg könne er nicht einstehen, und deshalb solle Karl seinen Chirurgen und einige Aerzte befragen. Viele Menschen in Küstrin hätten aber das Pulver mit Nutzen gebraucht und seien von seiner wundertätigen Wirkung überzeugt, und daher müsse man es schließlich mit in den Kauf nehmen, wenn ein halbes Dutzend Menschen daran untergehen sollten, wenn es nur seinem lieben Vetter helfen möchte!

Die Krankheit wendete sich aber noch immer nicht zur vollen Besserung, und am 17. Oktober richtete Friedrich auch jetzt noch in der Sorge, daß Karl sie abzusehr vernachlässige, jenen schon bekannten warmen Apell an ihn, der in die Werke des Königs aufgenommen ist. „Wie? Willst Du denn, daß Dein schönes Leben in einem Alter, das uns alles verspricht für die Zukunft, zu Ende gehe? Sollen wir die Hoffnung aufgeben, in Dir einen Prinzen zu sehen, der völlig würdig wird des Namens seines Großvaters glorwürdigen Angedenkens, ihn noch in vielen Beziehungen übertrifft? Willst Du mich eines Freundes berauben, auf dessen Freundschaft und Verdienst ich so sehr zähle? Willst Du mir den tödlichen Kummer machen, ewig Deinen Verlust, den Verlust eines Mannes zu beweinen, den ich so hoch achte? Aber ich tue unrecht, und Du hast mich zu lieb, als daß Du Dich nicht mehr schonen solltest. Du bist ein zu guter Christ und ein zu kluger Mensch, als daß Du nicht alle heilsamen Mittel brauchen solltest, und nur um es auch meinerseits nicht an Beweisen meiner Freundschaft fehlen zu lassen, bitte ich Dich dringend, den geschicktesten Arzt zu Rate zu ziehen. Denn die Chirurgen (bisher hatte sich der Markgraf offenbar nur vom Feldscher seines Regiments behandeln lassen) verstehen es niemals so gut wie ein Arzt, Krankheiten zu heilen, und wenn solche Fieber, wie Du sie hast, erst anfangen, bösartig zu werden und einzuwurzeln, so pflegen sie gefährlich zu werden und sind sehr schwer zu kurieren."

Freundschaftlicher und liebevoller kann man gewiß nicht an dem Ergehen eines Vetters teilnehmen. Glücklicherweise ging die Krankheit, ein intermittierendes Fieber, bald zurück und hinderte den Markgrafen nicht am Zusammensein mit dem Kronprinzen. Man war vielmehr, wie der weitere Briefwechsel zeigt, oft beisammen zu fröhlichem Tun, bald hier, bald dort, wo es sich gerade traf. Man schickte einander Geschenke, man wurde vertrauter und tauschte miteinander die kleinen Geheimnisse aus, von denen der König nichts erfahren durfte.

Doch wir brechen hier ab, da nur noch kleinere Billetts uns vorliegen, die uns nicht allzuviel sagen. Das aber wird klar sein: Friedrich hatte eine ehrliche Zuneigung zu Karl und schloß mit ihm auf dem Grunde der gleichen Interessen der Jugendlust, ja des Uebermuts und der Ausgelassenheit, wie sie Frohnaturen in diesem Alter eigen ist, eine Freundschaft, die sich nicht nur damals in warmherzigen Aeußerungen kundgab, sondern die auch, wie wir ausführten, trotz vorkommender Differenzen anhielt für das Leben.

Ob aber Karls geistige Fähigkeiten Friedrich und namentlich für die Dauer genügten, ob sein Esprit die Forderungen erfüllte, die Friedrich, der schnell und

weit über jene Interessen der nur aufschäumenden Jugendlust hinauswuchs, von seiner näheren Umgebung verlangte und im intimsten Verkehr brauchte, das darf nicht nur bezweifelt, sondern es wird verneint werden müssen. Niemals hören wir, daß er dem näheren Kreise angehört hätte, den Friedrich in Rheinsberg [1]) und in Sanssouci um sich zu versammeln liebte. Aber schon zu jener Zeit, von der wir gesprochen haben, hat ihn Friedrich, so gern er mit ihm fröhlich war und manches ihm anvertraute, doch in die tiefsten Falten seiner Seele, soweit wenigstens der Briefwechsel zu urteilen erlaubt, nicht sehen lassen. So gibt er ihm über sein eignes Schicksal wohl Nachricht, und man darf vermuten, daß er im ungezwungenen Gespräch noch weiter gegangen ist, als die doch nur kurzen und mageren Andeutungen sind, die er ihm schreibt, denn immerhin setzen sie eine genaue Kenntnis der Dinge beim Markgrafen voraus. Aber seinen tiefsten Kummer verhüllt er vor ihm. Und das war die erzwungene Vermählung seiner Schwester Wilhelmine, seiner wahrhaft angebeteten Befreierin, deren Herz und Geist, deren Tugenden und Verdienste er nimmer müde wird zu rühmen und zu preisen.

Wir würden daher ein falsches Bild von der Freundschaft beider Fürsten entwerfen, wenn wir nicht gleichzeitig der brüderlichen Freundschaft Friedrichs zur Schwester gedächten, die nur auf den reinsten und edelsten Motiven des Gemütslebens Friedrichs sich gründete, das bei weitem reicher und tiefer war als man oft annimmt, und als die ehrliche, aber des höheren idealen Schwunges entbehrende Freundschaft zu Karl erkennen läßt. Vornehmlich aber gerade in diesen Monaten, da Friedrichs Inneres in Empörung und Verängstigung darüber sich zusammenkrampft, daß er so gar nichts für die Befreiung der Schwester von der verhaßten Ehe tun konnte, da er — ganz anders als Wilhelmine es nachher für gut befunden hat uns zu erzählen — immer wieder suchte, ihr seine Freundschaft zu bezeugen, hat er darüber dem Markgrafen, soviel wir wissen, kein Wort geschrieben. Die Freundschaft Friedrichs zu Karl würde daher des rechten Hintergrundes, der Folie entbehren, wollten wir zu den schon anderweitig von uns beigebrachten Zeugnissen hier nicht wenigstens ein, aber ein vollgültiges Dokument aus denselben Wochen sprechen lassen, das Friedrichs Denkungsart noch als eine weit tiefere, sein Gefühlsleben noch als ein weit innigeres zeigt, als seine Briefe an Karl erkennen lassen.

Es war in den ersten Novembertagen, da Friedrich fürchtete, daß er nicht einmal, wie er im stillen gehofft, die Erlaubnis erhalten würde, wenigstens der Vermählungsfeier in Berlin beiwohnen zu dürfen. Da ruft er wieder einmal die Muse für die Schwester an. Sie möge ihm die Leier reichen, auf daß er, beseelt vom göttlichen Feuer und geleitet von der Weisheit ihrer Schwestern, der Menschheit seinen Kummer und sein Unglück klage. Zweimal nun schon seit der Trennung habe Sommer und Winter gewechselt, zweimal schon sei auf den

[1]) Nach Rheinsberg wurde Karl allerdings im Mai 1740 einmal eingeladen, und unter Umständen, welche die Fortdauer eines näheren Verständnisses voraussetzen.

glühenden Sonnenbrand Eis und Kälte gefolgt. Aber was helfe alle Trauer inmitten der Mauern eines Gefängnisses! Trost ist es, den er begehrt, und doch — aller Trost ist vergeblich, und niemand kann die Pein ermessen, die er still im Herzen verbirgt. Er klagt über die Abwesenheit der Schwester und, ein Träumer, wie er nun einmal sei, sinnt er darauf, wie er die Entfernung von der geliebten Schwester abzukürzen vermöge. Sich selbst ist er ganz entfremdet und flucht seinem traurigen Leben. Ja, wie man im tiefen Gehölz trotz alles Dickichts das Zwitschern der trauernden Nachtigall höre, die treulichst nach der Liebsten rufe, so lasse er die Klage über sein Elend laut ertönen, und das Echo schallt von seinen Schmerzen wider. Jeder Augenblick ruft in ihm das Bewußtsein seines gar zu grausamen Fernseins wach und regt seine Liebe leidenschaftlich an. Niemals hat ein Held, von dessen Unglück die Alten erzählen, so viel gelitten wie er, und fern von der bewunderten Schwester seufzt und siecht er dahin, ruft er vergeblich nach dem Tod. Wie schrecklich! In den Tagen der Freude, da der Schwester alles zujauchzt und zujubelt, muß er sie betrauern und — für sich allein — von ihr, der Vollkommenen, singen. Allein, so schwach er als Poet sein möge, so mache ihn die heiße Liebe zur Schwester doch zum Propheten, und als solcher weiß er, daß das Schicksal eine so herrliche Seele zuletzt doch glücklich machen und krönen wird. Ja, nur Mut und aufgeatmet! Zum Trotz der Menschen verbindet sich die Natur selbst mit der Größe und dem Ruhme der Schwester, und in der Geschichte wird ihr Name glänzen unter den Unsterblichen.

Diese Strophen, liebe Schwester, so fährt Friedrich nun in Prosa fort, kommen aus einem Herzen, das Dir voll ergeben ist und das, mit ungebundener Rede nicht zufrieden, Dir seine Ergebenheit und seinen Eifer auch in Versen bezeugen will. Jetzt verzweifle ich daran, Dich noch vor Deiner Hochzeit zu sehen. Erlaube mir also, Dir noch einmal ein dauerndes Glück und die Zufriedenheit des Herzens zu wünschen, die mehr ist als alle Kronen der Welt. Niemand wünscht es heißer als ich. Man sagt, daß Du hierzulande bleiben wirst, und so hoffe ich wenigstens, Dich nach der Hochzeit zu sehen, und hoffe, daß das Fest mit den unvermeidlichen Verlegenheiten für das Brautpaar schnell vorübergehen möge. Gott weiß, niemand nimmt mehr teil an Dir, und niemand hat mehr Grund dazu. Bist Du doch meine Befreierin, meine liebste Schwester, meine beste Freundin auf der ganzen Welt. Das Herz des Tigers und die Undankbarkeit der Renegaten müßte ich ja haben, wollte ich mir nicht dessen bewußt bleiben. Mein Gott, da spricht mir einer davon, daß Du schlecht aussiehst und Dich tief bekümmerst. Ich flehe Dich an, entreiße mich bald dieser Sorge. Denn Dein Kummer ist mein Kummer. Allein — ohne Not will ich mir auch keine Sorge machen, und wenn ich auch das Unglück voraussehe, so schmeichle ich mir doch mit der Hoffnung, mich zu täuschen, und erinnere Dich an das Liedchen „Lalala, lalala et mon cœur courage!“

Von der höchsten Höhe des leidenschaftlichen tragischen Pathos scheint freilich dieser Schluß herabzusinken beinahe in Heineschen Manier, aber mit der sicheren Kenntnis des schwesterlichen Gefühlslebens weiß er eben dadurch ihr

Herz zu trösten und macht sie durch die Tränen, die ihr die Ode entlocken mußte, lächeln und froheren Mut fassen, in der Erinnerung an glücklichere Stunden, da die Geschwister gemeinsam dies Liedchen sangen, auch so wieder den Reichtum der eignen Seele, ihre zarte Abtönung für Freundschaft beweisend.

Ueber die Farbe des menschlichen Auges

Von

Professor W. Manz

Wenn man von der Farbe des Auges spricht, so meint man damit gewöhnlich die Farbe seiner Regenbogenhaut, wohl wissend, daß es an ihm noch andre Färbungen gibt, von denen man aber annimmt, daß sie im Gegensatz zu jener bei allen Menschen die gleichen seien; diese wären, abgesehen von dem unter normalen Verhältnissen wenig auffallenden feinen Blutgefässen in der Augapfelbindehaut: die Farbe der zwischen den Augenrändern sichtbaren Tunica sclerotica und die der Pupille. Erstere ist eine aus dicht geflochtenen Fasern bestehende, die äußere feste Kapsel des Augapfels bildende Haut, im wesentlichen von weißlicher Farbe — das sogenannte „Weiße" im Auge, die letztere bekanntlich ein rundes Loch in der Mitte der Regenbogenhaut, dessen Schwärze das Produkt zum Teil der das Innere desselben auskleidenden farbigen Haut, in der Hauptsache aber durch den Umstand erzeugt ist, daß unsre eigne Pupille, durch die wir die andre betrachten, selbst dunkel ist. Auf die optischen Verhältnisse, auf denen dies beruht, brauche ich hier nicht näher einzugehen.

Es wird sich nun im folgenden zeigen, daß sowohl das „Weiße" der Sklerotika als die Schwärze der Pupille keineswegs ganz gleichbleibende, momentan und individuell unveränderliche sind, da schon die letztere durch den Wechsel ihrer Weite die Sättigung ihrer Farbe ändert.

So einflußreich nun auch diese beiden Färbungen unter Umständen sein können, so bleibt die unsre Beobachtung weitaus beherrschende doch die an der Iris haftende, nach der wir deshalb auch die verschiedenen Augen mit Bezug auf die Eigenschaft benennen, von der dieser Aufsatz handeln soll. Da unterscheiden wir nun bekanntlich blaue, graue und braune oder auch noch allgemeiner, helle und dunkle Augen, wobei dann die grauen und blauen als die eine Art den braunen oder „schwarzen" gegenübergestellt werden. Während nun im gewöhnlichen Leben und für manche Zwecke eine solche Einteilung genügt, müssen wir für andre eine große Zahl von Farbentönen und -nuancen unterscheiden. Da steht aber nun den Bestrebungen der Beschreibenden gegenüber, gerade hier möglichst feine Unterschiede zu machen, wie sie namentlich in der belletristischen Literatur sich kundgeben, eine für viele gewiß überraschende Erfahrung. Diese lehrt uns, daß so sehr oft, ich möchte fast sagen, meistens im täglichen Verkehr die Augenfarbe,

wenn sie nicht zufällig eine ganz ungewöhnliche ist, keinen besonders starken Eindruck macht, wenigstens nicht in der Erinnerung haftet. Es gibt gewiß viele Leute, die, wenn sie nach der Augenfarbe von Bekannten gefragt würden, die Antwort schuldig bleiben müßten oder höchstens sagen könnten, ob deren Augen helle oder dunkle seien. Dafür könnte ich mich selbst als Beispiel anführen. Während ich nämlich von vielen Patienten, deren Augen ich in meinem Berufe zu untersuchen hatte, nach langer Zeit noch wußte und von manchen jetzt noch weiß, ob das rechte oder linke Auge ihr krankes war, wäre ich bei den allermeisten nicht imstande zu sagen, was für eine Farbe ihre Augen hatten, und ich möchte fast glauben, daß das auch andern Augenärzten so gehen wird. Einen recht drastischen Beleg für diese Tatsache könnte ich wiederum aus meiner eignen Erfahrung vorbringen. Einer meiner akademischen Lehrer hatte ein linkes blaues und ein rechtes rehbraunes Auge. Als ich kurz nach seinem Tode diesen Umstand einigen seiner Bekannten gegenüber erwähnte, war keiner darunter, dem dies aufgefallen war oder der sich daran erinnert hätte. Einem Porträtmaler aber, oder einem Romanschreiber oder einem Ethnographen wird so etwas allerdings nicht passieren. Es kommt mithin offenbar, so sehr auch die Farbe des Auges von der der übrigen Teile des Gesichts absticht, doch in den meisten Fällen auf eine gewisse Absicht an, mit der der Beschauer die Augen betrachtet. Das gilt freilich nur für die, wenn ich so sagen darf, mittleren Farbnuancen, wie sie uns tagtäglich begegnen, die extremen — zum Beispiel die hellblauen der Friesen oder die fast schwarzen der Neger — werden gewiß auch dem oberflächlichen Beobachter auffallen und im Gedächtnis bleiben.

Noch eine andre Tatsache möchte ich hier anschließen, die mit obigem zusammenhängt. Es gibt nämlich Augen, über deren Farbe die Urteile der verschiedenen Beobachter, besonders nach einer etwa nur einmaligen Betrachtung, sehr auseinandergehen. Das liegt nicht nur daran, daß manchmal eine solche Mischfarbe vorliegt, daß sie nicht mit einem kurzen Worte bezeichnet werden kann, sondern, und zwar nicht selten, daran, daß die Farbe unter dem Wechsel der Beleuchtung sich ändert, und sind hier nicht nur Lichtstärke und Lichtfarbe, sondern es ist auch die Richtung von Einfluß, in der die Lichtstrahlen auf die Iris fallen. Wie wir sehen werden, ist dies in ihrer Gewebsstruktur und in der Verteilung des Farbstoffs in ihr begründet. Die Lichtstärke beherrscht die Weite der Pupille und damit die momentane Breite des Irisringes, die Richtung des einfallenden Lichts seine verschiedene Reflexion an ihrer Oberfläche und in ihren tieferen Schichten. Zum Verständnis dessen und überhaupt für meine weiteren Auseinandersetzungen ist einige Kenntnis der Struktur dieses Gebildes unbedingt notwendig, meine Leser müssen sich daher schon eine kurze anatomische Beschreibung gefallen lassen; ich werde mich dabei auf das Allernotwendigste beschränken.

Die Iris oder Regenbogenhaut ist eine Fortsetzung und das vordere Ende einer die ganze Innenfläche des hohlen Augapfels auskleidenden, sehr blutgefäßreichen Haut, die deshalb Aderhaut heißt, die man von außen nicht übersehen kann, von der vielmehr nur ihre vorderste Partie hinter dem durchsichtigen Teil

der Vorderwand des Auges, der sogenannten Hornhaut, sichtbar wird. Sie erscheint hier als ein ringförmiges Band von zeitlich wechselnder, aber überall ungefähr gleicher Breite, das mit einem bald zugeschärften, bald etwas aufgeworfenen Rand eine runde Oeffnung umschließt: eben die Pupille, das Sehloch.

Diese Iris ist eine weiche, fast immer etwas faltige Haut von durchschnittlich 0,2 bis 0,4 Millimeter Dicke, gebildet von einem zarten Flechtwerk von feinen Fasern — Bindegewebs-, elastischen und Muskelfasern —, von denen ein Teil in zirkulärer, ein andrer in radiärer Richtung verläuft, teils neben-, teils übereinander. Zwischen diesen Fasern liegen zahlreiche feine Nervenfäden und Blutgefäße, die enge Netze bilden und die Membran reich mit Blut versorgen. An ihrer Vorderfläche wird sie von dem Kammerwasser, dem wässerigen Inhalt des schmalen, zwischen der Hornhaut einerseits und der Iris und der Kristallinse anderseits gelegenen Raumes bespült. Diese vordere Seite der Iris ist nicht flach, sondern zeigt ein gewisses Relief, von mannigfachen Leisten und Furchen gebildet, die in ihrem Verlauf, wenn auch manches Uebereinstimmende, doch auch nicht unbedeutende individuelle Verschiedenheiten zeigen. Diese Zeichnung wird durch Krankheit mehr oder weniger zerstört und wird deshalb vom Augenarzt mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet, wenn auch nicht in der Meinung, daraus allein alle möglichen inneren Krankheiten diagnostizieren zu können. Dessen aber rühmen sich in unsern Tagen verschiedene Kurpfuscher, nachdem ihnen der „geniale" Ungar Peczely zu dieser Weisheit den Weg gewiesen hat. „Die Natur hat vier Zeichen," heißt es in dem Buche eines solchen Pfadfinders, „um Organschäden in der Iris abzuspiegeln, und zwar: weiße Linien, weiße Wolken, mehr oder weniger dunkle Schattierungen und schwarze Flecken von weißen Linien begrenzt." Der Verfasser findet es selbst erstaunlich, wie es möglich sei, mit so wenigen Zeichen die Unzahl von Leiden und Schäden auszudrücken, die den Menschen befallen können. Indessen wäre das ja vielleicht nicht so unbegreiflich, wenn man die subtile Topographie der Irisvorderfläche so kennte wie diese Wunderdoktoren, die lehren, daß jeder einzelne Punkt auf ihr einem bestimmten Organ entspricht, daß die radiären Linien daselbst nach den verschiedenen Körperteilen hinweisen, also die nach unten ziehenden auf die Füße, die nach außen und etwas aufwärts gerichteten nach den Ohren und so fort. Es wäre unerlaubt, länger bei diesem Unsinn zu verweilen, bei dem man nur beklagen, aber sich nicht wundern wird, daß auch er viele Gläubige gefunden hat und noch findet.

Zwischen den oben erwähnten anatomischen Bestandteilen der Regenbogenhaut, auf deren nähere Beschreibung ich hier nicht eingehen kann, liegt nun ihr Farbstoff in Form von mikroskopisch kleinen Körnchen teils in ihrem Gewebe unregelmäßig zerstreut, teils in einer mehr regelmäßigen Anordnung beziehungsweise Anhäufung; in letzterer besonders in der nächsten Umgebung der Pupille zwischen die ringförmig verlaufenden Muskelfasern eingebettet, außerdem als eine zusammenhängende Schicht, die als doppelte Lage von Pigmentkörnchen tragenden Zellen vom äußeren bis zum inneren freien Rand die hintere Fläche der Mem-

bran überzieht. Diese Zellenlage drängt sich gewöhnlich noch um diesen Rand, den Pupillenrand, ein klein wenig auf die Vorderfläche hervor und bildet so in manchen, namentlich den blauen Augen, den dunkeln Saum der Pupille. Sie ist eine direkte Fortsetzung der Pigmentzellenlage, die, der Aderhaut aufgelagert, die ganze Innenfläche des Augapfels bekleidet. Was nun den Farbstoff selbst betrifft, dem man den Namen Melanin gegeben hat, so findet er sich, wie gesagt, in Form mikroskopisch kleiner Körner von einigen Tausendstel Millimetern Durchmesser im menschlichen Auge meistens in rundlicher, da und dort auch eckiger, annähernd kristallinischer Gestalt, während er bei vielen Tieren als regelmäßige Kristalle vorkommt.

Die Farbe dieser Körner ist im allgemeinen ein helleres oder dunkleres Braun, vom dunkeln Gelb bis zum Schwarz variierend. Die Verschiedenheiten beziehen sich auf die einzelnen Stellen oder Bezirke der Iris, aber auch auf das Alter des Individuums. Ich habe bei meinen Untersuchungen die Ansicht gewonnen, daß die hellere Farbe der alten Augen nicht nur auf einer quantitativen Abnahme der Pigmentkörnchen, sondern auch auf ihrer helleren Farbe beruht — das Alter bleicht also nicht nur die Haare, sondern auch die Augen. Dabei wirkt allerdings noch ein andrer Umstand mit, auf den ich gleich nachher zu reden komme. Hier wäre zunächst noch beizufügen, daß die Farbkörner fast überall in Zellen eingeschlossen sind, und auch da, wo sie scheinbar frei zwischen den andern Gewebsteilen liegend gefunden werden, ist es wahrscheinlich, daß sie vorher in später aufgelösten Zellen dahin gekommen sind.

Wenn wir nun von der Farbe des Auges beziehungsweise von der der Regenbogenhaut reden, so ist kein Zweifel, daß sie in der Hauptsache von den oben beschriebenen Farbstofförnern, und zwar von ihrer Farbe, ihrer Menge und ihrer Verteilung im Gewebe abhängt. Diesem Faktor gegenüber machen sich aber noch andre geltend, welche die Färbung einfach abschwächen oder ihr einen andern Farbenton beimischen. In jenem Sinne wirkt das Stützgewebe der Iris, auch Stroma genannt, das, wie schon erwähnt, aus vielfach sich durchflechtenden Bindegewebsfasern besteht, die wir uneigentlich als farblos bezeichnen, die aber doch durch ihre Anhäufung eine gewisse weißliche Färbung hervorbringen, wie wir sie zum Beispiel am Kakerlakenauge deutlich sehen. Einen roten Farbenton aber mischt dem andern das Blut bei, das in den überaus zahlreichen Blutgefäßen kreist, die ja, man kann wohl sagen, die Hauptmasse des Irisgewebes ausmachen. Trotzdem bekommen wir eine rote Farbe desselben im normalen Zustande nie, selbst im krankhaften äußerst selten und fast immer nur dann zu sehen, wenn, wie das bei Kontusionen des Auges hin und wieder vorkommt, Blutgefäße zerrissen sind und das Blut aus ihnen ausgetreten ist. Daß aber doch auch ohne eine solche Verletzung die Blutfarbe sich geltend macht, das erkennen wir manchmal wenigstens an hellen Augen daran, daß deren Regenbogenhaut nach dem Eintritt des Todes merklich bläsſer wird.

Viel kräftiger aber als die Blutgefäße wirkt ihr bindewebiger Bestandteil auf das Kolorit der Iris ein, und auf seiner Masse und Dichtigkeit beruhen

hauptsächlich die Veränderungen, die es während des Lebens auch unter ganz normalen Verhältnissen durchmacht. Hier begegnen wir zuerst einer, merkwürdigerweise wenig bekannten, darum auch von verschiedenen Medizinern wiederholt „entdeckten" Tatsache, daß weitaus die meisten neugeborenen Kinder blaue Augen haben, also auch diejenigen, die später braune haben. Nun darf man aber nicht übersehen, daß jene blaue Farbe nicht derjenigen entspricht, die wir später bei etwas älteren Kindern als blau bezeichnen; jene ist vielmehr ein Graublau, also eine dunkle Nuance. Dieselbe kommt dadurch zustande, daß durch ein noch besonders zartes Irisgewebe, das selbst noch kein oder nur sehr wenig Pigment enthält, die schon sehr frühe, lange vor der Geburt entwickelte, dünne hintere Pigmentschicht kräftig durchschimmert. Wird nun das Irisgewebe dichter, so ist das immer weniger der Fall, und es hängt dann von der Menge der in ihm sich ablagernden Farbstoffkörner ab, ob eine heller blaue, graue oder braune Färbung zustande kommt. Auf der analogen Gewebsumwandlung, die übrigens nicht nur im Auge, sondern auch in andern Organen während des Lebens sich vollzieht, beruht nun vorzugsweise die Abblassung, die man mehr oder weniger in den Augen alter Leute bemerkt: man kann wohl sagen, daß sie mit fortschreitendem Alter eine etwas hellere Farbe annehmen. Dabei besteht aber die genannte Verdichtung des Stützgewebes nicht zumeist in einer Wucherung desselben — nicht selten ist sogar das Gegenteil recht bemerkbar —, sondern vielmehr in einer Verdichtung seiner faserigen Bestandteile, wodurch sie an Durchsichtigkeit verlieren und dadurch das Durchschimmern des Pigments, soweit es nicht an der Oberfläche liegt, abschwächen. Auf dieser ist es nun bald ganz regellos verstreut, bald schließt es sich deren Relief an, aus radiären Streifen und Zickzacklinien gewisse Figuren bildend, durch welche dieses noch deutlicher hervortritt. Solche Figuren haben einmal sogar eine politische Bedeutung bekommen, in der napoleonischen Zeit, da man in Frankreich in der Iris eines jungen Mädchens den Namenszug des großen Kaisers deutlich zu sehen glaubte. Der obenerwähnte Prozeß einer mit dem Alter vor sich gehenden Verstärkung und Verdichtung des Bindegewebes der Iris wirkt in günstiger Richtung in den Augen der Kakerlaken (Albinos), deren in früher Lebenszeit sie so sehr belästigende hochgradige Lichtscheu mit den Jahren meistens wesentlich abnimmt, wofür uns dann auch die Durchleuchtung mit dem Augenspiegel die anatomische Ursache aufdeckt. Dieselbe Gewebsmetamorphose macht sich auch in einem andern Bestandteil des normalen Augapfels durch eine Farbenveränderung bemerklich, nämlich in seiner äußeren Hülle. Während bekanntlich das sogenannte Weiß des Auges, die Sklerotika, beim Kinde eine entschieden bläuliche Nuance zeigt, erscheint sie im Alter mehr und mehr gelblich.

Das sind alles normale Veränderungen in der Augenfarbe; von abnormen wäre, abgesehen von den außer Betracht bleibenden krankhaften, zunächst die oben schon an einem sehr eklatanten, in bezug auf seine Entstehung allerdings nicht ganz gesicherten Beispiel vorgeführte Verschiedenheit der Farbe beider Augen zu erwähnen. Sie ist, wie gesagt, wenigstens als eine höhergradige angeborene

Anomalie beim Menschen sehr selten, während kleinere Unterschiede im Farbenton bei genauer Betrachtung wohl öfter vorzukommen scheinen. Ferner gehört hierher die Eigentümlichkeit, daß einzelne scharf begrenzte Abschnitte — Sektoren — der Iris, hie und da die beiden Hälften verschieden gefärbt sind, zum Beispiel die obere hell, die untere dunkelgrau oder grau. Während das immerhin Seltenheiten sind, so ist dagegen etwas ganz Gewöhnliches eine auf der schon erwähnten Pigmentverteilung beruhende intensivere Färbung der Ringzonen, des äußeren und inneren Ringes, die dann immer dunkler erscheinen als die zwischen ihnen liegende Partie.

Fragen wir nun, nachdem wir die anatomischen Grundlagen der Augenfarbe kennen gelernt haben, nach der physiologischen Bedeutung derselben — denn daß sie nicht nur zum Beschauen oder zur Bewunderung für andre bestimmt ist, wird uns wohl von vornherein einleuchten —, so werden wir ganz im allgemeinen sagen können, daß die lichtabsorbierende Eigenschaft des Pigmentes darin in verschiedenem Grade zur Geltung kommt. Das Auge, das heißt seine lichtempfindlichen Teile, erfahren offenbar dadurch einen gewissen Schutz gegen übermäßige, also unzweckmäßige Belichtung. Das mächtigste Regulativ gegen diesen besitzt das Auge nun allerdings in seiner beweglichen Pupille. Jener Schutz wird aber natürlich um so wirksamer sein, je dichter der Schirm ist, der das außerhalb der Pupille in das Auge einfallende Licht abhält; daß aber wegen seiner unregelmäßigen Strahlenbrechung gerade dieses das scharfe, behagliche Sehen schädigt, durch „Blendung", wie wir sagen, lehrt uns eben der Zustand der Kakerlaken, lehrt uns auch eine gewisse Lichtscheu unsrer Patienten, denen wir zu Heilzwecken ein Stückchen aus der Iris ausgeschnitten haben. Es entspricht aber auch, man kann wohl sagen, vielfältiger Erfahrung, daß Menschen mit sehr hellen Augen oft gegen grelles Licht sehr empfindlich sind. Das wird um so mehr der Fall sein, wenn die Pigmentierung auch im Innern des Auges, in der Aderhaut eine schwache ist.

Es sei mir nun gestattet, dem eben über die physiologische Bedeutung der Irisfarbe in Kürze Gesagten einige Bemerkungen über deren physiognomische beizufügen — deren Bewertung übrigens, wie ich schon hervorgehoben habe, fast ganz von der Absicht abhängt, in welcher derjenige, der die Augen betrachtet, dieses tut. Es hat sich gezeigt, daß ohne eine solche die Augenfarbe, wenn sie nicht eine ganz besonderes seltene oder gar abnorme ist, weniger als man erwarten sollte, auffällt und der Umgebung des Besitzers im gewöhnlichen Verkehr wenig Eindruck macht. Wo aber nun beim Beobachter eine solche besondere Tendenz vorhanden ist, die seine Aufmerksamkeit gerade auf das Auge in seiner spezifischen Färbung lenkt, da wird auch abgesehen von der hier nicht in Betracht kommenden medizinischen die physiognomische Ausdeutung nicht ausbleiben und ist in der Tat, wie die Urteile im täglichen Leben und namentlich die belletristische, historische und naturhistorische Literatur lehren immer, geübt worden. So lehrt uns die Ethnologie mit der Haut- und Haarfarbe auch die Augenfarbe als ein überaus wichtiges Rassenmerkmal schätzen, so benutzt sie nicht selten der Geschichtschreiber,

um dem Leser eine möglichst lebendige Zeichnung seiner Helden zu bieten, einen ganz besonderen Wert haben aber immer Dichter und Maler darauf gelegt, die Augenfarbe für die Charakterisierung der Objekte ihrer Kunst zu betonen und auszudeuten.

Vor einigen Jahrzehnten, da eine neue Epoche für die Augenheilkunde angebrochen war, durch die sie dem Publikum gegenüber als ein besonderes Fach der Heilkunde sich dokumentierte, haben mehrere der jungen Ophthalmologen, darunter auch ich, auf Grund der in jenem Spezialfach erworbenen Kenntnisse von den Funktionen des Auges auch über den „Blick" in gemeinverständlicher Weise gesprochen und geschrieben. Sie haben sich dabei bemüht, nachzuweisen, daß bei diesem der Augapfel nicht der maßgebende Faktor ist, wie man gewöhnlich meint, daß da vielmehr noch andre anatomische und physiologische Verhältnisse in Betracht kommen, so die Form der Augenlider, die Höhe und Breite der Lidspalte, die Form des Augenhöhlenrandes, die relative Kraft und Spannung der Augenmuskeln, besonders auch die mehr oberflächliche oder tiefe Lage des Augapfels in der Augenhöhle.

Was da von einem beschränkteren Anteil, den der Augapfel an der Blickstellung und -bewegung habe, gesagt werden konnte, hat gewiß auch jetzt noch seine Richtigkeit, nichtsdestoweniger wird seine Mitwirkung stets als eine sehr gewichtige angesehen werden müssen. Ganz abgesehen von dem Eindruck, den krankhaft veränderte Augen, von denen hier überhaupt nicht die Rede sein soll, oder gar der Mangel der Augen auf den Beschauer machen, machen sich in physiognomischer Beziehung verschiedene Eigenschaften des Organs selbst bemerkbar. Dahin gehören seine Form und Größe und die an ihm wahrnehmbaren Färbungen. Während auf die Verschiedenheit der Größe und Form, als mit meinem Thema nicht unlösbar zusammenhängende Dinge, hier nicht näher eingegangen werden soll, gilt es für mich, zu untersuchen, inwiefern die Augenfarbe das Urteil des Beschauers beeinflußt. Aber auch in dieser Beziehung muß ich mir eine umfassende und zugleich genau eingehende Darlegung, die den Umfang und den eigentlichen Zweck dieses Aufsatzes weit überschreiten müßte, versagen, ich werde mich vielmehr nur auf einige allgemeine Bemerkungen, welche die Deutungen jener Eigenschaft der Augen in ästhetischer und ethischer Beziehung berühren, beschränken müssen.

Was zunächst die Schönheit des Auges betrifft, so wird hier natürlich eine Norm, eine absolut schönste Farbe nicht festgestellt werden können. So schön auch blaue Augen vielen Menschen erscheinen, so gilt dieses Urteil doch gewiß nicht allgemein, nicht überall und nicht zu allen Zeiten. Wo blaue Augen selten sind, werden sie meistens besonders bewundert, wie zum Beispiel in Italien, andern aber mißfallen sie als eine Art von fehlerhafter, unvollkommener Bildung. Und wie viele Wandlungen hat der Geschmack des Publikums, wie er zum Beispiel in den Beschreibungen der Romanschriftsteller zum Ausdruck kommt, ja vielfach durch sie geleitet wird, im Laufe der Zeiten durchgemacht! Selbst wenn wir nur bis in die klassische Zeit des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehen, finden wir von dort

an einen mehrfachen Wechsel bis auf unsre Tage. Während damals die Helden und namentlich die Heldinnen das unschuldsvolle veilchenblaue oder gar vergißmeinnichtblaue Auge haben mußten, kam dann eine Zeit für das tiefsinnige oder auch unheimliche dunkle Auge, im neunzehnten Jahrhundert rückte dann, zunächst, wie ich glaube, bei den Franzosen, sogar das sonst gering geschätzte graue in den Vordergrund des Interesses, dessen Besitzern die Romanciers eine besonders große Intelligenz, sogar Schlauheit andichteten. Wie man sieht, mischt sich hier fast immer der ästhetischen Beurteilung eine ethische bei, ja das Urteil bezieht sich sogar vorzugsweise auf Charakter und Intelligenz, immerhin, wie leicht einzusehen, mit einer nur sehr beschränkten Berechtigung. Niemand wird im Ernst behaupten wollen, daß die Irisfarbe an sich, welche sie auch sein mag, diesem oder jenem Geisteszustande ausschließlich eigen sei. Sie spielt bei einer solchen Diagnose dieselbe passive Rolle wie diejenigen Teile des Gesichts, die von seinem Knochengerüst direkt abhängig sind, wie zum Beispiel in gewissem Grade die Nase. Die Irisfarbe ist, abgesehen von den obenerwähnten Veränderungen in den verschiedenen Lebensaltern, eine im gesunden Zustand unveränderliche, sie unterliegt nicht der Uebung oder Erziehung, und wenn, wie es wohl gelegentlich den Anschein hat, gewisse heftige Gemütsbewegungen, leidenschaftliche Aufregung oder Depression vorübergehend die Farbe der Augen verändern, so liegt das jedenfalls zum geringsten Teil an der Regenbogenhaut, etwa bedingt durch eine stärkere Blutfülle, sondern hauptsächlich in dem wechselnden Glanz der davorliegenden Hornhaut, der wiederum von ihrer augenblicklichen Befeuchtung abhängig ist. Nun lesen wir ja allerdings in unsrer belletristischen Literatur hin und wieder, daß irgendeine Person in haßerfüllter oder zorniger Aufwallung grünschillernde Augen gehabt habe; ja in dem Roman einer modernen Schriftstellerin habe ich sogar jüngst gelesen, daß die Augen der Heldin infolge einer zugleich aufregenden und niederschmetternden Gemütsbewegung ganz farblos geworden seien. Solche Beschreibungen werden wir nun nicht so ernst nehmen, sondern denken, daß darin mehr Dichtung als Wahrheit enthalten sei, was übrigens gerade dort zu der sonstigen realistischen Darstellung nicht recht paßt.

An momentanen Stimmungen und Stimmungsänderungen, wie sie im „Blick“ ihren Ausdruck finden, kann also die Iris mit ihrer Färbung nicht teilnehmen, wir können aus ihr auf den derzeitigen Gemütszustand keine Diagnose stellen. Wenn wir uns aber erinnern, welchen Einfluß die Pupillenweite und die Richtung und Reflexion des in das Auge einfallenden Lichtes auf jene momentane Färbung — Ton und Nuance abändernd — haben, wie oben erwähnt wurde, so werden wir einen indirekten Einfluß der Augenstellung auf deren Farbe wohl zugeben dürfen. Das Kolorit kann also durch den Blick verändert erscheinen, und wenn wir bei einem und demselben Individuum öfters solche Modulationen in bestimmten Gemütszuständen zu beobachten Gelegenheit hätten, so könnte die Augenfarbe doch für uns eine gewisse diagnostische Bedeutung gewinnen, und die drastischen Schilderungen unsrer Erzähler und Er-

zählerinnen würden, wenn auch mit mehr oder minder starker Einschränkung, wohl nicht mehr so ganz in der Luft schweben.

Damit ist aber die physiognomische Bedeutung der Augenfarbe keineswegs erschöpft, soll sie uns doch nicht nur einen vorübergehenden Gemütszustand verraten, sondern vielmehr auch ein Merkmal eines dauernden Seelenzustandes, ein somatisches Symptom der moralischen und intellektuellen Eigenschaften des betreffenden Menschen sein. Wird sie das sein können?

Für den Dichter ist dies freilich keine Frage. Wie spricht doch unser weiser Mirza-Schaffy?

Ein graues Auge
Ein schlaues Auge;
Auf schelmische Launen
Deuten die braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines schwarzen Augs Gefunkel
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel!

So der Dichter; sehen wir nun zu, ob uns auch die nüchterne Wissenschaft Anhaltspunkte für solche Deutungen gibt. Wenn wir nach ihnen suchen, so werden wir uns wohl zunächst an die Anatomie wenden und da anfragen, ob sie uns vielleicht einen Zusammenhang zwischen gewissen Befunden im Gehirn, als dem Organ der Seele, und der Pigmentbildung im Auge nachweisen kann. Das ist nun bis jetzt nicht der Fall, wohl aber lehrt uns die Entwicklungsgeschichte, daß diejenigen Gewebszellen, in denen der Farbstoff im Auge zuerst auftritt, einer Membran angehören, die wir als die Uranlage des Augapfels, als die anatomische Grundlage seiner Sinnesfunktion ansehen. Das Gebilde aber, zu dem jene sich färbende Zellenlage gehört, die sogenannte primäre Augenblase, ist ein direkter Auswuchs des embryonalen Gehirns und bleibt auch durch die später sich entwickelnden Sehnerven für immer mit diesem in wirksamster Verbindung.

Nun könnte man etwa denken, daß in diesem frühesten Zusammenhang der Augenanlage mit der Gehirnanlage eine Antwort auf die obengestellte Frage läge, und es entspräche dies in der Tat einer Auffassung, die bei manchen Naturforschern und Aerzten schon in früherer Zeit bestand und vielleicht noch besteht: daß eine mangelhafte Pigmentierung des Auges und andrer Organe, wie sie im höchsten Grade bei den Kakerlaken vorliegt, mit andern krankhaften Veränderungen, auch im Nervensystem, wenigstens oft vergesellschaftet sei. Ob diesen Menschen bestimmte Charaktereigenschaften zugeschrieben werden, weiß ich nicht; bei der großen Seltenheit, in der sie bei uns vorkommen, würde mit ihnen wohl nicht viel zu beweisen sein.

Die oben angedeutete Verwertung jener embryonalen Pigmentbildung im Auge wurde nun allerdings von anatomischer Seite dem Einwand begegnen, daß die spätere Pigmentablagerung in der Iris, die nach der Geburt besonders in braunen und grauen Augen vor sich geht, wodurch dann ihre definitive

Farbe zustande kommt, in andern, nicht jener primären Augenanlage direkt angehörigen Gewebselementen sich vollzieht. Wir könnten daher für diese Färbung der Regenbogenhaut nicht wie für ihre hintere Pigmentschicht einen genetischen Zusammenhang mit dem Gehirn behaupten. Es erübrigt sich aber wohl, bei dem immerhin sehr hypothetischen Charakter, den eine solche Annahme zurzeit hat, diese hier weitläufiger zu erörtern.

Wenn wir demnach, wie es scheint, auf eine beweiskräftige anatomisch-physiologische Grundlage für die physiognomische Bedeutung der verschiedenen Augenfärbungen noch verzichten müssen, so werden wir eben auf das angewiesen sein, was uns eigne und fremde Beobachtung und Erfahrung darüber lehren können. Da wird sich nun zunächst, indem wir vorerst von der spezifischen Qualität der Farbe absehen, so ganz im allgemeinen vielleicht der Eindruck verwerten lassen, den die Mehrzahl der Beschauer von ihrer Helligkeit empfängt. Ohne besondere Anhaltspunkte für eine andre Vermutung läßt uns zum Beispiel ein *helles* blaues Auge in der Farbe des lachenden Himmels auf einen heiteren Charakter schließen, was bei einem dunkelblauen weniger der Fall ist. Nun erfährt aber schon die blaue Farbe an sich — um bei dieser als Beispiel zu bleiben — bei den verschiedenen Völkern eine sehr verschiedene Deutung und Verwendung. Sie gilt im Zeremoniell der katholischen Kirche als Zeichen der Buße und Reue in der Fastenzeit, in manchen Ländern des Orients haftet an ihr eine sehr ungünstige Auslegung. Erzählt doch der frühere englische Botschafter in Berlin, Sir *Edward Malet*, in seinen „Bunten Bildern", daß er seiner blauen Augen wegen in der Levante in den Geruch der Grausamkeit gekommen sei. Und wenn bei uns im geraden Gegensatz dazu viele ein blaues Auge für das Zeichen eines milden, ruhigen Gemütes halten, so paßt das wieder jedenfalls nur sehr mit Einschränkung für unsre deutschen Küstenbewohner, die blonden Friesen, die wohl für einen ernsten, dabei aber nichtsdestoweniger für einen sehr energischen, unternehmenden Volksstamm gelten. Wohl liegt in dem ruhigen Blick solcher Augen etwas Beschauliches, Sinnendes, wie wir es etwa bei einem Philosophen erwarten. Ein solcher Philosoph war unser größter, Kant, von dem verschiedene Schüler einen solchen Eindruck empfangen haben; dabei betonen wieder andre sein sanftes und doch zugleich lebhaftes Auge, seinen milden und eindringenden Blick, der geradezu etwas Ergreifendes gehabt habe. Die Wirkung dieser Augen auf den Beschauer war demnach eine gemischte und wird wohl auch von verschiedenen andern Personen ausgehen können, wenn auch vielleicht nur selten als eine so faszinierende. Uebereinstimmender wird uns der Eindruck geschildert, den die stahlblauen Augen unsers großen Reichskanzlers bei allen, die ihm nahekamen, hervorriefen, als ein nicht nur durchdringender, sondern als ein geradezu beherrschender. Man sieht also schon an diesen zwei hervorragenden Beispielen: die blaue Farbe der Iris für sich allein ist nicht maßgebend für den seelischen Inhalt des Blickes, und was für diese gilt, muß auch für die andern Farben gelten, wenn wir auch zugeben werden, daß der hellere oder dunklere Ton, die verschiedenen Nuancen der Farbe sogar für den

naheſtehenden Beobachter im ſpeziellen Falle bei der phyſiognomiſchen Beurteilung von einigem Einfluß ſein können. Im großen, das heißt ganzen Völkerſchaften gegenüber, ſtellen wir ja doch eine ſolche, ich möchte ſagen ganz ſummariſche Diagnoſe; wir ſchreiben den ſchwarzhaarigen, dunkeläugigen Südländern im allgemeinen ein ſanguiniſches oder choleriſches, den blonden, helläugigen Bewohnern der nördlichen Zonen ein ruhigeres, phlegmatiſcheres Temperament zu. Dieſe Unterſcheidung iſt ja gewiß im allgemeinen berechtigt, wobei jedoch individuelle Verſchiedenheiten ſelbſtverſtändlich in weitem Umfange zugegeben werden müſſen.

An einem Zuſammenhange zwiſchen der pſychiſchen Konſtitution und der Augenfarbe müſſen wir jedenfalls feſthalten, das iſt der phylogenetiſche. Wie jene der Vererbung unterliegt, ſo, gleich andern körperlichen Eigenſchaften, auch die letztere, ja es ſcheint ſogar, als ob deren hereditäre Fortpflanzung ganz beſonders häufig vorkäme und in manchen Fällen eine ſo prägnante wäre, daß ſie ſelbſt vor Gericht als Beweismittel annehmbar erſcheint, wie wir das ja im vorigen Jahre erſt aus dem ſenſationellen Prozeß Kwielecki erfahren haben. Damit ſtimmt auch die allgemeine Meinung; wie oft hört man ſagen: Der Sohn oder die Tochter hat die Augen des Vaters oder der Mutter, und wie viele ſind bereit, dabei auch ſofort eine auf dieſe ſomatiſche Bildung ſich ſtützende Vermutung über den Charakter ihrer Sprößlinge ſich zu bilden. Abgeſehen davon aber, daß bei einer ſolchen Diagnoſe meiſtens noch andre anatomiſche Momente aus der Umgebung der Augen vielleicht ohne beſondere Beachtung mitbeſtimmen, wird ſie doch auch gewiß oft genug bei näherer Bekanntſchaft als eine irrige ſich herausſtellen. Um wie viel unſicherer muß ſie nun aber ſein, wenn uns die hereditären Verhältniſſe des zu Beurteilenden gar nicht bekannt ſind, ſo daß wir, wie der Mediziner ſagt, unſer Urteil lediglich auf den Status praesens, und zwar hier auf nur einen Teil eines einzigen Organs gründen wollten. An eine ſtatiſtiſche Feſtſtellung des Zuſammenvorkommens einer beſtimmten Irisfarbe mit gewiſſen ſeeliſchen Eigenſchaften werden wir aber wohl nicht denken, unſre Abſchätzung wird hier immer eine ganz zufällige, wie ſo oft im Leben, weniger von der Zahl der gemachten Beobachtungen als von wenigen auffallend ſtimmenden beherrſcht ſein, wie gewöhnlich imponieren dem Publikum auch hierin die poſitiven Fälle, wenn auch die negativen, nicht ſtimmenden die Mehrheit bilden.

Wie aus dem oben in Kürze Geſagten wohl hervorgeht, kann uns auch die Beobachtung, vielleicht auch die an einer größeren Zahl von Menſchen, nicht auf einen ſicheren Boden ſtellen, auf dem ſich eine allgemeingültige Beantwortung der uns hier beſchäftigenden phyſiognomiſchen Fragen aufbauen ließe. So ſcheint denn hiernach eine beſtimmte Beziehung der Augenfarbe zum Charakter oder zu der Intelligenz als Regel aufzuſtellen, ein verfehltes Unternehmen, ja manche möchten vielleicht eine darauf gerichtete Unterſuchung von vornherein als eine erfolgloſe, müßige anſehen. Eine ſolche Geringſchätzung der ihr zugrunde liegenden Erfahrungen würde aber doch, glaube ich, vielen Widerſpruch auch auf ſeiten denkender Menſchen begegnen, die Wirklichkeit und Dichtung doch gelehrt haben, daß hier mehr als eine bloße Zufälligkeit vorliegt, aus der gar

keine Schlüsse gezogen werden dürften. Eine vollständige Negation würde ja hier auch die Bedeutung treffen, die das Auge im ganzen für den Gesichtsausdruck unbestritten hat. Nun besteht ja allerdings zwischen Gesichtszügen und der Farbe der Iris, wie schon oben erwähnt, der große Unterschied, daß jene, wenn auch auf Grund einer angeborenen Anlage, durch Uebung sich individuell ausgebildet haben, was für letztere nicht gilt. Sollte diese darum physiognomisch wertlos sein? Schon unsre eigne Erfahrung wird das nicht zugeben. Sehen wir einen recht charakteristischen Kopf, einen lebendigen oder im Bilde, so werden die Augen mit allen ihren Eigentümlichkeiten, mit allem, was drum und dran ist — wenn ich so sagen darf — an dem Eindruck, den er auf uns macht, keinen geringen Anteil haben, und zwar auch in ihrer individuellen Farbe. Diese wird also auch für das, was wir hinter einem solchen Gesicht suchen, von nicht geringer Bedeutung sein, ja wir werden glauben, es müßte gerade solche Augen haben, anders gefärbte würden dazu gar nicht passen. Die Augenfarbe empfinden wir mindestens als eine Verstärkung, ich möchte sagen Vertiefung des Eindruckes, den wir bei einem aufmerksamen Betrachten des Gesichts empfangen; so zum Beispiel in besonders hohem Grade, wenn jene mit der Haarfarbe nicht stimmt. Eine Kombination von blauen Augen mit schwarzen Haaren hat ja immer als besondere Schönheit gegolten, hellblondes Haar mit dunkeln Augen schon fast als Abnormität. Bekanntlich gibt es Gesichter, in die einzelne Teile nicht passen: wir bedauern es, wenn mitten in den sonst schönen Zügen, etwa den feinen kleinen eines Mädchens eine übergroße Nase sitzt, es stört uns aber auch, wenn aus einem nichtssagenden Antlitz zwei glänzende, auffallend gefärbte Augen herausschauen, es scheint uns fast, als ob zum Beispiel eine mangelhafte Intelligenz dadurch ganz besonders markiert würde. Und dann wieder: wie oft versöhnt uns ein freundlich oder auch ein ernst blickendes Augenpaar mit seiner entschieden unschönen Umgebung! Doch müssen wir da zugeben, daß, wie oben bemerkt, in diesem Falle oft die Wirkung der Augenfarbe gegenüber andern Eigenschaften des Blickes der weniger bedeutsame Faktor ist; Augenstellung und -bewegung, die Oeffnung der Lidspalte werden uns da noch eher zu einem Urteil verhelfen können, als Kolorit und Zeichnung der Iris. Dabei dürfen wir übrigens nicht vergessen, daß zusammengekniffene oder weitgeöffnete Augen häufig nicht Charakterzeichen, sondern einfach Symptome des mehr oder weniger zwangsmäßigen Einflusses gewisser physiologischer oder pathologischer Zustände sind.

Stellen wir uns nun zum Schlusse nochmals die Frage: Gibt uns diese individuelle anatomische Eigenschaft des menschlichen Auges, seine Farbe, eine Handhabe, um aus ihr an und für sich einen einigermaßen sicheren Schluß auf die seelische Konstitution machen zu können, so geht wohl aus obigen Darlegungen hervor, daß das ganz im allgemeinen nicht der Fall ist; weder unsre anatomisch-physiologischen Kenntnisse noch unsre eignen wie fremde Beobachtungen berechtigen uns zuverlässig zu einem solchen Urteil. Wir müssen sagen, der Augenbefund ist dazu nicht ausreichend, und doch werden wir es uns nicht nehmen lassen, er ist nicht wertlos dabei, wenigstens in vielen einzelnen Fällen. Wir werden deshalb auch

den Künstlern sehr gern das Recht zugestehen, ja uns darüber freuen, wenn sie in ihrer Charakteristik eines Menschen als ein bedeutsames Symptom seines Innenlebens auch die Farbe seiner Augen ausmalen oder beschreiben, ja wir werden sogar aus ihrer Darstellung für unsre Beurteilung der Wahrheit des Charakterbildes ein gewichtiges Moment entnehmen wollen und können.

Aus dem Winter 1870/71

Neue Beiträge von A. v. W.

(Fortsetzung)

Zwei Tage später erhielt Tachard daraufhin die Anweisung von Crémieux aus Tours: „Bitten Sie den General Bourbaki seitens der Regierung und im Interesse des Vaterlandes, sich nach Tours zu begeben, wo er ausgezeichnet empfangen wird und wo er dem Lande die größten Dienste leisten kann." Mit diesem Schreiben hatte sich ein Bericht Tachards gekreuzt, daß Bourbaki in Luxemburg sei, von wo aus er versuchen werde, wieder nach Metz zu gelangen. Falls ihm dies nicht gelinge, werde er sich nach Tours begeben und sich dort der Regierung zur Verfügung stellen (Bericht des französischen Konsuls de Cussy in Luxemburg vom 7. Oktober).

Von hervorragendem Interesse für die Reise Bourbakis ist dessen eigner Bericht, den er unter dem 8. Oktober an den Kriegsminister richtete und zur Beförderung an den Konsul de Cussy übergab, der ihn seinerseits wieder offen an Tachard gelangen ließ. Dieser nahm davon Abschrift und machte dazu den Vermerk:

Brief. Brüssel, 8. Oktober 1870.

Die beiliegende Abschrift, die ich eigenhändig von einem Brief genommen habe, der mir offen von Mr. Cussy, unserm Konsul in Luxemburg, übergeben wurde, hat den Zweck, eine authentische Urkunde aufzubewahren, die eines Tages zur Rechtfertigung eines Generals dienen kann.

Abschrift.

Herr Minister!

Eines der merkwürdigsten Ereignisse hat mich veranlaßt, Metz zu verlassen. Ein Herr Régnier[1]) ist zum Marschall Bazaine gekommen. Er sagte, Graf

---

[1]) Ueber die Persönlichkeit des Régnier (Victor Edmond Vital, geboren in Paris 1822), seine abenteuerlichen Projekte und die von ihm geführten Unterhandlungen in London, Wilhelmshöhe, Metz und La Ferrières herrscht auch jetzt noch keine vollständige Klarheit. Wir verzichten darauf, hier näher auf seine immerhin äußerst interessante Tätigkeit im Jahre 1870 einzugehen und verweisen auf die von ihm verfaßte Broschüre: „Ouel est votre nom? N ou M? — Une étrange histoire dévoilée." Bruxelles, Office de publicité 1870.

von Bismarck würde mit der Kaiserin unterhandeln unter Bedingungen, die für Frankreich möglich seien.

Am 24. kehrte ich vom Fort Saint-Julien gegen 5 Uhr zurück; mein Generalstabschef sagte mir, daß der Marschall Bazaine mich überall suchen ließe und daß ein Offizier der Ueberbringer eines Briefes für mich sei.

Während dieser Unterredung erhielt ich ein Telegramm vom Marschall, welches mir befahl, mich sofort zu ihm zu begeben. Der Marschall machte mich mit Herrn Régnier bekannt, der seit mehreren Stunden bei ihm war. Dieser Herr Régnier sagte mir unter anderm, daß er hoffe, bald Ueberbringer eines Vertrages zu sein, der von der Kaiserin zu unterzeichnen wäre.

Der Marschall sagte mir, daß Ihre Majestät die Kaiserin wünsche, entweder Marschall Canrobert oder mich bei sich zu sehen, und daß er, der Marschall Bazaine, mir um so mehr anrate, mich zu Ihrer Majestät zu begeben, als meine Stellung als Adjutant des Kaisers und als Kommandant der kaiserlichen Garde mich für diese Mission geeignet erscheinen ließ; daß der Marschall Canrobert nicht sehr beweglich sei und daß er nicht nach London gehen könne. Ich erwiderte, daß ich bereit sei, alles zu tun, was für Frankreich und für unsre Armee von Nutzen sein könne, aber daß ich jede Zweideutigkeit hinsichtlich meiner Stellung vermeiden wolle und nur abreisen werde auf einen Befehl des kommandierenden Generals Bazaine unter der Zusicherung, daß er den Grund meiner augenblicklichen Abwesenheit von der Armee im Tagesbefehl bekanntgeben werde. Der Marschall hat mir einen schriftlichen Befehl gegeben.[1])

In Anwesenheit des Marschalls Canrobert hat Marschall Bazaine alle diese Verpflichtungen übernommen.

Der Marschall Bazaine hat mir seine Zivilkleider überlassen, hat seine Hosenträger entfernt, um sie mir zu geben, hat mir eine Mütze verschafft mit dem Kreuz der Aerzte der internationalen Gesellschaft, und gegen 7 Uhr bin ich Herrn Régnier gefolgt. Nachdem wir die Vorposten passiert hatten, war es mir klar, daß die Preußen wußten, wer ich war, und daß ich mit der Genehmigung des Herrn von Bismarck reiste.

Um es kurz zu machen, ich bin in Chiselhurst angekommen, und Ihre Majestät hat mir gesagt, daß sie nie den Wunsch ausgesprochen habe, mich oder den Marschall Canrobert in ihrer Umgebung zu haben.

---

namentlich aber auf die Angaben bei Valfrey, a. a. O. I, 111 ff., bei Sorel, Hist. diplom. de la guerre franco-allemande, Paris 1875, I, 345 ff., sowie auf die Mitteilungen und Aussagen im Prozeß Bazaine, Kap. V, S. 40 ff., Sitzung vom 19./11., vom 21./11. und vom 25./11. 73.

Die Ansicht, die Sorel, a. a. O., I, 358, über die Verhandlungen Régniers mit Bismarck in die Worte zusammenfaßt: „Cetui (Bismarck) n'eut pas de peine à reconnaître qu'il n'avait à faire qu'à un aventurier; mais cet aventurier pouvait le servir et il ne l'écarta pas", dürfte wohl der Wahrheit ziemlich nahe kommen.

[1]) Wortlaut dieses Befehls bei Valfrey, a. a. O., I, 120. Grandin, Le général Bourbaki, Paris 1898, S. 217.

Diese Erklärung, von der ich eine Vorahnung hatte, nachdem ich die Zeitungen gelesen hatte, hat mir das Herz gebrochen (frappé au cœur). Obgleich ich durch den Befehl meines Vorgesetzten gedeckt war, befand ich mich in einer schiefen Stellung (fausse position). Ich habe an Lord Granville, den Premierminister der Königin von England, geschrieben, um ihm Kenntnis von meiner Lage zu geben und um ihn zu bitten, mir die Autorisation zu verschaffen, meinen Posten wieder einzunehmen. Ich besitze die Antwort, die mir zusichert, daß, nach den erhaltenen Nachrichten, man mich würde wieder nach Metz zurückkehren lassen, daß Herr v. Bismarck den Befehl dazu erteilt hat.

Ich bin in Luxemburg. Ich erwarte eine Antwort vom General Stoltz[1]) und werde mich sofort auf den Weg machen, um meinen Posten wieder einzunehmen. Wenn ich, entgegen meinen Wünschen, nicht dahin gelangen sollte, wieder zu unsern Truppen zu stoßen, so werde ich mich zur Verfügung der provisorischen Regierung stellen, indem ich mich nach Frankreich begebe.

Nachdem ich dies kurz berichtet habe, werde ich die Ehre haben, Ihnen Nachrichten über die Armee in Metz zu geben. Die Soldaten haben Patronen für einen Schlachttag. Die Artillerie ist weniger gut versehen. Die Ration der Mannschaften betrug bei meiner Abreise 500 Gramm Brot täglich und 400 Gramm Pferdefleisch. Das Salz fehlte, ebenso wie Schuhe und Decken. Die Brotportion sollte auf 300 Gramm reduziert werden. Die Pferde erhielten teils 3 Kilo, teils 2 Kilo Körnerfutter aller Arten. Die Pferde litten sehr, und es können nur wenige diensttauglich sein. Die Leute befanden sich wohl, ihre Disziplin bewahrte sich vorzüglich.[2])

Der Marschall hatte seit dem 24. August keine Nachrichten von der Regierung erhalten. Gefangene haben uns das Unglück von Sedan und die Einsetzung einer Regierung de la défense nationale mitgeteilt. Der Marschall glaubt, daß er von 250 000 Preußen eingeschlossen ist.

Wenn sich die Krankheiten nicht gar zu schrecklich in Metz und im Lager geltend machen, so glaube ich, daß die Armee sich noch einen Monat halten kann. Es befinden sich in Metz nicht mehr als 12- bis 15 000 Verwundete; die andern sind geheilt oder tot. Die Zahl der Kombattanten der Armee von Metz beträgt ungefähr 90 000 Mann. Aber mit den Einwohnern, den Versprengten, den verschiedenen Branchen (différents services) sollen es etwa 180 000 Personen sein, die ernährt werden müssen.

Dies ist etwa das, was Ihnen über die kritische Lage unsrer Rheinarmee zu wissen nötig sein kann. Genehmigen Sie, Herr Minister ...

C. Bourbaki.

An den Herrn Kriegsminister.[3])

Am gleichen Tage noch — 8. Oktober — telegraphierte Tachard an den

---

[1]) Soll jedenfalls heißen: Stiehle.

[2]) Vergleiche hierzu Procès Bazaine. Verhandlung vom 18. November. S. 545.

[3]) Ueber diese überaus interessante Episode der Mission Bourbakis nach London vergleiche: Grandin, Le général Bourbaki, Paris 1898. Bazaine, L'armée du Rhin, Paris 1872.

Konsul Cussy in Luxemburg: „Ersuchen Sie sofort den General Bourbaki, zu mir hierher zu kommen; ich habe ihm eine Mitteilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen. Ich werde den General die ganze Nacht erwarten, Place de l'Industrie 14. Zeigen Sie dem General die Uebersetzung und den Schlüssel und geben Sie ihm beglaubigte Abschrift dieser Depesche mit dem Stempel des Konsulats. Sehr dringend. — An den Minister Crémieux aber schrieb er bei Uebersendung des Bourbakischen Berichtes:

Im nachstehenden gebe ich meine augenblickliche persönliche Ansicht über die Intrige, der Bourbaki möglicherweise zum Opfer gefallen ist: die Unkenntnis über unsre innere politische Lage, in der Metz preußischerseits erhalten worden ist, hat es den von Wilhelmshöhe kommenden Unterhändlern gestattet, bei Bazaine Gehör zu finden; dieser hat, ohne seinen Kollegen etwas anzuvertrauen, Bourbaki beauftragt, die Ansichten der Kaiserin zu erforschen. In der Umgebung der Kaiserin befindet sich als Hofdame eine Dame namens Lebreton, die Frau eines gleichnamigen Arztes und Schwester des Generals Bourbaki; diese Dame ist in die Intrige verwickelt, von der nach meinen allersichersten Nachrichten die Kaiserin durchaus nichts gewußt hat. Diese ist jetzt offenbar ohne Beziehungen zum Kaiser und mit andern Dingen als mit Politik beschäftigt.

Bourbaki war am 9. Oktober bei Tachard in Brüssel und wartete dort noch auf die Entscheidung des Prinzen Friedrich Karl bezüglich seiner Rückkehr nach Metz; Tachard schreibt: „Aus militärischen und politischen Gründen wäre es sehr wichtig, daß er dahin gelangen könnte ... Ich glaube für die Aufrichtigkeit und Ergebenheit Bourbakis einstehen zu können, der das Opfer eines Anschlags war, dessen Zweck sich unsrer Kenntnis entzieht." — Im gleichen Bericht schreibt Tachard, daß er von Lord Beauclerc, einem Engländer, der dem „vorgestrigen" Gefechte von Metz beigewohnt und den vergeblichen Versuch gemacht habe, in die Festung zu gelangen, erfahren habe, daß Prinz Friedrich Karl an Dysenterie schwer erkrankt sei; das Fort Quentin sei von den Preußen unterminiert worden, und die Beschießung der Forts werde beginnen.

Ebenso wie General Bourbaki, hatte auch General Palikao die Aufforderung der Regierung durch Vermittlung Tachards bekommen, nach Tours zu kommen, um eine Verwendung bei der Armee zu finden, gemäß des von ihm wiederholt ausgesprochenen Wunsches.

Am folgenden Tage bereits schreibt er aber an Crémieux:

Brief.[1]) Spa, 9. Oktober 1870.

Herr Minister!

Ich hatte die Ehre, am 8. Oktober einen Brief an Sie zu richten, in welchem

---

Valfrey, a. a. O. Sorel, a. a. O. Jarras, Souvenirs du général, Paris 1892. Moltkes Militärische Korrespondenz 1870/71, II. Abteilung u. a. — Der obige Bericht an den Kriegsminister ist, unsers Wissens, nirgends wörtlich abgedruckt.

[1]) Dieser Brief befindet sich bei Palikao, Un ministère de 24 jours, Paris 1871, S. 180 als pièce justificative n.° V: „Lettre adressée au gouvernement de la défense

ich Ihnen meinen Wunsch aussprach, meine militärischen Dienste der Verteidigung des Vaterlandes zu widmen, wie ich Ihnen das früher bereits vorgeschlagen hatte.

Ich hatte Mr. Tachard, den französischen Gesandten in Brüssel, aufgesucht, um ihm von meinem Entschluß Kenntnis zu geben. Ich hege noch immer die gleiche Absicht; aber ich lese soeben in mehreren Zeitungen Verordnungen, welche die oberste Militärbehörde bezüglich der Landesverteidigung in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Zivilbehörden stellen. Mehrere Generäle haben es bereits abgelehnt, derartige Maßregeln zu unterstützen, welche alle Grundsätze der Kriegführung über den Haufen werfen. Nur unter Aufrechterhaltung von Ordnung und Regelmäßigkeit, namentlich aber der einer guten Disziplin, kann man auf die Armee zählen; wie kann man aber auf Subordination gegenüber von Generälen rechnen, die selbst einer Gewalt untergeordnet sind, die naturgemäß nichts von der Organisation und der Leitung der militärischen Angelegenheiten versteht?"

Ich bedaure, Herr Minister, meinen lebhaften Wunsch, nach Tours zu kommen, aufschieben zu müssen, bis die militärische Autorität wieder die Macht erlangt hat, die es ihr gestattet, die schwere Verantwortlichkeit für das Leben der Männer, die berufen sind, das Vaterland zu verteidigen, zu übernehmen.

Genehmigen Sie und so weiter

General Graf Palikao.

Nachdem Bourbaki die Genehmigung des Prinzen Friedrich Karl, nach Metz zurückzukehren, bis zum 10. Oktober nicht erhalten hatte, entschloß er sich, sich nach Tours zu begeben.

Tachard schreibt am 10. Oktober:

T. c. Brüssel, 10. Oktober 1870 (5½ Uhr abends).

Der französische Gesandte in Brüssel an den Delegierten der Regierung in Tours.

„Nachdem General Bourbaki vergeblich auf die versprochene Genehmigung zur Rückkehr nach Metz gewartet hat, hat er sich entschlossen, nach Tours abzureisen. Ich übergebe ihm den erforderlichen Geleitbrief.

General Palikao ist unentschlossen, nachdem er in den Zeitungen von den Gewaltszenen gegen gewisse Generäle gelesen hat. Er hat mir einen Brief für Sie übergeben, den ich Ihnen nach Tours per Kurier übersende. Nach eingegangenen Anzeigen kommt Conti von Wilhelmshöhe zurück mit der Instruktion vollständiger Verzichtleistung. Das bonapartistische Manöver ist vielleicht das Werk Bismarcks, der von der Unkenntnis profitiert, in der er Metz hinsichtlich unsrer inneren politischen Lage erhalten hat ...

Benachrichtigen Sie Lecesne,[1]) daß ein gewisser Aron von Tours hierher

---

nationale." Palikaos Beschwerde bezieht sich in erster Linie auf die Ernennung Testelins zum Commissaire générale. Siehe Seite 61 Fußnote.

[1]) Lecesne wird später als „président de la commission d'armement" bezeichnet.

an Mr. Ronſtorff ſchreibt, um Vorräte (fournitures), Gewehre und Ausrüſtungsſtücke zu verlangen. Geſchieht dies unter Autoriſation von Lecesne? — Wenn ja, ſo bemerke ich, daß ich Mr. Ronſtorff ſehr gut kenne, der ein zuverläſſiger Mann iſt; er ſagt, daß er die Möglichkeit habe, ſich in Deutſchland mehrere hunderttauſend Chaſſepots zu verſchaffen. Soll ich Ronſtorff in Verbindung ſetzen mit dem Londoner Komitee? Wo hat das Komitee ſeinen Sitz?

Tachard."

*

Ueber die Berufung der beiden Generäle nach Tours finden ſich noch die folgenden Korreſpondenzen vor, die einen Blick auf die politiſchen und militäriſchen Verhältniſſe der damaligen Zeit eröffnen:

Brief. Brüſſel, 11. Oktober 1870.

An General v. Palikao.

„Herr General!

Wenn Sie zufolge der Bedenken, die Sie bezüglich Ihrer Reiſe nach Tours hatten und die Sie mir mitgeteilt haben, den Entſchluß gefaßt haben, nach Frankreich zurückzukehren, ſo bitte ich Sie, mich zuvor in Brüſſel aufzuſuchen. Es wäre von Wichtigkeit, daß ich vor Ihrer Abreiſe eine Unterredung mit Ihnen hätte. Wir befinden uns in einer ſo ſchrecklichen Kriſis, daß es angemeſſen wäre, zu prüfen, ob die Zeiten ruhig genug ſind, um Ihnen zu geſtatten, das Kommando anzunehmen, welches die Regierung der défense nationale glücklich ſein würde Ihnen anzubieten. Tachard."

*

T. c. Tours, 11. Oktober 1870.

Der Delegierte der Regierung an den franzöſiſchen Geſandten in Belgien.

„Wichtige Nachrichten konſtatieren, daß es für den General Montauban gefährlich wäre, in dieſem Augenblick nach Frankreich zurückzukehren. Wenn er ſchon von Brüſſel abgereiſt iſt, ſo benachrichtigen Sie ihn ſofort. Namentlich in Tours könnte ſein Leben in Gefahr ſein, und er würde dort eine ernſte Schwierigkeit hervorrufen. Verhindern Sie um jeden Preis, daß er kommt. Was den General Bourbaki betrifft, ſo wünſchen wir im Gegenteil ſehr, daß er komme. Die Wahlen für die Nationalverſammlung ſind verſchoben worden infolge der Ankunft von Gambetta in Tours und um nicht der Tätigkeit der défense nationale zu ſchaden.

Die Nachrichten aus Paris und aus Metz lauten ſehr gut.

Crémieux."

*

T. c. Tours, 11. Oktober 1870 (7½ Uhr abends).

Der Delegierte der Auswärtigen Angelegenheiten an den französischen Gesandten in Brüssel.

„Teilen Sie mir sofort mit, ob General Bourbaki nach Tours abgereist ist? Die Regierung erwartet ihn mit Ungeduld.

Chaudordy."

*

T. c. Abgegangen 11½ Uhr. Brüssel, 12. Oktober 1870.

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

„Ich verlasse in diesem Augenblick den General Bourbaki. Er hat heute noch die von ihm so sehr gewünschte Erlaubnis, nach Metz zurückzukehren, erwartet; aber er ist unbedingt entschlossen, diesen Abend nach Tours abzureisen; er wird morgen die Reise über Lille direkt und ohne sich aufzuhalten antreten.

Palikao habe ich verständigt, sich nicht nach Frankreich zu begeben, ohne mich vorher gesprochen zu haben; er ist durch die Gewalttätigkeiten gegen Mazure und Monnet genügend entmutigt, so daß er nicht besonders zurückgehalten zu werden braucht. Tachard."

Mehrfache Berichte Tachards aus diesen Tagen behandeln seine erneuten Bemühungen, in direkte Verbindung mit Metz zu treten. Er wirbt verschiedene Boten und verlangt von der Regierung wiederholt größere Summen zu diesem Zweck, dem auch von Tours aus großer Wert beigelegt wird. Am 15. Oktober schreibt Gambetta an Tachard: „Il faut envoyer un émissaire au maréchal Bazaine à prix d'or." Anderseits schreibt Tachard am gleichen Tage an den Delegierten der Regierung nach Tours: „Die Notwendigkeit, sich mit Metz in Verbindung zu setzen, ist so groß, daß ich Sie inständig bitte, auch Ihrerseits Versuche zu machen über Pont-à-Mousson." Zu diesen Sorgen wegen der mangelnden Verbindung mit Metz treten für Tachard besonders die sich immer wiederholenden Nachrichten über bonapartistische Umtriebe, die auf belgischem Boden gepflegt werden sollten, in den Vordergrund. Er berichtet am 16. Oktober nach Tours: „Die bonapartistischen Umtriebe werden fortgeführt. Conti ist hier immer sehr in Anspruch genommen. Fleury war gestern hier, von Wilhelmshöhe kommend; er ist nach Petersburg abgereist." Außerdem erregte in diesen Tagen die Nachricht großes Aufsehen, daß Marschall Bazaine seinen Adjutanten, den Oberst Boyer, nach Versailles schickte. Man erblickte darin mit Recht ein Anzeichen, daß Bazaine Unterhandlungen mit dem feindlichen Hauptquartier anzuknüpfen wünsche. Es hatte am 10. Oktober in Metz ein Kriegsrat unter Vorsitz Bazaines stattgefunden, in welchem die Frage gestellt wurde: „Kann man sich mit dem Feinde in Verbindung setzen, um über den Abschluß einer Militärkonvention zu unterhandeln?" Nach ihrer einstimmigen Bejahung wurde Oberst Boyer nach eingeholter Genehmigung des Prinzen Friedrich Karl zum Passieren der Vorposten am 12. Oktober nach Versailles entsendet, kehrte aber

nach wenigen Tagen, am 17., ohne einen Erfolg erzielt zu haben, nach Metz zurück. Darauf fand am 18. ein abermaliger Kriegsrat statt, zufolge dessen Boyer nun nach England zur Kaiserin reiste. Durch Vermittlung der Kaiserin wollte man versuchen, günstigere Bedingungen für einen Friedensschluß zu erlangen. Auch diese Mission war bekanntlich erfolglos.[1]) Tachard verfolgte aber die verschiedenen Versuche Bazaines, Verhandlungen anzuknüpfen, mit großer Aufmerksamkeit; er berichtete am 18. Oktober nach Tours: „Seit gestern scheinen die Verhandlungen vor Metz, über deren Existenz ich Ihnen öfters schrieb, eine neue Gestalt gewonnen zu haben. Es handelt sich nicht mehr um Restauration oder Regentschaft, sondern um eine Diktatur Bazaines, die durch unverhoffte Friedensbedingungen begünstigt würde. Gestern abend hat man mich von der Durchreise Ihres Freundes Laurier,[2]) von Tours kommend, benachrichtigt. Man schloß aus dieser Reise, daß Bazaine nicht ohne Wissen der Regierung verhandle."

Neue Sorgen und vermehrte Arbeit für Tachard verursachten die Klagen, die über die Disziplinlosigkeit der in Belgien internierten französischen Militärpersonen einliefen. Der Militärintendant Richard berichtete darüber nach Tours, und Gambetta veranlaßte infolgedessen den Kriegsminister Freycinet, strenge Anordnungen zu erlassen, von denen auch Tachard in Kenntnis gesetzt wurde, damit er die Genehmigung der belgischen Regierung zu deren Durchführung auswirken könne.

In der zweiten Hälfte des Oktober hatte Bourbaki das Commandement du Nord (3. Division, Departement de la Seine-Inférieure und den Bezirk des Andelys) übernommen. Tachard berichtet am 22. Oktober:

T. c. Brüssel, 22. Oktober 1870 (Mitternacht).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

„Durch ein Telegramm von der Ankunft Bourbakis in Lille benachrichtigt, habe ich mich dahin begeben, um mit ihm und Testelin[3]) zu sprechen. Ich kehre

---

[1]) Vergl. hierzu: Bazaine, L'armée du Rhin, S. 166 ff. Derselbe, Episodes, S. 207 ff., Jarras, Souvenirs, S. 241 ff., Rousset, Histoire générale, II, 474 ff. u. a.

[2]) Clément Laurier, directeur général du personnel bei der Delegation der Regierung in Tours.

[3]) Testelin, Präfekt des Departement du Nord, der in den Berichten Tachards noch öfters vorkommt, hat in der zweiten Hälfte des Krieges und soweit er sich im Norden abspielte, eine bedeutsame Rolle gespiell und sich um die Organisation der Landesverteidigung im Norden Frankreichs große Verdienste erworben. Sobald Gambetta Mitte Oktober die Zügel der Regierung in Tours in die Hand genommen halte, ernannte er Testelin zum „delegierten Kommissar der Regierung für die Departements de l'Aisne, du Nord, du Pas-de-Calais und de la Somme". (Bei Tachard: „Commissaire générale de la défense nationale à Lille".) Er erhielt den Auftrag, die zahlreichen militärischen Kräfte, welche diese Landesteile bolen, auszunutzen und sich zu diesem Zwecke mit den Generälen, die nacheinander mit dem Kommando der 3. Militärdivision betraut wurden, in Verbindung

trostlos zurück. Ich habe in Lille viel gesehen und gehört. Sie können auf durchaus keine wirksame Hilfe vom Norden rechnen. Bourbaki ist ganz niedergeschlagen, daß er gar keine Vorbereitungen gefunden hat. Testelin ist fortwährend gelähmt worden durch die unfähigen Militärbehörden. Er hat Bourbaki mit Freuden empfangen und wird Hand in Hand mit ihm gehen (marchera à ses côtés). Der Intendant Richard ist voller Hoffnungen und wird so gut als möglich organisieren; hinsichtlich der Ausrüstung bleibt alles zu tun übrig. Meine Depeschen aus Longwy, Montmédy und Givet melden, daß diese Plätze in bestem Stande sind; ich habe ihnen soeben den Durchgang zahlreicher Züge von preußischem Vieh, von Antwerpen kommend, angekündigt.

Nachstehende Mitteilung erhalte ich soeben von einem gewissenhaften Augenzeugen: Freitag den 14. ist ein französischer General in einer Verkleidung im preußischen Hauptquartier vor Metz, von Longwy kommend, eingetroffen. Am Sonnabend den 15. hat er sich, durch zwei berittene württembergische Offiziere begleitet, nach Metz begeben.[1]) Am Sonntag trank man im preußischen Lager auf den baldigen Frieden. Donnerstag den 20. hat ein französischer General, vielleicht Boyer, Metz verlassen, begleitet von einem preußischen Oberstleutnant; dieser General ist am Donnerstag um 3 Uhr in Luxemburg angekommen. Von andrer Seite wird mir versichert, daß General Boyer gestern Freitag den 21. um 11 Uhr früh hier im Hotel Bellevue angekommen sei. Er ist um 5 Uhr nach England abgereist.

Aus guter Quelle erfahre ich, daß der englische Gesandte hier heute früh einen Kurier von Lord Granville erhalten hat, der der Ueberbringer wichtiger Depeschen für das Hauptquartier in Versailles ist; diese Depeschen sind infolge des bei Lord Granville abgehaltenen Ministerrates abgesendet worden. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten über die diplomatische Lage. Ich begreife nicht, daß der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten mich so ohne Instruktionen läßt und daß unsre Korrespondenz durchaus keinen Bezug auf die neuesten Verhältnisse nimmt, in denen wir uns befinden. Tachard."

Von den zahlreichen Berichten und Korrespondenzen Tachards aus der letzten Oktoberwoche lassen wir nachstehend einige folgen, die nach verschiedenen Richtungen hin größeres Interesse bieten:

---

zu setzen. Da er aber hierbei wenig Entgegenkommen fand, so setzte er sich mit dem General Farre, dem Direktor der Befestigungen in Lille, in Verbindung und ließ sich von der Regierung diesen energischen Mann unter Ernennung zum Brigadegeneral beigeben (15. Oktober). Mit seiner Hilfe nahm die Organisation der Streitkräfte besten Fortgang. Am 22. Oktober übernahm General Bourbaki den Oberbefehl über die Région du Nord und bestimmte General Farre zu seinem Stabschef. Die Stellung des kommandierenden Generals zum Delegierten der Regierung verursachte mehrfache Reibungen, die wohl auch zu dem schon wenige Wochen später erfolgenden Rücktritt Bourbakis vom Kommando der Nordarmee beigetragen haben. (Siehe Rousset, Histoire générale de la guerre franco-allemande 1870—71. Paris, Bd. V, S. 24.)

[1]) Diese Mitteilung bezieht sich jedenfalls auf General Boyer, der aber erst am 17. wieder nach Metz zurückkehrte. Die oben angegebenen Daten sind mehrfach nicht ganz richtig.

T. c. Brüſſel, 23. Oktober 1870 (11 Uhr 45 abends).

Der franzöſiſche Geſandte in Belgien an den Delegierten der Regierung.

Der Maire von Weißenburg überſendet mir die folgende deutſche Bekanntmachung:

Weißenburg, 21. Oktober 1870.

An den Kreis Weißenburg.

Auf Befehl des Oberkommandos der Königlichen III. Armee müſſen vom heutigen Tage an angeſehene Einwohner jeden Zug, der nach dem Innern Frankreichs fährt, auf der Lokomotive begleiten. Dieſe Maßregel, welche durch die zahlreichen Beſchädigungen der Eiſenbahnlinien notwendig geworden iſt, wird zur Kenntnis der Einwohner gebracht, damit ſie wiſſen, daß ihre Landsleute die erſten Opfer von Entgleiſungen ſein werden.[1])

Der königl. bayr. Etappenkommandant:
Major Scheidlin.

Der Maire, der nicht genannt werden ſoll, um nicht ſein Leben in Gefahr zu ſetzen, bringt dieſes barbariſche Vorgehen zur Anzeige, welches unſre angeſehenen Bürger den Kugeln unſrer Franktireurs ausſetzt.

General Boyer hat hier mehrere ſeiner Freunde aufgeſucht; er hat aber nicht verſucht, mich zu ſehen. Er muß auf der Rückreiſe von London hier wieder durchkommen. Seine Rückkehr nach Metz ſcheint im voraus von den Preußen gewährleiſtet zu ſein. Tachard.

*

T. c. Tours, 25. Oktober 1870 (Abg. 5 Uhr 50 M., erh. 10 Uhr 10 M.).

Der Juſtizminiſter an Mr. Tachard, franzöſiſchen Geſandten in Brüſſel.

Die Regierung erſucht Sie, in meinem Auftrage an die franzöſiſche Grenze Befehle zu erteilen, um den Oberſt Boyer, deſſen Durchreiſe durch Brüſſel Sie uns vor einigen Tagen meldeten, bei ſeiner Durchreiſe womöglich arretieren zu laſſen. Er würde nach Tours transportiert werden, falls er ſich nicht bereit erklärt, freiwillig dahin zu gehen, und man ſich Gewißheit verſchaffen kann, daß er ſein Verſprechen ausführen würde. Crémieux.

*

T. c. Brüſſel, 25. Oktober 1870 (2 Uhr abends).

Der franzöſiſche Geſandte in Brüſſel an den franzöſiſchen Konſul in Oſtende.

Ueberwachen Sie die Ankunft des Schiffes aus London und telegraphieren Sie ſofort, ob General Boyer an Land war und ob er die Reiſe per Eiſenbahn nach Brüſſel fortgeſetzt hat und mit welchem Zuge. Tachard.

---

[1]) Siehe Moltkes Militäriſche Korreſpondenz 1870/71, Berlin 1896, II. Abteilung S. 318 und 327.

T. c. Brüssel, 25. Oktober 1870 (2 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Ich habe gestern von hier aus die Landungen in Ostende und Calais überwacht. General Boyer ist nicht erschienen. Ich habe das Ehrenwort von Albuféra, daß er mir ein Rendezvous mit Boyer verschaffen wird. Ich sehe keine Möglichkeit, Ihre Anordnungen zur Ausführung zu bringen,[1]) wenn sich Boyer, von Ostende kommend, über Luxemburg nach Metz begibt, weil er von den Preußen von der französischen Grenze aus eskortiert werden würde, wo sich übrigens kein französischer Beamter befindet, der den Befehl ausführen könnte. An den Präfekten von Lille habe ich Abschrift Ihrer Anordnungen telegraphiert...

Ich wiederhole meinen Rat bezüglich der Getreidevorräte, die man in Voraussicht eintretender Teuerung in Antwerpen einkaufen könnte. Die Preise sind jetzt im Rückgang begriffen zufolge der Angebote und der französischen Konsignationen. Tachard.

*

T. c. Brüssel, 25. Oktober 1870 (7 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Ihre chiffrierte Depesche, gestern abend in Tours aufgegeben, kommt mir soeben, nach vierundzwanzig Stunden, zu.

Man glaubt hier, daß die vorläufigen Bedingungen bezüglich des Elsaß, welche den Annektierten, die bereits unter preußischer Verwaltung stehen, die Abstimmung für die konstituierende Versammlung untersagen, preußischerseits werden aufrechterhalten werden. Die deutsche Sprache wird in den Schulen und für Verwaltungssachen angeordnet.

General Sheridan, welcher von Versailles hier ankam, hat zwei Stunden mit mir verbracht. Er versichert, daß die Abtretung des Elsaß vom ganzen Großen Hauptquartier als feststehend betrachtet wird.

Die Freunde des Generals Boyer haben ihn heute vergeblich hier erwartet. Ich habe Grund zu glauben, daß er direkt nach Versailles gereist ist, anstatt nach Metz zurückzukehren.

Hier erwartet man baldigst die Uebergabe Bazaines. Die Preußen kündigen die Kapitulation für morgen an. Die englischen Ambulanzen haben Anweisung erhalten, sich für den Einlaß nach Metz vorzubereiten. Tachard.

*

T. c. Brüssel, 26. Oktober 1870 (7 Uhr abends).

... General Boyer ist mir nicht gemeldet. Nach den Nachrichten, die ich aus England erhalte, ist er mit seiner Mission vollständig gescheitert. Die Mitglieder des belgischen Ministeriums, die ich heute gesehen habe, scheinen keine

[1]) Siehe oben: Tours, 25. Oktober.

großen Hoffnungen auf einen militärischen Waffenstillstand zu setzen. Sie wünschen sehnlich den Frieden; aber sie behaupten, daß wir das territoriale Opfer bringen müßten, von dem wir auch durch den heroischen Widerstand von Paris nicht befreit würden. Ich konstatiere einen Umschwung der Meinungen zugunsten des Siegers, hervorgerufen durch die Furcht. Die preußischen Drohungen zufolge der Abreise (départ) mehrerer unsrer Offiziere, welche Gefangene auf Ehrenwort waren, haben neue Maßregeln für die Ueberwachung hervorgerufen. Der Kriegsminister beklagt sich bei mir über das Entweichen zahlreicher Internierter.

Preußische Nachrichten, von Metz einlaufend, melden fortwährend die unmittelbar bevorstehende Kapitulation des Marschalls Bazaine. Changarnier würde mit einer genügenden Garnison in der Festung bleiben, die für einige Wochen mit Lebensmitteln versehen würde.

Ich erhalte aus Luxemburg die telegraphische Nachricht eines glücklichen Ausfalls der Garnison von Longwy am 22.

Man benachrichtigt mich heute von Thionville, daß die Festung kaum eingeschlossen ist und sich auf energischen Widerstand vorbereitet. Ich erhalte zahlreiche Briefe aus Deutschland, welche über die Leiden unsrer Gefangenen berichten, die kaum bekleidet seien. Wir haben allein in Koblenz im Fort Karthaus 400 Typhuskranke. Ein preußischer Militärintendant, der soeben aus Versailles eintrifft, um den Transport von Schlachtvieh zu regeln, erzählt, daß die Entmutigung sich der preußischen Armee bemächtige, die mit lauter Stimme den Frieden verlange und Verwünschungen gegen Bismarck ausstoße.

Tachard.

*

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Bazaine und seine Offiziere haben nie an eine bonapartistische Restauration gedacht. Sie verfolgten nur den einen Zweck, die Metzer Armee zu retten. Um dieses Ziel zu erreichen, war man genötigt, die Vermittlung der einzigen Stelle anzurufen, die Bismarck anerkennen wollte und die in der Lage war, günstigere Bedingungen zu erlangen. In einem Kriegsrat, der am 10. abgehalten wurde und über den ein Protokoll existiert,[1]) wurde beschlossen, daß Boyer sich nach Versailles begeben solle. Er wurde von zwei Offizieren dahingeleitet und nie aus den Augen gelassen. Boyer hatte keine Möglichkeit, sich über unsre politische Lage zu unterrichten. Bismarck verweigerte ihm die Vollmacht, sich nach Paris oder nach Tours zu begeben; er sagte ihm, daß jeder Schritt der republikanischen Regierung gegenüber unnütz sei und daß Preußen diese Regierung *der Verwirrung und der Unordnung* nicht anerkenne; wenn Metz auf andre Bedingungen als Sedan hoffen könne, so sei es nur mit der Vollmacht und durch die Intervention der Kaiserin in Versailles. Boyer durfte mit niemand verkehren,

[1]) Bazaine, L'armée du Rhin, S. 166; Episodes, S. 207.

außer mit Preußen. Am 17. nach Metz zurückgeleitet, fand ein erneuter Kriegsrat statt,[1]) der ihn am 19. nach London sendete. Metz war noch immer ohne Nachrichten aus Frankreich. Keinem meiner Boten war es gelungen, dahin zu gelangen.

In Chiselhurst hatte Boyer sofort nach seiner Ankunft eine Audienz bei der Kaiserin. Diese schrieb sogleich an den König von Preußen. Die Antwort ließ auf sich warten. Sie enthielt die förmlichen Bedingungen der Gebietsabtretungen und die Verweigerung, während der Verhandlungen Lebensmittel nach Metz einzulassen.[2])

Am 27. abends erfuhr Boyer die Kapitulation von Metz; am 28. sah er die Kaiserin, die es verweigerte, Mr. Tissot zu empfangen, der nach Chiselhurst gekommen war.

Boyer versichert auf Ehre, daß kein Projekt einer bonapartistischen Restauration vorgeschlagen oder besprochen worden sei; daß es einerseits von Wichtigkeit war, die Armee, namentlich die Garde, ihres Eides zu entbinden;[3]) anderseits ein von Bismarck selbst angebotenes Mittel, eine unheilvolle Kapitulation zu vermeiden, indem man Bazaine an der Spitze seiner Truppen beließ. Eine Diktatur Bazaines bis zur Vereinigung der konstituierenden Versammlung war wahrscheinlich das Ziel Bazaines. Die Generäle hatten nur das Beste ihrer Truppen im Auge.

T. c. Brüssel, 28. Oktober 1870 (2 Uhr früh).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die Kapitulation von Bazaine und von Metz, durch Depesche aus Berlin gemeldet, ist seit einigen Stunden in Brüssel bekannt. Ich erwarte Ihre Instruktionen, um einen Legationssekretär an die Grenze zu schicken, dahin, wo sie von den nach Deutschland geführten Gefangenen überschritten wird. Durch Agenten, die mit Geld versehen sind, würde es möglich sein, einer großen Anzahl von Gefangenen, namentlich Offizieren, die die Kapitulation nicht unterschrieben haben, zur Flucht zu verhelfen. Es ist unmöglich, daß diese Armee von 100000 Mann genügend bewacht wird. Luxemburg würde als Versammlungspunkt dienen; Sedan und Mezières sind kaum überwacht; Thionville, Longwy, Montmédy könnten die Flüchtlinge aufnehmen, die ihren Weg durch Luxemburg nehmen. M. de Cassy ist ein energischer und sehr intelligenter Mann; ich müßte ermächtigt werden, ihm sofort einen Kredit von 40000 Frank, die ich für den Verwaltungsdienst in Händen habe, zu eröffnen. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Man braucht sechs Tage, um die Armee nach Deutschland abzuführen.

---

[1]) Bazaine, L'armée du Rhin, S. 180; Episodes, S. 216.

[2]) Sorel, a. a. O., II, S. 28.

[3]) Bazaine, L'armée du Rhin, a. a. O., S. 185. Nach dem Protokoll vom 18. Oktober heißt es: „... Il importait, au cas que l'Impératrice ne voudrait ou ne croirait pas pouvoir intervenir, qu'elle déliât l'armée de son serment ..."

Der Intendant Richard, der sehr unternehmend ist, könnte mit der Leitung des Unternehmens beauftragt werden. Er würde hier einige zuverlässige Bürger finden, die ihm helfen könnten. Antworten Sie mir sofort und erteilen Sie Ihre Instruktionen an den Intendanten Richard in Lille, — General Boyer hat sich nicht sehen lassen; es erwarten ihn Depeschen hier im Hotel Bellevue. Erkundigungen, die ich heute abend eingezogen habe, ergeben für mich die Gewißheit, daß der General in London geblieben ist und daß man für morgen auf seine Ankunft hier rechnet. Ich werde ihn aufsuchen und Ihnen sofort mitteilen, was ich über die Verhandlungen in London erfahren habe.

Die innere Lage Belgiens gibt zu denken; die Arbeiteraufstände werden als sehr ernst beurteilt; die Arbeitsniederlegung ist eine immer wachsende Gefahr. Die belgische Regierung richtet an England die flehentliche Bitte, den Frieden zu verlangen (imposer la paix).

Tachard.

Diese Anregung Tachards, den Gefangenen von Metz zur Flucht zu verhelfen, fand in Tours sympathische Aufnahme, und zahlreiche Korrespondenzen zwischen der Regierung und Tachard beschäftigen sich mit den zu diesem Zweck zu treffenden Maßregeln: Es werden beträchtliche Mittel zur Verfügung gestellt, der französische Konsul in Luxemburg erhält besondere Instruktion, namentlich auch zum Ankauf von Zivilkleidern und so weiter.

Am 30. Oktober war General Boyer, von London zurückkehrend, längere Zeit bei Tachard. Dieser faßt den Inhalt ihrer Unterredung in einem Bericht vom gleichen Datum an den Delegierten der Regierung in Tours in nachstehender Weise zusammen:

In Metz fehlte es an Salz und Wein vollständig; die Pferde standen täglich zu Hunderten um. Es gab weder Munition noch Feldartillerie mehr. Boyer fragt sich, wie die Armee während der letzten drei Tage gelebt hat. Ich befinde mich in großer Verlegenheit, meine persönliche Ansicht auszusprechen. Boyer ist eine kühle, schwer zu erforschende Persönlichkeit. Nichtsdestoweniger hat er mit Wärme gesprochen, als ich Zweifel bezüglich der Existenz einer bonapartistischen Verschwörung äußerte. „Dies wäre," sagte er, „ebenso abscheulich als unvernünftig; nicht ein Mann würde den Verschwörern Folge geleistet haben."

Ich habe den Eindruck gewonnen, daß man noch warten muß, ehe man ein Urteil fällen kann; aber schon heute neige ich zu der Annahme, daß Bazaine die Vollmacht der Kaiserin-Regentin hat benutzen wollen, um die Rolle als Retter der Gesellschaft zu spielen.

Boyer wird mit Bazaine als Kriegsgefangener in Deutschland wieder zusammentreffen; er erwartet hier seine Verfügung.

Der Unterhändler Regnier verfaßt in London eine Broschüre, welche das Abenteuer Bourbaki erklären soll. Regnier ist, nach Aussage Boyers, der einzige Unterhändler, der nach Metz gekommen ist. Nie ein solcher des Exkaisers.

Nach einer Mitteilung aus preußischer Quelle soll die allgemeine Beschießung von Paris am 2. November, dem Allerseelentag, beginnen; der Mont Valérien sei doppelt unterminiert, von Garches und von Montretout aus.

(Fortsetzung folgt.) Tachard.

Ist ein Krieg zwischen England und Deutschland möglich?

Von

Sir Charles Bruce

Bei der Behandlung der vorstehenden Frage will ich nach einem kurzen Rückblick die Möglichkeit eines durch die Marokkofrage entstehenden Krieges als einen von mancherlei mehr oder weniger miteinander zusammenhängenden Zwischenfällen betrachten, die seit einigen Jahren die traditionelle Freundschaft zwischen England und Deutschland gestört haben. Ich werde mit einigen kurzen Ausführungen über die allgemeine Frage der zukünftigen Beziehungen zwischen den beiden Ländern schließen.

Niemand von der heutigen Generation, der sich die Ereignisse vom Sommer des Jahres 1870 ins Gedächtnis zurückrufen kann, wird an eine Erörterung der Möglichkeit eines Krieges zwischen England und Deutschland herantreten, ohne sich der höchst denkwürdigen Rede zu erinnern, die Lord Granville am 11. Juli bei seinem ersten Erscheinen als Minister des Aeußern im Oberhause hielt. Er sagte: „Ich habe am letzten Mittwoch die Ehre gehabt, die Leitung des Auswärtigen Amtes zu übernehmen. Am Tage vorher hatte ich eine inoffizielle Unterredung mit dem trefflichen, erfahrenen Untersekretär, Mr. Hammond, und er sagte mir — es war um 3 oder 4 Uhr —, daß er, abgesehen von dem ernsten und unangenehmen Gegenstand, der heute abend zur Diskussion steht, niemals während seiner langen Praxis eine solche Stille in den auswärtigen Angelegenheiten erlebt habe und daß er keine wichtige Frage wisse, an die ich heranzutreten hätte. Um 6 Uhr abends empfing ich ein Telegramm, das mich davon in Kenntnis setzte, daß die Wahl der provisorischen spanischen Regierung auf den Prinzen von Hohenzollern gefallen sei und daß dieser sie angenommen habe." So wenig ahnte das englische Auswärtige Amt den Ausbruch eines Krieges, der nach sechs Wochen die Lage und Aussichten aller Staaten auf dem europäischen Kontinent von Grund aus verändert und nach sechs Monaten an die Stelle einer relativen quantité négligeable schwacher Staaten ein Reich gesetzt hatte, mit dem das übrige Europa auf dem Gebiet der praktischen Politik in einer nicht vorausgesehenen Weise zu rechnen hatte. England allein blieb eine Zeitlang außerhalb der attraktiven oder repulsiven Einflüsse, welche die Beziehungen aller kontinentalen Staaten zu Deutschland und Frankreich und notwendigerweise untereinander änderten.

Was die künftigen Folgen des Krieges betrifft, so herrschte in England die allgemeine Ansicht, daß die sicherste Garantie nicht nur für einen dauerhaften Frieden, sondern auch für das materielle und geistige Wohl von ganz Europa in der Einigung und Befestigung des Deutschen Reiches liege. Unter andern sprach sich darüber Mr. Gladstone im Oktober 1870 in einem von der „Edinburgh Review" veröffentlichten Artikel unparteiisch und vorurteilslos aus. Was insbesondere die zukünftigen Beziehungen Deutschlands zu England betraf, so gab die Geschichte der Vergangenheit volle Berechtigung, Hoffnung und Vertrauen zu hegen. Niemals hatte es Krieg zwischen England und Deutschland gegeben. Man erinnerte daran, daß seit zwei Jahrhunderten eine traditionell gewordene Freundschaft zwischen den beiden durch ihre Abstammung in Politik und Religion, im Denken und Fühlen miteinander verwandten Völkern bestanden hatte. Man rief sich ins Gedächtnis, daß Lord Chatham Friedrich dem Großen als Verbündeter beigestanden hatte, als das ganze übrige Europa die Waffen gegen Preußen erhob. Die Worte, mit denen Macaulay dieses Bündnisses gedacht hat, sind schon oft zitiert worden, dennoch möchten wir sie hier anführen. Nachdem er die Wirkungen der Schlacht bei Roßbach geschildert hat, wie sie das Blut der ganzen Bevölkerung von den Alpen bis zur Ostsee, von Kurland bis Lothringen in Wallung brachte, fährt er fort: „Doch selbst die Begeisterung Deutschlands reichte kaum an die Englands heran. Der Geburtstag unsers Verbündeten wurde mit ebenso großer Begeisterung gefeiert wie der unsers eignen Herrschers, und die Londoner Läden waren nachts beleuchtet, als ob sie in Flammen ständen; Porträts des Helden von Roßbach mit seinem dreieckigen Hut und seinem Zopf waren in jedem Hause. Ein aufmerksamer Beobachter wird heutigentags [1]) in den Empfangszimmern alter Häuser und in den Mappen der Kunsthändler zwanzig Porträts Friedrichs des Großen auf eines Georgs II. finden."

Jene Engländer — und es waren ihrer viele —, die an deutschen Universitäten studiert hatten, konnten bezeugen, daß die englische Verfassung das spezielle Studium der Historiker und Rechtsgelehrten war, die den Blick in die politische Zukunft eines geeinten Deutschlands richteten, während Chaucer und Shakespeare gelesen, auswendig gelernt und innerlich verarbeitet wurden, zu einer Zeit, wo sie in England vernachlässigt und halb vergessen waren.

Das waren, natürlich mit bemerkenswerten Ausnahmen, die Gefühle der Engländer, als im Jahre 1871 die Einigung Deutschlands sich vollzogen hatte und das Kaiserreich errichtet wurde. Und diese Gefühle beherrschten weiter die öffentliche Meinung ein Vierteljahrhundert lang, während dessen Deutschland nicht nur eine politische Macht erster Größe, sondern auch eine Handelsmacht ersten Ranges wurde. Jedoch seit 1896 scheint das freundschaftliche Verhältnis, das England und Deutschland zwei Jahrhunderte lang miteinander hatten, einem bösen Geist des Mißtrauens und Argwohns Platz gemacht zu haben, der in der öffentlichen Presse

[1]) Macaulay schrieb dies im Jahre 1842.

sich in Worten von solcher Schärfe äußerte, daß bei vielen die Befürchtung entstand, es sei eine Spannung vorhanden, die sich früher oder später in Feindseligkeiten entladen würde.

Mr. Gladstone hat einmal die Bemerkung gemacht, daß unser Zeitalter außer dem vielen Neuen, das es zur Behaglichkeit und zum Glück des Menschen beigetragen, auch manches geschaffen habe, durch das seine Leiden vermehrt worden sind. Dahin gehört die beklagenswerte Entdeckung von Methoden, durch die wir den Frieden mit vielen der schlimmsten Kriegsattribute umgeben können, wie zum Beispiel mit der eifersüchtigen und reizbaren Stimmung, die er unter den Nationen entfacht, und mit der Gefahr eines Krieges selbst, die durch die Reibung dieser Stimmung mit jenem Zustand aufs höchste gesteigerter Rüstungen entsteht, der angeblich die einzig wahre Garantie für die Vermeidung von Streitigkeiten unter den Völkern ist.

Daß Europa sich seit mehreren Jahren in dieser Lage befunden hat, ist durch eine Reihe von Vorfällen bewiesen worden, die wir, wenn wir sie nicht als vereinzelte Tatsachen, sondern nach den durch sie bedingten allgemeinen Gesichtspunkten behandeln, leicht auf eine gemeinsame Quelle, das wachsende Streben, Fragen der Politik weniger als Handelsfragen zur Ursache eines Streites zwischen den Nationen zu machen, zurückführen können.

Ein kürzlich in der „National-Zeitung" (vom 29. Mai) erschienener Artikel schließt ungefähr folgendermaßen:

„Wir meinen, daß in der Politik und der Religion, im Denken und Fühlen wir und die Engländer rassenverwandt sind, im Gegensatz zu allen andern Nationen, wie Latinern, Slaven und Ostasiaten, und daß wir im Vertrauen auf unsre Stärke und unsre friedliche Gesinnung ruhig auf den Augenblick warten können, wo dieselbe Ueberzeugung den Engländern aufdämmern wird."

Ich glaube nicht, daß das Licht dieser Erkenntnis den Engländern erst aufzudämmern braucht, es ist nur vorübergehend verdunkelt durch die Tendenz unsrer Zeit, politische Fragen den Handelsfragen unterzuordnen. Es ist kaum notwendig, auseinanderzusetzen, daß Handelsdifferenzen, wiewohl sie häufiger sein mögen, niemals derart sind, daß sie nicht durch einen Vergleich geschlichtet werden könnten. In Fragen, welche die politischen Grundlagen berühren, wie Nationalitäts- und Religionsfragen, läßt sich nicht so leicht ein Ausgleich herbeiführen. Der französisch-deutsche Krieg von 1870 zum Beispiel war die Folge von politischen Differenzen, die sich niemals durch ein Abkommen wie das, welches die den Differenzen zwischen Frankreich und England zugrunde liegenden Handelsinteressen geordnet hat, hätten schlichten lassen.

Lord Lansdowne führte in seiner Depesche vom 8. April 1904, mit der er dem englischen Botschafter in Paris die Abmachungen von diesem Tage übermittelte, außer andern Umständen, die die beiden Staaten berechtigten, sich gegenseitig zu beglückwünschen, die Tatsache an, daß jede der beiden Parteien imstande gewesen sei, ohne irgendein materielles Opfer ihrer eignen nationalen Interessen der andern Zugeständnisse zu machen, denen von der Empfängerin, und zwar

mit vollem Recht, der größte Wert beigelegt werde. Lord Lansdowne schloß seine Depesche mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß das Abkommen zwischen Großbritannien und Frankreich, als Ganzes genommen, beiden Parteien zum Vorteil gereichen würde. Es hatte unverkennbare Vorteile, einem System ein Ende zu machen, unter dem die Titularherrscher von Aegypten und Marokko ihren Kurs nach den getrennten Ratschlägen zweier europäischer Großmächte zu richten hatten. Aber wie vollkommen auch die Politik der freien Hand in Aegypten und Marokko die präponderierenden Mächte, denen die Durchführung der Politik übertragen war, befriedigen mochte, so war doch noch die Zustimmung andrer europäischer Mächte mit untergeordneten Interessen zu dem neuen System einzuholen. Natürlich war vorauszusehen, daß Schwierigkeiten auftauchen würden, und durch den Wortlaut des Abkommens verpflichteten sich die Regierungen, sich gegenseitig diplomatische Unterstützung zu leisten, um die Ausführung der Klauseln betreffs Aegyptens und Marokkos zu erreichen.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Abkommens vom 8. April 1904 erkannten die Engländer, die, wie ich selbst, durch gleich starke Bande mit Deutschland wie mit Frankreich verknüpft sind, wie wichtig es wäre, das „rapprochement“ zwischen Großbritannien und Frankreich, das beträchtlich zur Erhaltung des internationalen guten Einvernehmens und zum Schutz des Weltfriedens beizutragen versprach, seinem Geiste nach auf Deutschland auszudehnen. Ich benutzte die Gelegenheit, meine Ansichten auszusprechen, in England im Juniheft der „Empire Review“, in Deutschland im Septemberheft 1904 der „Deutschen Revue“, und setzte auseinander, daß ein gutes Einvernehmen mit Deutschland für ein erfolgreiches Wirken der Verträge, soweit sie die Zustimmung dritter erforderten, von wesentlicher Bedeutung sei.

Unglücklicherweise hat das Jahr, das seit der Veröffentlichung des englisch-französischen Abkommens vergangen ist, wenig dazu beigetragen, eine „entente“ oder selbst ein „rapprochement“ zwischen Großbritannien, Frankreich und Deutschland zu fördern. Und nun hat die Marokkofrage einen so heftigen Wiederausbruch einer gereizten und eifersüchtigen Stimmung hervorgerufen, daß sich dem Herausgeber der „Deutschen Revue“ die Frage der Möglichkeit eines Krieges zwischen Großbritannien und Deutschland aufdrängt.

Um die Marokkofrage zu verstehen, wollen wir, ohne uns mit der Flut der polemischen Literatur über das Thema zu befassen, den Wortlaut der Erklärung vom 8. April 1904 betrachten.

Artikel II.

Die Regierung der französischen Republik erklärt, daß sie nicht die Absicht hat, den politischen Zustand Marokkos zu ändern.

Ihrerseits erkennt die Regierung Seiner britannischen Majestät an, daß es Sache Frankreichs ist, namentlich als auf eine große Strecke an Marokko angrenzender Macht, über die Ruhe dieses Landes zu wachen und ihm seinen Beistand zu leihen für alle Reformen auf den Gebieten der Verwaltung, Volkswirtschaft, Finanzen und des Heerwesens, deren es bedarf.

Sie erklärt, daß sie Frankreichs Tätigkeit in dieser Richtung nicht behindern wird,

vorausgesetzt, daß diese Tätigkeit alle Rechte unberührt läßt, die Großbritannien auf Grund der Verträge, Uebereinkommen und Gebräuche in Marokko genießt, einschließlich des den englischen Fahrzeugen seit 1901 eingeräumten Rechts der Küstenfrachtfahrt zwischen den marokkanischen Häfen.

Artikel IV.

Die beiden Regierungen, in gleichem Maße geleitet von dem Grundsatz der Handelsfreiheit in Aegypten wie in Marokko, erklären, daß sie in diesen Ländern keinerlei Ungleichheiten dulden werden weder in der Festsetzung der Zölle oder sonstigen Abgaben noch in der der Eisenbahntransporttarife.

Der Handel der beiden Nationen mit Marokko und Aegypten soll für den Transit durch die französischen und die britischen Besitzungen in Afrika die gleiche Behandlung erfahren. Ein Uebereinkommen zwischen den beiden Regierungen soll die Bedingungen dieses Transits festsetzen und soll die Eingangspunkte bestimmen.

Dieses gegenseitige Uebereinkommen soll für eine Periode von dreißig Jahren gelten. Ohne ausdrückliche Kündigung dieses Abkommens mindestens ein Jahr vor Ablauf ist diese Periode von fünf zu fünf Jahren verlängert.

Jedoch behalten sich die Regierung der französischen Republik in Marokko und die Regierung Seiner britannischen Majestät in Aegypten das Recht vor, darüber zu wachen, daß die Konzessionen für Straßen, Eisenbahnen, Häfen und so weiter nur unter solchen Bedingungen erteilt werden, daß die Autorität des Staates über diese großen Unternehmungen von allgemeinem Interesse gewahrt bleibt.

Artikel VII.

Um den freien Verkehr durch die Meerenge von Gibraltar sicherzustellen, kommen die beiden Regierungen überein, keine Befestigungen oder strategischen Werke auf dem Teil der marokkanischen Küste zwischen, doch nicht einschließlich, Melilla und den das rechte Ufer des Flusses Sebu beherrschenden Höhen errichten zu lassen.

Diese Bestimmung findet indes keine Anwendung auf die gegenwärtig von Spanien an der mauriſchen Küste des Mittelmeeres besetzten Punkte.

Artikel VIII.

Die beiden Regierungen ziehen im Hinblick auf ihre aufrichtig freundschaftlichen Gefühle für Spanien in besondere Berücksichtigung die Interessen, die dieses Land infolge seiner geographischen Lage und seiner Territorialbesitzungen an der mauriſchen Küste des Mittelmeeres hat. In bezug auf diese Interessen wird die französische Regierung sich mit der spanischen verständigen.

Das Abkommen, das darüber zwischen Frankreich und Spanien getroffen werden wird, soll der Regierung Seiner britannischen Majestät mitgeteilt werden.

Artikel IX.

Die beiden Regierungen kommen überein, einander diplomatischen Beistand zu leisten für die Ausführung der Klauseln der vorliegenden Aegypten und Marokko betreffenden Erklärung.

Man wird bemerken, daß, abgesehen von einem speziellen Vorbehalt bezüglich Spaniens, der einzige Artikel, in dem die Interessen andrer Mächte in Marokko mit einbezogen sind, jener ist, der die Erklärung enthält, daß die beiden Regierungen keinerlei Ungleichheiten weder in der Festsetzung der Zölle oder sonstigen Abgaben noch in der der Eisenbahntransporttarife dulden wollen. Dieses Uebereinkommen ist für die Dauer von dreißig Jahren abgeschlossen. Soviel ich aus den

von autoritativer Seite in Deutschland abgegebenen Erklärungen ersehe, steht man dort auf dem Standpunkt, daß die Einsetzung einer festen Regierung in Marokko für die Entwicklung des deutschen Handels und der deutschen wirtschaftlichen Interessen in diesem Lande unbedingt erforderlich ist, aber angesichts der großen Tragweite des englisch-französischen Abkommens wird es nicht als unberechtigt angesehen, daß Deutschland darnach fragt, ob alle England durch den Wortlaut des Vertrags zugesicherten Vorteile auf andre Mächte ausgedehnt werden sollen und ob Frankreichs Politik in Marokko auf die Grundsätze der Politik Englands in Aegypten oder auf die Grundsätze der Politik Frankreichs in Tunis und Madagaskar basiert werden soll. Welchen Vorteil würde für Deutschlands Handel und wirtschaftliche Interessen die Einsetzung einer festen Regierung in Marokko haben, wenn früher oder später jedem fremdländischen Handel und allen fremden wirtschaftlichen Interessen die Tür versperrt werden sollte, wie es in Tunis und Madagaskar der Fall ist?

Die Spannung, die das vor kurzem erfolgte Eingreifen des Kaisers als des Repräsentanten der deutschen Politik hervorgerufen hat, scheint hauptsächlich durch Unkenntnis oder Vergeßlichkeit in bezug auf den wahren Wortlaut des Vertrages entstanden zu sein. Ich nehme an, daß es lediglich auf die deutschen Interessen zurückzuführen ist, und daß dieselben Motive dafür maßgebend waren, die unsre eigne Regierung geleitet haben. Wir haben es als in unserm Interesse liegend erachtet, Frankreich in Marokko bei Aufrechterhaltung des politischen Zustandes im Lande und unter gewissen Vorbehalten freie Hand zu lassen. Die Politik Deutschlands scheint darauf gerichtet zu sein, seine Interessen zu schützen einerseits dem unveränderten politischen Zustand Marokkos und anderseits der Politik der freien Hand gegenüber, die England bereit ist, Frankreich zuzugestehen und der Deutschland aufgefordert wird, zuzustimmen. Es ist zu beachten, daß England sich genau ebenso verpflichtet hat, durch seine Diplomatie für die Aufrechterhaltung des politischen Zustandes in Marokko Beistand zu leisten, wie es sich verpflichtet hat, für die andern Klauseln des Abkommens einzutreten.

Im gegenwärtigen Stande der Marokkofrage liegt nichts vor, was den Gedanken rechtfertigen könnte, daß England seiner Verpflichtung nicht nachkommen oder darüber hinaus gehen werde, oder daß es seine Verpflichtung nicht mit vollkommener Loyalität gegen Frankreich erfüllen könne, ohne Deutschland vor den Kopf zu stoßen oder zu schädigen.

Außerhalb dieser Verpflichtung liegen Fragen, in die sich einzumengen England nicht berufen ist und sich voraussichtlich nicht einmengen wird; einerseits auf den politischen Zustand von Marokko bezügliche Fragen, die Deutschland durch direkte Verhandlung mit Marokko oder durch eine Konferenz zu regeln wünscht; anderseits Fragen bezüglich der künftigen Politik Frankreichs gegenüber den Interessen andrer Mächte, wenn es sich um Dinge handelt, die England durch den Wortlaut des Abkommens als Angelegenheiten Frankreichs anerkennt. Auch diese Fragen werden voraussichtlich durch Subsidiärverträge zwischen Frankreich und den betreffenden Mächten oder durch eine Konferenz geregelt

werden. Sie liegen außerhalb der Verpflichtungen, die England durch das Abkommen mit Frankreich auferlegt sind.

Alles in allem kann ich somit keine Gefahr eines Krieges zwischen England und Deutschland aus der Marokkofrage oder aus irgendeinem der Vorfälle, die in neuester Zeit die freundschaftlichen Beziehungen der zwei Länder gestört haben, entspringen sehen.

Und nun ein Wort über die allgemeine Frage der Möglichkeit eines Krieges zwischen England und Deutschland. Ich wage nicht zu behaupten, daß ich einen Krieg für unmöglich halte. Das englisch-japanische Bündnis mit all seinen Vorteilen für England und, wie ich glaube, für die Welt hätte im vergangenen Jahre jederzeit uns in einen Krieg mit zwei europäischen Mächten verwickeln können. Und die Machtverschiebung im fernen Osten eröffnet eine neue Aera von Schwierigkeiten. Ich kann nur erklären, daß sich die Möglichkeit eines Krieges durch ein wechselseitiges Vorgehen der beiden Mächte auf ein verschwindendes Maß reduzieren ließe, wenn sie jedes einer „entente cordiale" im Wege stehende Hindernis beseitigen und so im Hinblick auf die Beziehungen Englands zu dem unter Preußens Hegemonie stehenden Deutschen Reich die traditionelle Freundschaft zwischen England und Preußen, die zwei Jahrhunderte lang die Probe bestanden hat, aufrechterhalten würden.

Es wäre töricht, bei der Erörterung der Möglichkeiten von Frieden oder Krieg zwischen den europäischen Staaten den Einfluß der Presse zu übersehen. Ich habe schon auf die wachsende Tendenz der Gegenwart hingewiesen, vorzugsweise nicht mehr Fragen der Politik, sondern Handelsfragen zum Gegenstand von Zwistigkeiten zwischen Nationen zu machen. Diese Tendenz wird gefördert durch den Umstand, daß die Tagespresse immer mehr in die Hände einiger weniger Kapitalisten gelangt, die sie zugunsten der mächtigen Interessen, die sie repräsentieren oder auf ihrer Seite haben, beeinflussen. In den letzten zehn Jahren ist die europäische Presse ein Instrument der Aufreizung und Verhetzung gewesen, das von Zeit zu Zeit die Hände der geschicktesten Diplomatie zu lähmen droht. Man braucht da keine Unterschiede zu machen; die französische Presse ist ebenso schlimm gewesen wie die deutsche, und die deutsche ebenso schlimm wie die französische; ebenso hat ein Teil der englischen Presse einen Ton angeschlagen, der, wenigstens für Ausländer, kaum verständlich sein kann, ausgenommen wenn man annimmt, daß bewußt die Absicht verfolgt wird, England und Deutschland zu entfremden und die französisch-deutsche Streitfrage zu verschlimmern.

Die Gruppe englischer politischer Schriftsteller, die seit einigen Jahren Zwietracht zwischen England und Deutschland zu säen gesucht, hat es ihrem Zwecke dienlich gefunden, in England unablässig ein Gefühl der Eifersucht auf die wachsende Seemacht Deutschlands und die Entwicklung seines auswärtigen Handels in Absatzgebieten, in denen die britische Industrie ehemals praktisch ein Monopol gehabt hat, zu erregen. Durch die beständige Versicherung, der bestimmende Faktor in der internationalen Politik Deutschlands sei der Wunsch, die Auflösung des britischen Reiches zu fördern, haben sie es fertig gebracht, einen Teil des

Publikums fälschlich in den Glauben zu versetzen, daß die deutsche Flotte hauptsächlich zum Zwecke eines Angriffskrieges gegen England ausgebaut werde. Wir in England, denen gewiß nicht der Mut fehlt, uns zu unsrer imperialistischen Politik zu bekennen und unsre Pflicht zu betonen, alle Teile „Greater Britains" eng mit dem Mutterland zu verbinden, versichern, und zwar, wie ich glaube, mit vollem Recht, daß wir unsre Flotte nur in Gemäßheit dessen, was wir zu defensiven und friedlichen Zwecken für notwendig halten, verstärken, umgestalten und reorganisieren. Deutschland versichert dasselbe, und kein Wort, keine Handlung des Kaisers ist jemals der Erklärung der deutschen Admiralität, daß sie sich niemals mit andern als defensiven und friedlichen, lediglich für die Erhaltung und Sicherheit des Reiches ausgearbeiteten Plänen befaßt habe, zuwidergelaufen. Es ist für uns undenkbar, daß irgendeine fremde Macht unser Recht, selber zu beurteilen, was zum Schutz unsers Heimatlandes, unsrer auswärtigen und kolonialen Interessen notwendig ist, anfechten könnte; und trotz des beständigen Geschreis eines Teiles der Presse wird kein vernünftiger Engländer anzweifeln, daß Deutschland dasselbe Recht besitzt. Jedes Land richtet sein Augenmerk auf das Wachstum andrer Flotten und wird dies auch weiterhin tun, aber ich wage zu glauben, daß ich die Hoffnung von Millionen ausspreche mit dem Wunsche, die Freundschaft zwischen England und Deutschland möge so fest begründet und anerkannt werden, daß keine der beiden Mächte die Last ihres Aufwands für die Marine um einen Heller zu vermehren braucht, um sich gegen die Möglichkeit eines gegenseitigen Angriffes, sei es in Europa oder in irgendeinem andern Teil der Welt, zu schirmen.

Und nun ein letztes Wort über die Frage der Eifersucht auf dem Gebiete des Handels. Es ist allerdings richtig, daß der auswärtige Handel Deutschlands sich auf Absatzgebiete ausgedehnt hat, in denen die britischen Interessen einst praktisch ein Monopol besaßen, und daß die dadurch entstandene Eifersucht ihren Anteil an der Trübung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten hat. Aber das hat nicht lange gedauert. Die britische Industrie hat nicht die unsinnige Ansicht gehegt, daß die verlorenen Märkte durch einen Krieg wiedergewonnen werden müßten. Die Ursachen des deutschen Erfolges waren nicht schwer zu entdecken. Er war das Ergebnis vor allem eines sorgsamen in situ-Studiums der lokalen Bedürfnisse und Wünsche und weiterhin der in jedem Falle den lokalen Erfordernissen und Bedürfnissen des Marktes angepaßten Fabrikations- und Verbreitungsmethoden. Die Lektion war bald begriffen, und der gereizten, eifersüchtigen Stimmung ist eine Rivalität gefolgt, die nichts weiter als einen freien und ehrlichen Wettbewerb bedeutet.

Eben während ich schließe, stoße ich auf einen Artikel in einer englischen Zeitung, der „Westminster Gazette" vom 8. Juni, der in einem Ton geschrieben ist, welcher meine Ansicht bestätigt, daß eine Reaktion gegen die jüngste Propaganda des Mißtrauens und der Verdächtigungen einzusetzen im Begriffe ist. Er legt einer deutschen kommerziellen Autorität folgende Meinungsäußerung in den Mund, der ich mich von Herzen anschließe:

„Der alte Antagonismus, der niemals existiert zu haben brauchte, wenn ein klein wenig mehr Duldsamkeit auf beiden Seiten vorhanden gewesen wäre, könnte längst völlig verschwunden sein, denn der lebhaftere Verkehr zwischen den Völkern hat viele natürliche Uebereinstimmungen zur Entfaltung gebracht. Er wird jetzt künstlich lebendig erhalten, bald durch die taktlose Rede eines Politikers, bald durch einen irregeführten Journalisten, der auf eine billige Sensation ausgeht. Doch irgendeine Gefahr einer ernstlichen Verwicklung liegt niemals vor. Beiden Völkern fehlt zum Glück nicht ein hinreichend großes Maß von durchdringendem gesunden Menschenverstand, und dieser sagt ihnen, daß ein Streit zwischen England und Deutschland so ziemlich das unsinnigste und unheilvollste Unternehmen wäre, auf das sie verfallen könnten."

An die Regierungen und Völker Europas, die ernstlich den Frieden wünschen, sich aber beständig durch die eifersüchtige und gereizte Haltung der Presse der Kriegsgefahr ausgesetzt sehen, möchte ich die trostreichen, hoffnungsvollen Worte richten: „O passi graviora! dabit Deus his quoque finem"; und zum Schluß sei mir gestattet, mit voller Aufrichtigkeit und Ueberzeugung zu wiederholen, was ich in meinem Artikel über „Die politischen Beziehungen Großbritanniens zu Deutschland" im Septemberheft 1904 der „Deutschen Revue" gesagt habe: „Es ist Sache jedes englischen und deutschen Patrioten, zu tun, was in seinen Kräften steht, um zu beweisen, daß England und Deutschland keinen Groll gegeneinander hegen, sondern gleicherweise darauf bedacht sind, daß alle Erinnerungen an vergangenes Mißtrauen und Mißverständnisse in einer auf gegenseitigen Respekt und wechselseitige Interessen gegründeten Freundschaft begraben werden mögen."

Brief von G. Bennett an den Herausgeber der „Deutschen Revue"

Nachstehenden Brief des Honorary Secretary des „Anglo German Union Club" übergeben wir der Oeffentlichkeit. Sympathiekundgebungen für diesen Klub sind durch Briefe des Herzogs von Connaught, des Feldmarschalls Lord Roberts, des Botschafters Grafen Metternich, des Admirals of the Fleet W. T. Kern, des Grafen Bernstorff, des englischen Botschafters Sir Frank C. Lascelles und vieler andrer erfolgt. Bezüglich des Verhältnisses Frankreichs zu Deutschland, England und Rußland vertritt Mr. Bennett im nachfolgenden Briefe seine eignen Ansichten.

Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Sekretariat des „Anglo German Union Club“
18 Fleet Street, London E. C., den 9. Juni 1905.

Sehr geehrter Herr!

Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für Ihren Brief vom 4. dieses Monats, den ich, wenn er noch rechtzeitig eingetroffen wäre, letzten Montag bei der Konferenz im Hause Lord Lonsdales vorgelesen hätte.

Zu Ihrer Information übersende ich Ihnen anbei Abschriften von Briefen, die Kundgebungen der Sympathie für die Ziele des Klubs, das heißt für die „Förderung einer engen Freundschaft zwischen England und Deutschland“ enthalten und die mir von Fürsten, Gesandten, Ministern, den Führern der beiden großen politischen Parteien, der Konservativen und der Liberalen, von Admiralen der britischen Flotte, Generalen und vielen unsrer hervorragendsten Männer der Wissenschaft zugegangen sind. Das Londoner Klubkomitee ist ein außerordentlich einflußreiches und repräsentatives und umfaßt viele Mitglieder des Oberhauses und des Unterhauses, Admirale in Seiner Majestät Flotte, Generale des Landheeres, Literaten, Angehörige der Hochfinanz und so weiter, die alle bereit und willens sind, bei der Förderung der Freundschaft zwischen beiden Völkern mitzuhelfen. Eine Liste ihrer Namen habe ich Ihnen bereits geschickt. Der Wunsch nach einem engeren Zusammenschluß ist in England wie in Deutschland weit lebhafter und allgemeiner, als ein Teil der Presse beider Länder uns glauben machen möchte, aus dem sehr triftigen Grunde, daß zwischen den beiden Völkern keine tatsächlichen Streitursachen vorhanden sind, und wegen der Interessen, die sie miteinander gemein haben.

Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit besonders auf den Schlußsatz in Sir Clements R. Markhams Briefe an mich lenken: „Ich fühle deshalb sehr lebhaft, daß das Häufigerwerden einer solchen Freundschaft zwischen Engländern und Deutschen dazu dienen muß, ihre zwei Länder miteinander zu verbinden und den Absurditäten politischen Geschwätzes entgegenzuwirken.“

Alle Mitglieder unsers Komitees befinden sich unzweifelhaft in herzlichem Einklang mit den freundschaftlichen Gefühlen, die jetzt glücklicherweise zwischen England und Frankreich bestehen; zugleich empfinde ich sehr lebhaft, daß eine „englisch-deutsch-französische Entente“ die glücklichste Lösung unnatürlicher Bündnisse wäre, die in den letzten Jahren zwischen Nationen geschlossen worden sind und die, statt den Weltfrieden zu sichern, nur dazu dienen, ihn zu gefährden.

Man betrachte das französisch-russische Bündnis: was hat es Frankreich Gutes gebracht und was sind seine Gefahren? Es hat Frankreich Hunderte von Millionen entzogen, die Rußland eingehändigt worden sind, und von denen ein großer Teil in der Mandschurei begraben ist oder in der Straße von Korea auf dem Meeresgrund liegt. Seine Gefahren bestehen darin, daß die beiden befreundeten Nationen Frankreich und England jeden Augenblick durch alle möglichen Zufälligkeiten miteinander in Konflikt geraten können. Eine derartige Eventualität trat vor ein paar Wochen beinahe ein, als Japan fast bereits

auf dem Punkt war, Frankreich ein Ultimatum zu stellen, und wir in England begannen einen Zwist mit unsern Freunden, den Franzosen, zu befürchten. Für Englands wie für Frankreichs Sicherheit und Frieden ist zu hoffen, daß Frankreich das despotische heilige Rußland abschütteln und ihm auf lange Zeit oder für immer Lebewohl sagen wird.

England, Frankreich und Deutschland durch Bande der Freundschaft vereinigt, werden der Welt einen dauernden Frieden sichern. Durch ein solches Einvernehmen würden ihre Interessen nicht nur im fernen Osten und Marokko, sondern in allen Teilen der Welt am besten gewahrt werden.

Frankreich sollte Sedan vergessen, wie Preußen Jena vergessen hat, wie Oesterreich und Preußen schon längst aufgehört haben, an Königgrätz zu denken, wie wir alle unsre Kriege mit Frankreich vergessen und wie Briten und Buren das Kriegsbeil begraben haben. Denken wir lieber an die Zukunft und den Frieden und die Wohlfahrt der Nationen als an die Vergangenheit.

Ihr großer und kluger Kaiser Wilhelm, Englands Freund, unser geliebter König Eduard und Frankreichs edler Präsident Loubet arbeiten unaufhörlich am Werk des Friedens, und der „Anglo German Union Club" kann nichts Besseres tun als sich zu bemühen, eine „Entente Cordiale" zwischen Deutschland, England und Frankreich zustande zu bringen.

Ich verbleibe, sehr geehrter Herr

Ihr aufrichtig ergebener

G. Bennett,
Honorary Secretary.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XII

Unter den vielen Versuchen deutscher Patrioten, eine gemeinsame politische Aktion des deutschen Volkes nach außen hin, zur Abwendung der von Napoleon drohenden Gefahren, zustande zu bringen — Versuchen, die während des Jahres 1860 sich bald mit den Bestrebungen des Nationalvereins kreuzten, bald mit ihnen parallel liefen — ist auch derjenige des ehemaligen preußischen Ministers Freiherrn Heinrich v. Arnim zu nennen, aus Anlaß der savoyischen Frage eine Zusammenkunft von Landtagsabgeordneten aller deutschen Kammern zu veranstalten und dadurch ein mächtiges Organ für das lebhaft erregte nationale Empfinden des Volkes zu schaffen. Es war eine Idee, die an den deutschen Höfen lebhafte Bedenken erregte: schon sah man das Vorparlament des Jahres 1848 wieder aufsteigen, und die Persönlichkeit Arnims schien besonders geeignet zu sein, die Erinnerung an eine mit revolutionären Mitteln arbeitende nationale

Auslandspolitik heraufzubeschwören.[1]) Der letzthin an dieser Stelle veröffentlichte Briefwechsel zwischen Bennigsen, H. v. Arnim und A. L. v. Rochau zeigt, daß Bennigsen mit dem Plane einverstanden war, daß Arnim aber in Süddeutschland, zumal bei den Bayern, auf die er in persönlicher Verhandlung einwirken zu können hoffte, keinerlei Gegenliebe fand. Ebenso mißlang sein Versuch, die Württemberger zu gewinnen, wie der folgende Brief Reyschers an Bennigsen des näheren darlegt.

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 15. Juni 1860.

„Bei meiner Rückkehr am vorgestrigen Tage traf ich eine Einladung Duvernoys zu einer kleinen Zusammenkunft in Stuttgart, zu spät, um noch ihr beizuwohnen. Es handelte sich, wie mir seither mitgeteilt wurde, um den Plan einer Versammlung von] Abgeordneten der deutschen Kammern Ende September dieses Jahres, von Freiherrn v. Arnim in Heidelberg angeregt und von dort aus durch Maier an Duvernoy mitgeteilt unter der Aufforderung, daß er und Römer die projektierte Einladung unterzeichnen. Arnim, Häusser und Mohl hatten bereits unterzeichnet. Arnim wandte sich nach München, um dort zu werben. Auch auf Ihre Unterschrift ist es abgesehen.

Indessen hatten die Stuttgarter mehreres gegen das Projekt, so wie es vorliegt, einzuwenden. Erstens, die Sache ist zu weit aussehend innerhalb drei Monaten — wie viel kann sich da ändern —, und ist nicht zu erwarten, daß binnen dieser Zeit der Plan vor die Oeffentlichkeit komme und am Ende Maßregeln dagegen ergriffen werden? Zweitens, eine Einladung an alle Ständemitglieder würde eine sehr gemischte Versammlung herbeiführen, welche kein sicheres Resultat erwarten ließe. So wie unsre Versammlungen in der Zweiten oder gar Ersten Kammer zusammengesetzt sind, wäre allerdings eher das Gegenteil von dem zu erreichen, was wir wünschen! Drittens, es müßte eine Vorbesprechung in kleinerem Kreise stattfinden.

Die Stuttgarter hatten noch ein andres Bedenken, das ich nicht teile, nämlich hinsichtlich der preußischen Führung, welche als Zweck aus der Einladung hervorleuchte. Einmal muß man doch aus der Unbestimmtheit der Wünsche herauskommen, und unter dem, ‚was zunächst jetzt nottue', läßt sich auch etwas andres denken, wie zum Beispiel die Berufung eines Parlaments. Mir scheint übrigens

---

[1]) So schrieb der Prinzregent von Preußen an Herzog Ernst von Koburg am 17. Juli 1860: „Wenn H. v. Arnims Aufforderung zu einer Art Vorparlament Folgen gehabt hätte, so würde ich dem bestimmt entgegengeschritten sein, weil dies die Repetition des schmählichen Anfanges von 1848 gewesen wäre und wir keine Repetition der Volksbeglückung von unten herauf brauchen können." In der Antwort Herzog Ernsts vom 21. Juli hieß es: „In Deinen gnädigen Zeilen fand ich erst die Bestätigung dafür, daß H. v. Arnim wirklich beabsichtigt hätte, zu einer Art Vorparlament jetzt aufzufordern. Ein solcher Schritt, der hinter dem Rücken der meisten seiner Freunde und Bekannten vorbereitet worden sein mag — (auch mir war der Plan unbekannt) — mußte ein tiefes Ridikül auf den sonst so tüchtigen Mann werfen." Ernst II., „Aus meinem Leben", Band III, 60 f.

die Einladung, wenn sie bloß gerichtet ist an einzelne Kammermitglieder und also nicht einen vereinigten deutschen Landtag bezwecken soll, nichts Besseres darzubieten als eine Generalversammlung des Nationalvereins, worin gleichfalls manche Abgeordnete sitzen. Unsre Versammlung bietet auch mehr Aussicht auf das Gelingen einer Vereinigung, da wir doch in wesentlichen Stücken eins sind, und verrückte Meinungen, wie die von Widenmann in der Wochenschrift, kaum ein paar Stimmen finden werden, wenn sie je sich geltend machen. Sollen wir — in einer andern Form — den alten Hader von neuem beginnen und gleichsam wieder von vorn anfangen? Haben wir nicht in der Anerkennung der Reichsverfassung und dem Antrag auf Berufung eines Parlaments Auskunftsmittel gefunden, die uns über die Hegemoniefrage, welche allerdings Zweifel in der fortdauernden unsicheren Haltung Preußens für viele darbietet, hinüberhilft?

Warum schließen sich die Herren nicht uns an? Sollen wir abgelöst werden durch die neue Form von Verbindung? Gervinus, Gagern, Maier und Rochau, die in Heidelberg den Plan mit besprochen haben, würden ja hier erst noch ausgeschlossen sein, da sie nicht Abgeordnete sind.

Die Stuttgarter haben nicht unterzeichnet, obgleich sie ihre Geneigtheit aussprachen, im Fall einer Berücksichtigung ihrer Einwendungen an einer Versammlung teilzunehmen, die zunächst zum Zwecke hätte, sich persönlich kennen zu lernen. Das wäre nun freilich blutwenig! Ich zweifle aber, ob Arnim in München bessere Geschäfte macht. Wenigstens werden sie dort keine Lust haben, wenn sie hören, daß die Stuttgarter vorläufig nicht mittun.

Auch ich möchte den Plan, wovon schon seit längerer Zeit die Rede war, nicht absolut verwerfen, aber so wie er vorliegt, ist er nicht gehörig überdacht und nur geeignet, die Konfusion noch größer zu machen. Wenn die Herren v. Arnim und so weiter an der gemeinsamen Sache mitarbeiten wollen, so sollen sie endlich sich entschließen, mit uns Hand in Hand zu gehen. Die Unbestimmtheit des Programms ist nur ein eitler Vorwand; ein definitives Programm wird sich ja stufenweise von selbst geben und liegt eigentlich schon in der Heidelberger Erklärung.[1])

---

[1]) Gemeint ist die unter der besonderen Initiative Bennigsens ergangene Erklärung gegen den hannoverschen Minister v. Borries.

Erklärung.

Der Minister Herr v. Borries hat in öffentlicher Sitzung der hannoverschen Kammer erklärt: Der Versuch der Gründung einer Zentralgewalt mit einheitlicher militärischer und diplomatischer Leitung

„würde zu Bündnissen der deutschen Fürsten untereinander führen, ja, könne selbst zu Bündnissen mit außerdeutschen Staaten drängen, die sehr zufrieden sein würden, die Hand in Deutschlands Angelegenheiten zu bekommen."

Diesem Geständnisse eines deutschen Ministers, das die allgemeine Entrüstung erregt, setzen wir die Erklärung entgegen:

Das deutsche Volk ist entschlossen, keinen Fuß breit deutscher Erde unter fremde Botmäßigkeit gelangen zu lassen. Immer näher rückt die Gefahr, mit welcher eine fremde Macht

Ihre Bemerkung in Koburg, ‚man hätte mir zuviel nachgegeben‘, kann ich immer noch nicht verstehen. Ich möchte eher einen Tadel verdienen, weil ich zu sehr mich untergeordnet, indem ich nicht darauf bestanden, daß mein Entwurf eines Programms in Frankfurt zur Abstimmung gebracht werde. Die Preußen, ausgenommen Unruh, waren dafür und ließen mich durch Duncker bitten, darauf zu bestehen. Aber außer Ihnen, Veit und Brater sprach in der Kommission niemand dafür, und in der Versammlung wollte ich den Handel nicht von neuem beginnen. Hätte ich etwa dem Antrag, womit man uns Württembergern entgegenkam — das Schwerinsche Programm an die Stelle des Eisenacher Programms zu setzen —, beipflichten sollen? Dazu hätten Sie außer Barth, der ihn verfaßte, und außer Rochau, der ihn aufnahm, keine Unterschrift im Süden gefunden. Für das reine Eisenacher Programm nach der Schwerinschen Erklärung vielleicht nicht einmal eine: denn Titus, der in Eisenach unterschrieb, erklärte sich nachher dagegen, und Klüpfel, der sich jetzt dafür aussprach, wäre so wenig vorangegangen als andre Gothaer, zum Beispiel Duvernoy und Pfizer.“

*

Schon in dem Brief von Reyscher wird der Reichsverfassung von 1849 als eines Auskunftsmittels gedacht, um ‚über die Hegemoniefrage hinüberzuhelfen‘. Ebenso hatte Heinrich v. Arnim das vorsichtige Zurückgreifen auf die Reichsverfassung empfohlen. So sehen wir in diesen Monaten unter den Männern des Nationalvereins immer lebhafter die Frage erwogen, ob man es wagen dürfe, das Banner der Reichsverfassung zu entrollen und damit unmittelbar wieder an die Traditionen des Frankfurter Parlaments anzuknüpfen. Entscheidende Gründe sprachen dagegen, vor allem die Rücksicht auf den Prinzen

---

uns umstrickt, immer tiefer und weiter verbreitet sich die Erkenntnis, daß nur die einheitliche Leitung der militärischen Kräfte und der auswärtigen Politik die drohende Gefahr erfolgreich zu bekämpfen vermag.

Der deutschen Regierung, welche angesichts dieser Gefahr mit mannhaftem Entschluß, an der Spitze der im Parlament geeinigten Nation, für die Ehre, die Freiheit und die Macht des Vaterlandes in die Schranken tritt, wird das deutsche Volk mit Vertrauen die Vollmachten übertragen sehen, deren sie zur Lösung ihrer Aufgabe bedarf.

Die deutsche Regierung dagegen, welche ihre Pflicht so schmachvoll vergessen würde, daß sie bei auswärtigen Mächten einen Rückhalt suchte in Fragen der nationalen Entwicklung, bei feindlichen Mächten Hilfe suchte oder annähme zur Abwehr der Opfer, welche zu kraftvoller Bekämpfung dieser Feinde von ihr gefordert werden, eine solche Regierung würde dem öffentlichen Urteil und dem Schicksal verfallen, welches Verrätern gebührt.

Heidelberg, den 6. Mai 1860.

C. Welcker, Gustav Duvernoy aus Stuttgart, A. B. Reyscher aus Cannstatt, G. Tafel aus Stuttgart, Dr. jur. Pagenstecher aus Heidelberg, J. Hölder aus Stuttgart, K. Brater aus München, A. L. v. Rochau in Heidelberg, F. Streit aus Koburg, Lang aus Wiesbaden, Metz aus Darmstadt, Dr. Sigm. Müller aus Frankfurt a. M., v. Bennigsen aus Hannover, Dr. Pagenstecher sen. in Heidelberg, H. Gagern in Heidelberg, Dr. C. Meyer in Heidelberg, J. Jolly in Heidelberg, G. Gervinus in Heidelberg, E. Pickford in Heidelberg, Bangerow in Heidelberg, v. Dusch in Heidelberg.

von Preußen — aus diesem Grunde riet vor allem auch der Herzog von Koburg dringend ab —, auf der andern Seite verlangten die Süddeutschen, daß man durch die Neubelebung dieses glänzenden Symbols der deutschen Einheitsbestrebungen dem Wollen und Fühlen des Volkes entgegenkomme. Aus dem Briefwechsel über diese Frage greife ich noch zwei Gutachten (sie sind an das geschäftsführende Ausschußmitglied des Nationalvereins in Koburg, den Advokaten Streit, gerichtet) heraus, von denen das erste, von dem Obergerichtsanwalt Miquel in Göttingen herrührend, durch Schärfe, Klarheit und praktischen Blick schon die bestechenden Fähigkeiten des späteren Staatsmannes verrät.

Miquel an Streit.

Göttingen, den 11. Juni 1860.

„Indem ich mich beeile, die an mich ergangene Aufforderung, meine Ansicht und meine Wahrnehmungen über die öffentliche Meinung in meiner Gegend in der Frage wegen der deutschen Reichsverfassung mitzuteilen, zu entsprechen, muß ich vorausschicken, daß auch hier diese Frage im Kreise von politischen Männern in letzter Zeit vielfach besprochen ist, daß aber bezüglich derselben eine „öffentliche Meinung" nicht existiert. Das Volk hier, selbst der gebildete Teil hat keine irgendwie lebhafte Erinnerung an die Reichsverfassung, empfindet hier noch weniger eine regsame Sympathie für dieselbe — im Gegenteil ist die Erinnerung an die Reichsverfassung zugleich eine Erinnerung an unsre Fehler von 1848, welche mehr entmutigt als anregt. Von dieser Seite geht ein Verlangen nach der Reichsverfassung in hiesiger Gegend zweifellos und jedenfalls nicht vom Volke aus. Ueberhaupt ist die Masse der politisch Denkenden hier nur geleitet von dem Ekel an der Kleinstaaterei und von der Notwendigkeit wirksamen Schutzes der deutschen Nationalität nach außen. Ein bestimmtes positives Verfassungsprogramm verlangt niemand. Man will die Einheit, selbst mit vollständiger Beseitigung der Mittelstaaten, hält ihre Verwirklichung für eine Frage der Macht und der Zeit, welche jedoch ohne Preußen nicht zu lösen ist. Der Nationalverein bedarf also hier, um seine Zwecke zu fördern, der Reichsverfassung nicht.

Was meine eigne Ansicht betrifft, so verneine ich die Zweckmäßigkeit einer Maßregel, durch welche wir die Reichsverfassung als unser Programm akzeptierten, mit Entschiedenheit.

Ich verkenne nicht, daß die Annahme dieses Programms den doppelten Vorteil eines jeden positiven Programms und einer Rechtsbasis bieten, auch das Mißtrauen der süddeutschen Gefühlspolitiker wesentlich beseitigen würde, aber ich halte diese beiden einzigen Vorteile durch die Nachteile für bei weitem überwogen.

1. Wollen wir eine uns durch die auswärtigen Konstellationen gebotene Handhabe richtig benutzen, so müssen wir dem Volke die Notwendigkeit der dieser Konstellation entsprechenden praktischen und einfachen Maßregeln vorhalten, das heißt Einheit der militärischen und politischen Leitung, und uns

hüten, die durch die vielen materiellen Bestimmungen der Reichsverfassung notwendig hervorgerufenen Differenzen der Meinungen über die innere Politik in einer Zeit zu vermehren, wo die Gefahr von außen sie augenblicklich in den Hintergrund treten läßt.

2. Akzeptieren wir die Reichsverfassung, so muß sie für uns natürlich eine Rechtsbasis sein. Ist sie dies nicht, so würde sie zu einem einfachen Entwurf herabsinken, welcher, ein Produkt der Zeit, heute viel besser von irgendeinem Privatmanne vorgelegt werden könnte. Ist sie nun aber eine Rechtsbasis, so sind für uns alle deutsche Regierungen renitent; wir geraten auch zur preußischen Regierung in einen scharfen Gegensatz, welcher ein allmähliches Vorwärtsgehen respektive Vorwärtsschieben sehr erschwert, wenn nicht unmöglich macht.

3. Jede Rechtsbasis bindet natürlich uns selbst. Sich aber dann ohne Not die Hände binden, wenn sich weder übersehen läßt, ob wir für die Einführung der Reichsverfassung selbst Wesentliches erreichen können, noch, ob und wie und wo schließlich handelnd eingegriffen werden muß, halte ich für einen politischen Fehler, welcher sich schwer rächen muß.

4. Für mich ist die schwerste Aufgabe des Nationalvereins die, die der deutschen Nation jetzt noch anklebende politische Energielosigkeit zu überwinden, dem Volke Vertrauen zu sich selbst zu geben, es auf seine eigne Kraft zu verweisen. Wir sind keine Gothaer, welche, mißtrauisch gegen das Volk, alles dem preußischen Staate überlassen, nie ein selbständiges Handeln des Volkes anregen und alles durch die Regierungen erreichen wollen. Noch weniger sind wir kleinstaatliche Konstitutionelle, welche den Untergang der Mittelstaaten scheuen.

Je mehr die Macht des preußischen Staates uns unentbehrlich, je wahrscheinlicher — nach der Stimmung des preußischen Volkes — es ist, daß für lange Zeit jede Aktion nur mit der Hohenzollernschen Dynastie möglich ist, je weniger Vertrauen uns diese aber noch jetzt einflößt, um so mehr muß unser Bestreben dahin gerichtet sein, dieser Dynastie ihre Aufgabe leicht zu machen. Wann wird ihr diese am leichtesten? Wenn das Volk in den kleinen Staaten am entschiedensten vorgeht. Nun so hütet euch doch, die Kraft des Volkes zu zersplittern, indem ihr alle Fragen der inneren Verwaltung aufs Tapet bringt, die rücksichtslose Energie zu schwächen, indem ihr aus einer Existenz- und Bedürfnisfrage eine Rechtsfrage macht, das gewaltige Ringen eines großen Volks, sich von Grund aus neu zu konstituieren, in eine Agitation verlaufen laßt, welche an die Adresse der jetzigen Regierungen zur „endlichen Annahme" der Reichsverfassung gerichtet ist und den „glücklich (so ziemlich) beseitigten" Glauben wiedererweckt, daß man mit dem jetzigen Staatensystem bestehen könne.

5. Wenn ich so zweifelhaft bezüglich der Frage bin, ob die Reichsverfassung jemals unser Programm werden kann, so bin ich doch ganz zweifellos darüber, daß diese Fahne jetzt nicht aufgesteckt werden darf.

Wäre man gewiß, daß Preußen sie aufnehmen würde oder auch nur, daß es sie nicht übel aufnehmen würde, und glaubte man durch eine entschiedene

Agitation für dieselbe bald ein günstiges Resultat zu erzielen, so möchte man allerdings die Sache anders beurteilen. Wenn Preußen entschieden deutsch handeln will, so ist jede Form dieses Handelns ziemlich gleichgültig. Uneingeweiht nun, wie ich bin, in die Geheimnisse der preußischen Politik, kann ich aus allem nur schließen, daß die Reichsverfassung derselben jetzt viel zu weit geht und ihren unmittelbaren Zwecken, sich rasch zu verstärken durch einen halben Frieden mit den Kleinstaaten, in keiner Weise entspricht und sie daher zurückschrecken wird vor der Unterstützung einer Verfassung, welche das Innere des eignen Staatslebens von Grund aus umwälzen müßte und doch keine unmittelbare Tendenz für die preußische Hegemonie hat. Die Mittelstaaten würden zugleich alle durch die Reichsverfassung verletzten Interessen, alle durch dieselbe verurteilten Vorurteile gegen uns aufrühren können, während sie im Fall der Gefahr dem Ruf nach einheitlicher militärischer und politischer Leitung nichts entgegensetzen können als ihren eignen Egoismus. Wer die Reichsverfassung jetzt nicht will, der will eine einfache durch die Umstände gebotene Frage als Ausgangspunkt festhalten und von da vorschreiten, wer die Reichsverfassung — die Lösung der ganzen Frage auf dem Papier — als Ausgangspunkt nimmt, der verwechselt Mittel und Zweck und wird nichts erreichen.

Oder mit andern Worten: die wollen die Reichsverfassung, welche von den tatsächlichen, vorhandenen Machtverhältnissen Abstand nehmen und in der Luft sich Häuser bauen. Die wollen sie jetzt nicht, welche, die leidige Wirklichkeit berücksichtigend, lieber etwas erreichen als gar nichts.

Wenn der Zweck oder die Folge der Agitation für die Reichsverfassung darin liegen sollte, die praktische Frage der preußischen Hegemonie zu beseitigen durch die ideale Frage des „deutschen Rechts", der „deutschen Freiheit" und der „deutschen Einheit", so würde ihr Motiv verwerflich oder ihr Resultat verderblich sein. J. Miquel."

*

A. L. v. Rochau an F. Streit.

Heidelberg, 7. Juni 1860.

„Es würde mir sehr schwer werden, jetzt auf drei Tage abzukommen, denn so wenig auch die Wochenschrift bis jetzt leisten mag, so viel Arbeit macht sie mir doch. Da ich nun in der augenblicklich schwebenden Frage meine Stimme ganz gut schriftlich abgeben kann, so verzichte ich für diesmal lieber darauf, Ihrer Einladung zu folgen.

Die baldige Abhaltung einer Versammlung, wie sie auf Pfingsten beabsichtigt war, halte ich für sehr ratsam. Frankfurt würde vielleicht der geeignetste Ort sein, wiewohl auch gegen Heidelberg, Gotha, Eisenach nicht viel einzuwenden sein möchte. Für den wichtigsten Gegenstand der Beratungen würde ich die Militärfrage und innerhalb derselben wieder die Sache der Volksbewaffnung halten. In dieser Angelegenheit kommt es auf eine kräftige Initiative an, oder

es geschieht nichts. Dazu kommt, daß wir den Plan nicht bloß anregen, sondern auch mit seiner Ausführung den Anfang machen können. Nichts verhindert, daß man an jedem Orte, wo sich zehn oder zwanzig waffenlustige Leute finden, mit dem Beispiele der Bewaffnung und Einübung vorangeht. Und das kann geschehen vierundzwanzig Stunden, nachdem eine Versammlung namhafter Männer den entsprechenden Beschluß gefaßt hat. Von selbst versteht es sich übrigens wohl, daß nur auf Einladung Zutritt zu dieser Versammlung gewährt wird.

Als zweiten Gegenstand der Besprechung denke ich mir die Frage von der Reichsverfassung, wiewohl ein Beschluß darüber sicherlich nur in einer Generalversammlung des Nationalvereins gefaßt werden kann. Dem Rückgriff auf die Reichsverfassung stehen manche ernste Bedenken entgegen, ich bin aber überzeugt, daß derselbe früher oder später geschehen muß. Schon deshalb, weil die Reichsverfassung jedenfalls von irgendeiner andern Seite her auf den Schild gehoben werden wird, so daß es sich nur darum handeln kann, ob der Nationalverein sich freundlich oder feindlich zu derselben verhalten will. Das letztere ist aber ebenso unmöglich wie eine ignorierende Neutralität. Diese Sache muß jedoch reiflich erwogen und von allen Seiten sorgfältigst geprüft werden, ehe man sie an die Generalversammlung bringt, denn jeder falsche Schritt könnte hier sehr gefährlich werden. Vor der nächsten Generalversammlung ist mir überhaupt ein wenig angst; kommen wir aber zu einem wohlbemessenen Beschluß hinsichtlich der Reichsverfassung, so ist der Verein als solcher über alle Klippen hinaus. Nagel wird Ihnen gesagt haben, daß auf Betrieb Arnims Ende September eine Versammlung von Landtagsabgeordneten verschiedener Kammern hier zusammentreten wird. Da ließe sich vielleicht eine Kombination mit unsrer Generalversammlung herstellen, die folgenreich werden könnte. Um aber auf das Nächstliegende zurückzukommen, so wird es auch nicht an eigentlichen Ausschußgeschäften fehlen, welche im Laufe der nächsten Wochen erledigt sein wollen. An Stoff für die beabsichtigte Versammlung wird also kein Mangel sein.

Gestern war Orges [1]) bei mir. Obgleich ich die unverschämte Art, in welcher er seine Zusammenkunft mit den Mitgliedern des Vorstandes in den neuesten Zeitungen ausbeutet, gestern noch nicht kannte, so bin ich gegen ihn doch so aufgetreten, als ob ich sie gekannt hätte. Der Mensch ist im Grunde genommen ein Windbeutel und Faselhans.

Ich habe vergessen, mich gegen Nagel über den Z.schen Vorschlag zu äußern, der darauf hinausgeht, die Wochenschrift in ein Blatt für den Bürgers- und Bauersmann zu verwandeln. Dieser Vorschlag ist meines Erachtens ein Unsinn, denn erstens gibt es im ganzen Nationalverein vielleicht nicht einen einzigen Mann, der für jene Klassen mit drastischer Wirkung schreiben kann; zweitens

---

[1]) Ueber H. Orges, den Redakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", und seine Versuche, politische Geschäfte mit dem Nationalverein zu machen, wird die nächste Nummer dieser Veröffentlichung weitere Aufschlüsse bringen.

sind es nicht jene Klassen, welche die Politik und die Geschichte in Deutschland machen; drittens ist der Kleinbürger und der Landmann in jeder deutschen Landschaft ein andrer, seinen Gewohnheiten, seinen Vorurteilen, seiner Bildung, seinem Interesse nach, und will also in Pommern ganz anders behandelt werden als in Schlesien, in Niedersachsen anders als in Thüringen, in Bayern anders als in Schwaben und so mehr; woraus denn folgt, daß ein populäres Blatt für ganz Deutschland im Sinne jenes Vorschlags eine reine Unmöglichkeit ist. Jenes Gebiet kann lediglich durch die Lokalpresse bearbeitet werden."

*

R. v. Bennigsen hatte schon im Jahre 1859 bei der Gründung des Nationalvereins Gustav Freytag kennen gelernt, der Beginn eines herzlichen Verhältnisses, das die beiden Männer seitdem dauernd verband. Der erste Brief Freytags ist noch ein Nachklang zu der Zusammenkunft des Prinzregenten von Preußen und der übrigen deutschen Fürsten mit Napoleon im Juni 1860 und dem bei dieser Gelegenheit von den Königen unternommenen Versuch, auf den Prinzregenten im Sinne einer schärferen Behandlung des Nationalvereins einzuwirken.[1]) Die von Freytag mitgeteilte Aufzeichnung des Prinzregenten über seine Besprechung mit dem Könige von Bayern ist inhaltlich nicht unbekannt, seitdem sie von W. Oncken ausführlich verwertet wurde.[2]) Trotzdem mag die Mitteilung des an einigen Stellen unerheblich abweichenden, wenn auch unvollkommenen Freytagschen Textes (das Original der Aufzeichnung des Prinzregenten war in französischer Sprache verfaßt) nicht unerwünscht sein. Freytag hatte das Aktenstück ohne Zweifel auf dem Wege Auerswaldt—Max Duncker erhalten; bezeichnend genug, daß er es damals seinem Freunde, dem Herzog Ernst von Koburg, vorenthielt, aber dem Präsidenten des Nationalvereins mitteilte!

Gustav Freytag an Bennigsen.

Siebleben, 23. August 1860.

„Sehr geehrter Herr!

Es ist mir sehr leid gewesen, daß ich nicht mehr die Freude hatte, Sie vor Ihrer Abreise von R(einhardsbrunn) zu sprechen.[3]) Nehme mir daher die Freiheit, Ihnen folgenden, den Nationalverein betreffenden Passus aus einem schriftlichen Memoire mitzuteilen, welches der Prinz von Preußen am 20. Juni 1860 über seine Unterredungen mit dem König von Bayern selbst aufgesetzt hat. Diese Unterredungen fanden unmittelbar nach der Zusammenkunft in Baden statt, sollte Ihnen anderweitig bereits Mitteilung des Schriftstücks geworden sein —

---

[1]) Vergleiche darüber die Memoiren des Herzogs Ernst von Koburg, Band III.

[2]) „Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I.", Band I, Seite 459 bis 463, und „Unser Heldenkaiser", Seite 67 ff.

[3]) Am 11. August war Freytag mit Bennigsen bei Herzog Ernst in Reinhardsbrunn gewesen. Vergleiche „G. Freytag und Herzog Ernst von Koburg im Briefwechsel 1853 bis 1893", herausgegeben von Eduard Tempeltey, Seite 143.

welches, soviel mir bekannt, dem Herzog nicht zugänglich geworden ist —, so bitte ich, diese Zeilen mit dem guten Willen des Absenders für motiviert zu halten. Soviel mir bekannt, ist das umfangreiche Schriftstück nur wenigen bekannt. Ich begehe keine Indiskretion, indem ich Ihnen darüber schreibe, denn ich bin nur soweit zur Verschwiegenheit verpflichtet, als meine preußischen Ueberzeugungen mir solche auferlegen, und ich bin überzeugt, durch die Mitteilung an Sie etwas möglicherweise Nützliches zu tun. Ich habe mich Ihrem Wirt von neulich gegenüber aus eigner Machtvollkommenheit zu einem Agenten des preußischen Volkes bestellt, und versuche, soviel in meiner Lage möglich ist, ihn auf der Bahn zu halten, in welche seine Vergangenheit und seine Ehre ihn führen, auf der Seite Preußens. Demungeachtet halte ich mich für verpflichtet, ihm das erwähnte Schriftstück nicht mitzuteilen.

In aufrichtiger Hochachtung Ihr ergebenster Freytag."

Anlage.

„Der König von Bayern, ohne Zweifel von den andern deutschen Fürsten beauftragt, versuchte gestern, mir ausführlich die Anspielungen in der Rede des Königs von Württemberg zu erklären, indem er auf die drei folgenden Punkte Bezug nahm.

Erstens: Die militärische Konvention, welche für den Bund projektiert wird, NB. weitläufige Verhandlungen, in denen Bayern die Furcht ausspricht, daß die preußische Zweiteilung die Mittelstaaten mediatisieren werde, der Prinz umgehend und stark repliziert, keine Vereinigung.[1])

Zweitens: Der zweite Punkt, den der König beauftragt war zu besprechen, war die Einschränkung des Nationalvereins. Er forderte mich auf, mit aller Energie dagegen zu opponieren, weil der Verein bouleversierende Zwecke habe und diese unter der Annahme (présomption) verfolge, er könne auf Sympathien in Preußen rechnen und handle eigentlich in Preußens Sinn.

Ich bat ihn um Mitteilungen, welche diese Behauptung beweisen könnten, und setzte hinzu, im Fall der Verein solche Dinge gutheiße, was mir unbekannt sei, dürfe man ihm nur die Antwort zukommen lassen, die ich dem Minister G. Schwerin für die Stadt Stettin habe geben lassen, daß ich außerdem die Prinzipien meiner deutschen Politik in meiner Thronrede niedergelegt habe, in der Art, daß niemand an meiner Loyalität zweifeln dürfe. Und wenn Energie in dem Sinne zu verstehen sei: Polizeimaßregeln gegen den Verein oder seine Mitglieder zu gebrauchen, so werde ich dieser Aufforderung nicht folgen, denn durch solches Verfahren würde man dem Verein mehr Wichtigkeit beilegen, als er in Wirklichkeit hat. Er müßte denn Handlungen begehen, welche gesetzwidrig sind oder die betreffenden Institutionen umstürzen (pervertir), in welchem Fall ich der erste sein würde, ihn zu werfen. Die Verfolgungen, die in Sachsen,

[1]) Der Inhalt dieses von Freytag nur mit ein paar Worten wiedergegebenen Teils der Besprechungen ist aus W. Oncken, „Unser Heldenkaiser", Seite 67 zu ersehen.

Hannover und so weiter stattgefunden, seien überall gemißbilligt worden. Das Wesen des Vereins sei ein nationales, und man dürfe daran nicht ungestraft rütteln.

Der König von Bayern war mit dieser Anschauungsweise zufrieden und sagte, daß auch er keinen Befehl zu Verfolgungen gebe.

Ich ergriff die Gelegenheit, dem König die Prinzipien zu erklären, welche ich seit Annahme der Regentschaft durchzuführen entschlossen bin. Da ich eine Konstitution fand, war es meine Pflicht, mich ihr anzupassen (conformer) und sie nicht durch unnatürliche Auslegungen zu verfälschen. Ich habe lange genug neben der Regierung gestanden, um mich von dem Uebel zu überzeugen, welches durch das System des vorigen Ministeriums hervorgebracht wurde. Ich sagte das dem König und daß ich nicht auf die Frage eingehen wollte, ob Konstitutionen zum Wohle des Volkes gereichten. Wo sie aber beständen, sei der Gedanke, „die Regierungsmaßregeln öffentlich zu machen und das Volk zu einer berechtigten Teilnahme an der Legislatur heranzuziehen", so sehr durch alle Gemüter gedrungen, daß es sehr gefährlich wäre, sich dagegen aufzulehnen. Denn solche Opposition würde das Mißtrauen des Souveräns gegen das Volk dokumentieren. Wegen dieser Empfindung des Mißtrauens sei es nach meiner Meinung falsch, die Sicherheit des Throns nur in den Beschränkungen der Konstitution zu suchen, sondern nach meiner Ansicht liegt die Sicherheit der Regierung in dem weisen Wechsel, die Regierungszügel anzuziehen und nachzulassen. Daß ich mir vorgenommen hätte, in diesem Sinne zu regieren und daß ich darum eine freiere Bewegung in dem konstitutionellen Sinn zugegeben habe, aber indem ich sie gestatte, mich wohl hüten werde, die Zügel ganz zu verlieren.

Der König unterbrach mich an dieser Stelle: „Ich hoffe, daß Du nicht traurige Erfahrungen machst, die schwer zu überwinden sind, wie es so viele andre konstitutionelle Regierungen erlebt haben."

Ich erwiderte ihm, daß ich mir diese Frage oft gestellt hätte, und in den Anschauungen, die ich ihm soeben dargelegt, eine beruhigende Antwort gefunden. Ich verglich die Kunst zu regieren mit der, das Bett eines Flusses zu regulieren. Dazu muß man die Ufer verbessern und befestigen, da, wo der Strom sie überfluten oder zerstören könnte, aber man darf sie nicht zu weit oder zu enge legen und um keinen Preis einen Damm quer durch das Bett ziehen. — In England hat man die Dämme zu weit entfernt gezogen, in Hannover und Kurhessen der Strömung zu nah gelegt; ich hoffe, Preußen sei fähig, die Mitte zu halten."

*

Zum Schluß sei noch ein etwas älterer, aus den Akten des Nationalvereins stammender Brief Bennigsens an Streit mitgeteilt, der über die Anfänge der Organisation des Nationalvereins einige Aufschlüsse enthält und besonders für einige politische Lieblingsüberzeugungen des Briefschreibers in damaliger Zeit von Bedeutung ist.

R. v. Bennigsen an Streit.

Bennigsen, 25. Dezember 1859.

„Ihren Brief vom 21. dieses Monats, mein geehrtester Freund, beeile ich mich zu beantworten. Für die Mitteilung des Reyscherschen Schreibens danke ich, eine ähnliche, etwas kürzere Notiz hatte ich von ihm gleich nach der Göppinger Versammlung erhalten. Wenn der Beitritt in Württemberg noch nicht hat erfolgen sollen, so müssen wir mit dem Resultate der Versammlung zufrieden sein. Jedenfalls sind die Württemberger uns näher gekommen. Der Einfluß der Ultramontanen scheint mir hinderlicher gewesen zu sein als der der Roten. Das Auftreten der badischen Kammer gegen das Konkordat, was anscheinend sicher zu erwarten ist, muß viel dazu beitragen, in Württemberg Nachfolger zu werben und dann das Bündnis der Liberalen und Ultramontanen wie Probst und so weiter zu sprengen.

Beselers Manuskript hat Lehmann mitgenommen, um mit Beseler weiter darüber zu verhandeln.[1]) Ich schreibe dieserhalb noch heute an Riesser. Daß Nagel[2]) vom Verein 400 Taler bekommt, scheint mir keineswegs zu viel. Ich habe auch nichts dagegen, wenn er 500 erhält. Hoffentlich ist er eingetroffen oder kommt doch Neujahr. Sie müssen arg im Gedränge sein durch den Tod von Herrn Richter und Arbeitshilfe dringend bedürfen. Sobald tunlich, jedenfalls sofort nach Nagels Ankunft, müssen die Verhältnisse mit beiden Preßabteilungen genau geregelt werden. Inzwischen werden ja auch von Berlin und Frankfurt bestimmte Vorschläge einlaufen und sind dann die Verhältnisse (Kompetenz, Personen, Geldpunkt, Korrespondenz) möglichst genau und übereinstimmend zu ordnen.

Es scheint mir sehr zweckmäßig, in den ersten Monaten des nächsten Jahres einige größere Schriften vom Ausschusse erscheinen zu lassen, welche tiefer in die Sache eingehen, als es die Flugblätter beabsichtigen, sich auch eine Schichte höher in der Bevölkerung adressieren. Wir könnten dazu Fischel oder Rochau oder beide engagieren. Planck würde für solche Arbeiten auch sehr geeignet sein. Was uns in Deutschland totmacht, ist die Bureaukratie und ihr Gegenstück, die mangelnde Selbstverwaltung und gehinderte Freiheit der Arbeit und des Arbeiters. Eine Broschüre, etwa ‚Ueber den Wert des Beamtentums und seine Ausartung', könnte (natürlich unter Berücksichtigung gesamtdeutscher Zustände) historisch, politisch und statistisch die Entstehung und Bedeutung, die Ausartung mit der Unterdrückung wirtschaftlicher Freiheit und der Aufsaugung alles politischen Lebens, die Mittel endlich zur Heilung in Wirtschaft und Politik und mit dieser zugleich die Einschränkung des Beamtentums auf das Gebiet, wo es dauernd berechtigt ist, behandeln.

---

[1]) W. Beseler hatte dem Nationalverein ein Manuskript über die schleswig-holsteinische Frage zur Verfügung gestellt. Der Advokat Th. Lehmann in Kiel war Ausschußmitglied des Nationalvereins für Schleswig-Holstein.

[2]) Anfangs Sekretär von Streit, dem geschäftsführenden Ausschußmitglied des Nationalvereins, später nach dem Rücktritt Streits selbst Geschäftsführer des Nationalvereins.

In genauem Zusammenhang kann dieser Gegenstand mit dem Thema einer zweiten Broschüre, etwa ‚Ueber Wesen und Nachteile des Partikularismus in Deutschland', gebracht werden. Unsre Entwicklung zu Sonderstaaten im Gegensatz zur französischen Zentralisation aus Natur und Geschichte der Deutschen zu schildern; ihre krankhafte Ausbildung zu erklären; der ungeheure politische, moralische und finanzielle Schaden derselben; die untergeordnete Bedeutung der Vorzüge der individuellen Entwicklung in Sitte, Recht, Kunst gegen solche Verluste; endlich der Nachweis, wie das Wesentliche dieser letzteren Vorzüge gerettet werden kann und doch das politische Gemeingefühl und politische Macht für Deutschland wiederhergestellt werden können. Hier müßten die notwendigsten Voraussetzungen für diese Herstellung entwickelt, auch mit hinreichender Bestimmtheit und Einzelnheit dasjenige bezeichnet werden, was von der politischen Macht der jetzigen Einzelstaaten auf die Bundeszentralgewalt übertragen werden muß. Ganz naturgemäß wird sich hier die Folgerung ergeben, daß nicht zwei Großmächte solche Uebertragung zulassen können, und die eine Großmacht, Preußen, welche für einen deutschen Bundesstaat unentbehrlich ist, nur dann, wenn sie selbst den Kern und Mittelpunkt der neugeschaffenen deutschen Macht bildet.

Ueberlegen Sie sich diese Vorschläge und teilen Sie dieselben im Januar den Ausschußmitgliedern mit. Ich setze dabei voraus, daß Sie und die übrigen Mitglieder mit mir darin einverstanden sind, daß hier, wo wir einmal vorerst auf keine praktischen Erfolge rechnen können, noch ein gutes Stück geistiger Arbeit und Aufklärung durch die besten uns zu Gebote stehenden publizistischen Kräfte zu leisten ist. Wir dürfen uns gar keine Illusionen machen. Die Meinungen gehen auf diesen beiden Gebieten, namentlich wenn man aus Allgemeinheiten heraustritt, noch sehr auseinander. Ist auch die Verwirrung nicht mehr so babylonisch, wie sie 1848 war, so würde doch ohne eine vorhergehende Sichtung und Abklärung die Uneinigkeit der deutschen Bevölkerung das Zustandekommen eines befriedigenden Verfassungswerks auch in diesem Augenblick noch hindern, wenn uns auch günstige Umstände die Einberufung eines Parlaments brachten.

Ganz der Ihrige

Bennigsen."

Eine Armee des weißen Kreuzes gegen die Kriegshetze

Von

M. v. Brandt

Von dem neunzehnten Jahrhundert ist nicht mit Unrecht gesagt worden, daß es das Zeitalter der Kongresse gewesen sei, und das zwanzigste, so jung es auch ist, scheint ihm in dieser Beziehung nichts nachgeben zu wollen. Ueberall tagen und beschließen Kongresse, und man kann keine Zeitung zur Hand nehmen, ohne nicht auf Berichte über die in einem solchen gehaltenen Reden und gefaßten

Beschlüsse zu stoßen. Freilich handelt es sich bei diesen Kongressen nicht um Zusammenkünfte ergrauter Staatsmänner, bei denen unter vielem Schütteln des Kopfes und genauer Beobachtung der Formen die schwierigsten Fragen des Verkehrs der Völker untereinander zu lösen versucht werden, es sind vielmehr Männer der Wissenschaft und des täglichen Lebens, die zusammenkommen, um die gemachten Erfahrungen auszutauschen und sich über im gemeinsamen oder öffentlichen Interesse zu ergreifende Maßregeln auszusprechen und zu einigen. Bald sind es Mediziner, innere und äußere, die tagen, bald Balneologen, Gasthausbesitzer, Antialkoholiker, Temperenzler, Frauenrechtlerinnen, Friedensfreunde, Juristen, die in ihrem Fache internationale Vereinbarungen herbeizuführen bestrebt sind, und wie die Scharen alle heißen mögen, die zu einer oder der andern Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen suchen. Manches Wort mag bei solchen Gelegenheiten dem Gehege der Zähne entfliehen, das besser im tiefsten Herzen verschlossen geblieben wäre, und manche mehr oder weniger wackelige Theorie von begeisterten Anhängern aufgestellt werden, aber es läßt sich im allgemeinen nicht in Abrede stellen, daß nicht dem öffentlichen Interesse allein, sondern auch dem öffentlichen Gewissen wertvollste Anregungen gerade aus solchen Versammlungen zugegangen sind. Man braucht nur daran zu denken, wie wesentlich die Fragen der Kinderpflege, der Lungenkrankenheilstätten, der internationalen Schiedsgerichte und des Roten Kreuzes durch solche Kongresse und das durch sie an diesen Fragen erregte Interesse der großen Menge, des Volks, gefördert worden sind. Wo dieses öffentliche Interesse sich weniger stark beteiligt hat, lag dies entweder daran, daß es sich um sachwissenschaftliche oder nur die persönlichen Angelegenheiten der Beteiligten angehende Fragen handelte oder wo die aufgestellten Theorien und Forderungen, wie bei den absoluten Abstinenzlern und Friedensfreunden, über das Ziel herausgingen, das andern als den Fanatikern des Systems erreichbar schien. Der Antialkoholiker soll hier nicht gedacht werden, wohl aber der Friedensfreunde, deren praktischer Mißerfolg — Nichterfolg ist vielleicht richtiger — den unleugbaren Beweis geliefert hat, daß die große Menge für ihre Ideale nicht reif ist. Und man kann das kaum bedauern. Es gibt Fragen der nationalen Unabhängigkeit und Freiheit und des nationalen Interesses wie auch der nationalen Ehre, in denen kein Staat von andern als von sich selbst Rat und Entscheidung annehmen kann, aber wohl ließen sich auch für die Gesellschaft der Friedensfreunde oder etwas ähnliches praktische Erfolge erhoffen, wenn das zu erreichende Ziel etwas niedriger gesteckt würde. Es gibt eine ganze Menge Gesellschaften, die auf dem Boden eines milderen oder schärferen Chauvinismus arbeiten und die es sich angelegen sein lassen, sich zur Erreichung ihrer Ziele an die nationalen Gefühle, wohl auch Vorurteile der Menge zu wenden. Sollte es da nun bei der Erleichterung und Vervollkommnung des internationalen Verkehrs nicht möglich sein, an die Intellektuellen aller Länder zu appellieren und sie aufzufordern, sich zu einem Verbande zusammenzuschließen, dessen Hauptaufgabe darin bestehen würde, gemeinschaftlich der Verhetzung der verschiedenen Nationen untereinander

entgegenzutreten, in der die gelbe Presse aller Länder ihre Hauptaufgabe sucht? Im Leben der Völker geht es nicht anders zu wie in dem der Individuen. Menschen, die sich nicht haben ausstehen können, solange ihnen die persönlichen Beziehungen fehlten, entdecken nach Anknüpfung solcher sehr häufig, daß der andre sehr viel besser ist, als jeder sich eingebildet hatte, und so entwickelt sich auf der Grundlage gegenseitiger Bekanntschaft das Gefühl gegenseitigen Verständnisses und der sich aus demselben ergebenden Achtung. Sollte das, was im Leben der Individuen zu den Alltäglichkeiten gehört, sich nicht in dem der Völker herstellen lassen und sich auf dem Boden gegenseitigen Bekanntwerdens miteinander nicht das Verständnis und die Achtung erzielen lassen, die mehr als alles andre dazu dienen würden, Reibungen zu verhindern oder wenigstens zu vermindern und damit den gewerbsmäßigen Hetzern das Handwerk zu legen? Die Zahl dieser letzteren ist gewöhnlich keine sehr große, wenn auch die der Dummen, die auf sie hereinfällt, Legion zu sein pflegt. Es handelt sich also darum, das Uebel an der Wurzel anzugreifen und dem auf der Unbekanntschaft der Völker miteinander aufgebauten Verhetzungssystem durch das Bekanntmachen derselben miteinander die Grundlage zu entziehen. Versuche dazu sind vielfach gemacht worden. Abordnungen von Parlamentariern, Handelskammern, kaufmännischen und wissenschaftlichen Vereinen, auch bloße Scharen von Ausflüglern unter gemeinsamer Führung haben wiederholt benachbarte Länder besucht, und wenn die Reden manchmal auch etwas überschwenglich klangen und vielfach die Hoteliers und Weinwirte am meisten von der entfachten Begeisterung zu profitieren schienen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß solche gesellschaftliche Zusammenkünfte nicht unerheblich zur Anbahnung besserer Bekanntschaft wie zu der Herabminderung bestehender Mißverständnisse und dadurch zu der Möglichkeit internationaler Verständigungen beigetragen haben, die in der letzten Zeit hier und dort zutage getreten sind. Von deutscher Seite hat man sich an solchen Besuchen und Empfängen leider wenig oder gar nicht beteiligt; das mag zum Teil an der deutschen Schwerfälligkeit liegen, ist aber wohl hauptsächlich dem tatsächlichen Mangel an Fühlung zuzuschreiben, der zwischen den herrschenden Kreisen in Deutschland — und darunter sind nicht nur die regierenden zu verstehen — und Industrie und Handel und wohl auch Wissenschaft besteht. Wie soll man sich fremden Vertretern derselben gegenüber begeistern, wenn man den eignen die kalte Schulter zeigt? Wenn wir so manchen günstigen Augenblick haben vorbeigehen lassen, dürfte es jetzt an der Zeit sein, das Versäumte nachzuholen. Nicht im eignen egoistischen Interesse, denn auch für andre, für alle Völker, selbst für die, welche sich durch ihre Lage am gesichertsten halten mögen, bestehen die Schrecken wie die furchtbaren Folgen des Kriegs, sondern im wahrhaft ethischen, im wahrhaft humanitären und religiösen soll hier die Fahne erhoben werden für eine Vereinigung aller derjenigen, welche die Entwicklung der Menschheit nicht in gegenseitiger Zerfleischung der Völker, sondern in dem möglichsten Zusammengehen derselben, der Ausgleichung bestehender Gegensätze und der Schaffung von Grundlagen allseitiger Verständigung sehen und suchen. Das

ist keine Utopie, keine täuschende Fata Morgana, sondern eine durchaus praktische Möglichkeit, mehr als das, eine Gewißheit, sobald sich nur einige hundert Männer und Frauen — wer könnte der letzteren, wer möchte ihrer bei solchem Werke entbehren? — zusammenschließen und gemeinsam den Kampf gegen Lüge und Verleumdung und für Wahrheit und Aufklärung aufnehmen. Wie ist einst über die Heilsarmee gelacht und gespottet worden, und welche herrlichen Erfolge hat diese nicht trotzdem auf dem von ihr gewählten Felde erzielt? Sollte Gleiches auf anderm Felde nicht einer ähnlichen Verbindung gleichgestimmter Seelen, der Armee des weißen Kreuzes gegen die Kriegshetzer, möglich sein?

In England ist in letzter Zeit unter Beteiligung hervorragender Männer der Versuch gemacht worden, wenigstens soweit die Beziehungen zwischen England und Deutschland in Betracht kommen, auf gesellschaftlichem Boden dem von der englischen gelben Presse geübten Unfuge entgegenzutreten. Wir können solchen Versuch nur auf das sympathischste als einen Schritt auf dem rechten Wege und zum richtigen Ziele begrüßen, selbst wenn der so ausgestreute Samen auch nur langsam und anfänglich nur sparsam Früchte tragen sollte. Aber wir dürfen dem uns dort gegebenen Beispiel nicht untätig gegenüberstehen, sondern müssen selbst die Hand ans Werk legen und die Arbeit nicht scheuen, um auch unsrerseits zu dem großen Werke des Verständnisses und damit der Verständigung unter den Völkern beizutragen. Tout comprendre est tout pardonner, sagt der Franzose, und er hat recht; es ist häufig mehr Unwissenheit als andres, das die Menschen sich entfremdet und verfeindet.

Ueber den Einfluß der Chemie auf die moderne Kultur

Von

F. Fittica

In den älteren Epochen unsrer Zeit war die Chemie das Stiefkind für Wissenschaft und Kultur. Sie wurde als Goldmacherkunst mit Spott und Hohn beworfen sowie als Teufelskunst verdammt und verlästert. Erst im Zeitalter der sogenannten medizinischen Chemie, das vom Anfang des 16. bis Mitte des 17. Jahrhunderts reicht, wurde sie von Aerzten gefördert sowie für ihre Zwecke benutzt und kam mithin allmählich zu Ansehen und Würde. Es hat viele Mühe gekostet, sie zunächst überhaupt nur als Wissenschaft in Geltung zu bringen, zumal ihre Vertreter nichts weniger als achtunggebietende Männer waren. Die Art, wie zum Beispiel Prof. Paracelsus (1493 bis 1541) als Säufer auf der Hochschule von Basel sich betrug, in Hochmut und Aberglauben statt in ruhiger Forschung sich Anerkennung verschaffen wollte, wie sein selbständiger Nachfolger v. Helmont (1577 bis 1644) auf einem Gute bei Brüssel sich von der wissenschaftlichen Welt abschloß und seine bigotten Phantasien neben seinen wissen-

schaftlichen Lehren hochhielt, wie der in Karlstadt 1604 geborene, zwar nicht an einer Hochschule tätige, aber sie beeinflussende Arzt Glauber in Amsterdam sein Glaubersalz als Universalheilmittel anpries, diente eher dazu, die Chemie wieder als unwissenschaftliche Hexenkunst abzuweisen, als sie zum Range einer höheren Wissenschaft zu erheben. Erst am Anfange des 18. Jahrhunderts, geraume Zeit vor der Entdeckung des Sauerstoffs (1774), gelang es dem in Halle als Professor an der Hochschule wirkenden Chemiker G. E. Stahl (1660 bis 1734), durch Aufstellung seiner zwar falschen, aber als erste wissenschaftliche Lehre mit Recht gepriesenen Phlogistontheorie einen Einfluß auf die wissenschaftliche Kultur der damaligen Zeit zu erwirken.

Diese 1710 aufgestellte Lehre nahmen fast sämtliche an der Hochschule Deutschlands, sodann auch des Auslandes wirkende Chemiker an. Sie begründete die Chemie als Wissenschaft, als naturwissenschaftliche Lehre und damit als gleichberechtigt gegenüber den andern Zweigen der Naturwissenschaft. Damit war wenigstens der erste Schritt für die Einwirkung auf die Kultur der Länder gewonnen; man kann sodann freudig hinzufügen: speziell des Vaterlandes. Denn Stahl war eben ein deutscher Chemiker, und zwar nicht nur seiner Geburt nach, sondern auch seinem Charakter gemäß. Man beschuldigte ihn freilich des Hochmuts, welche Eigenschaft keine deutsche ist und die allerdings insofern bei ihm zutrifft, als er eine selbständige Natur war, die Andersdenkende mit kritischem Messer bearbeitete. Hierbei mag er manchmal über das anständige Maß hinausgegangen sein. Allein sein Grundziel bei allen wissenschaftlichen Bestrebungen war die Erforschung der Wahrheit, und dieses Ziel läßt keinen Hochmut zu, da die Annäherung an die Wahrheit uns mehr und mehr die Nichtigkeit des menschlichen Wesens gegenüber der großen Weltschöpfung erkennen läßt. Seine Verdienste erkannte auch der preußische König Friedrich I. an, der jenen an die auf Anregung von Leibnitz durch ihn 1700 gegründete Berliner Akademie berief. Schon früher freilich waren Akademien gegründet, die Chemiker aufgenommen hatten, wie zum Beispiel die Akademie del Cimento (der Experimente) sowie die Londoner Society, die vom englischen König Karl II. 1662 zur königlichen erhoben wurde. Jene ging allerdings bald nach ihrer Gründung ein, während die Londoner Royal Society bis auf den heutigen Tag eine sehr ehrenvolle Stellung in der wissenschaftlichen Welt sich bewahrt hat. Der Chemiker Boyle (1627 bis 1691), der dieser als einer ihrer Gründer angehörte, war ein Mann von hoher Bedeutung. Er war der Vorläufer von Stahl in seinen theoretischen Lehren sowie derjenige, der die Forderung an die Chemiker stellte, ihre Ansichten und Lehren experimentell zu begründen, eine Forderung, an welche früher niemand gedacht hatte, respektive der sich niemand konsequent unterwerfen wollte. Die aristotelischen Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde, wie diejenigen der Alchemisten respektive der medizinischen Chemiker: Schwefel, Quecksilber und Salz wurden von ihm als Nichtelemente bestritten; eine Ansicht, die allmählich Fuß faßte, da unter Schwefel und Quecksilber nicht unsre heutigen Elemente verstanden wurden. Zehn Jahre später (1672) bestätigte sodann Kaiser Leopold I. eine Akademie,

die ähnlich der englischen durch Vereinigung verschiedener Gelehrten 1651 entstanden war, die hier durch Vorträge ihre wissenschaftlichen Ansichten austauschten und die sich nunmehr Kaiserlich Leopoldinische Akademie nannte. Hierin war als Chemiker wesentlich Kunkel tätig, ein Zeitgenosse Boyles, der durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm nach Berlin berufen wurde und der ähnlich seinem englischen Kollegen die medizinischen Elemente: Schwefel, Quecksilber und Salz als solche bestritt. Freilich war er nicht wie Boyle ein durch das Experiment lediglich operierender Chemiker, da er vielfach in Diensten von Fürsten stand, die ihn zur Goldmacherei benutzen wollten und seiner Meinung nach auch benutzen konnten. Auch Friedrich Wilhelm benutzte ihn für diese Zwecke, und nach dem Tode desselben trat er in gleiche Dienste bei Karl XI. in Stockholm ein; allein viele der damals geltenden Goldtinkturen, die scheinbar Goldverwandlung herbeiführten, wurden von ihm entlarvt, wie nicht minder die Unwirksamkeit des sogenannten Universalauflösungsmittels, des Alkahests, konstatiert.

Solche Akademien sind für die allgemeine wissenschaftliche Kultur von großer Bedeutung gewesen, und die ihnen angehörenden Chemiker haben für die Wirkung ihrer Wissenschaft auf den allgemeinen Fortschritt der Menschheit Sorge getragen. Solange indes die Chemie sich auf einer niederen Stufe befand, war sie nicht fähig, in jenen höher als nur auf dem Standpunkt der Duldung zu stehen. Dies hat auch der Reformator unsrer Wissenschaft: Lavoisier (1743 bis 1794), erfahren müssen. Er wurde Mitglied der von Ludwig XIV. 1666 gegründeten französischen Akademie, aber nicht infolge seiner chemischen Untersuchungen, sondern der Lösung einer Preisaufgabe, welche die französische Regierung gestellt hatte (1764) und welche die Straßenbeleuchtung einer großen Stadt betraf. Dieser lediglich technischen Arbeit wegen wurde er bereits in seinem 25. Lebensjahre Akademiker in Paris. Obschon er von nun an lediglich chemische Arbeiten brachte, die eine Reform der Wissenschaft herbeiführten, hat er dennoch zeit seines Lebens keine chemische Professur bekleidet, sondern lediglich technische Stellungen, die der Staat ihm zuwies. Derart gelang es ihm zum Beispiel, das französische Schießpulver zum besten der damaligen Welt zu machen; in analoger Weise hat er auch durch nationalökonomische Schriften zum Vorteil seiner Nation gewirkt. Leider konnte diese ihm nicht danken, so daß er in der Schreckensherrschaft Robespierres auf eine nichtige Beschuldigung hin, er habe sich als Generalpächter Erpressungen erlaubt, im 51. Lebensjahre enthauptet wurde.

Schon einer der Nachfolger Lavoisiers indes, der kurz nach ihm in England wirkte: H. Davy (1778 bis 1829), hat es erreicht, ebensowohl durch seine Entdeckungen als seine Persönlichkeit, die Chemie für die damalige Kultur mehr als früher zur Geltung zu bringen. Auch sein Lebensgang hat hierzu beigetragen, da er mit verschiedenen Berufszweigen in verschiedenen Stellungen Fühlung mit Kunst, Wissenschaft und Technik gewann. Sein Vater war ein vom Holzschnitzen sich ernährender kleiner Künstler. Als späterer Lehrjunge bei einem dürftig vorgebildeten sogenannten Chirurgen wurde er in Anfertigung von Arzneien geübt, während er zu gleicher Zeit durch Privatstunden sich Ausbildung in Natur-

wissenschaft und Sprachen verschaffte. Freunde erreichten es sodann, bei einer sogenannten Pneumatik-Institution, die 1798 in Bristol errichtet wurde, eine Anstellung für ihn zu gewinnen, welche letztere ihm die Veranlassung gab, eine für die damalige Zeit wichtige Entdeckung zu machen: des Stickoxyduls. Von diesem Gase, das in chemischer Beziehung dem Sauerstoff nahesteht, glaubte man für die Medizin viel Segensreiches erwarten zu dürfen, da es eine etwas berauschende Wirkung besitzt; Davy wurde demgemäß belohnt, und zwar durch Ernennung zum Professor an einer neuen königlichen Anstalt: der Royal Institution. Hier wirkte er zwölf Jahre, und zwar nicht nur als Lehrer, sondern zugleich durch Kultivierung respektive Schaffung eines neuen Zweiges der Chemie: der Elektrochemie, wodurch neuerdings eine Reihe technischer Operationen ermöglicht werden. Er selbst bewirkte mittels Elektrizität die Zerlegung einer Reihe damals für Elemente geltender Körper. Seine „Sicherheitslampe" endlich, eine mit Drahtgewinde umhüllte kleinere Lampe, ist heute noch vielfach in Gebrauch, da sie den Arbeiter vor explodierenden Gasen des Erdinnern schützt, die, mit ihr in Berührung, nicht sogleich, sondern erst nach geraumer Zeit zur Entzündung kommen.

Die neuere Kultur wird allerdings erheblich mehr von der Chemie berührt als diejenige vor hundert Jahren. Damals galt es wesentlich noch, Vorurteile gegenüber einer „Kunst" im Publikum zu zerstreuen, die vielleicht gut und für manche Dinge nützlich, keineswegs aber als Wissenschaft im höheren Sinne aufzufassen sei, sowie als solche geübt und gelehrt werden müsse. Nicht nur der zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Stockholm lebende und wirkende Chemiker Berzelius, sondern auch der französische Forscher Gay-Lussac sowie ferner Liebig und seine Schule haben mit der Zurückweisung unsrer Wissenschaft für Schule und Haus zu kämpfen gehabt. Berzelius (1779 bis 1848) war anfangs Mediziner; auch wurde er Bakkalaureus und Lizentiat der Heilkunde, sogar Doktor der Medizin, obschon er hierfür eine physikalisch-chemische Promotionsarbeit verfaßte. Auch als Arzt hat er hiernach in verschiedenen Privat- und staatlichen Anstalten gewirkt; obwohl er sodann in Stockholm wesentlich chemische Arbeiten ausführte, wurde er dennoch dort an der medizinischen Schule angestellt, allerdings für Chemie und Pharmazie zugleich. Für letztere lernte man freilich die Chemie nunmehr bald als unentbehrliches Hilfsmittel kennen und schätzen; demgemäß wurde auch Liebig (1803 bis 1873), der auf der Schule für klassische Studien sich nicht besonders fähig zeigte, dieser bereits im 15. Lebensjahre entrissen und zu einem Apotheker in die Lehre gegeben. Bei diesem führte er allerdings weniger pharmazeutische Arbeiten aus, wie ihm geheißen, als chemische, so daß er nach zehn Monaten wieder ins Vaterhaus zurückgenommen wurde, um durch Privatunterricht für die Universität vorbereitet zu werden. Aber Bonn und Erlangen, die er nunmehr besuchte, konnten ihm in chemischer Beziehung zu jener Zeit keine Befriedigung gewähren, so daß er nach der Promotion auf letzterer Universität sich nach Paris begab, wo die bedeutendsten Chemiker der damaligen Welt tätig waren: wesentlich Gay-Lussac, Dulong und Thénard. Außerdem gelang es ihm hier, durch einen Vortrag über seine

Arbeiten die Aufmerksamkeit Alexander v. Humboldts zu erregen, der vorübergehend in Paris sich aufhielt. Dessen Empfehlungen verdankte Liebig seine bald erfolgende Ernennung direkt durch den Großherzog von Hessen, anfangs zum außerordentlichen (1824) und sodann (1826) ordentlichen Professor der Chemie in Gießen im 21., beziehungsweise 23. Lebensjahre.

Mit Liebig begann eine neue Kulturepoche für Chemie im deutschen Vaterlande. Hier, wo vorübergehend diese Wissenschaft als Stiefkind in Schule und Leben geduldet war, blühte sie von jetzt an mindestens als gleichberechtigt an Schule und Universität, in der Technik aber als Herrscherin auf. Auch der Staat lernte einsehen, daß ohne Chemie weder naturwissenschaftliche noch medizinische Bildung möglich seien. Die Polizei, die Rechtskunde bediente sich ihrer zur Feststellung verdächtiger Mittel respektive von Giften, die öffentliche und private Gesundheitspflege machte von ihr Gebrauch, vor allem wurde sie aber von nun an die Grundlage für Pharmazie und innere Medizin. Der Pharmazeut wie (weniger streng) der Mediziner haben heute in ihren Prüfungen nachzuweisen, daß sie fähig sind, mit Hilfe chemischer Methoden den Nachweis normaler wie schädlicher Stoffe in Arzneien sowie Speisen und Körperbestandteilen zu führen, respektive Verbindungen und Zersetzungen für Mineral-, Pflanzen- und Tierstoffe zu beobachten, wie auch in ihren Erscheinungen und ihrem gegenseitigen Verhalten zu beurteilen. Ohne die Kenntnisse chemischer Wirkungen und des Nachweises von Verbindungen wäre es zum Beispiel nicht möglich, die sogenannte Zuckerkrankheit zu erkennen, eine Krankheit, bei der die Speisen, anstatt in zuckerähnlicher Form in Blut und Fleischbestandteile überzugehen, in den Harn geführt werden, mithin wieder aus dem Körper entweichen. Aehnlich gibt es eine Reihe von Erscheinungen im Magensaft, Mundwasser und Schweiß, zu deren Erkennung und Beurteilung gleichfalls chemische Kenntnisse vorhanden sein müssen. Es scheint sogar noch ein weiteres Gebiet der inneren Medizin, dasjenige der Nervenleiden, lediglich durch Chemie erschlossen zu werden, da die bis jetzt auf diesem Felde gesammelten ärztlichen Beobachtungen zu ihrer Heilung so gut wie nichts haben beitragen können.

Erhebliche Erfolge hat bereits die Chemie für Schule und Technik zu verzeichnen. Noch vor zirka vierzig Jahren gab es nur einzelne Schulen (Realschulen, Realgymnasien), in denen die Chemie als Lehrfach aufgenommen war, und selbst heute ist auf den Gymnasien unsre Wissenschaft, wenn überhaupt, nur als geduldetes Nebenfach verzeichnet. Man sollte es kaum für möglich halten, daß die Grundlage der Naturwissenschaft (denn dies ist die Chemie neben Physik) für die sogenannte „höhere" Schulbildung in den Augen der Schulgelehrten lediglich nebensächliche Bedeutung besitzt, während verkommene Sprachen als das wichtigste hierfür gelten. Indes da jede Reform ausnahmlos schwere Kämpfe zu ihrer Durchführung benötigt, darf man heute bereits mit diesem Erfolg zufrieden sein und der Regierung für die Einrichtung danken, wonach das Reifezeugnis eines Realgymnasiums (in denen die Chemie gegenwärtig

obligatorisch ist) nunmehr nicht nur zum Studium für Mathematik und Naturwissenschaft, sondern auch für Medizin berechtigt. Hoffentlich gelingt es, allmählich die Schulgelehrten davon zu überzeugen, daß nicht nur für den Mediziner, Naturforscher, Mathematiker und Neuphilologen, sondern für jeden, der Anspruch auf Kultur machen will, zum Beispiel für Juristen, die Chemie von grundlegender Bedeutung ist.

Was endlich die Bedeutung der Chemie für Technik und Kunst betrifft, so möge noch folgendes gesagt sein. Auch die Technik hat heutzutage einen so hohen Rang im Kulturleben des Staates eingenommen, daß ohne den Einblick in ihr Gewebe allgemeine Bildung nicht beansprucht werden kann. Die Metallindustrie blüht durch die Eisenbahnen, die Waffenfabrikation; Hausgeräte und Schmucksachen sind ihre Erzeugnisse; unsre täglichen Bedürfnisse an Eßwaren, Getränken und Reinigungsmitteln werden uns entweder durch ihre (der Technik) Methoden erst brauchbar respektive genießbar gemacht oder direkt uns wie Seife an die Hand gegeben. Dasselbe gilt von der Wärme- und Lichterzeugung, da Leuchtgas und elektrisches Licht Produkte der Technik sind. Ebenso wie die Kenntnis der Staatsgesetze, wonach wir uns zu richten haben, sollten wir auch diejenige der Naturgesetze uns zu eigen machen, um uns vor Unfall, Ansteckung und somit Krankheit zu bewahren. Die Reinigung des Wassers zum Beispiel, sei es von Kalkstein (der die Töpfe angreift, ferner die Hülsenfrüchte sowie auch Kaffee und Tee an ihrer völligen Ausnutzung hindert) oder von trüben und riechenden Bestandteilen sollten zur Kenntnis eines jeden Gebildeten, vor allem aber der Hausfrau kommen. Aehnlich ist es mit der Kenntnis des gebräuchlichsten Reinigungsmittels, der Seife, deren Güte und Brauchbarkeit zu beurteilen gleichfalls ein jeder Gebildete die Fähigkeit besitzen müßte. Nicht nur die äußere, sondern auch die innere Reinigung des Körpers durch Antiseptika, zum Beispiel Zahn- und Gurgelwasser, sollte gleichfalls beurteilt und kontrolliert werden können, wodurch mancher Mißgriff, den Anpreisungen geldgieriger Schwindler hervorrufen, vermieden würde.

Glas- und Porzellanwaren sodann, die wir täglich benutzen, würden bei einiger Kenntnis ihrer Zusammensetzung im Haushalt nicht so vielfach erneuert werden müssen, da in diesem Falle sich ihre Güte, respektive Unbrauchbarkeit leicht erweisen ließe. Der Zucker, ein häufig gebrauchtes Nahrungs-, respektive Genußmittel, ist im Handel vielfach mit Kalk verfälscht, den nachzuweisen bei einiger analytischer Uebung mit leichter Mühe von jeder Hausfrau, respektive Köchin bewerkstelligt werden könnte. Aehnlich ist es mit Verfälschungen von Stärke, Mehl und andern gebräuchlichen Nahrungsmitteln; auch diese ließen sich bei geringen chemischen Kenntnissen in der Küche einer jeden Familie leicht aufdecken. Daß unsre täglichen Getränke, wie Bier und Wein, uns durch ihre Nebenbestandteile wie auch übermäßigen Gehalt an Alkohol manchmal viel Schaden zufügen, könnte vermieden werden, falls wir einige chemische Kenntnisse besäßen, um aus ihrem Verhalten auf ihre Güte zu schließen. Hat man für Blumenzucht Interesse oder ist man im Besitze eines Obst- und Gemüsegartens,

so bedingen es landwirtschaftlich-chemische Kenntnisse, daß wir diesen zu pflegen und zu bebauen wie seine Kultur zu überwachen imstande sind.

Endlich ist es auch das Gebiet der Farbstoffe, das in Kleidung, im Zimmerschmuck, in der Malerei, im Pflanzen- und Tierreich so großartig uns entgegentritt, ein solches, das ohne chemische Kenntnis nicht übersehen werden kann. Gegenwärtig sind allerdings Giftstoffe in der Malerei kaum noch vorhanden, so daß zur Vermeidung schädlicher Wirkungen auf den ausübenden Künstler oder Techniker ihre Zusammensetzung zu erfahren nicht vonnöten ist. Jedoch für ihre Kombination, die Zusammenstellung verschiedener Farbenschattierungen, ist ihr chemisches Verhalten von Wichtigkeit, da es Farbstoffe gibt, die beim Mischen erblassen oder mißfarbig werden, falls ihre Bestandteile sich chemisch zersetzen. Eine Reihe bleihaltiger Farbstoffe kann sodann, wie jeder Anstreicher weiß, in Räumen nicht verwendet werden, die in der Nähe schwefelhaltiger Ausdünstungen sich befinden. Viele Gemälde, die bei der jetzigen Farbenzusammenstellung schon nach kurzer Zeit mißfarbig werden, würden voraussichtlich ihre Frische noch nach Jahrzehnten behalten, falls ihre Farben auf Grundlage chemischer Kenntnisse hergestellt, respektive gemischt wären, und eine Reihe einfacher Farben in Gelb, Grün und Blau würde den Naturfarben sich mehr an die Seite stellen, falls die Zusammensetzung der letzteren den Künstlern bekannt wäre.

Die Ministerien des Kultus könnten zweckmäßig dafür Sorge tragen, daß die Pflege chemischer Wissenschaft in Schule und Haus, in der Medizin, Technik und Kunst mehr als bisher zum Ausdruck käme. Von der Pflege in der Technik könnte auch die Kriegskunde Vorteil ziehen, da Spreng- und Explosivstoffe nach chemischen Gesetzen hergestellt werden. Gesetze für die Einrichtung und auch Behandlung verschiedener Apparate in Gewerben, in öffentlichen Gebäuden, in Krankenzimmern (zum Beispiel mit fäulniswidrigen Mitteln) würden den Dank der Vertreter solcher Anstalten herausfordern. Nicht nur die Pflege des kranken, sondern auch des gesunden Menschen unterliegt den Gesetzen der Chemie, so daß, falls das Kultusministerium unsers Staates einen Referenten dieser Art anstellte, auch ihre Vertreter physiologisch und pathologisch davon Vorteil ziehen könnten.

Zur Biographie von David Friedrich Strauß

Von

Theobald Ziegler (Straßburg)

(Schluß)

Aus Brief 23 vom 16. Oktober 1836 aus Ludwigsburg:

Mit der Vollendung dieses Geschäfts [an der 2. Auflage des Lebens Jesu] habe ich meine hiesige Stelle aufgekündigt und gedenke diesen Winter nach Stuttgart zu ziehen, um mich mit einer Reihe von Gegenschriften zu befassen.

Digitized by Google

Soeben bin ich für die Berliner Jahrbücher mit einer Rezension der Wirthschen Schrift[1]) fertig und gedenke eine Beurteilung der Kernerschen Erscheinung aus dem Nachtgebiete[2]) damit zu verbinden; aber ich muß sagen, daß ich mich von der Realität dieser Fakta weniger als je sonst bei solchen Dingen zu versichern vermag. Was sagst Du dazu?

Aus Brief 24 vom 8./10. Februar 1837:

Ein soeben erhaltenes Schreiben von Ruge[3]) schließe ich am zweckmäßigsten bei und möchte es, aus Ueberzeugung und Neigung, durch meine Bitte kräftigst unterstützen. Denn so groß die Feigheit und Zweideutigkeit der Berliner ist, so wichtig ist im Interesse der freien Forschung das Aufkommen der Haller Jahrbücher. Und ich setze einen provinziellen Stolz darein, daß immer mehr Württemberger für dieselben angeworben werden. Sie sind bereits jetzt die bedeutendsten Mitarbeiter.

Briefe 25 bis 29 enthalten die wesentlich von Strauß geführten Verhandlungen mit Buchhändlern über die schon genannte Schrift von Binder „Der Pietismus und die moderne Bildung", die dieser offenbar unter dem Eindruck des Straußschen Briefes Nr. 22 geschrieben hat. Es war nicht leicht, sie unterzubringen: „wenn's für die Pietisten wäre, wie es gegen sie ist, meinten die einen, so wäre mehr mit zu machen," erzählt Strauß. Die drastische Aeußerung: „gib's nur in keinem Fall ins Konsistorium, das hieße ja Blumen in den Abtritt werfen", will ich nicht unterdrücken, auf die Gefahr hin, daß S. Eck darin eine Bestätigung seiner köstlichen Entdeckung findet: die Bilder von Strauß gemahnen an die schwäbische Kleinstadt!

Aus Brief 27 ist eine Stelle über Vatke von Interesse: „Dieser Tage erhielt ich einen Brief von Freund Vatke, welchem zufolge er vermöge Dekret vom 1. Juli zum außerordentlichen Professor der Theologie, vorerst ohne Gehalt, ernannt ist und bereits im Februar sich mit der einzigen Tochter eines reichen Kaufmanns [den Namen schreibt er nicht],[4]) einer alten Liebschaft von ihm, verlobt hat. Bei seiner Anstellung wurde ihm von Altenstein[5]) zur Bedingung gemacht, die Fortsetzung seiner biblischen Theologie vorerst zurückzuhalten."

Und aus Brief 28 folgendes: „Noch eine Bitte. Erbiete Dich in Berlin

---

[1]) J. U. Wirth, Theorie des Somnambulismus oder des tierischen Magnetismus 1836.

[2]) Justinus Kerner, Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur 1836. Die Rezension von Strauß über diese beiden Schriften erschien im Dezember 1836 in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

[3]) Arnold Ruge (1802 bis 1880) gehörte der linken Seite der Hegelianer an; 1837 begründete er mit Echtermeyer die Halleschen Jahrbücher.

[4]) Minna Döring aus Berlin.

[5]) Karl Freiherr v. Stein zum Altenstein (1770 bis 1840), seit 1817 Kultusminister in Preußen.

bei der Sozietät[1]) zur Rezension der eben erschienenen 3. Auflage der Deutschen Geschichte von W. Menzel,[2]) es kann eine hübsche Parallele zu Deiner Rezension von Rotteck geben, zugleich versichert Gfrörer,[3]) daß (wenigstens im Abschnitt vom Dreißigjährigen Krieg, wozu Gfrörers Gustav Adolf zu vergleichen) die historischen Irrtümer unzählig seien."

Aus Brief 30 vom 31. März bis 2. April 1838:

Meinen besten Dank für den Pietismus. Ich habe ihn gleich wieder in einem Zuge durchgelesen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß etwas Gedrucktes weit kompakter wirkt als ein Manuskript, und so habe ich denn namentlich den Eindruck der formellen Vortrefflichkeit Deiner Arbeit jetzt weit vollkommener erhalten als früher. Das Büchlein ist wirklich so schön, fein und gebildet geschrieben, daß Du unter dies Pietistenvolk hineintrittst wie ein Hellene unter barbarische Skythen, Goten und Vandalen. Ob sie's verstehen werden? Das ist eine andre Frage; nämlich ich meine, nicht den Sinn fassen, der deutlich genug ist, sondern die Feinheiten zu schätzen wissen? Die Pietisten schwerlich; dafür hat das Buch bei gebildeten Leuten, wie Stirm,[4]) nach dem, was ich höre, allen Beifall ...

Freund Mehl war einmal bei mir, ich sagte ihm aber gleich, ich wolle ihn in seinem eignen Interesse nicht besuchen, da es seine Frömmigkeit verdächtigen könnte, wenn ich in sein Haus käme. Er ließ es sich gefallen ...

Letzten Mittwoch wurde hier ein neues Schauspiel von meinem und Deinem Freund Reinhold Köstlin[5]) aufgeführt. Es war ein Geheimnis, wer der Verfasser sei; ich wußte es aber und hatte das Stück vorher gelesen. Der Abend war mir interessant, sofern neben dem Drama als solchem zugleich das Risiko, ob's gelingen und entsprechen würde, für mich vermöge meiner Teilnahme am Dichter ein zweites Drama war. Es ging gut, dauerte nur zu lange (ein Viertel auf elf!). Viel poetisches und namentlich dramatisches Talent; Fehler: Ueberladung mit Intrigen und Verwicklungen. Schöne Hoffnungen fürs Theater.

Aus Brief 21 vom 31. Mai 1838:

... Seitdem hat auch meine Mutter Deine Schrift über den Pietismus gelesen; was sie mir darüber geschrieben, schneide ich Dir hier aus, da es Dich,

---

[1]) Die Hegelianer in Berlin hatten sich zur Herausgabe der Jahrbücher als „Sozietät für wissenschaftliche Kritik" konstituiert.

[2]) Wolfgang Menzel (1798 bis 1873); seine Geschichte der Deutschen erschien erstmals 1824.

[3]) Aug. Fr. Gfrörer (1803 bis 1861), protestantischer Theologe, gest. als katholischer Professor der Geschichte in Freiburg.

[4]) C. H. Stirm (1799 bis 1873), damals Hofkaplan, später Prälat in Stuttgart.

[5]) Reinhold Köstlin (1813 bis 1856), Kriminalist in Tübingen, zugleich Novellist, Lyriker und Dramatiker. Das damals von ihm aufgeführte Stück hieß „Die Söhne des Dogen".

als von einer Frau kommend, die Du schätzest, erfreuen wird.*) Wo ich bis jetzt über Deine Schrift urteilen hörte, war es immer nur günstig, und wir wollen hoffen, daß sie auf manches Gemüt, an dem noch etwas zu bessern war, von gutem Einfluß gewesen sein möge. Jetzt ist ja auch von Hirzel etwas gegen Eyth erschienen;[1]) ich bin begierig, es zu lesen; E. Zeller will's samt dem Eythschen Schriftchen in den Berliner Jahrbüchern anzeigen.

Neulich ist Justinus nahe an Dir vorbeigekommen, er war nämlich in Niederstotzingen, auf dem Wege nach Weißenhorn (oder wie?) bei Günzburg,[2]) wo er einer Gräfin eine magnetische Kur anordnen mußte. Er war zweimal bei mir mit seinem hiesigen Bruder,[3]) der, nachdem er früher über meinen Aufsatz in den Haller Jahrbüchern[4]) geschimpft und mich bei Justinus verklagt hatte, jetzt durch Justinus ganz umgestimmt worden ist. Er ist aber äußerst langweilig, spinnt die Geistertheorie mit dem trockenen Ernst eines geschäftslosen alten Staatsmanns aus und hat auch das theologische Bestreben eines solchen. Justinus war aber ganz der alte; nachdem ich in Cannstatt ihm Mährlen[5]) vorgestellt und er drei Minuten mit ihm gesprochen hatte, klopfte er ihm auf die Achsel und sagte: „Ja, der Mährlen! aber besuchen muß er mich au." Ferner, als er hinter meinem Spiegel eine lange Feder steckend fand, zeigte er sie seinem Bruder mit den Worten: „Sieh, die Feder ist dem Teufel von seinem Barett gefallen, wie er heut morgen bei ihm war ..."

Endlich folgt der erste Band der 3. Auflage[6]) meines Lebens Jesu ... Das Buch ist eben, wie es ist; nicht mehr das alte und doch noch kein neues; ich bin mir seiner Mängel jetzt lebhafter als je bewußt. Ich wollte, der zweite Band wäre auch schon fertig und ich dieser Sache endlich einmal los, die ich doch für jetzt nicht weiterbringen kann, da ich getan habe, wozu eben mein *χίρισμα* mich befähigte.

---

*) Auf dem aufgeklebten Briefabriß schreibt sie an ihren Sohn: „Heute habe also das Büchle von Binder ausgelesen und hat mir ungemein wohl gefallen; er bacht [haut] die Pietisten gewaltig und nimmt sich Deiner ehrlich an, mir kommt's vor, er schlage den Sack und meint den E.; nach Aeußerungen ist er aber gläubiger und frommer als Du; ich kann Dir sagen, daß mir das Lesen dieses Schriftchens einen recht vergnügten Tag gemacht hat, wollte es nicht Rike auch lesen, so hätte es beigepackt, obschon sie es nicht versteht, kann ich's ihr doch nicht abschlagen."

[1]) Ed. Eyth, Klassiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen; dagegen Karl Hirzel, Die Klassiker in den niederen Gelehrtenschulen. Dazu Strauß in den Charakteristiken und Kritiken S. 454 ff.

[2]) Weißenhorn zwischen Günzburg und Ulm, mit einem Schloß der Grafen von Fugger-Kirchberg-Weißenhorn.

[3]) Karl Friedr. Kerner (1775 bis 1840), Freiherr v., Geheimrat und Präsident des Bergrats in Stuttgart.

[4]) Justinus Kerner. Von Dr. Strauß, in den Halleschen Jahrbüchern Heft 1 bis 7, Jahrgang 1838.

[5]) Joh. Mährlen (1803 bis 1871), damals Professor am Polytechnikum in Stuttgart.

[6]) Die 3. Auflage des Lebens Jesu machte bekanntlich einige Konzessionen im konservativen Sinn, die dann in der 4. wieder zurückgenommen wurden.

Der 32. Brief ist vom 1. Juli 1841; es ist das Begleitschreiben zur Uebersendung des zweiten Bandes der Dogmatik.

Brief 33 aus Köln vom 6. März 1854 hebt so an:

Bald werden es drei Jahre her sein, daß wir uns zum letztenmal in Ulm gesprochen haben, und ich habe seitdem wenig Gelegenheit gehabt, von Dir zu hören, denn ich bin unterdessen weit in der Welt herumgefahren. Dreiviertel Jahr verlebte ich in Weimar, in fast täglichem Umgang mit unserm alten Freunde Schöll,[1]) den ich dabei sehr liebgewonnen. Wirklich, eine solche Grundgüte ist bei wenigen Menschen anzutreffen. Aber er ist nicht an seinem Platz; er zersplittert seine Zeit, und die Herrschaften wissen ihn erst nicht gehörig zu schätzen. Seit anderthalb Jahren bin ich nun hier in Köln, wo wiederum ich nicht am Platze bin. Doch davon wollte ich nicht schreiben, es ist einmal so.

Und nun kommt eine Bitte, ob ihm Binder von seiner Verwandten, der Frau des Bildhauers Dannecker, nicht Briefe, Tagebücher u. dergl. von diesem letzteren verschaffen könne; er sei nun einmal bei den württembergischen Künstlern (Wächter, Schick), und denke auch an Dannecker: „Man darf einen nur in die Fremde schicken, um ihn zum Patrioten zu machen."

Brief 34 aus Heidelberg vom 29. September 1856 dankt dem Freund für eine Arbeit — wohl über Gervinus — und erzählt dann von sich:

Ich habe jetzt eine Biographie Ulrichs v. Hutten angefangen, wozu ich durch Professor Böcking[2]) in Bonn, der eine neue Ausgabe seiner Werke vorbereitet, ein treffliches Material zur Verfügung habe. Finden sich in Ulmer Bibliotheken und Archiven nicht noch ein und andres Hutteneium, das heißt ein handschriftlicher Brief oder eine verschollene Ausgabe eines seiner Werke? ... Eigentlich muß ich mich schämen, daß ich, wenn auch nur als Biograph, in die Geschichte pfusche, während Du, mit Deiner ungleich größeren historischen Ausrüstung, schweigst.

Brief 35 aus Heidelberg vom 15. Mai 1859 beginnt:

Unerachtet des wenigen Verkehrs, der seit den Jahren unsers Zusammenlebens äußerlich zwischen uns stattfand, habe ich doch jederzeit unsre Freundschaft als fortbestehend, unsre Geistesgemeinschaft als unzweifelhaft betrachtet. Das Schicksal hat uns zu frühe räumlich einander fern gerückt, wir haben uns zu selten mehr sehen und gegenseitig aussprechen können, und ohne solche äußerliche Anfrischung verkommt selbst zwischen solchen, die sich innerlich am nächsten stehen, die Korrespondenz. Wäre mir vergönnt, jetzt, da Du dort Deinen Wohnsitz genommen, in Stuttgart zu leben, ich weiß, so würde es sein, als wären wir uns die langen Jahre her niemals fern gewesen.

---

[1]) Gustav Adolf Schöll (1805 bis 1882), studierte 1823 bis 1826 in Tübingen, seit 1843 Direktor der Kunstsammlungen und der Bibliothek in Weimar.

[2]) Eduard Böcking (1802 bis 1870), Professor der Jurisprudenz in Bonn, gab 1859 ff. Hutteni opera heraus.

Nun folgt eine Anfrage, ob Binder ihm nicht ein württembergisches Gymnasium für seinen Sohn empfehlen könne.

Auch Briefe 36 bis 39 handeln von der Unterbringung seines Sohnes. Strauß hat „nach langem Schwanken" Heilbronn zu seinem Aufenthaltsort gewählt, ist aber, erschreckt durch die Nachricht, Eyth könnte Rektor des dortigen Gymnasiums werden, an der Richtigkeit seiner Wahl irre geworden: „Ich würde es wie ein mir vom Schicksal gegebenes Zeichen ansehen, daß ich in den Grenzen meines engeren und, wie es leider scheint, geistig immer enger werdenden Vaterlandes nichts mehr zu suchen habe." Der Freund kann ihn beruhigen. Einer der Briefe (Nr. 38) ist von fremder Hand geschrieben, da Strauß, augenleidend, eine Zeitlang alles Lesens und Schreibens sich enthalten mußte (27. September 1860); deshalb war er einige Wochen in Berlin, wo ihn Gräfe operierte. Darüber schreibt er (Nr. 39, 3. Dezember 1860): In Berlin hat mir unser alter Freund Vatke, der sich freute, durch mich von Dir zu hören, eine wahrhaft brüderliche Freundschaft erwiesen, hat der Operation beigewohnt, mich nachher in der Klinik keinen Tag unbesucht gelassen, und mir später, als ich wieder ausgehen durfte, sein Haus und seinen Tisch gastlich offen gehalten. Auch Michelet sprach ich etliche Male, den ich aber gegen 1832, wie kaum gealtert, so auch nicht fortgeschritten fand, und in Marburg besuchte ich Zeller, den ich ziemlich vorbereitet fand auf das, was nun leider mit Baur erfolgt ist.[1]) Er hat alle Hoffnung, nach Heidelberg berufen zu werden, wohin Hitzigs Berufung sicher sein soll.[2])

Brief 40 aus Heidelberg vom 13. September 1864:

Hierbei erlaube ich mir, das Exemplar meines neuen Lebens Jesu, wovon ich Dir das erste Heft hier selbst überreicht habe, zu komplettieren. Zugleich will ich nicht unterlassen, Dir zu der Anerkennung, die Dir von seiten unsers neuen Königs zuteil geworden,[3]) aufrichtig und mit dem herzlichen Wunsche zu gratulieren, daß derselbe Deinem Wirken zum Besten der geistigen Kultur unsers Heimatlandes stets diejenige Förderung möge angedeihen lassen, die von ihm ausgehen kann.

Meine äußeren Verhältnisse gehen in nächster Zeit einer neuen Aenderung entgegen. Ende Oktober wird sich meine Tochter nach Deutz verheiraten[4]) und infolge davon wird meine Haushaltung — mutmaßlich zum letztenmal — sich auflösen. Ich werde mich dann wieder als Junggeselle — freilich als alter — einrichten; welches — ich weiß nicht, ob vermöge der ersten oder nur der andern Natur, meine naturgemäße Existenz zu sein scheint, in die ich immer wieder zurückfalle. Wo ich in dieser Weise meinen Sitz nehmen werde, weiß ich noch nicht;

---

[1]) Ferd. Chr. Baur starb am 2. Dezember 1860 in Tübingen.

[2]) Hitzig kam 1861, Zeller 1862 nach Heidelberg.

[3]) Geht vermutlich auf die Verleihung des Kronenordens an Binder, womit in Württemberg der Personaladel verbunden ist.

[4]) Georgine Strauß, verheiratet mit Oberbergrat Heußler in Bonn.

in Württemberg auf keinen Fall, vielleicht in Heidelberg; vorher aber gedenke ich ein paar Monate in Berlin zuzubringen, wo es mir im Jahr 1860, trotz der übeln Veranlassung meines damaligen Aufenthalts, so wohl gefallen hat.

Briefe 41 bis 45 vom Jahre 1869 haben die Unterbringung eines fünfzehnjährigen Jungen, Sohnes von Dr. Locher, in einer guten Pension in Stuttgart zum Gegenstand. Und daneben wird ein gemeinsamer Aufenthalt am Bodensee verabredet, der denn auch die Freunde — Rapp war der dritte im Bund — im Juli 1869 zusammenführte. Sie scheinen fröhlich und heiter gewesen zu sein, wie die Stelle aus dem nach der Rückkehr geschriebenen Brief Nr. 45 beweist: „Laß Dir von Rapp die alcäische Ode zeigen, mit der ich seinen Schnurrbart zu verherrlichen gesucht habe."

Endlich der letzte Brief vom 11. Mai 1872 aus Darmstadt, eine Empfehlung seines Freundes Boger [1]) zur Beförderung von Oehringen nach Hall oder Ludwigsburg. Daraus der Anfang:

Ueber unserm Zusammentreffen während meiner Anwesenheit in Stuttgart vor Ostern hat kein günstiger Stern gewaltet: ich war zweimal auf Deinem Bureau und erhielt beidemal die Antwort, Du seist in Ludwigsburg beim Fähndrichsexamen.

Wenn Du künftig zu solchem oder ähnlichem Zwecke dahin kommst, so findest Du von Martini dieses Jahres an Deinen alten Freund dort wohnhaft. Längst war die Rückkehr in das Heimatland bei mir beschlossen; aber was die Stadt betrifft, schwankte ich zwischen Stuttgart und Ludwigsburg. Daß auch in dieser Beziehung zuletzt die Heimat siegte, wird Dich nicht wundernehmen ...

Ueber Zellers Berufung nach Berlin und seine endliche Annahme derselben hast Du Dich gewiß auch gefreut. Ich kam auf dem Rückweg von St., wo ich mich einen Tag in Heidelberg aufhielt, noch eben recht, ihm zuzureden, oder vielmehr ihr, denn er war im Innern schon entschieden. Er hat jetzt auch unsern alten Vatke besucht, wie er mir auf seinem Heimweg von Berlin erzählte, und ihn recht munter und erfreut über den künftigen Kollegen gefunden ...

*

Ueber den „alten und neuen Glauben" findet sich in diesem letzten Briefe keine Andeutung. Deshalb bringe ich als Ergänzung folgende Stellen aus Briefen von Strauß an mich zum Abdruck, die er mir nach meinem Artikel „Kritik gegen Kritik" in der „Allgemeinen Zeitung" vom 29./31. Dezember 1872 geschrieben hat.

Brief 1 aus Ludwigsburg, 5. Januar 1873:

Geehrtester Herr Professor!

Gestern endlich bin ich in den Besitz Ihres Artikels in der „Allgemeinen Zeitung" gekommen und will nicht länger säumen, Ihnen dafür meinen gefühltesten Dank zu sagen. Sie haben mir durch den Mut, im bedenklichsten Augenblick des Kampfes sich mir zur Seite zu stellen, nicht bloß nach außen, dem Publikum

[1]) Ernst Friedrich Boger (1816 bis 1895), schließlich Rektor des Lyzeums in Oehringen.

gegenüber, sondern auch rein für mich selbst einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Ich war doch in Gefahr, nicht an mir selbst, wohl aber an der Zeit und den Zeitgenossen irre zu werden, wenn mein aus innerstem Bedürfnis hervorgegangener Ruf keinen andern als höhnischsten Widerhall gefunden hätte. Aber auch die Ehre der deutschen Journalistik haben Sie retten helfen, die sich bis dahin in der Sache — ich darf es gewiß ohne Anmaßung sagen — geradezu schmählich benommen hatte.

Gleichzeitig mit diesem Schreiben lasse ich nun unter Kreuzband die kleine Gegenschrift,[1]) von der ich Ihnen sagte, an Sie abgehen. Ich weiß nicht, ob ich sie geschrieben hätte, wenn mir schon Artikel wie der Ihrige vorgelegen wären; doch mag sie auch so nicht ganz überflüssig sein, um den Leuten zu zeigen, daß man noch auf dem Plan und leidlich guter Dinge ist.

Da wir die Aufnahme Ihres Artikels von seiten der „Allgemeinen Zeitung" kaum mehr erwarteten, so riet ich Ihnen, wie Sie sich erinnern, denselben im Notfall geradezu an S. Hirzel für die Zeitschrift „Im neuen Reich" zu schicken. Da mir nachträglich Bedenken gegen diesen Rat aufstiegen,[2]) so wandte ich mich an den Redakteur der „Gegenwart", Paul Lindau in Berlin, ob er wohl eine Besprechung der Sache aus Ihrer Feder aufnehmen würde. Er erklärte sich mit Vergnügen bereit, und wenn Sie also Lust haben sollten, das Wort noch einmal zu nehmen und die „Allgemeine Zeitung" Bedenken trüge, es Ihnen noch einmal zu lassen, so wäre für anderweitige Unterkunft schon gesorgt.

Uebrigens stehen Sie in dem Kampfe für die von mir angeregte Sache jetzt nicht mehr allein. Die „Deutsche Presse", das nationalliberale Frankfurter Blatt, bringt in seinen Nummern 263 bis 268 eine sehr anständige und wackere Besprechung, die zwar, einigen politisch-sozialen Dissensus abgerechnet, am Ende beim Gottesbegriff abspringt, mir aber doch auch recht erfreulich gewesen ist. Und so wollen wir zum neuen Jahre Mut fassen und hoffen, daß das Schlimmste vorüber ist.

Ich rechne es zu dem Besten, was mir das alte Jahr gebracht hat, daß es mir an seinem Schlusse noch Ihre Bekanntschaft schenkte, und bitte Sie, auch im neuen freundlich gesinnt bleiben zu wollen

Ihrem ergebensten

D. F. Strauß.

Aus einem zweiten Brief an mich vom 13. Januar 1873 interessiert noch folgende Stelle:

Die Hubersche Erwiderung[3]) ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; ich

---

[1]) Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift: Der alte und der neue Glaube. 1873.

[2]) Bekanntlich veruneinigte sich Strauß mit Hirzel wegen der Kritik Doves im „Neuen Reich" und übertrug die späteren Auflagen des alten und neuen Glaubens seinem Neffen Emil Strauß in Bonn.

[3]) Meine Artikel waren gegen Joh. Huber in München (1830 bis 1879) gerichtet, der darauf in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 9. Januar 1873 erwiderte.

weiß also nicht, ob es der Mühe wert sein würde, auf sie spezieller einzugehen; wollten Sie dabei zugleich meines Nachworts gedenken, so würde mir das besonders angenehm sein. Im „Ausland" soll ein Artikel gegen Huber von dem Darwinianer Seidlitz[1]) stehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch die Herren von der Naturwissenschaft sich regten; von Helmholtz weiß ich aus bester Quelle,[2]) daß er meine naturwissenschaftlichen Paragraphen für durchaus korrekt erkannt hat.

Noch lasse ich aus den (ungedruckten) Lebenserinnerungen Binders eine Stelle folgen, um das Ende der fünfzigjährigen Freundschaft dieser beiden bis zum Tod und über den Tod hinaus zu verfolgen. Binder schreibt:

Im Jahre 1873 erkrankte Strauß an einem Unterleibsleiden ... Ich besuchte ihn einige Male, er nahm mich jedesmal an, obwohl ihm das Sprechen sichtbare Anstrengung kostete und Schmerzen verursachte. Er klagte nicht, und als ich ihn einmal fragte, ob er recht schwer leide, erwiderte er fast streng: „So dürfen wir nicht sprechen, wir müssen tragen, was der Lauf der Natur uns bringt."

Und schließlich darf auch die kurze Bindersche Ansprache am Grab des Freundes hier nicht fehlen. Sie lautete:

Hochgeehrte Trauerversammlung!

Ein alter Freund des Dahingeschiedenen, wenn auch seit unsrer gemeinschaftlich verlebten Jugend nur selten seines näheren Umgangs teilhaftig geworden, wage ich es zum Abschied auf immer von ihm ein paar Worte an Sie zu richten. Ich gedenke seiner, wie er als ein zarter, schmächtiger Knabe mit großem dunkelm Auge im Jahre 1821 mit uns in das niedere Seminar kam; daß er dereinst den ersten Platz unter allen einnehmen werde, weissagte schon damals sein Lehrer, der Rektor der hiesigen Lateinschule. Er hatte ein lebhaftes Bedürfnis, sich an wenige Freunde enger anzuschließen, war heiter und fröhlich in der Gesellschaft, dabei aber stets maßvoll und züchtig, jeder Unanständigkeit und Ausgelassenheit abgeneigt und seinen Studien mit Fleiß und Eifer hingegeben. Und so ist er geblieben in den akademischen Jahren und sein ganzes Leben lang, einfach und schlicht, als sein Ruhm schon durch alle Lande ging, in seiner eignen äußeren Erscheinung und seiner Umgebung; außer dem Nötigsten (dazu gehörte aber für ihn eine stetige geistige Beschäftigung) bedürfnislos und im edelsten Sinn bürgerlich; fittenrein war sein Gespräch und sein ganzes Tun, und wenn er auch zuweilen gegen Freund oder Feind um seiner Ueberzeugung willen hart und zurückstoßend sich ausließ, wer wird das nicht zurechtzulegen wissen, wenn er gedenkt, auf welchen Wegen und mit welch unerschrockenem Mute er sich seine Ueberzeugung erstritten und gegen welcherlei Anfechtungen er sie zu verteidigen hatte! Denn wahrlich, sein Lebenslos ist ihm nicht aufs lieblichste gefallen; er, der in seinen besten Jahren so sehr ein ständiges Amt, und wenn auch nur,

---

[1]) G. Seidlitz in Dorpat wandte sich ebenfalls in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" 1873, Nr. 1 gegen Huber.

[2]) Vermutlich durch Eduard Zeller.

wie er mir einmal bekannte, eine bescheidene Lehrstelle sich wünschte, und der bereits eine akademische Wirksamkeit, für die er ganz geschaffen war, mit schönstem Erfolge begonnen hatte, sah zweimal sich aus dieser Laufbahn hinausgedrängt und zu einem unruhigen Wanderleben verurteilt, bis er endlich nach häufigem Wechsel seines Wohnsitzes in seine Vaterstadt zurückkehrte, welche ihm und welcher er fast gänzlich fremd geworden war und die nun eben nur die Stätte seines letzten Leidens und seines Endes werden sollte. Doch er hat sein Schicksal mit stets ungebeugtem Mute hingenommen, hat an jedem seiner Wohnorte bei den wenigen, an die er sich näher anschloß, ein reiches Angedenken sich gestiftet und das schreckliche, geheimnisvolle Uebel, das ihm tödlich geworden ist, mit klagloser Standhaftigkeit ertragen.

Ruhe sanft, lieber Freund, ruhe sanft, dein Volk wird deiner eingedenk sein, und die Jugend deines Volkes wird dich nicht vergessen!

Man begreift heute nur schwer, wie diese schlichten Freundesworte Anlaß zu leidenschaftlichem Protest und zu schnöder Verunglimpfung werden konnten. Oder man begreift es nach dem alten Theologenwort: haeretico fides non est habenda! Nicht einmal am Grab sollte der Freund menschlich sich zum Freunde bekennen dürfen. Um so mehr Grund für mich, Strauß, der auf meine geistige Entwicklung den entscheidendsten Einfluß ausgeübt hat und den ich in letzter Stunde auch noch persönlich kennen zu lernen das Glück gehabt habe, ein von theologischer Voreingenommenheit und Abneigung freies biographisches Denkmal zu setzen, falls mir Kraft und Leben dafür vorhält.

Tristan und Isolde

Novelle von

Toni Schwabe

IV

Es kam so, daß sie einmal allein miteinander gingen — Titan und Helianthe.

Es war ein heller Morgen, und der herbe Duft der Nacht stieg noch aus der Erde.

Viel mehr war es nicht, als daß sie nebeneinander gingen und jeder die Nähe des andern fühlte. — Und dabei dachte Helianthe nicht einmal an Titan.

Sie dachte an ihr Elternhaus. Da hatte um Pfingsten der Flieder so stark geblüht, und eine Landstraße ging am Zaun vorüber, auf der fuhren maiengeschmückte Wagen. Unter den hellen grünen Maien saßen Burschen und Mädchen, und über ihnen flatterten die bunten Bänder.

Und wenn sie des Abends heimfuhren, dann sangen sie das alte Lied:

„Schön ist die Jugend,
Sie kehrt nicht mehr."

Ueber die weite Straße hin, nach dem Wald hinauf verklang das alte Lied „Schön iſt die Jugend —“

Es war ſo wunderlich, daß ſie es immer erſt ſangen, wenn der Tag ſich neigte.

Das alles fiel ihr ein, und ihre Gedanken liefen leicht und glücklich und ein ganz klein wenig bewegt von einer ſüßen grundloſen Traurigkeit von einem Ding zum andern. —

Da ſagte Titan: „Glauben Sie, daß ich Lienhard einmal mehr geliebt habe als mich ſelbſt?“

Sie wurde ſehr bleich und ſagte ſtill: „Ich weiß.“

„Sie ſind ſeine Frau geworden,“ ſagte er.

Und ſie wiederholte: „Ich bin ſeine Frau geworden.“

So hell war der Morgen — ſie gingen miteinander über weite Wieſen, und die ſchimmernden Dünſte des Mittags begannen aufzuſteigen.

Eine Frage lag zwiſchen ihnen — aber ſie wurde noch nicht geſprochen.

Er ſagte: „Was wir von Gott wußten und von der Ewigkeit, das haben wir miteinander geredet, Lienhard und ich. Und ſpäter hatten wir auch zuſammen dieſe freie mutige Zeit des Abtrünnigwerdens — alles haben wir geteilt. Und er war ein guter Freund und Kamerad.

Kennen Sie dieſes ſeltſame Wort Davids aus der Bibel ‚Deine Liebe iſt mir köſtlicher geweſen, denn Frauenliebe?‘

Sie kennen es? Nun — das war zwiſchen mir und ihm.“

Sie ſchwiegen und gingen weiter durch den einbrechenden Mittag.

Eine Frage lag zwiſchen ihnen — aber ſie wurde noch nicht geſprochen.

Helianthe ſagte: „In meinem Leben iſt nichts geweſen, bis ich ihn kannte. Und wie ich ihn kannte, da waren alle Wünſche erfüllt. Und wenn ich an ihn dachte, da zitterte mein Herz.“

Und ſie waren wieder ſtill. Und der Mittag ſenkte ſich auf die blühenden Wieſen.

Sie ſah von der Seite zu ihm auf. Er blickte mit dunkeln Augen gequält vor ſich nieder.

Sie dachte: ‚Ich wollte, ich könnte ehrlos ſein.‘ —

Seine Gedanken wollte ſie wiſſen —

„Woran denken Sie?“

Ganz raſch richtete er ſich auf. Er hatte feine und ſchmale Glieder, die ſehr ebenmäßig aufeinander gebaut waren. Deshalb verlor ſich gleichſam faſt jede ſeiner Bewegungen in den ganzen Körper, und es war ſchön und wohltuend, ihm zuzuſehen.

Er ſagte: „Ich dachte —“ und er lachte leiſe dabei — „ich dachte an eine frühe Zeit — an eine Zeit, die lange, lange vor uns liegt: da nahm der Mann, der ſtärker war und kühner als ſein Gefährte, ſich die Frau, die er mit ſeiner Liebe begehrte. Und er trug ſie in den Wald. Und ſie gehörte ihm.“

Helianthe gab keine Antwort. Sie machte nur ein ſehr hochmütiges Geſicht,

bog in einen kleinen Wiesenpfad ein und sagte kurz: „Dieser Weg führt näher zurück."

Er ging hinter ihr und sah ihre knabenhafte, feine Gestalt und spürte den zarten Duft, der von einer reinen und schönen Frau ausgeht.

Es war das Sonderbare zwischen ihnen geschehen, daß sie selbst sich zu Wächtern ihrer Liebe stellten. Und so war ihre Liebe verborgener als in der Gegenwart des Dritten.

Ringsum triumphierte der Mittag.

Und eine heiße Frage schwieg. — —

Wie war es doch? Gegen die Wälder hin, dort, wo sich die weite Straße verliert, da verklang einmal das alte Lied von der Jugend.

Wie war es doch? Lag denn nicht aller Schmerz, alle Entsagung in seinen trüben, kindlichen Worten?

Helianthe dachte: ‚Still — still — das Schweigen wenigstens soll mir nicht verloren gehen.'

Titan wollte die Arme heben nach der, die ihm gehörte von Anbeginn —

Und ihm kamen die Worte Davids:

„Deine Liebe ist mir köstlicher gewesen denn Frauenliebe —"

So gingen sie durch den gleißenden Triumph des Mittags — gingen stolz und einsam wie Götter, die von der Erde verbannt sind.

V

Draußen ging ein stiller Regen nieder. Der Abend dunkelte rasch.

Ueber dem Eßtisch brannte die breite Hängelampe, so daß der Tisch selbst hell beleuchtet war, während auf den Gesichtern der Menschen schon zarte geheimnisvolle Schatten lagen und die Bilder an den Wänden dunkel und mit vertieftem Ausdruck in den hellen Partien waren.

Man war fertig mit dem Essen, aber Helianthe stand heute nicht auf. Die verschwiegene Regenstimmung, die uns immer an einen Fleck bannt, hielt alle umschlossen. Denn wenn man im Regen nicht froh und stürmisch durch das niederbrechende Wetter geht, drängt man sich gern eng zusammen und spricht leise von alten seltsamen Dingen, die uns irgendwann einmal wunderlich und erregend nahe gekommen sind.

„Als ich Kind war," sagte Helianthe, „da hatte ich unten im Garten ein kleines Haus, das gehörte mir ganz allein, und deshalb liebte ich es sehr —"

Lienhard unterbrach sie mit einem Lachen.

„Das bist ganz du, Helianthe! Du liebst es sehr, weil es dir allein gehörte!"

„Ja, Lie, daß ich habsüchtig über alle Maßen bin, das wissen wir schon. Aber das kleine Haus —"

Da kam Titan dazwischen: „Ich weiß eine kleine Insel — sie liegt ganz verlassen droben im Meer — nein doch — ein paar Bauernhütten sind dort auf künstliche Hügel gebaut, um ganz ehrlich zu sein, — wollten Sie die haben — ganz für sich allein?"

Digitized by Google

„Gehört ſie Ihnen denn, daß Sie ſie verſchenken können?“

„Ach, höhnen Sie mir nicht meinen leeren Beutel aus! Wiſſen Sie denn nicht, daß einem nichts eigner gehört, als was man liebt? — Nun gut — ich liebe dieſe kleine Inſel — und deshalb biete ich ſie Ihnen an.“

„Ich will es mir überlegen,“ ſagte Helianthe gnädig. „Aber nun will ich von meinem kleinen Haus erzählen:

Es ſtand ganz zwiſchen Fliederbüſchen, und vor dem einen Fenſter war eine ſchottiſche Zaunroſe. Dorthin trug ich alle meine kindiſchen Heimlichkeiten — Bücher, die ich noch nicht leſen durfte, und kleine ſelbſtgemalte Bilder, die niemand ſehen ſollte, und dergleichen.

Da hatte ich auch eine Geſchichte gefunden in irgendeinem alten Zeitſchriftenband, ſie hieß ‚Einſt‘. Sie war unendlich traurig und unendlich rührend, und ich las und weinte — weinte und las.

Draußen war ein Gewitter, und ich weiß noch genau, daß die Zaunroſe ganz ſtark und wunderlich zum Fenſter hereinroch und daß es ſehr ſchwül und beengt in dem einzigen kleinen Zimmer meines Häuschens war. Ich weiß auch noch, daß nach mir gerufen wurde und daß ich es vorzog, nicht zu antworten.

Da kam plötzlich durch den fallenden Regen die Sonne, und ich ſah, wie ſich ein Regenbogen nicht ſehr weit von mir, auf den Gartenweg geſtützt, erhob.

Und da geſchah etwas ganz Seltſames: Ein junges Mädchen in heller Rokokotracht kam dieſen Weg hinaufgegangen. Sie trug ein Körbchen am Arm und ging auf den bunten Regenbogenpfeiler zu. Dort ſtreckte ſie die Hand aus und nahm die ſchillernden Farben, pflückte ſie ab und legte ſie ſorgſam in das Körbchen.

Ich hielt den Atem an und ſah und ſah —

Aber ſie bemerkte mich nicht und ging nur dem Regenbogen nach, der ſich langſam zurückſchob und ſchwächer wurde. Und wie er ganz verblaßt war und nur noch die Sonne auf den ſtillgewordenen Garten ſchien, da war es, als wäre das ſchöne Mädchen von ihr aufgeſogen wie das Farbenſpiel der Regentropfen.“

Helianthe war ſtill und ſah vor ſich hin.

„Natürlich biſt du eingeſchlafen in deiner kleinen heißen Stube und haſt geträumt, Helianthe,“ ſagte Lie.

Sie ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Aber liebſter Schatz, du wirſt doch nicht glauben, das niedliche Geſchichtchen ſei Wirklichkeit geweſen!“

„Laß ſie!“ ſagte Titan leiſe und legte ſeine Hand auf Lienhards Arm. „Es muß eine ſo liebliche Erinnerung ſein.“

Und dann beugte er ſich etwas zu Helianthe hinüber. „Iſt das ſchöne Mädchen nicht wieder zu Ihnen gekommen?“ fragte er.

„Nein — nie mehr. Obwohl ich mich dann lange nach ihr geſehnt habe.“

„Und wenn ſie Ihnen begegnet wäre, ſo wäre ſie Ihre erſte Liebe geworden?“

„Vielleicht," sagte Helianthe mit einem zarten Lächeln. „So aber habe ich mich nur gesehnt, sie zu lieben."

„Was redet ihr da für wunderliches Zeug!" sagte Lienhard. „Ihr begebt euch da mit euern Reden auf einen Boden, der unbehaglich für den Zuhörer wird, wißt ihr!"

Helianthe lachte leise und fröhlich.

„Nein, du Armer! Gleich werden wir zurückkommen, daß es dir wieder behaglich sein kann!"

Und da sah sie auf Titan und traf seinen glücklichen Blick.

Sie dachte: ‚Ach wie? — nun habe ich „wir" gesagt — „wir" von ihm und mir! Wie konnte ich denn das tun?!'

Das dachte sie. Aber wie neben den ausgedachten Gedanken stets noch eine wilde unkontrollierbare Gedankenreihe hinläuft, jauchzte es in ihr, daß sie das kleine verbindende Wort gesprochen hatte.

Diese wilden jagenden Gedanken jubelten nur: Wir! Du und ich — wir! — Geliebter! — Geliebter! —

Und sie stand auf und ging in der Stube auf und ab. Denn das Glück wollte ihr aus den Augen brechen.

Sie schob ein paar Bücher hin und her, die auf einem Tisch an der Wand lagen. Das Licht erhellte nicht deutlich die Umschläge.

Sie nahm eins davon in die Hand. „Hast du es hergetan, Lie?"

„Zeig, was ist es?"

Er nahm es und hielt es unter die Lampe. „Eine neue Uebersetzung von Gottfried von Straßburgs Tristanlied. Ich habe es mitgebracht, weil ihr neulich von Tristan und Isolde spracht."

Und ganz zufrieden fügte er noch hinzu:

„Er hat sich reichlich genug von diesem Text angeeignet, der gute Wagner." —

Ist es nicht so: Wer sich sehnt, hört des Abends Flötenspiel über den Garten klingen. Wer von seiner Wünsche Gipfel stürzte, den umringt das Klagen der Enttäuschten. Wer aber ein hohes Ziel erreichte, dem begegnen Brüder im Glück.

So scheint Gleiches das Gleiche an sich zu ziehen.

Und so kam es, daß Titan und Helianthe immer wieder dem alten Liebesmärchen von Tristan und Isolde begegnen mußten.

Und zum Ueberfluß wollte jetzt Lienhard auch noch daraus vorlesen. Er mußte ja beweisen, daß der „gute Wagner" seinen Text gestohlen hatte.

So las er aus der Geschichte, der wunderlich rührenden, süßen Liebesgeschichte von den beiden, die sich durch die Liebe so verbunden fühlten, daß keiner mehr wußte, ob er nun noch er selbst oder der andre war —.

„So war er sie, und sie war er."

Gewiß, das hatte Wagner gestohlen!

Die beiden schwiegen.

Und Helianthe dachte: ‚Ach Lienhard — das ſind ja keine geſtohlenen Worte — ſo denkt jeder, der liebt!‘

Aber ſie wagte es nicht zu ſagen. Sie wagte nicht von dieſer ſüßeſten Verwirrung zu reden — nicht vor ihm, deſſen Weſen ſie mit ihrem eingetauſcht fühlen konnte, daß „er war ſie, und ſie war er“ — und nicht vor dem andern, deſſen — Eigentum ſie war.

Und Lienhard, der Gute, er las und las noch ſo viele der wunderlich ſüßen Worte —

Und dieſe Worte gingen ihnen beiden ins Blut — machten ihr Blut trunken.

Und draußen ging leiſe und weich der Regen nieder — Regen nieder —

Helianthe lehnte ſich zurück in ihren Stuhl und ſah hinüber zu Titan — ach „ſah“ nicht — es war ſo, daß ihre Blicke ſich in ſeinen verloren — ſich ſeinen hingaben in einer verzehrenden Sehnſucht —

Und ſie ſah ihn erbleichen —

Es war, als ob die Luft zwiſchen ihnen zitterte und flimmerte, wie ſein Verlangen ſich mit ihrem miſchte.

Sie ſchloß die Augen —

‚Ich wollte, ich könnte ehrlos ſein.‘ — —

Lienhard ſah auf.

„Ich glaube, Helianthe, wir ſind müde? Wir wollen ſchlafen gehen.“

Sie gab Titan nicht die Hand, als ſie einander gute Nacht wünſchten.

Sie gab ihm nicht die Hand. — —

Der nächſte Tag war voll Sonne.

VI

„Du biſt ſo ſtill geworden, Helianthe —“

Sie ſtrich ſich mit ihrer weichen, langſamen Bewegung das Haar von den Schläfen — ſah ein wenig über ihn hin, als ob er ein Fremder wäre, und lächelte.

Titan ſagte: „Ich weiß, was es iſt — Sie ſtehen wie an einem Brunnen und ſehen dort unten im Waſſer das geheimnisvolle Bild — ſehen ſich ſelbſt.“

„Ja, ſo iſt es — ich habe mich ſelbſt geſehen.“

Ihre Stimme war ſonderbar dunkel. Sie ſah hinaus in den ſpäten Tag, der noch in letzter Helle unter der Sonne lag.

Lienhard wandte ſich zu Titan: „Erzähle doch ein wenig aus deinem Wanderleben. So ein fahrender Geſell muß doch viel zu erzählen haben —?“

Titan dachte: ‚Weiß ich denn noch, was vorher geweſen iſt —?‘

Und er ſagte: „Es iſt nichts, das ſich der Rede lohnt.“

Lienhard fragte unbeirrt weiter: „Und was haſt du vor für die nächſte Zukunft?“

Und er antwortete langſam wie aus einem Traum: „Ich weiß es nicht — mir iſt, als gäbe es keine Zukunft.“

„Du ſprichſt ſo wunderlich, Titan —“

Titan sah vor sich nieder, und dann sagte er: „Die Zeit ist schon lange gewesen, daß ich hätte wieder gehen müssen."

Lienhard sagte sehr herzlich, und seine Stimme klang leichter als vorhin: „Wie? Du denkst daran, wieder fortzureisen?

Gott — wenn ich so zurückdenke, ist es mir, als wäre kaum der Tag deiner Ankunft vorüber!"

Er fühlte den rätselhaften Druck schon schwinden, den ihm des Freundes Anwesenheit gegeben hatte.

Aber Helianthe, die am Geländer der Veranda stand und hinab in den Garten sah, fühlte Titans Worte nur wie eine entsetzliche und leere Drohung.

Sie dachte: ‚Warum spricht er von solchen unmöglichen Dingen?' Denn der Gedanke, sich von Titan zu trennen, war eine Unmöglichkeit.

Und Titan dachte: ‚Warum habe ich das gesagt?

Was gibt es noch auf der Welt, als daß ich dich begehre —

Wollte ich je von einem andern Menschen etwas nehmen, solange deine Hände noch geben können, — und böten sie mir auch den Tod.' —

Das Schweigen war so schwer. Der Abend kam.

Helianthe sagte: „Ich sehe die weißen Lilien durch den Garten leuchten."

Lienhard sagte: „Du wirst uns sehr fehlen, Titan."

Titan konnte nichts sagen. Ihm taten die Worte des Freundes weh, als ob eine lange gehütete Erinnerung aus der Kindheit zerbricht. Aber er wußte, daß es nicht mehr anders ging.

Er sah Helianthe an, die ihre feine, hohe Gestalt in das Weinlaub schmiegte. Und er dachte: ‚Nun warte ich, was du mir geben willst.'

Lienhard sagte: „Willst du uns nicht noch ein wenig Geige spielen?"

Und Titan nahm die kleine braune Geige —

Er spielte sehr lange an diesem Abend.

Eine Zeitlang zügelte ihn die kühle und vollkommene Ekstase Beethovens — und Palästrinas seltsame Gedanken —

Dann lockte ihn Wagner —

Er spielte aus Tristan und Isolde.

Da war keine Zurückhaltung mehr — er spielte sich selbst.

Und es war das Lied der Sünde, das zarte, reine, königliche — das betörende Lied der Sünde. — —

Als sie sich an diesem Abend getrennt haben, ließ Helianthe ihm ihre Hand.

Und sie standen voreinander und sahen sich still entgegen —

Und wußten alles — einer vom andern —

Und wußten, es war ihr königliches Recht.

Und sie wußten, es war ihnen der Tag der Reife gekommen. —

Da hörten sie Lienhards Stimme.

„Nun Helianthe — laß mich ihm auch noch gute Nacht sagen!

Mir scheint, so schön hast du noch nie gespielt, Titan!" —

Dann erst ging Helianthe.

*

An den Ufern des Styx, am Eingang zum Schattenreich, blüht weißer Aſphodill — blüht die bleiche Blume des Vergeſſens.

Dort gehen die Toten, und aus weiten weißen Wieſen atmen ſie den Duft, der Befreiung iſt von allem, was geſchah. Mit einem Atemzug fällt da von ihnen das Leben, das ihnen Kampf und heiße Sehnſucht war — es fällt von ihnen, und ſie fühlen es, als glitte von ihren Schultern eine Laſt glühenden Erzes.

Alles Wollen, alle Begehrlichkeit ſchweigt. Ihre Hände haben es verlernt, ſehnſüchtig nach dem Unerreichbaren zu greifen —

Ihnen iſt wohl —

Sie gehen durch weite weiße Wieſen von blühendem Aſphodill, aus denen der bleiche Duft des Vergeſſens ſteigt. —

Das war in einer Nacht — Helianthe ſah hinaus in die Nacht — Lienhard berührte ihre Schulter und rief ihren Namen.

Sie wandte ſich nach ihm um. Ihr Lächeln war kühl und ihr Blick ſehr fern.

„Komm zu mir, Helianthe —“

Sie ging einen Schritt vom Fenſter weg in die Stube hinein und ſtrich ſich über die Stirn. Sie dachte: ‚Wer biſt du?‘

Und ſie dachte: ‚Wer will meine Ewigkeit zerbrechen?‘ —

Draußen im Garten hoben ſich die Pappeln zu dem dunkelblauen Himmel, der noch mondlos war. Es war ſo ſtill, daß die kleinen ſchwebenden Lichter der Johanniskäfer wirkten wie ein Ton — wie ein feiner Klang, der die Nacht durchzittert. So ſchwer waren Stille und Dunkel ineinander verſunken — zu einem geworden.

Die Liebe war keine Flamme —

Die Liebe rang nicht mit Tod und Leben —

Die Liebe iſt einſam ſtill und groß wie die Ewigkeit. —

„Helianthe, was denkſt du? Komm, es iſt ſchon ſo ſpät.“

Er ging auf ſie zu und ſtreifte ihr das Kleid von den Schultern.

Ihre Arme waren kühl. Sie ſah ihn fremd an. Sie hatte vergeſſen, daß er ſie je geküßt hatte —

Sie hatte vergeſſen, daß ihr Mund einmal nach ſeinen Lippen durſtig geweſen war —

In einer Dämmerſtunde, da war ihr Blut heiß gegangen, da hatte ſie gezittert unter dem Verlangen nach ſeiner Liebe. — Da war es geweſen, daß der glühende Stolz der Hingabe ſie überkam —

Und er nahm von ihren jungen Lippen das Wort Geliebter.

Vergeſſen war das alles.

Sie war mit den Toten über die weiten weißen Wieſen gegangen, wo Aſphodelos blüht.

Wer könnte Tote zurückrufen? —

Lienhard ſah ſie mit Angſt an. Immer blieb das ſtille, kühle Lächeln auf ihrem Geſicht.

Er ſprach zu ihr. Es war, als ob Worte ſie nicht berührten.

Er sagte: „Helianthe, diese ganze Zeit — ich verstehe nicht, was dir geschehen ist —

Ich fürchte etwas —

Und ich wollte, du könntest mir darüber ein gutes Wort sagen, daß ich ruhig würde.

Ist es so? Ist es — daß du — ihn liebst?"

Sie brach nicht unter einer Schuld zusammen. Sie rührte sich nicht. Nicht einmal das kühle, seltsam ferne Lächeln erlosch.

Er fühlte sich schon fast erlöst, so rein sah er sie, so unberührt von aller Schuld.

Da sagte sie ganz leise und unbewegt, als ob ein Bild zu sprechen anhebt: „ja".

Hatte er recht gehört?

War es möglich, daß Helianthe so mitleidslos allen Schmerz der Welt über ihn bringen konnte?

Er mußte sich verhört haben —

„Helianthe — Helianthe! Du sagtest nein? Nicht wahr, du sagtest nein?! Sprich doch! Du liebst nicht ihn — du liebst — du hast keinen andern je geliebt als mich?!"

Und zwischen ihnen stand ein tiefer Augenblick des Schweigens.

Der Himmel war hell geworden vom Mond. Das Licht schimmerte auf ihrem weißen Gesicht, und das Geheimnis dunkelte in ihren Augen.

Er glaubte plötzlich, ihr Schweigen wäre das Schlimmste, und er rief sie an: „Helianthe?!" —

Sie sagte: „Ich liebe ihn." —

Er stürzte vor ihr nieder. — Ganz laut schluchzte und stöhnte er, während noch die Angst seine Tränen zurückhielt.

Und sie beugte sich nicht zu ihm nieder —

Nicht einmal die armselige Gabe des Mitleids hatte sie für seine Verzweiflung —

Wie ein stilles, erbarmungsloses Bild stand sie über ihm —

Seine Stimme drang nicht mehr zu ihr —

Sie war auf jenen weiten weißen Wiesen gegangen, aus denen der bleiche Duft des Vergessens steigt.

Von dort kann keiner mehr die Schatten zurückrufen. —

Er weinte stiller, und seine Tränen kamen.

Und dann schämte er sich, daß er vor ihr lag, wie ein Bettler, der seine Wunden zeigt.

Er stand auf und ergriff ihre kühlen Arme und schrie ihr ins Gesicht, als ob er sie wecken wollte: „Geh! Geh du! — Betrogen hast mich! So jämmerlich betrogen!" —

Aber seine Worte verklangen nur hilflos vor ihrem stummen Lächeln.

Und dann kam langsam Bewegung in ihre Ruhe. Sie hatte seine Worte

gehört. Sie ſagte leiſe und mit einer ſüßen Stimme, die ihm ungeheuerlich und die furchtbarſte Grauſamkeit ſchien: „Ich habe dich nicht betrogen — ich habe es nicht gewollt und auch nicht gleich gewußt. Aber nun iſt es da — und es iſt, als wäre es ewig ſchon geweſen.“

Ihre Worte waren ein körperlicher Schmerz. Er wand ſich unter ihren Worten. — Er hörte ein Stöhnen in der Nacht — das kam aus ſeinem eignen Mund.

Und dann war er plötzlich ruhig. Das alles war zu entſetzlich, um wahr zu ſein. Sie war krank — ſie wußte nicht, was ſie tat, fühlte, ſprach —

Ja, krank mußte ſie ſein! Anders war es nicht möglich.

Er nahm ſie und führte ſie an ihr Bett.

„Schlaf jetzt,“ ſagte er. „Du biſt krank. Es ſoll noch alles wieder gut werden.“

Und nach einer Weile: „Er ſoll fortgehen. Er hat dich krank gemacht. Ich will es ihm ſagen.“

Sie antwortete nichts. Denn er ſagte ja Dinge, die unmöglich waren. Eine Trennung von Titan gab es nicht.

„Soll ich es tun?“ fragte er wieder, „ſoll alles gut werden?“

„Ja,“ ſagte ſie.

Sie hätte auch ja geſagt, wenn er ſie gefragt hätte: ‚Soll ich dir jetzt dieſes Meſſer ins Herz ſtoßen? Willſt du ſterben?‘

Sie hätte ja geſagt, denn die Liebe, die in ihr war, konnte von keiner Wirklichkeit berührt werden, hatte nichts mit Tod und Schickſal gemein.

Die glänzende Nacht zog über den Himmel.

*

Die glänzende Nacht zog über den Himmel.

Vor den Fenſtern rauſchten die Pappeln in der verheißungsſchweren Nacht —

Und es war ſpät in der Nacht — war in der tiefſten Nacht —

Da ſtand Helianthe auf und tat leiſe ihre Kleider an.

Lienhard hat dabei geſchlafen.

Und ſie ging hinaus in den Garten, der unter der Nachmitternacht lag.

Die ſchmerzliche Helle des Mondes war über der Wieſe —

Sie ging langſam den Weg hinunter, und ihr weißes Kleid ſchleifte ein wenig den Boden.

Da ſtand Titan. Er ſagte: „Ich habe ſo ſehr gewartet.“

Sie ließ ihm die Hand, und ſie gingen nebeneinander.

Dann blieb er ſtehen. Sie waren einander gegenüber. Er ſagte: „Mein ganzes Leben iſt Sehnſucht nach dir geweſen — und nun biſt du gekommen — Helianthe —“

Ihren Namen ſprach er ſo langſam wie einer, der aus Träumen redet.

Und ſie lächelte.

Sie hielt ihr Geſicht nach oben. Da wußte er, daß er zu ihrem Munde durfte.

Und er trank von ihren Lippen den schweren Trunk aus heiligem Kelch. Und die Liebe wollte ihn töten.

Und während sie ihm die Seligkeit schenkte, zog ein Gedanke an ihr vorüber, der hieß: ‚Nun bin ich reif geworden, gleich für die Liebe wie für den Tod.‘ —

Und sie gab ihm alles, wonach ihn dürstete. Und sein großes Begehren wußte nicht, ob es nach Tod oder Leben griff. Das zu bestimmen lag in ihrem Willen. —

Ein leiser Wind ging, und das Gras wurde feucht. Das war, weil der Morgen begann.

Titan richtete sich auf von ihrem jungen Mund, und er fragte: „Was kommt nun, Geliebte?“

Helianthe sagte: „Der Tod.“

Aus meinem Leben

Eine kleine Plauderei

von

Friederike Goßmann, Gräfin Prokesch v. Osten

Sie stellen mir die Aufgabe, Ihnen eine kleine Episode aus meinem Leben zu erzählen. Unbegabt als Schriftstellerin, bitte ich Sie mit einem harmlosen Geplauder vorlieb zu nehmen. — Und welcher Episode meines an Freuden so reichen Künstlerlebens soll ich hier gedenken? Ich trete in mein Grillenzimmer, — diesem mir so lieben Raum, der einen Teil meiner Künstlererinnerungen birgt und der auch bei der Wiener Musik- und Theaterausstellung im Jahre 1892 das Publikum in seinen poetischen Bann zog. Schätze von Erinnerungen weckt mein kleines, in rosiges Licht getauchtes Heiligtum in mir, und wenn meine Blicke an all den Gegenständen um mich her haften, so ist mir, als redeten sie wie im Märchen ihre eigne Sprache. Sie reden von Ovationen, wie sie wärmer und beglückender keiner Künstlerin zuteil werden konnten, und mögen auch manche der hier zusammengetragenen Gegenstände der Beachtung kaum wert erscheinen, für mich hat jeder derselben eine Bedeutung, kennzeichnet jeder einen Schritt in meiner Künstlerlaufbahn, erweckt jeder in mir eine liebe, dankbare Erinnerung. Und während ich unschlüssig überlege, welche kleine Geschichte ich hier der Oeffentlichkeit preisgeben soll, ergreift mich scheues Bangen wie vor einer Indiskretion. Ich kann Selbstlob nicht leiden, so gerne ich es auch habe, wenn andre mich loben, darum finde denn lieber eine kleine Episode aus meiner Kinderzeit hier Raum, die den Beweis liefern soll, wie früh ich schon meine Zusammengehörigkeit mit den „nicht seßhaften Leuten“ empfand.

Ich war noch ein Schulkind und besuchte in München ein Pensionat, wo ich nicht gerade zu den gefügigsten Schülerinnen gezählt wurde. Lebhaft und

voll Intereſſe für alles Phantaſtiſche baute ich mir in Träumen meine eigne Welt, die allerdings wenig in die konventionelle Schablone der Schule paßte.

So erregte es dort auch große Mißbilligung, als ich eines ſchönen Tages mit wahrer Begeiſterung die ganze Klaſſe durch die ſenſationelle Nachricht in Aufregung verſetzte, daß ich auf dem Weg zur Schule einer Seiltänzertruppe begegnet ſei. Mein ganzer Sinn wanderte natürlich vom Unterricht weg zu den armen Leuten. Sie waren recht erbärmlich, dieſe Künſtler, denen kein ſtolzer Zirkus, keine prächtigen Toiletten, keine hohen Entreepreiſe — es wurde nur abgeſammelt — die Anwartſchaft auf dieſen ſtolzen Namen gaben. Sie machten ihre Kunſtſtücke einfach auf Teppichen auf den Straßentrottoirs, und dennoch, wie begeiſterten ſie mich! — Vor allen hatte es mir ein kleines Mädchen meines Alters angetan, ein reizendes Ding mit langen, glänzend ſchwarzen Locken, bräunlichem Teint und herrlichen Augen. Ihre Kunſtſtücke entzückten mich am meiſten, und es erregte meine größte Bewunderung, wie ſie bei allen möglichen Evolutionen ein Glas Waſſer auf der Stirne balancierte, ohne es zu verſchütten, oder gar zierlich zwiſchen Eiern mit verbundenen Augen herumtanzte. Ich war hingeriſſen von der kleinen Perſon, träumte es mir als Höchſtes, ſolche Freundin zu beſitzen, und ſuchte klopfenden Herzens ihre Bekanntſchaft zu machen. Tag und Nacht dachte ich nichts andres. Ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich, ſtatt in die Schule zu gehen, dieſer Bande auf Schritt und Tritt folgte und den Gegenſtand meiner Schwärmerei durch allerlei Beſtechungsverſuche für mich zu gewinnen trachtete. Da war es bald ein Schächtelchen, bald ein buntes Band, ein Apfel, eine Glaskugel, bald ein farbiges Bildchen, das aus meiner Taſche in die ſtets ausgeſtreckte Hand meines Ideals wanderte; ſogar die Spielſachen meiner Geſchwiſter waren mir von nun an nicht mehr heilig. — Ein Stück Torte eroberte mir endgültig das Herz der Kleinen, und wir ſchwuren uns ewige Freundſchaft! —

Sie erzählte mir von ihren ſchönen Kleidern, von den vielen Silberkreuzern, die ſie verdiene, von der Menge Bonbons, die ſie von den Leuten erhalte, und wie herrlich es ſei, ein neues Kunſtſtück zu lernen, und ſchließlich ſagte ſie mir: „Höre, Friba, du könnteſt mit uns kommen.“ (Friba! So wurde mein Name damals abgekürzt; ich fand die Abkürzung ſo poetiſch, und erſt ſpäter wurde in Wien aus der „Friba“ die „Fifi“.) „Den Eiertanz könnt' ich ſelber dir lehren, das andre wird dir ſchon die Mutter zeigen; Seiltanzen lernſt du vom Bruder; wir verdienen zuſammen eine Maſſe Geld und kaufen uns dann viele ſchöne Kleider und alle Tage Kuchen.“

Dieſe Worte Röschens — ſo hieß die kleine Verführerin — warfen einen Feuerbrand in meine Kinderbruſt. Es begann ein Kampf in meinem jungen Herzen, der um ſo heftiger wurde, je näher der entſcheidende Augenblick der Trennung herankam, denn nur noch kurze Zeit ſollte die Akrobatentruppe in München verweilen. Zu Hauſe konnte man mein ſtilles, in mich gekehrtes Weſen nicht begreifen, und meine Eltern glaubten ernſtlich an ein Unwohlſein, denn den Ausbrüchen wildeſter Luſtigkeit folgten ebenſo unmotivierte Tränengüſſe; und

dennoch war ich nicht dazu zu bewegen, die Ursache meines sonderbaren Benehmens Eltern und Geschwistern zu verraten, hatte ich doch Röschen mit heiligem Schwur beteuert, unser Geheimnis streng zu wahren, und ihr als Pfand dafür einen kleinen Goldring gegeben, der mir bis dahin mein liebstes Gut gewesen. Ich bedaure eingestehen zu müssen, daß ich zu Hause erzählte, ich hätte ihn verloren. Die Schelte nahm ich mit einer Art Heroismus hin, glücklich im Bewußtsein, für meine Liebe zu leiden! „Also du kommst, Frida!" sagte die kleine Künstlerin eines Tags. „Wir reisen bestimmt Freitag oder Samstag."

„Ich komme morgen, ich schwöre es dir!" lautete meine Antwort. — Es war am Donnerstagabend. Schlaflos lag ich in meinem kleinen Bett, das Herz wollte mir schier vor Kummer brechen, und Heldenmut und Jammer kämpften in mir. Ich sagte auf der abgerissenen Seite eines Schulheftes Eltern und Geschwistern Lebewohl, und daß ich in die weite Welt gehen müsse, um eine große Seilkünstlerin zu werden. — Ich beabsichtigte am andern Morgen statt den Weg zur Schule den in die Freiheit zu nehmen; es war mein fester Entschluß, und dennoch — je näher der langersehnte Augenblick kam, desto schwerer wurde mir der Gedanke, das liebe Zuhause zu verlassen.

Beinah begann mir mein Vorsatz leid zu tun, beinahe bereute ich das unvorsichtig gegebene Wort; allein „es mußte sein", das stand in mir fest.

Und wie ich nun des andern Morgens schwermütigen Herzens durch die Küche den Weg in die weite Welt antrat, da sah ich auf dem Küchentisch herrliche Dampfnudeln, mein Leibgericht! Es war ja Freitag, der von mir seiner köstlichen Fastenspeisen wegen so sehr geliebte Freitag! Nun galt es, sich zu entscheiden! Soll ich meiner Lieblingsspeise entsagen, den Dampfnudeln den Rücken kehren? — Unmöglich! —

Also — heroischer Entschluß — ich bleibe noch über Mittag! Morgen ist ja, wie mich Röschen versichert hatte, auch noch Zeit.

Mit Riesenappetit verzehrte ich die herrliche Speise! Am nächsten Morgen aber eilte ich mit verdoppeltem Mut, eine Dampfnudel für Röschen in der Tasche, zur Herberge, wo ich die Truppe immer aufzusuchen pflegte. Klopfenden Herzens trat ich ein, da traf mich wie ein Donnerschlag die Nachricht, die mir von einer robusten Küchenmaid zuteil wurde:

„Die Bagage ist gestern schon fort!" — Bagage!

Im Schrecken über diese fürchterliche Mitteilung vergaß ich ganz meiner Entrüstung über das rohe Wort Luft zu machen!

„Fort?" hauchte ich tonlos, „ja wohin denn?" — „A, was weiß i," brummte die Magd. „Sie sollten Ihna schamen, kleines Freil'n, so viel bei so einer Banda zu stecken!" Und damit wandte sie mir den Rücken.

Ganz zerknirscht kehrte ich heim. Dahin meine Zukunftsträume, die goldene Freiheit, das Seiltanzen und all die andern herrlichen Kunststücke! Die schöne Zauberwelt hatte sich vor mir geschlossen! Meine Eltern erfuhren nichts von dieser beabsichtigten Eskapade, und nur meiner älteren Schwester teilte ich unter Tränen mein tragisch-schönes Geheimnis mit. „Dumme Gans" war ihre mich

tief kränkende Antwort. Die furchtbare Schilderung von den grausamen Prügeln, die man bei Erlernung all jener schönen Künste zu erdulden habe, überzeugte mich nur wenig, und ich blieb lange untröstlich.

So haben mich bayrische Dampfnudeln — für die ich ebenso wie für Artisten noch immer eine besondere Vorliebe hege — davor bewahrt, eine Seilkünstlerin zu werden. Darf ich mir die bescheidene Anfrage an den lieben Leser erlauben, ob es nicht vielleicht doch besser war, daß ich „die Grille" geworden?

Oesterreichs Erhaltung – Deutschlands Selbsterhaltung

Mit dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses vom Oktober 1879 hatte die deutsche Politik einen neuen Fixpunkt erhalten. Seit den Befreiungskriegen hatte dieser Fixpunkt im Verhältnis zu Rußland gelegen. Im Jahre 1835 hatte Kaiser Nikolaus I. auf dem Balkon des Winterpalastes dem Prinzen von Preußen die auf dem weiten Platze in Paradeaufstellung harrenden russischen Garden als „die Reserve der preußischen Armee" bezeichnet, tatsächlich war Rußland im Jahre 1870 die Reserve nicht der deutschen Armee, aber der deutschen Politik gewesen. Das Bestreben der letzteren, nach der Auseinandersetzung mit Oesterreich zu diesem wieder in ein engeres Freundschaftsverhältnis zu gelangen, datiert bekanntlich bereits von der Schlacht bei Königgrätz. Als dann im Dezember 1870 die Neugestaltung des Deutschen Reiches feste Formen angenommen hatte, ergingen ungeachtet aller bisherigen Feindseligkeiten der Beustschen Politik noch aus Versailles die ersten Anregungen zu einer freundschaftlichen Annäherung beider Länder, die jedoch auch nach der Begegnung von Salzburg und Gastein im Jahre 1871 und der Dreikaiserbegegnung in Berlin im September 1872 feste Formen nicht zu gewinnen vermochten. Im Gegenteil waren die folgenden Jahre wieder nicht frei von Spannungen. Erst als Bismarck und Andrássy auf dem Berliner Kongreß einander nähergetreten waren, begann ein gegenseitiges Vertrauen Platz zu greifen. Wie schwer das zu gewinnen gewesen war, erhellt aus einem Briefe Lothar Buchers an den ungarischen Abgeordneten Pulszky, Kossuths Freund und Genossen, vom 16. Mai 1877, worin Bucher schreibt:

„Solange Bismarck und seine Tradition existieren, wird Deutschland nie auf den Zerfall Oesterreich-Ungarns spekulieren. Ein Bruch kann nur von Euch, ich meine Zisleithanien, kommen. Wir wollen Euch gute Nachbarn sein, und wenn einmal das Mißtrauen, das jetzt wieder durch eine durchsichtige Intrige angefacht zu sein scheint, sich verloren hat, könnten wir ja in ein engeres, festeres Verhältnis — gegenseitige Besitzgarantie — treten, was wir Beust vorgeschlagen haben und dieser mit Hohn zurückgewiesen hat. Halten Sie nur den Grafen Andrássy, den zu halten wir alles mögliche tun."

Zwei Jahre später gelangte der Vertrag mit Oesterreich-Ungarn zum Abschluß, und er besteht heute, nach sechsundzwanzig Jahren, ein in der Geschichte der Beziehungen der Großmächte sonst unerreichter Fall, in voller Kraft und Geltung. Diese Bismarcksche Tradition, die in dem Worte „wenn Oesterreich nicht vorhanden wäre, müßte man es schaffen" ihre deutlichste Prägung erhielt, ist heute in Deutschland unverändert lebendig und auch durch die Feindseligkeiten nicht berührt worden, mit denen Polen und Tschechen uns unausgesetzt beehren. Lemberg ist längst ein Zentrum von politischen Schwierigkeiten aller Art für Preußen geworden, und es ist eine eigne Ironie der Geschichte, daß in dem uns verbündeten Staate, für dessen Besitzstand wir Deutschen einzutreten bereit sind, der Bürgermeister der

zweiten Stadt der Monarchie, Herr Podlipny in Prag, im August 1897 an den elsaß-lothringischen Verband in Paris ein Telegramm des Inhalts richten konnte: „In dem Augenblick, da der Präsident der Republik sich nach St. Petersburg begibt zum Zweck der Union der beiden Völker, gestatten Sie einem Freunde Frankreichs, diesen Anlaß zu benutzen, seine lebhaftesten und aufrichtigsten Glückwünsche den französischen Freunden zu übersenden. Es lebe Frankreich! Na zdar!“ Dem Herrn Bürgermeister von Prag hatte da die Eitelkeit und die Selbstüberschätzung seiner werten Persönlichkeit einen Streich gespielt, sonst hätte er sich sagen müssen, daß es nichts weniger als Landes- und Reichsverrat bedeutet, wenn er entgegen der Politik und dem Bündnis seines Souveräns einem Bunde der Mächte seine Sympathie darbringt und deren Aktion ermuntert, gegen die das Bündnis seines Landesherrn unter Umständen sich richten müßte.

Derlei Anomalien, wie sie uns von Lemberg und Prag geboten werden, hat Deutschland bisher ruhig in den Kauf genommen, weil und solange es die Ueberzeugung hat, daß die amtliche österreichische Politik davon unberührt bleibt. Die hohen Ehren, mit denen Kaiser Franz Joseph das aus China heimkehrende deutsche Bataillon v. Foerster in Wien aufnahm, sein so huldvolles Telegramm an den Feldmarschall Grafen Waldersee bei dessen Heimkehr aus China haben neben manchem andern Vorgang deutlich erwiesen, wie treu der greise Monarch zu dem Bündnis mit Deutschland steht. Anderseits wäre es weit gefehlt, in der Dirigierung eines der erprobtesten Bataillone des deutschen Chinaheeres über Triest und Wien den Ausfluß einer zufälligen politischen oder militärischen Laune zu sehen. Der Einzug des Bataillons v. Foerster in Wien mit der Reichsfahne — die deutschen Truppen in China führten bekanntlich und führen noch kaiserliche Fahnen mit den Abzeichen des Deutschen Reiches — war ein kräftiger Händedruck an Oesterreich, eine feste Bürgschaft von Freundeshand an den Freund.

Wenn ungeachtet aller Feindschaft, die wir von Polen und Tschechen erfahren, Deutschland dem Bündnis mit Oesterreich unwandelbar ergeben geblieben ist, und seitens der deutschen Politik nicht das Geringste getan worden, was einer Spekulation auf Teile Oesterreichs gleichkommen könnte, im Gegenteil die beglaubigte Aeußerung eines der angesehensten deutschen Bundesfürsten vorliegt: „Es könne sehr wohl geschehen, daß Deutschland angesichts der inneren Lage Oesterreichs einmal unter die Waffen treten müsse, aber nicht um Oesterreich zu zerstückeln, sondern um es zu erhalten“ — ist es um so verwunderlicher, wenn in der französischen und englischen Presse die Loyalität Deutschlands in bezug auf seinen Bundesgenossen immer wieder in Frage gestellt, Oesterreich vor dem angeblich „unersättlichen“ Deutschtand gewarnt und mißtrauisch gemacht wird. Aus dem Umstande, daß in alldeutschen Kundgebungen Triest als das „Hamburg am Adriatischen Meere“ bezeichnet wird, auf das Deutschland nicht verzichten könne, wird der Beweis hergeleitet, daß das Deutsche Reich darauf ausgehe, sich Triest anzueignen, demgemäß dann auch die dazwischenliegenden Landesteile Oesterreichs. Deutschfeindliche Intrigen im Auslande, denen wir in allen Hauptstädten begegnen, scheuen sich nicht, die Notwendigkeit eines englisch-französischen Zusammengehens mit der Pflicht der Mächte zu begründen, das von Deutschland durch dessen Spekulation auf Teile Oesterreichs bedrohte europäische Gleichgewicht zu schützen.

Als seinerzeit das deutsch-österreichische Bündnis abgeschlossen wurde, ist es von amtlicher engtischer Stelle aus im Unterhause als eine Heilsbotschaft, als eine Botschaft von hoher Freude begrüßt worden. Das war später noch einmal der Fall, als Italien dem Bündnis beigesellt wurde, Oesterreich dadurch für seine gesamte Waffenmacht die Arme frei bekam und Italien die Integrität seines Besitzstandes durch Deutschland und Oesterreich gedeckt sah. Solange König Umberto lebte, waren alle Bemühungen aussichtslos, dieses Bundesverhältnis zu stören oder durch andre Anknüpfungen Italiens seinem Wesen nach illusorisch zu machen. In neuerer Zeit scheint aber die Auffassung, die ehedem in England in bezug auf den Dreibund bestand, einer andern Beurteilung Platz gemacht zu haben: Man sieht dort in dem Dreibunde ein Fundament der deutschen Machtstellung, obwohl

Deutschland in diesem Bündnis weit mehr der gebende als der empfangende Teil ist, und gegen dieses Fundament wird mit allen Mitteln gewirkt, um die so ersehnte Isolierung Deutschlands herbeizuführen. Auf Italien wird durch „Mittelmeerinteressen" eingewirkt, bei denen es freilich regelmäßig zu kurz kommt, die öffentliche Meinung des Landes wird bearbeitet durch die immer wiederkehrende Ausstreuung der unwahren Behauptung, daß der Dreibund Italien unerschwingliche militärische Lasten auferlege. Ganz im Gegenteil sieht Italien sich seit seiner Annäherung an Frankreich zu einer erheblichen Erweiterung seines Flottenprogramms genötigt, und die „Entlastung" seiner Westgrenze gegen Frankreich hat zu militärischen Anstrengungen an der „Ostgrenze", das heißt gegen Oesterreich geführt, die sich mitten im Bündnisverhältnis seltsam genug ausnehmen. Trotz alledem aber scheint Italien bis jetzt keineswegs daran zu denken, sich von dem deutsch-österreichischen Bündnis zu trennen, das ihm mehr als zwanzig Jahre hindurch ein Bürge seiner nationalen Sicherheit und seines Friedens gewesen ist. Möglich, ja wahrscheinlich ist, daß Italien sich auf den Augenblick einrichtet, mit dem nach dem dereinstigen Ableben des Kaisers Franz Joseph die inneren Schwierigkeiten Oesterreichs eine für den Bestand dieser Monarchie bedrohliche Gestalt annehmen könnten. Die leitenden Kreise Italiens sind aber sicherlich in voller Kenntnis des Entschlusses Deutschlands, einen Zerfall Oesterreichs mit allen Mitteln hintanzuhalten. Deutschland wird sich nicht etwa mit Italien verbünden, um Oesterreich zu zerteilen, sondern es wird im Gegenteil von Italien und allen sonst etwa interessierten Nachbarn Oesterreichs verlangen, mit dem Deutschen Reiche für die Erhaltung des österreichischen Besitzstandes einzustehen. Nur böser Wille kann annehmen, daß, nachdem wir Jahrzehnte hindurch im Bündnis mit Oesterreich für die Erhaltung seiner und unsrer Integrität gestanden, wir ihm untreu zu werden vermöchten in dem Augenblick, in dem diese Integrität von innen heraus bedroht wäre. Leider fehlt es nicht an Beweisen, daß es deutschfeindlichen Intrigen gelungen ist, mit derartigen Ausstreuungen im Auslande erfolgreich zu operieren. Ganz abgesehen von der Notwendigkeit, Oesterreich als einen Faktor des europäischen Gleichgewichts zu erhalten, wird die deutsche Politik niemals auf die Gewinnung von Gebietsteilen Oesterreichs ausgehen, weil damit die heute schon so bedeutende Stellung des Zentrums im Deutschen Reichstage zu einer geradezu überwältigenden werden und zugleich der katholische Süden des Reiches eine Stärke gewinnen würde, die ihn zu einer keineswegs aussichtslosen Rivalität mit dem protestantischen Norden nicht nur befähigen, sondern nach dem auch im Völkerleben geltenden Gesetz der Schwere auch veranlassen müßte. Eine Vergrößerung des Deutschen Reichsverbandes um österreichische Gebietsteile wäre der erste Schritt zur Auflösung des heutigen Deutschen Reiches unter der Führung Preußens und der Hohenzollern. Für das heutige Deutschland ist somit die Erhaltung Oesterreichs ein Gebot der Selbsterhaltung.

Zum Deutschen Derbyrennen zu Hamburg[1])

Von

R. Henning, Major a. D. (Bern)

Am 25. Juni 1905 fand das 37. Derby statt, das früher „Norddeutsches Derby" genannt wurde und dessen Preise hauptsächlich vom Hamburger Rennklub aufgebracht werden. Seit 1897 wurden gezahlt: dem Sieger 84 500 Mark, dem Zweiten 9500, dem Dritten 3500, dem Vierten 500 Mark.

[1]) Anmerkung der Redaktion. Der Artikel ist vor dem 25. Juni als Manuskript vorgelegt worden.

Für 1906 sind in Summa 100000 Mark ausgesetzt, und zwar 92000 Mark vom genannten Klub und 8000 Mark vom Unionklub Berlin. Das Rennen ist für dreijährige Hengste und Stuten offen, exklusive derjenigen, die in Frankreich oder England geboren sind. Dieses führt über zirka 2400 Meter unter 58 Kilogramm für Hengste und 56½ Kilogramm für Stuten. 1869 bis 1871 wurde das Rennen über ¼ deutsche Meile, 1872 und 1873 über ⅓ deutsche Meile, 1874 bis 1877 über 2500 Meter, 1878 bis 1883 über 2600 Meter, 1884 bis 1894 über 2500 Meter und von 1895 ab über 2400 Meter gelaufen. Wenn die Proposition dieses Rennens sagt, daß es über zirka 2400 Meter führt, so entspricht diese Angabe nicht dem Rennreglement, das eine einzuhaltende Zeit festsetzt. Wird diese überschritten, so wird der Preis nicht gezahlt. Die festgesetzte Zeit spricht sich ganz genau aus, es sind 1000 Meter in 3 Minuten zurückzulegen, das heißt 2400 Meter also in 7 Minuten 12 Sekunden. Will man also den Preis aberkennen, so muß der Zeitaufwand elektrisch genau gemessen werden, und die Bahnlänge darf nicht zirka angegeben sein.

Daß die Möglichkeit vorliegt, daß eine so weit gegriffene Maximalzeit nicht nur gänzlich falsch bemessen ist, sondern bei gehörigem Unfug in der Durchführung des Rennens noch überschritten worden ist, hat die Praxis bewiesen. Trotzdem hält man es für richtig, eine derartige Bestimmung im Reglement beizubehalten. Infolge des Humbugs im Hamburger Jagdrennen 1887, den wir in unsrer Broschüre „Flachrennprüfung" Seite 42 voraussagten, wurde, jedenfalls von Rennautoritäten befürwortet, 1888 durch das landwirtschaftliche Ministerium diese Maximalzeit festgesetzt.

Durch solche Satzungen zieht man den Humbug in der Durchführung der Rennen groß, Verdunklung der Vorgänge auf der Bahn und Betrug sind die Resultate. Schon 1879, wo die Bummelei noch nicht reglementarisch sanktioniert war, sagte der heutige Minister v. Podbielsky: „Je mehr das Publikum sich an den Rennen durch die Wetten (das Publikum wettet nicht, sondern setzt sein Geld am Totalisator) beteiligt, um so mehr scheint es geboten, daß der ganze Rennbetrieb so klar und durchsichtig als möglich geführt wird, damit alle Irreleitungen vermieden werden." Ueber die Wette und das Setzen am Totalisator haben wir uns im Januarheft 1905 der „Revue", Seite 120 und 121, kurz geäußert und möchten noch hinzufügen, daß nicht nur die Wette in den heutigen Rennen ein Hasard ist, sondern daß es in zweiter Potenz dadurch am Totalisator auftritt, daß die später zu zahlende Quote je nach Zufall steigt oder fällt, je nachdem wenig oder viel Einsätze auf dasselbe Pferd erfolgten, daher ist das Totalisatorverfahren ein doppeltes Hasard. Das kann nicht oft genug betont werden, um diejenigen, die ihr Geld opfern wollen, vorher zu warnen.

Auch muß das Verständnis für Leistungen wachgerufen werden. Zunächst setzt sich eine Leistung zusammen aus der Bahnlänge, dem zu tragenden Gewicht und der aufgewandten Zeit, gleiches Alter der Pferde und dieselbe Bahn vorausgesetzt. Natürlich keine zirka Bahnlänge und keine Zeitnotiz nach der Uhr, sondern elektrische Messung. Als die ungarische Stute „Gamiani" 1880 unter T. Osborne das Deutsche Derby, damals über 2600 Meter, um eine Länge gegen „Kaleb" gewann, mit „Weidmannsheil, dem Dritten" ¾ Längen dahinter, sagte Graf Lehndorff, Osborne hätte auf jedem der drei ersten Pferde gewinnen können und gewann vermutlich auf dem drittbesten. Solch ein Urteil resultiert nur daraus, daß die Pferde zu nahe beieinander durchs Ziel gehen, daß heißt ihrer wahren Fähigkeit für die gegebene Bahnlänge entsprechend nicht ausgeritten werden. Daß so etwas geschieht, liegt an den Satzungen des Rennreglements. Der Gesetzgeber hat seinerzeit jedenfalls gar nicht geahnt, daß die Entscheidung um Kopfeslänge eine derartig sophistische Auslegung finden würde, um auch immer möglichst knapp zu siegen, da eine größere Anstrengung als 5½ Meter pro Sekunde und Kopfsieg nicht nötig ist, um den Ersten Preis einzustreichen, der ja, bevor man die Leistung kennt, festgesetzt ist.

Im Deutschen Derby 1900 liefen elf Pferde, darunter der Wiener Derbysieger „Capo-Gallo". Der Reiter nahm ihn nach dem Ablauf weit zurück, wodurch das genaue Starten mit Hilfe der Startmaschine illusorisch wird. Er hatte dadurch den Vorteil, ganz innen-

liegend die kürzeste Linie abzureiten, ohne von den andern seitlich belästigt zu werden. Auch ist es nicht angenehm, nahe hinter Pferden zu reiten, weil einem viel Steine, Erde und Sand aus den Hufen ins Gesicht geschleudert werden. Sowie die Distanz, die Gerade, erreicht war, ging er vor, lief aber nur als Vierter durchs Ziel. Da der Kopfsieg ihm den Preis vor der gezeigten Leistung garantierte, hoffte er, mit einer Kopflänge doch noch siegen zu können. Er hatte sich geirrt und das Rennen verritten. Daß er in betrügerischer Absicht das Pferd verhalten, respektive so weit zurückgenommen hätte, um nicht siegen zu können, läßt sich nicht nachweisen. Wegen verdächtigen Reitens des Jockeys Sharpe wurde Capo-Gallo des Vierten Preises verlustig erklärt. Daraus läßt sich erkennen, daß die Prämiierung nach Leistung (Aprilheft 1904, Seite 111) die Reiter gezwungen hätte, nicht mit einer Länge, sondern um viele Längen zu siegen. Mit dieser Idee hätte Sharpe hinten nicht warten können, denn je weniger der Abstand vom Zweiten beträgt, desto weniger erhält der Erste. Also das plötzliche Vorwerfen eines Pferdes, um mit einer Kopflänge zu siegen, würde aufhören. Der Rennbetrieb könnte also klarer und durchsichtiger werden, und viele Irreleitungen des Publikums würden vermieden werden. Auch „Gamiani" hätte so gezeigt werden müssen, wie sie am Derbytage war und nicht nur um eine Länge besser als der Zweite. Wenn die Stute, wie im Deutschen Derby 1871 „Bauernfänger", um zwanzig Längen gesiegt hätte, so wäre das Urteil des Grafen Lehndorff wohl anders ausgefallen.

Die Illusion ist eine Schwäche, die dem Rennbetriebe anhaftet, und gipfelt in dem Satz, daß der Sieger das beste Pferd sei.

Das Deutsche Derby 1891 mit dem Siege des Graditzer „Peter" über 2500 Meter am 21. Juni ist insofern interessant, als er zwei österreichische Handikappferde „Gigerl" und „Nr. 13" (so heißt das Pferd) schlug, im Wiener Derby aber Sechster hinter dem hustenden „Achilles kk." wurde. In diesem Wiener Derby lief der von deutschen Eltern stammende „Alnok" als Siebenter, besiegte „Peter" in der Union, wurde aber im Deutschen Derby Fünfter hinter „Peter". Nach Zeit spielten sich die drei Rennen wie folgt ab: 24. Mai über 2400 Meter Derby zu Wien, den 4. Juni Unionsrennen zu Hoppegarten 2200 Meter und den 21. Juni Derby zu Hamburg 2500 Meter. Nur in der Union trug „Alnok" als Produkt deutscher Eltern 2 Kilogramm weniger als „Peter" und leistete 14,7 Meter pro Sekunde, während in den beiden Derbys die Zeitnotiz fehlt und die Gewichte 56 Kilogramm in Wien und 58 Kilogramm in Hamburg betrugen. Es ist also sehr erklärlich, da die Gewichte und Bahnlängen verschieden waren, das Durchschnittstempo aber zweifellos nicht überall 14,7 Meter pro Sekunde betrug, daß auch die Resultate verschieden waren. Diejenigen, die es für eine interessante Ungeschicklichkeit halten, Zeit, Gewicht und Distanz im Flachrennen als die Hauptfaktoren einer Leistung hinzustellen, werden jetzt immer geringer an Zahl, wenn es auch sehr lange gedauert hat, bis diese Erkenntnis sich mehr Bahn brechen konnte.

Eine andre Illusion ist, daß kostbares Material wertvoller für die Zucht sei als das weniger kostbare; dabei wird vergessen, daß das hochbezahlte Rennpferd im Gestüt seinen Wert als Zuchttier erst erweisen soll. Die Mutter der berühmten „Kincsem", welch letztere zwar in andern Rennen in Deutschland, aber nicht im Derby lief, war „Waternymph" und kostete 800 Gulden. Die Siegerinnen im Deutschen Derby „Amalie von Edelreich" (Schwester zu „Flibustier" und „Waisenknabe") 1873 und „Künstlerin" 1879 haben nichts von Bedeutung hinterlassen, es sind das die einzigen deutschen Stuten, die im Derby siegten.

Von 1869 bis inklusive 1904 liefen 322 Pferde im Deutschen Derby ab, von diesen stehen 1905 in den preußischen Staatsgestüten 14 Köpfe, darunter 4 Sieger, der obengenannte „Peter", „Geier", „Habenichts" und „Hagen". (Vergleiche „Revue" 1905, Januar, Seite 121).

Wie bekannt, beabsichtigt man, sich vom Auslande in der Vollblutzucht möglichst unabhängig zu machen. Unsrer Ansicht nach ist dies eine Unmöglichkeit, da das Vollblutpferd bei uns degeneriert und wir bis jetzt die Nachteile unsrer Scholle nach keiner Richtung hin zu paralysieren suchen. Wir haben daher auch im Deutschen Derby keinen Sieger, der von deutschen

Otto Hermann Chemiker-Ingenieur.

Digitized by Google

Eltern stammte, während von den 96 Zuchthengsten in den Staatsgestüten nur zwei, „Birkhahn" und „Nordlandfahrer", sich einer solchen Abstammung rühmen können, aber im Derby nicht starteten.

Unter den 322 Pferden, die abliefen, befanden sich 25 Köpfe von deutschen Eltern stammend, dabei ist „Pförtner", der am Start erschossen wurde, nachdem er sich das Kreuz gebrochen hatte, nicht eingerechnet. Von diesen kamen zwei auf drittem Platz ein, und ein dritter teilte 1871 den Platz mit einem andern. Von den beiden war 1904 „Real Scotch" das einzige von deutschen Eltern stammende Pferd, das, solange die Rennen in Deutschland bestehen, also bis 1829 zurück, als gewinnreichster Dreijähriger des Jahres genannt werden kann.

Unter den 322 Köpfen befanden sich 21 Graditzer Produkte, von denen 4 siegten, und 118 Ausländer, von denen 16 siegten. Es wäre nun falsch, eine Prozentzahl aus 21 zu 4 zu ziehen, denn wenn, wie 1888, drei Graditzer ablaufen, so kann doch nur einer siegen. Es muß also die Zahl der Jahre, in denen Graditzer liefen, in Anrechnung kommen. Graditz lief, inklusive des einen Trakehner 1869, in 15 Jahren mit 4 Siegen, was 26,5 Prozent Siege ergibt. Das Ausland lief in 33 Jahren mit 16 Siegen, also 48,5 Prozent Siege. Wenn nun 1905 „Patience" siegt, so hat das Ausland 50 Prozent Siege zu verzeichnen, da drängt sich doch unwillkürlich die Ansicht auf, das Ausland nicht konkurrieren zu lassen, um dieses vornehm dotierte Rennen unter Ausschluß von Graditz nur dem deutschen Züchter zugute kommen zu lassen. Bekanntlich war 1870 bis 1879 das Derby nur für Pferde in Privatbesitz offen. Führt man mit der elektrischen Zeitmessung treibende Faktoren ein wie die Prämiierung nach Leistung und die Minimalforderungen von Heft 24 „Unsre Pferde", so kann man, wenn diese Forderungen, die mit Toleranzen aufgestellt sind, um einen Meter pro Sekunde geschlagen werden, sich ruhig den Luxus der Konkurrenz des Auslandes wieder gestatten, ohne die vaterländische Zucht zu schädigen.

Vier erstklassige Jockeys saßen auf ausländischen Siegern im Deutschen Derby, so T. Osborne auf „Gamiani" 1880, F. Webb 1892 auf „Espoir", Taral 1902 auf „Macdonald" und Stern 1904 auf „Conamore". Es ist bekannt, daß ein routinierter Jockey das schlechtere Pferd gegen ein besseres als Erstes durchs Ziel reiten kann. Die Routine hängt aber durchaus nicht ab von den Siegen, sondern von der Zahl der Ritte. So hat zum Beispiel der Stalljunge H. Jones den englischen Derbysieger „Diamond-Jubilee" geritten. Wir sagten daher auch mit Recht im Januarheft 1905, Seite 122 der „Revue", man habe der Gewichtserleichterung keine Gewichtserhöhung für routinierte Reiter gegenübergestellt. Um hierüber uns klarer auszudrücken, wollen wir das Prinzip in Zahlen vorführen. In Hindernisrennen würden wir für den

1. bis 10. Ritt 3 Pfund Mindergewicht,
11. „ 20. „ 2 „ „ zuerkennen,
21. „ 30. „ das Gewicht, das dem Pferde zusteht,
31. „ 40. „ 2 Pfund Aufgewicht,
41. „ 50. „ 3 „ „
über 50 Ritte 4 „ „ zuerkennen.

In Flachrennen wäre dieselbe Skala aber mit der doppelten Zahl der Ritte anzusetzen, das heißt 1. bis 20. Ritt 3 Pfund, 21. bis 40. Ritt 2 Pfund, 41. bis 60. Ritt neutral und so weiter. Der Neuling steht so dem routinierten Reiter mit 3½ Kilogramm Gewichtsdifferenz gegenüber. Es ist vorgekommen, daß Jockeys sich das Mindergewicht durch Sieg nicht verscherzen wollten, um sich dieses für ein wichtiges Rennen aufzusparen. Dieser Betrug wird durch die Zahl der Ritte, im Gegensatz zu den jetzt gültigen drei Siegen, unmöglich gemacht. Erhält der Reiter außer dem üblichen Reithonorar für einen Ritt noch 3 Prozent von dem nach der Prämiierung nach Leistung errittenen Gelde, so kommt mehr Ehrlichkeit in die Durchführung der Rennen, was der ganzen Sache nach allen Richtungen hin nur nützen kann.

Literarische Berichte

Das Matterhorn. Von Guido Rey. Vorwort von Edmondo de Amicis. Geologische Erläuterungen von Vittorio Novarese. Deutsche Uebersetzung von Otto Hauser. Mit 37 Zeichnungen von Edoardo Rubino und 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Stuttgart und Leipzig 1905, Deutsche Verlags-Anstalt. XII, 260 S. geb. M. 20.—.

Am kommenden 14. Juli jährt sich zum vierzigstenmal der Tag, an dem der Engländer Edward Whymper mit drei Landsleuten und zwei Schweizer Führern die erste Besteigung des bis dahin für unbezwingbar geltenden Matterhorns vollbrachte. Seit diesem in der Geschichte des Bergsports denkwürdigen Tage — der freilich wegen der beim Abstieg der Sieger erfolgten furchtbaren Katastrophe in den Annalen des Alpinismus zugleich als dies ater verzeichnet steht — ist das schon vorher stets besonders rege Interesse für den „edelsten Fels von Europa", wie John Ruskin das Matterhorn genannt hat, bei den Freunden der Alpenwelt in so außerordentlichem Maße gewachsen, daß eine auf gründlichster Sachkenntnis beruhende Monographie über den Felsgiganten, wie sie uns Guido Rey in dem vorliegenden Werk bietet, von vornherein zahlreicher Leser sicher sein konnte. Aber das warme Empfinden, die echte Herzensbildung, die dichterische Gestaltungskraft und die lebendige Schilderungsweise des Verfassers geben seinem Buche eine weit höhere Bedeutung und machen es zu einem für die weitesten Kreise lesenswerten; nicht ein unternehmungslustiger oder ehrgeiziger Sportsmann bloß ist es, der hier zu uns spricht, sondern ein echter, begeisterter Freund der Berge, den eine innige Liebe zur Natur und eine tiefe Bewunderung für ihre Erhabenheit und Schönheit zum Alpinisten gemacht haben und bei allen seinen Touren leiten. Der Verfasser hat seinen reichen Stoff in sechs Kapitel gegliedert: das erste, „Die Vorläufer", gibt eine kurze historische Einleitung und schildert die bis zum Jahre 1855 gemachten Versuche, dem Berge näherzukommen. Im zweiten Kapitel, „Das Val Tournanche" überschrieben, folgt eine landschaftlich wie kulturhistorisch eingehende Schilderung dieses Hochtals. Das dritte Kapitel zeigt, wie nach unendlichen Schwierigkeiten, unter seltsamen Verwicklungen und in einem fast dramatisch verlaufenden Rivalitätskampf zwischen englischen und italienischen Alpinisten die erste Besteigung des Matterhorns endlich gelang und andre ihr rasch folgten. In den drei letzten Kapiteln berichtet Rey über seine eignen Matterhorntouren, wobei er immer auch auf die Leistungen andrer Alpinisten Bezug nimmt und prächtige Stimmungsbilder aus dem Naturleben in den Hochregionen gibt. Außer durch den von V. Novarese verfaßten höchst instruktiven Anhang über „Die Geologie des Matterhorns" wird Reys Text aufs schönste durch den reichen Illustrationsschmuck ergänzt, der teils nach photographischen Aufnahmen des trefflichen Vittorio Sella hergestellt ist, zum größeren Teil aber aus Zeichnungen von Edoardo Rubino besteht, in denen die mannigfachen Reize der Bergwelt mit eminentem Feingefühl und in hoher künstlerischer Vollendung wiedergegeben sind. Das hervorragend schön und vornehm ausgestattete Buch, ein Prachtwerk im besten Sinne des Wortes, wird zweifellos im deutschen Publikum die freudigste Aufnahme finden.

Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers. Von Theodor Beer. Dresden, Carl Reißner.

Im Sommer 1902 erschienen Aufsätze in einer Wiener Zeitung, die hier gesammelt vorliegen. Sie sind, ein Bericht über des Physikers und Philosophen Ernst Machs „Analyse der Empfindungen", in allem Wesentlichen gewiß zutreffend, aber auch mit einer so schwärmerischen Begeisterung für Mach geschrieben, daß sie auf jede Kritik verzichten. Wir schätzen die bedingungslose Verehrung, die dem Verfasser die Feder führte, aber wir können die Notwendigkeit einer Neuausgabe in Buchform nicht einsehen. M. D.

Grillparzer. Sein Leben und Wirken von Hans Sittenberger. („Geisteshelden" [Führende Geister] 46. Band), Berlin 1904, Ernst Hofmann & Comp.

Der Verfasser dieser neuen Biographie sucht vor allem das psychologische Problem, das Grillparzer darbietet, und das Widerspruchsvolle seines Wesens zu erklären. Mit schmerzlichem Empfinden lernen wir aus dem Buch den großen Dichter als einen unglücklichen Menschen kennen, der, zwiespältig in seiner Anlage, wohl in Augenblicke ungeheurer Anspannung all die reichen Kräfte seiner Seele zu einer Einheit zwingen konnte, aber nicht auf der Höhe seiner selbst zu bleiben vermochte, weil jeder Anspannung ein förmlicher Zerfall folgte. Diese Rückfälle haben frühzeitig den Menschen und den Dichter zerstört. Der Schilderung der inneren Entwicklung Grillparzers geht die Darstellung seiner äußeren Lebensumstände zur Seite. Das Buch ist gut geschrieben und mit einem Bild und einer Handschrift des Dichters geschmückt. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alpine Gipfelführer. 1. Zugspitze. 2. Elmauer Haltspitze. 3. Ortler. 4. Monte Rosa. Mit vielen Bildern und Karten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Jedes Bändchen in Leinen geb. M. 1.—.

Archiv für Theatergeschichte. Im Auftrage der Gesellschaft für Theatergeschichte herausgegeben von Hans Devrient. Erster Band. Mit dem Jahresbericht der Gesellschaft. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 7.50.

Bayerisches Verkehrsbuch 1905. Herausgegeben vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in München und im bayer. Hochland. Mit 1 Plan von München, 16 Karten und zahlreichen Illustrationen. München, im Selbstverlag des Vereins.

Deutsche Kolonial-Reform. Von einem Ausland-Deutschen. Zweiter Teil, II. Buch: Staatsstreich oder Reformen! Zürich, Zürcher & Furrer. M. 3.—.

Ewald, Dr. Oskar, Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus. Eine erkenntniskritische Untersuchung über das Verhältnis von Wert und Wirklichkeit. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Fratschen, Cäsar, Josi Seyfried. Ein Roman in Briefen und Tagebuchblättern. Fünf Bücher in zwei Bänden. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 6.—.

Geiselbach, Eduard, Schopenhauer. Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens. Nebst einer Schopenhauer-Bibliographie. Mit Bildnis. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.50.

Gnauck-Kühne, Elisabeth. Einführung in die Arbeiterinnenfrage. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das kathol. Deutschland. M. 1.—.

Jentsch, Karl, Adam Smith. Mit Bildnis. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.60.

Jerome, K. Jerome, Drei Männer auf dem Bummel. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Emil Hein. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

König, Ewald August, Die rote Laterne. Roman. Zweite Auflage. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Kosmos. Handweiser für Naturfreunde. 2. Jahrgang, Heft 1—4. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Pro Jahrgang 10 Hefte M. 2.50, Einzelhefte 30 Pf.

Kunstgeschichte. Herausgegeben von Dr. Max Schmid, nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der Musik und Oper von Dr. Clarence Sherwood. Heft 1. Vollständig in 20 Heften à 30 Pf. Neudamm, J. Neumann.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa. Lieferung 3—6. Vollständig in 50 Lieferungen à 40 Pf. Stuttgart, W. Spemann.

Langenscheidts Sachwörterbücher. Land und Leute in Frankreich. Zusammengestellt von Prof. Dr. C. Villatte. Dritte völlig neue Bearbeitung von Prof. Dr. R. Scherffig. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Gebunden M. 3.—.

Leutz, Hans, Wilhelm Freiher v. Hammerstein. Auf Grund hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 3.—.

Museum, Das. Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Band II: Rußlands soziale Zustände. Von Alexander Herzen. Band III: Annette v. Goethe. Berlin, Pan-Verlag.

Muther, Richard, Rembrandt. Ein Künstlerleben. Mit 30 Abbildungen. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 3.—.

Petersen, Dr. Julius. Willensfreiheit, Moral und Strafrecht. München, J. F. Lehmann's Verlag. M. 5.—.

Pöllmann, P. Ansgar, Was ist uns Schiller? Ein Jubiläumsbeitrag. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 70 Pf.

Salinger, Eugen, Eine Wahlverwandtschaft. Novelle in Briefen. Zweite Auflage. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 1.—.

Schiller. Festrede zur Schiller-Feier der Residenzstadt Coblenz, gehalten von Dr. August Marlini. Coblenz, W. Groos, Hofbuchhandlung.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Dr. H. Kraeger. Erster Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.

Stegemann, Hermann, Daniel Junt. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 3.—.

Vetter, Ferdinand, Schillers Flucht aus Stuttgart. Spiel in einem Akt und drei Bildern zur Schillerfeier 1905. Zürich, Ed. Rascher's Erben.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die Diplomatie am Scheidepunkte

Von einem Diplomaten

Die letzten Jahre haben für denjenigen, der an ein Walten ewiger Gesetze in den menschlichen Dingen glaubt, recht eigentümliche Erscheinungen zutage gefördert und gewiß bei manchem einen Zweifel darüber aufkommen lassen, ob die Diplomatie auch heute noch als die Kunst zu bezeichnen sei, mittels deren die gegenseitigen Beziehungen der Völker zueinander geregelt würden. Freilich hat sich auch in andern Fächern ein gewaltiger Umschwung vollzogen. Die Medizin, um von ihnen nur eins zu erwähnen, betrachtet es heute nicht mehr als ihre einzige, ja kaum noch als ihre hauptsächlichste Aufgabe, vorhandene Uebel zu heilen, sondern sucht immer mehr dem Auftreten und Umsichgreifen solcher vorzubeugen, ihre Tätigkeit wird immer mehr eine prophylaktische, und es ist nach dieser Richtung hin, daß sie ihre schönsten Triumphe feiert. Die Aufgabe der Diplomatie ist, theoretisch wenigstens, immer die gewesen, die Ursachen zu Mißhelligkeiten und Konflikten zu erkennen und wegzuräumen, und wenn sie diese in der Praxis oft nur recht unvollkommen erfüllt hat, so lag dies wohl daran, daß, wie manche Aerzte gern und bald zum Messer greifen, wo eine abwartende Behandlung vielleicht ebenso gute und bessere Erfolge bringen würde, es auch Diplomaten gegeben hat, die friands de la lame waren und in der ultima ratio regum nicht nur das letzte, sonderu auch das beste Mittel sahen, die Krankheiten der großen Körper zu heilen, die man ihren Händen anzuvertrauen leichtsinnig genug gewesen war. Ein solcher Diplomat à sabre et à poigne war Napoleon I., und wenn der „olle Blücher" und „Vater Wrangel" über die Federfuchser schimpften, die das verdürben, was das Schwert gutgemacht habe, so gehörten sie eben auch mehr zur Klasse der „Chirurgen" als zu der der „inneren Mediziner". Die Klasse ist auch heute nicht ausgestorben, sie macht sich nur weniger breit als früher und hängt sich gern ein Mäntelchen um, unter dem sie ihr Arsenal von Schuß-, Hieb- und Stechwaffen besser verbergen kann. Die Ereignisse der letzten Jahre bieten auch dafür recht lehrreiche Beispiele. Um mit dem russisch-japanischen Konflikt anzufangen, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die maßgebendste Persönlichkeit in Rußland den Krieg nicht wollte, und da sie von der Ueberzeugung ausging, daß niemand, am wenigsten Japan, es wagen würde, einen Waffengang mit Rußland zu

beginnen, auch ehrlich die Ansicht haben und aussprechen konnte, daß die mandschurische Frage nie und nimmer zum Kriege führen würde. Auf der andern Seite war man in Japan seit langem entschlossen, die letzten Konsequenzen aus den langjährigen eignen Vorbereitungen und Rüstungen zu ziehen und vor einem Waffengange mit dem Koloß nicht zurückzuschrecken, dessen tönerne Füße man längst bemerkt zu haben glaubte. Man suchte nur nach einer Rückendeckung und fand sie in dem Abschluß des Vertrags mit England. Und hier ist vielleicht die Stelle, von der Rolle der Länder zu sprechen, deren Mund von Entsetzen über die Opfer voll ist, die der Krieg gekostet hat, und von Preisungen der Wohltaten des Friedens überfließt und die doch nie einen Finger gerührt haben, um den letzteren zu erhalten und den ersteren zu vermeiden. Als Japan 1894 den Krieg mit China vom Zaune brach, hätte ein Wort der Seemächte genügt, um ihn zu verhindern. Die Vereinigten Staaten wollten nicht die übrigens nicht vorhandene Gefahr laufen, in einen Konflikt in Ostasien verwickelt zu werden. Frankreich hatte denselben Wunsch und hätte außerdem eine Schwächung Chinas nicht ungern gesehen, das ihm immerhin ein unbequemer Nachbar an der Grenze von Tonking war, und England, das an einen chinesischen Sieg glaubte, sah in ihm den Pufferstaat der Zukunft gegen Rußland, dessen Herstellung ihm so ohne eigne Kosten gelungen wäre. Nach dem Kriege hatte England es ebenso in der Hand, dem Zusammengehen der drei Mächte in Ostasien durch seinen Beitritt eine ganz andre Richtung und Konsistenz zu geben, wenn es sich zu diesem, zu dem er aufgefordert war, unter der Bedingung bereit erklärt hätte, daß die Mächte sich gegenseitig verpflichteten, auch ihrerseits kein chinesisches Gebiet in Besitz nehmen zu wollen. Ein Präzedenzfall dafür lag in den Verhandlungen über die Räumung Port Hamiltons durch England 1886, bei denen Rußland erklärt hatte, daß es kein koreanisches Gebiet besetzen werde, solange die bisherigen Zustände dort erhalten blieben. Auch die Boxerunruhen in China mit allem, war daran hing, hätten bei einiger Energie der Vertragsmächte vermieden werden können, aber es war wiederum die Abneigung der Vereinigten Staaten gegen ein präventives Eingreifen, der sich England gern anschloß, die dieses verhinderte. Der japanische Krieg endlich wäre wahrscheinlich ebenfalls vermieden worden, wenn England und die Vereinigten Staaten, die der russischen Politik in Peking diplomatisch entgegengearbeitet hatten, mit Japan gemeinschaftlich die Achtung der vertragsmäßigen Rechte gefordert hätten, die sie in der Mandschurei besaßen; aber auch hier fanden es die Vereinigten Staaten ungefährlicher, sich auf diplomatische Aktion zu beschränken, während England sehr zufrieden war, nach einem alten Rezept seine Interessen in Indien durch eine andre Macht am Stillen Ozean verteidigen zu lassen. Auch die russische Politik, ich sage absichtlich nicht Diplomatie, denn die Alexejeff, Abasa, Bezobrazoff, Plehwe, die so große Schuld an dem resultatlosen Verlauf der dem Ausbruch des Kriegs vorhergehenden Verhandlungen trugen, gehörten derselben nicht an, war blind für alles, was nicht ihren eignen Wünschen entsprach, und trug so die Schuld an dem Ausbruch eines Kriegs, der in den anderthalb

Jahren seiner bisherigen Dauer vielen Tausenden Leben und Gesundheit, Hab und Gut gekostet hat und eine Erbschaft zu hinterlassen droht, die weitere Hekatomben von Opfern in Aussicht stellt.

Während so im Osten sich Ereignisse abspielen, die sicherlich nicht ein auf der Gewinnseite zu verzeichnendes Guthaben derjenigen darstellen, welche die Politik gemacht haben, die zu ihnen geführt hat, ist die europäische Diplomatie eifrig damit beschäftigt, Verhältnisse wieder einzurenken, die nie hätten ausgerenkt zu werden brauchen. Es handelt sich im Grunde nur um die Frage, ob die Abmachungen des Vertrages von Madrid vom 3. Juli 1880, die von den beteiligten Mächten feierlich ratifiziert wurden, von einigen dieser Mächte durch unter sich abgeschlossene Vereinbarungen beiseitegesetzt werden können. Daß die Antwort darauf nur in einem ganz entschiedenen „Nein" bestehen kann, liegt auf der Hand, aber es ist charakteristisch für die bestehende Auffassung von dem Wert und der Bedeutung internationaler Vereinbarungen, daß in der Presse von einem halben Dutzend Ländern nicht diejenigen, welche die eingegangenen Verpflichtungen ignoriert haben, sondern derjenige, der gegen eine solche Verletzung des öffentlichen Rechts Verwahrung eingelegt hat, als Friedensbrecher beschuldigt und verschrien wird. Wenn in dem ersten Teil dieser Frage die Diplomatie der beteiligten Mächte sicherlich nicht im Sinne einer vertrauen- und friedenerhaltenden Politik tätig gewesen ist, scheint es, als ob in ihrem weiteren Verlauf die in Verruf geratene Dame wieder zu Ehren gebracht werden soll. Wenn man sich schlägt, so tut man das zwischen den Kabinetten à armes courtoises und überläßt die Dreschflegeleien derjenigen gelben Presse, die ihre Aufgabe in der Verhetzung von Völkern sieht, deren Wunden sie weder zu tragen haben noch zu heilen imstande sein würde.

Wenn wir aber auch der Diplomatie von ganzem Herzen einen blutlosen Erfolg wünschen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß die ostasiatischen Ereignisse wie die marokkanische Frage die Hoffnungen und Erwartungen aller derer sehr herabgestimmt haben, die in dem Eifer für Schiedsgerichtsverträge, wie er den Anfang dieses Jahrhunderts kennzeichnet, den Beginn einer neuen Aera in der Geschichte der Diplomatie zu sehen glaubten oder wünschten. Die Vorgänge der letzten Jahre haben diesen Glauben leider sehr erschüttert und bewiesen, daß er wieder einmal nur der Sohn des Wunsches gewesen ist. Selbst der russisch-englische Streitfall wegen der Vorgänge auf der Doggersbank, der sich wie kaum ein andrer für die Behandlung durch das Haager Schiedsgericht geeignet haben würde, ist diesem entzogen worden, weil — wenn man ehrlich sein will — von den drei direkt oder indirekt an ihm beteiligten Mächten mindestens zwei nicht eine gerichtliche Entscheidung wünschten, die in der Brust des Verlierenden durch die Begründung des Urteils einen Stachel hätte zurücklassen können. So zog man eine diplomatische Verhandlung vor, in der die Frage des Rechts nicht erörtert wurde und bei der die Richter dem einen erklären konnten, daß ihm ein Unrecht zugefügt worden sei, während sie die Frage, ob der andre ein solches begangen habe, vorsichtig offen ließen. Auch bei einer

zu erwartenden Erledigung der Marokkofrage wie bei dem schließlich doch einmal zu erwartenden Friedensschlusse zwischen Japan und Rußland wird der Haager Schiedsgerichtshof beiseite gelassen werden, denn bei allen solchen Sachen läßt sich der Natur der Dinge nach ein gewisses Feilschen nicht vermeiden, für das vor einem Gerichtshofe die Möglichkeit wegfällt. Nur einmal ist der Haager Gerichtshof in Tätigkeit getreten, bei der Entscheidung der Frage, ob die japanische Regierung berechtigt sei, den Besitzern von Grundstücken in den früheren Fremdenkonzessionen gewisse Steuern aufzuerlegen, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Japaner, diesmal der unterliegende Teil, den Grund ihrer Niederlage mehr in der Tatsache der europäischen Nationalität der Richter als in der Schwäche ihrer eignen Sache gesucht haben werden. Hinter einem Gerichtshof muß überhaupt eine Macht stehen, die dessen Urteilen die Ausführung zu sichern willig und imstande ist. Die Macht der öffentlichen Meinung allein genügt dafür heute noch nicht. Wie viele von den gewöhnlichen Urteilen der Zivilgerichtshöfe würden ausgeführt werden, wenn hinter dem Richter nicht der Gerichtsvollzieher stände? Ein solcher internationaler Gerichtsvollzieher würde aber nur von einer Macht, wie das alte römische Reich deutscher Nation gedacht wurde und Napoleon I. sie erstrebte, zu stellen sein, „et le jeu ne vaudrait certainement pas la chandelle“. Ob die Diplomatie und die Diplomaten geneigt sein würden, mehr prophylaktische Politik als bisher zu treiben? Die Heilige Allianz, der Dreibund und der Zweibund können als für einen solchen Zweck geschlossen angesehen werden, und sie haben ja unzweifelhaft der Erhaltung des Friedens gedient; von den jüngsten französisch-englischen und französisch-spanischen Abmachungen wird ähnliches behauptet, aber wenn man auch die Botschaft hört, fehlt doch der Glaube, und man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß manche der Steine, die von einer Stelle des Weges entfernt wurden, sorgfältig an einer andern wieder aufgeschichtet worden sind. Das Schlimme und zugleich das Schwierige einer solchen prophylaktischen Politik würde eben sein, daß es sich bei allen politischen Fragen nie um einen, sondern um mindestens zwei Staaten handelt und daß jeder von ihnen fürchten würde und vielleicht müßte, das Spiel zu verlieren oder zum mindesten seine günstigen Aussichten zu vermindern, wenn er seine Karten zu früh aufdeckte. Aber vielleicht ließe sich doch ein Mittel finden, wenn die Kabinette mehr, als dies bisher der Fall gewesen, die öffentliche Meinung in ihr Vertrauen zögen. Den Vogel Strauß kann heute niemand mehr mit Erfolg spielen, und für die Wahrheit, welche die Beteiligten verkünden könnten, lanziert die Presse heute tausend Unwahrheiten. Dabei finden freilich vielfach nur Lüge und Verleumdung ihren Vorteil, aber die Beunruhigung der öffentlichen Meinung wird dadurch nicht geringer, und man mag von der Befähigung der letzteren, Wahres von Falschem zu unterscheiden, noch so gering denken, ableugnen läßt sich doch nicht, daß sie selbst in ihren größten Irrungen und Mißgriffen eine nicht zu unterschätzende Macht darstellt. Gerade der Rolle gegenüber, welche die Presse in allen politischen Fragen spielt, scheint die Notwendigkeit immer schärfer hervorzutreten,

daß die Diplomatie dem Geheimnisvollen entsage, mit dem sie sich als einem ehrwürdigen Ueberbleibsel vergangener Zeiten immer noch zu umgeben liebt. Der alte Satz, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verhüllen, gehört mit so manchen andern Gemeinplätzen in die Rumpelkammer der Politik, und eine moderne Diplomatie wird ihn im eignen wohlverstandenen Interesse dort lassen. Nicht der kleinste Teil der diplomatischen Erfolge des Altreichskanzlers ist der Tatsache zuzuschreiben, daß man sich in politischen Kreisen daran gewöhnt hatte, an seine Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit zu glauben. Wenn vor 1866 seine Offenherzigkeit vielleicht mehr als vieles andre dazu beigetragen hatte, seine Pläne zu verschleiern, diente sie nachher unzweifelhaft dazu, ihn zu dem „arbiter mundi“ zu machen, der er tatsächlich war. Eine solche Offenherzigkeit schließt aber auch zugleich eine ganz bestimmte Kontinuität der eignen Politik ein; nichts ist so geeignet, Vertrauen zu erwecken wie eine solche, während auch die geistreichsten Aperçus nur dazu dienen, die Politik, in der sie eine zu häufige Erscheinung bilden, zu diskreditieren. Sache der Diplomatie, besonders der deutschen, wird es sein, durch eine solche Kontinuität in vorbauender Weise für die Erhaltung des Friedens auf der Grundlage allgemeiner Gleichberechtigung, die auch die eigne einschließt, zu wirken; sie wird dann wieder die Rolle in der Politik spielen, die ihr gebührt und die sie nie hätte einbüßen sollen. Der Anfang dazu ist gemacht worden, der Erfolg wird ihr auf dem Wege nicht fehlen, wenn sie sich selbst nicht wieder untreu wird.

P. S. Seitdem diese Zeilen geschrieben wurden, ist die Verständigung über die Behandlung der Marokkofrage zwischen Deutschland und Frankreich perfekt und damit der Beweis geliefert worden, daß auch ernste Schwierigkeiten auf diplomatischem Wege erledigt werden können. Möge das Beispiel, das Frankreich und Deutschland gegeben haben, bald Nachahmer finden.

„Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“

Eine politisch-historische Marinestudie

von

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

(Fortsetzung)

Von der Einigung Deutschlands als Folge des französischen Krieges hätte man die allergünstigste Rückwirkung auf die Weiterentwicklung der Marine erwarten sollen, nicht nur wegen des größeren Objektes, dessen Interessen die bewaffnete Macht hinfort zu dienen berufen war, sondern im Hinblick darauf, daß mit den materiellen Mitteln jetzt weniger gekargt zu werden brauchte. Zwei Momenten wird es zuzuschreiben sein, daß diese Erwartung sich nicht voll erfüllte. Abgesehen davon, daß die Untätigkeit, zu der die Flotte infolge ihrer Inferiorität der französischen gegenüber verurteilt war, nicht geeignet schien, das Interesse

und die Sympathie für sie sehr zu stärken, lag die Tatsache vor aller Augen, daß Deutschland nicht wesentlich darunter zu leiden gehabt hatte, daß die deutschen Häfen, der deutsche Seehandel und die Küsten ohne kräftigen Schutz gewesen waren, wozu noch kam, daß der im Landkriege unterlegene Gegner gezwungen werden konnte, den uns verursachten Seeschaden zu ersetzen. Sodann aber mußten bei der bald erkannten, auch ohne Scheu ausgesprochenen Revanchepolitik Frankreichs wir Jahre hindurch auf unsrer Hut sein und konnten uns auf nichts einlassen, was unsre nationale Kraft und die Geldmittel für nicht nächstliegende Zwecke in Anspruch nahm. Die Wahrung der überseeischen Interessen gehörte aber derzeit zu diesen nächstliegenden Aufgaben noch nicht.

Aeußerlich trat dies zunächst dadurch in die Erscheinung, daß man die Marine, die zwar bis dahin als Chef der Verwaltung seit zehn Jahren einen Landoffizier, den Minister Grafen Roon, als dessen rechte Hand seit längerer Zeit in der Stellung als Direktor des Marineministeriums aber doch einen tüchtigen Seeoffizier besaß und deren Kommandoleitung eine rein seemännische war, nunmehr, beginnend mit dem Jahre 1872, gänzlich, auch im Kommando, einem General der Armee unterstellte. Schon durch Kabinettsorder vom 15. Juni 1871 wurde das Oberkommando der Marine aufgehoben und seine Funktionen dem Marineministerium übertragen. Hiermit war der um die Marine so hochverdiente Oberbefehlshaber, der Prinz-Admiral, beiseite geschoben worden, denn in der ihm belassenen Stellung eines Generalinspekteurs der Marine hätte er fernerhin kaum eine seinen Kenntnissen und Gaben entsprechende Tätigkeit entwickeln können, und er trat als solcher auch so gut wie nicht in Funktion.[1]) Das Marineministerium, das nunmehr wieder Verwaltung, Technik und Kommando in sich vereinte, erhielt durch Kabinettsorder vom 1. Januar 1872 die Bezeichnung „Kaiserliche Admiralität" und einen Chef, der die Verwaltung unter Verantwortlichkeit des Reichskanzlers, den Oberbefehl nach den Anordnungen des Kaisers zu führen hatte. Das hauptsächlich zur Wahrnehmung der militärisch-seemännischen Gesichtspunkte als beratendes, aber nur nach Erfordernis (was so viel hieß als nach Gutdünken des Chefs der Admiralität) zu berufende Organ: der „Admiralitätsrat", blieb tatsächlich so gut wie ausgeschaltet. Zum Chef der Admiralität wurde gleichzeitig Generalleutnant v. Stosch, eine bewährte Verwaltungskraft, ernannt, während der im Patent ältere Vizeadmiral Jachmann bald zur Disposition gestellt wurde.

Diese neuen eingreifenden Maßnahmen waren zu einem guten Teil dem Einfluß der Armee, namentlich dem des Militärkabinetts, zuzuschreiben. Letzteres, obwohl dem Wesen der Marine fremd, hatte in allen Personalangelegenheiten

---

[1]) Der Prinz hatte sich während des französischen Krieges in der Umgebung des Königs im Versailler Hauptquartier aufgehalten, um von dort, soweit erforderlich, die Marineaktion nach Vortrag bei Seiner Majestät und Deren Entscheidung zu leiten, begab sich nach Friedensschluß bald auf Reisen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit und behufs Besuchs englischer Arsenale und Schiffe, starb aber bereits Juni 1873 in Karlsbad infolge eines Herzschlags, von der Marine tief betrauert.

Digitized by Google

der Marine, die bestimmungsmäßig durch dieses bei Seiner Majestät zum Vortrag gelangten und zur Entscheidung gebracht wurden, von jeher einen die Selbständigkeit der Marine beeinträchtigenden, oft der frischen Entwicklung nicht dienlichen Einfluß geübt. Während der Allerhöchste Kriegsherr, der zwar für die Marine ein ebenso warmes Herz hatte wie für das Heer, in allen Armeefragen der beste Sachkenner war, traf dies für die Marine derzeit naturgemäß in dem Maße nicht zu. Um so bedenklicher mußte es sein, daß einem Armeeoffizier nicht nur die Verwaltung, sondern gleichzeitig auch — ganz im Gegensatz zur Armee — die Kommandogewalt für die Marine übertragen wurde, während er den marinetechnischen und seemännischen Dingen völlig fremd gegenüberstand. Ein besonderes Glück war es, daß man in der Person des neuen Chefs der Admiralität einen sehr weitschauenden Mann und bedeutenden Organisator gefunden hatte. Wohl wurden im Beginn einige dem Fachmann kaum verständliche und wenig erfreulich berührende Maßnahmen getroffen, der Chef der Marine trat aber ohne Voreingenommenheit ans Werk, erkannte bald, daß die Verhältnisse der Marine doch wesentlich anders lagen als entsprechende der Armee, und daß Erfolge nur zu erwarten seien, wenn er sich auf die erfahrenen Seeoffiziere stütze. Tatsache war jedenfalls, daß er sich je länger, um so mehr den Marineinteressen mit ganzer Seele hingab und diese, auch wo sie mit denen der Armee kollidierten, kräftig vertrat.

Eines seiner ersten organisatorischen Werke war die Einführung eines Mobilisierungsplanes für die Marine, dessen dem Verfasser dieses übertragene Bearbeitung bei den von jenen der Armee ganz und gar abweichenden Grundbedingungen große Schwierigkeit verursachte, sich dann aber bewährte. Ein weiterer Schritt war die Einführung einer allgemeinen Dienstinstruktion für die Schiffskommandanten, die ebenfalls der Hauptsache nach vom Verfasser schon vor mehreren Jahren entworfen und in einer Kommission von Seeoffizieren durchberaten, seit lange fertiggestellt war, zu deren Emanierung man sich bisher indes nicht hatte entschließen können, weil Meinungsverschiedenheiten zwischen der Verwaltungs- und Kommandoinstanz über einige Punkte noch der Ausgleichung harrten. General v. Stosch stand auf dem richtigen Standpunkte, als notwendig erkannte Bestimmungen ins Leben treten zu lassen, wenn auch Einzelheiten noch verbesserungsbedürftig seien, weil erst der praktische Gebrauch das Urteil darüber zu klären vermöge.

So gelangten auch andre, schon lange vorbereitete militärische und Verwaltungsreglements bald zur Einführung und trugen dazu bei, den Ruf des energischen Chefs der Marine als Organisator zu fördern.

Die Geldmittel flossen freilich aus denselben Gründen wie früher nicht so reichlich, wie erwünscht. War es vordem der preußische Finanzminister, so sorgte jetzt der Staatssekretär des Reichsamts des Innern (derzeit Minister Delbrück), daß die Bäume der Marine nicht in den Himmel wuchsen, und die Etatsvorschläge der Admiralität wurden dort stets einer gründlichen Beschneidung unterworfen. Um eine gesichertere Grundlage für die erforderlich erachtete Ver-

stärkung der Flotte zu besitzen und da manche technische Gesichtspunkte im Laufe der Zeit der Berichtigung bedurften, wurde im Mai 1872 dem Reichstag abermals ein Flottenerweiterungsplan vorgelegt. Naturgemäß mußten auch die Ziele einer die maritimen Interessen des gesamten Deutschen Reichs vertretenden Marine höher gerückt werden als die nur für den Norddeutschen Bund gegebenen. Unter anderm wurde dies belegt durch die Anführung, daß der Wert der Einfuhr allein in Bremen und Hamburg sich in den letzten Jahren von 293 Millionen Talern auf 483 Millionen Taler gesteigert habe, und für den Nachweis, daß die gegenüber dem Flottenplan von 1867 aufgestellte Mehrforderung von insgesamt zirka 63 Millionen Talern bis inklusive 1874 eine mäßige sei, ausgeführt, daß die Jahresbudgets von 1872 für England zirka 63 Millionen, Frankreich 39 Millionen, Rußland 29 Millionen Taler betrugen gegenüber der gleichzeitigen Jahresetatsforderung für die deutsche Marine von 9422000 Talern. Das Ordinarium für 1874 war auf 3643200 Taler veranschlagt bei einem gleichzeitigen Extraordinarium von 9543970 Talern.

Die Motive dieses Flottenplans lassen übrigens die durch den Verlauf des französischen Krieges hervorgerufene und wohl erklärliche Auffassung des Armeegenerals darin erkennen, daß die Aufgaben der Flotte, namentlich hinsichtlich der Offensive, weniger hoch gestellt sind wie in den früheren Plänen, indem angeführt wird, daß die Offensivkraft in einem großen Kriege Deutschland der Armee überlassen müsse, und daß es nicht die Aufgabe der Flotte sein könne, gegen die europäischen Großmächte offensiv vorzugehen, sondern nur dahin unsre Macht zu tragen, wo wir kleinere Interessen zu vertreten haben und wo wir die eigentliche Macht unsers Staates, die Landmacht, nicht hinbringen können; auch wird irrtümlicherweise darin unsre Küste als für feindliche Landungszwecke wenig geeignet bezeichnet. Uebersehen war dabei ferner leider, daß wir uns doch unmöglich so ohne weiteres von durch unsre Armee nicht erreichbaren Seestaaten wie England und Nordamerika ruinieren lassen dürfen, und daß selbst Frankreich und Rußland uns in einem künftigen Kriege unsäglichen, in hundert Jahren nicht wieder gutzumachenden Schaden zufügen können und dies tun werden, wenn sie uns gegenüber die See beherrschen. Im ganzen wird man sagen müssen, daß die Motive des Plans die großen Seeinteressen Deutschlands nicht genügend würdigten.

In Uebereinstimmung hiermit war in diesem Plane auch weder eine erhebliche Mehrforderung an Panzerschiffen (es wurden nur gefordert 8 Panzerfregatten und 6 gepanzerte Korvetten sowie 7 Monitors gegenüber 20 Panzern des Planes von 1865) noch an Kreuzern vorgesehen, dagegen war neu die Forderung von 28 Torpedofahrzeugen.

Die Gegner der Flottenverstärkung im Reichstage konnten sich, als ihm in späteren Jahren erweiterte Vorlagen gemacht wurden, mit Recht auf die verhältnismäßig geringen Forderungen dieses Planes und freilich noch mehr auf die später von Herrn v. Caprivi gestellten beziehen.

Der Aufschwung, den Handel und Industrie des Vaterlandes in dieser

Zeit nahm und der sich schon in den vorangeführten Ziffern der Einfuhr einiger Hansestädte spiegelt, hatte zur Folge, daß von seiten der Deutschen in Uebersee vielfach Forderungen zum Schutze ihrer Interessen oder ihres gefährdeten Eigentums gestellt wurden, denen nur durch Entsendung und zuweilen kräftiges Einschreiten von einzelnen Kriegsschiffen und von Geschwadern genügt werden konnte. Es sei des Eingreifens der Korvetten „Vineta“ und „Gazelle“ 1872 in Port au Prince-Haiti erwähnt, wo es der zeitweiligen Beschlagnahme zweier haitischer Kriegsfahrzeuge bedurfte, bevor die Regierung sich entschloß, ihre Schuld an einen Deutschen zu begleichen; des Einschreitens der Korvette „Augusta“ und zweier Kanonenboote, Dezember 1874, gegen die Karlisten in der Bucht von Guetaria, die sich daselbst einer gestrandeten Rostocker Brigg bemächtigt hatten; der Vertragsschließung beziehungsweise des Eingreifens in die Revolutionskämpfe zum Schutze des Deutschtums durch die Korvetten „Nymphe“, „Gazelle“, „Hertha“, „Ariadne“ zu verschiedenen Zeiten Anfang und Mitte der siebziger Jahre behufs Ordnung der verworrenen Zustände auf den Samoa- und Tongainseln sowie in Neupommern; der Erzwingung einer Bestrafung der Mörder des deutschen Konsuls in Saloniki durch Entsendung der Korvette „Medusa“ und einiger Kanonenboote und darauffolgend eines Panzergeschwaders; der Demonstration durch die Korvetten „Leipzig“, „Elisabeth“, „Freya“, „Medusa“ und „Ariadne“ auf beiden Seiten des Isthmus gegen den Freistaat Nicaragua, der unter Androhung von Gewaltmaßregeln gegen den deutschen Konsul in der Stadt Leon seiner Verpflichtung zur Zahlung schuldiger Gelder sich im Jahre 1878 zu entziehen versuchte; der Erzwingung der Herausgabe des im Kriege zwischen Peru und Chile 1879 widerrechtlich beschlagnahmten deutschen Dampfers „Luxor“ durch die Panzerkorvette „Hansa“ und Korvette „Freya“; der Bestrafung der Neger der Ansiedlung Nana Kru durch deren Abbrennen durch die Korvette „Viktoria“, 1871, weil sie an dem Hamburger Dampfer „Carlos“ Seeraub verübt hatten, und der Strafexpedition der Korvette „Hertha“, 1882, an der Dahomeyküste, wo von den Eingeborenen der Schoner „Ernte“ beraubt worden war. Ein ohne höhere Anweisung erfolgtes Eingreifen in den damaligen spanischen Bürgerkrieg, 1873, durch Fortnahme des von der insurgierten spanischen Marine besetzten Avisos „Vigilante“ durch das Panzerschiff „Friedrich Karl“, das zum Schutze der Deutschen an die insurgierte Küste gesandt war, fand indes nicht die Billigung von seiten des Auswärtigen Amtes, wenn auch die dortigen Deutschen sich sehr befriedigt erklärten über den ihnen gegen die Insurgenten gewährten Schutz.

Wie früher bei der Suezkanaleröffnung, so hatte auch in dieser Periode ein Teil der Flotte mit ihren Geschwaderübungen Repräsentationspflichten zu verbinden, indem das Uebungsgeschwader 1873 gemeinsam mit fremdländischen der feierlichen Krönung des Königs von Norwegen in Drontheim beiwohnte und wiederum den Kronprinzen des Deutschen Reichs zur Begrüßung des gekrönten Königs nach dessen norwegischer Hauptstadt geleitete.

Der weite Blick des im September 1875 als Admiral à la suite des Seeoffizierkorps gestellten Generals v. Stosch bekundete sich auch darin, daß er nicht

nur durch die vorstehend angeführte überseeische politische Tätigkeit der Flotte für deren Ruf und deren Beliebtheit zu wirken suchte, sondern auch durch Ausführung von Arbeiten zum Nutzen der seefahrenden Allgemeinheit und der marinen Wissenschaften. So wurde von ihm das Hydrographische Amt neu organisiert, das durch sorgsame Vermessungen der näheren und ferneren Meere, Herstellung und Herausgabe von Karten und nautischen Werken und Zeitschriften sich einen gediegenen Ruf auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus erwarb; so gründete er die Deutsche Seewarte für Förderung der marinen Meteorologie und Weiterentwicklung des Kompaßwesens und der Chronometerindustrie zum Nutzen der deutschen Seeschiffahrt, desgleichen das physikalische Observatorium in Wilhelmshaven, das sich hochverdient machte auf dem Gebiete der Gezeitenwissenschaft und des Magnetismus, so endlich veranlaßte er die Aussendung der ersten und bisher einzigen deutschen wissenschaftlichen See-Expedition der kaiserlichen Marine mittels der Korvette „Gazelle", der bei einer Reise um die Erde die Aufgabe gestellt wurde, die physikalischen Verhältnisse der Meere zu erforschen durch Lotungen, Temperaturmessungen, Salzgehaltbestimmungen der Wasserschichten von der Oberfläche bis zum Meeresboden, ferner zur Unterstützung und Beteiligung an den astronomischen Beobachtungen des Vorüberganges der Venus von der Sonnenscheibe (behufs genauerer Bestimmung der Entfernung der Erde vor der Sonne) auf der bisher noch wenig bekannten, im südlich-indischen Ozean gelegenen Inselgruppe der Kerguelen sowie zu Untersuchungen und Sammlungen auf allen naturwissenschaftlichen Gebieten, eine Expedition, deren Leitung dem Schreiber dieses anvertraut wurde und deren Ergebnisse die wissenschaftliche und nautische Welt in hohem Grade befriedigt hatten.

Auch andre wissenschaftliche Bestrebungen wurden nach Kräften begünstigt, so die der internationalen, gleichzeitig an verschiedenen Punkten des Zirkumpolargebietes ein Jahr hindurch Platz greifenden meteorologischen und magnetischen Forschung, die hauptsächlich durch die Bemühungen des Direktors der Deutschen Seewarte ins Leben gerufen war und bei welcher der Verfasser die Kriegsmarine zu vertreten hatte. Auf unsern gemeinsamen Antrag wurden die Geldmittel dafür vom Reichsamt des Innern und dem Reichstage bereitwilligst zur Verfügung gestellt, und der Chef der Admiralität erteilte in gleicher Weise der sich auf die westamerikanische Station begebenden Korvette „Moltke" 1882 den Auftrag, die Mitglieder der südlichen Polarkommission (für die nördliche war ein besonderes Fahrzeug beschafft worden) nebst ihrem Material für Errichtung einer Station nach Süd-Georgien zu schaffen und bei der Einrichtung behilflich zu sein.

Leider hatte die Marine in dieser Periode den Verlust eines ihrer besten Panzerschiffe zu beklagen, den Untergang des „Großen Kurfürsten", der im Geschwaderverbande im Englischen Kanal beim Ausweichen vor entgegenkommenden Kauffahrteischiffen am 31. Mai 1878 dem Flaggschiff „König Wilhelm" derart vor den Bug kam, daß dessen Rammsporn ihm einen sehr schweren Leck

bereitete. Er sank in kürzester Zeit, und mehr als die Hälfte der Besatzung fand dabei ihren Tod in den Wellen.

Die Verdienste, die sich General v. Stosch um die äußere Entwicklung und innere Kräftigung der Marine erworben, fanden bei Seiner Majestät dem Kaiser Wilhelm die vollste Anerkennung, die unter anderm Ausdruck fand bei der Inspizierung der Flotte durch Seine Majestät und sich daran knüpfendes großes Flottenmanöver in und bei der Kieler Föhrde Mitte September 1881, wobei auch ein Angriff gelandeter Mannschaften auf die Eingangsforts, Sprengung eines Kanonenbootes mittels Mine sowie Vernichtung des alten Transportschiffes „Elbe“ durch einen vom Torpedoschulschiff „Blücher“ gefeuerten Fischtorpedo stattfand. In einem Allerhöchsten Erlaß vom 17. September 1881 sprach Seine Majestät sich besonders befriedigt über das Ergebnis seiner Inspizierung aus und verlieh in Anerkennung der Verdienste des Chefs der Admiralität um die Marine ihm den Schwarzen Adlerorden.

Das Vertrauen, das Seine Majestät in die Leitung und Leistung der Marine setzte, hatte sich auch schon vorher bekundet, indem Allerhöchstderselbe, dem Wunsche Seiner Königlich und Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen nachkommend, die Einstellung Höchstdessen Sohnes, des Prinzen Heinrich, als Kadett in die Marine und seine Einschiffung auf dem Kadettenschulschiff, der Segelfregatte „Niobe“, im April 1877 zu befehlen geruht hatte.

Bei den durch die Jahresetats gestellten Anträgen auf Verstärkung der Marine war neben dem Widerstande des auf äußerste Sparsamkeit haltenden Reichsamts des Innern, das derzeit die Finanzen des Reichs leitete, auch noch die Gegnerschaft verschiedener Parteien des Reichstags zu überwinden, die wenig Verständnis für die Notwendigkeit der Entwicklung der Marine an den Tag legten. Ein Akt der Klugheit war es, daß der Chef der Admiralität, soweit möglich, dem linken Flügel des Hauses, dessen Votum oft ausschlaggebend war, entgegenzukommen suchte, indem er sich nicht nur privatim mit den maßgebenden Führern auf besten Fuß stellte, sondern vielfach in weniger wichtigen Dingen etwas weitgehende Konzessionen machte. Diese Art der Wahrnehmung der Marineinteressen wie auch Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Aufgaben und der Art des Eintretens der Schiffe für überseeische Interessen führten mit der Zeit leider ein gespanntes Verhältnis zwischen dem Reichskanzler und dem General herbei, unter dem die Sache zu leiden hatte und das schließlich letzteren bewog, seine Enthebung von seinem Posten Allerhöchstenorts zu erbitten, die ihm am 20. März 1883 zuteil wurde.

General v. Stosch hatte während der mehr als elfjährigen Leitung der Marine, wie er vor Abgabe der Geschäfte uns, seinen versammelten Mitarbeitern, in Motivierung seines Entlassungsgesuches erklärte, erkannt, daß die Marine ein eigenartiges, mit Erfolg nur durch die aus ihr selbst hervorgegangenen Kräfte zu leitendes Institut sei, und er hatte daher auch vor seinem Abgange noch Allerhöchstenorts Vorschläge für eine ihm angezeigt erscheinende Abänderung der Organisation der oberen Marinebehörden und Besetzung der leitenden Stellen

durch namhaft gemachte Seeoffiziere gemacht. Der von andrer, schon früher angedeuteter Seite geübte Einfluß ließ es nicht dazu kommen; vielmehr wurde an seiner Stelle wieder ein Landoffizier, der Generalleutnant v. Caprivi, zum Chef der Admiralität ernannt.

Dieser stand leider auf einem von den Ansichten, die sein Vorgänger sich erworben hatte, recht verschiedenen Standpunkte, und es fehlte ihm dessen weiter Blick und das lichtvolle Verständnis für die hohen Aufgaben der Flotte. Wie er einige Zeit vor seiner Berufung in einem militärischen Vortrage in Stettin ausgesprochen hatte, käme der Marine neben der Armee nur die Aufgabe zu, letztere bei einer eventuell notwendig werdenden Verteidigung der Küste zu unterstützen, weshalb sie keine selbständige Bedeutung für Deutschland zu beanspruchen habe und auch von der Armeeleitung nicht unabhängig sein dürfe, sondern nur als eine Hilfstruppe angesehen werden und dementsprechend organisiert sein sollte. Die Wichtigkeit der überseeischen deutschen Interessen erkannte er nur in beschränktem Maße an und spöttelte über das kurz vorher gefallene bekannte Wort Bismarcks von dem weltumspannenden Königssinn der hanseatischen Kaufleute. Trotzdem erwarb er sich mit seiner hervorragenden Arbeitskraft, seinen gediegenen militärischen Fachkenntnissen und seinem unermüdlichen Eifer für Förderung des königlichen Dienstes und Entwicklung der militärischen Kräfte zu höchster Vollkommenheit nicht zu verkennende Verdienste um die innere Festigung des Instituts. Freilich galt ihm eben nur das rein Militärische und das Militärisch-Technische als berechtigt, während ihm das rechte Verständnis und daher auch ein warmes Herz für die dem ganzen Seemannsstande dienenden, für das richtige Funktionieren des Marinekörpers unerläßlichen wissenschaftlich-nautischen Aufgaben (Hydrographie, Meteorologie, Astronomie und so weiter) fast ganz fehlten.

Dem vom Auswärtigen Amte gerade auch in dieser Periode, die den Anfang unsrer Kolonialbestrebungen umfaßte, sehr oft verlangten Eintreten der Kriegsschiffe für überseeische politische Zwecke stand er möglichst kühl und ablehnend gegenüber. Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte als ältester Seeoffizier der Admiralität den Chef bei seiner sehr häufigen Abwesenheit behufs eigner Leitung und Förderung militärischer und artilleristischer Flottenübungen in der Ost- und Nordsee zu vertreten und erhielt zu seinem Bedauern vor der Abreise des Chefs gewöhnlich noch besondere Weisung für möglichst ablehnendes Verhalten bei Beanspruchung des Eingreifens von Schiffen für die deutschen Interessen im Auslande gelegentlich der diesbezüglichen Besprechungen darüber mit den dafür beauftragten Räten des Auswärtigen Amtes, der er — entgegen besserer Ueberzeugung — nachkommen mußte. Allerdings wurde mit großer Vorsicht vermieden, dabei den Reichskanzler vor den Kopf zu stoßen, dessen Wohlwollen zu erhalten (in kluger Vermeidung der Wiederkehr solcher Gegensätze, wie sie sich zu Stoschs Zeiten entwickelt hatten), als Prinzip galt.

Eine im Juli 1883 dem Bundesrate und dem Reichstage vorgelegte Denkschrift über die Ausführung des letzten Flottenplanes und die Richtung der für die Zukunft ins Auge gefaßten Entwicklung der Marine läßt die sehr geschickte Hand

des Generals, der Wort wie Schrift gleich gut beherrschte und hierin seinen Vorgänger weit übertraf, erkennen. Es werden darin die früher aufgestellten Ziele als durchweg zutreffend anerkannt, aber die „allgemeinen Aufgaben, in denen die Vorbedingungen für das Dasein jeder maritimen Wehrkraft liegen, als „gelöst“ bezeichnet, so daß „dem weiteren Ausbau Aufgaben spezieller, weniger umfassender Natur“ zufallen. Mit Verbeugung vor dem bis dahin Erstrebten und Geschaffenen wird gesagt: „Es erscheint nicht fraglich, daß der Weg, den der Flottengründungsplan einschlug und der uns zunächst auf die hohe See führte, um erst von da zur Küste zurückzuführen, der richtige war. Es sind die den Seemann ausbildenden, ihm und der Nation sympathischeren Ziele, die zuerst ins Auge gefaßt werden mußten. Die mühevollen und unscheinbaren Aufgaben des Küstenkrieges konnten zunächst zurückgestellt werden.“ — „Was schon vor zehn Jahren als unschwer erreichbar schien, hat erst jetzt eine Gestalt angenommen, die uns die Sicherheit gibt, brauchbare unterseeische Waffen zu besitzen. Es gibt keine Gefahr, die den Schiffen verderblicher, ihrer Besatzung empfindlicher ist als die durch unterseeische Kampfmittel. Bei einem Risiko von wenigen Mann und von einem verhältnismäßig billigen und in einigen Monaten herzustellendem kleinen Boote ist die Möglichkeit gegeben, kolossale Schiffe durch einen einzigen Torpedotreffer zum Sinken zu bringen. Selbst in mondhellen Nächten und bei angespannter Aufmerksamkeit ist kein Schiff im Bereich einer mit Torpedobooten reichlich ausgestatteten Küste seines Daseins sicher, am wenigsten kann es in solcher Lage vor Anker gehen. Zahlreichen und gut gebauten Torpedobooten gegenüber wird die Durchführung einer Blockade nur schwer möglich sein. Die Torpedoboote sind eine Waffe, die dem auf der hohen See Schwächeren besonders zugute kommt. Und auch in dem glücklichen Fall (!!), in dem wir Aussicht hätten, während eines Krieges Herren eines unsrer heimischen Meere zu bleiben, würden wir auf diesem Meere Torpedoboote ebensowenig entbehren können, als wir dort geneigt sein würden, die Küstenbefestigungen aufzugeben.“

Obwohl weiterhin ausgesprochen wird, daß trotz der in den Torpedobooten geschaffenen wichtigen Angriffswaffe man „gepanzerte Schiffe und schwere Artillerie da nicht entbehren könne, wo um die Beherrschung eines Meeresteiles gekämpft werden soll“, wird doch darauf hingewiesen, daß zurzeit die Technik in Hinsicht der Art des geeignetsten Panzers, Schiffsgröße und so weiter noch nicht zu einem Abschluß gekommen sei, und wenn auch die Lücke noch nicht wieder ausgefüllt wäre, die der Untergang des „Großen Kurfürsten“ gerissen und einige der in den sechziger Jahren gebauten Panzerschiffe nicht mehr für voll zählten, könnten doch erst ausgedehnte Versuche darüber entscheiden, ob der Bau größerer Schlachtschiffe, gepanzerter Korvetten oder Kanonenboote vorzuziehen sei, weshalb vorsichtig vorgegangen werden müsse. „Eine Marine wie die unsre kann sich den Luxus fehlgeschlagener Experimente nicht gewähren, sie darf konstruktiv wenig wagen.“ Auch die Notwendigkeit der Korvetten (Kreuzer) für Wahrnehmung der auswärtigen deutschen Interessen wird anerkannt, aber die Bemerkung gemacht, daß jede erhöhte Inanspruchnahme der Flotte für den politischen Dienst

im Falle eines europäischen Krieges so lange als Schwächung unsrer maritimen Wehrkraft wirke, als wir für die Bemannung der Schiffe in der Heimat noch mit Personalmangel zu kämpfen hätten. In dieser nicht unberechtigten Auffassung wird mit ein Grund gelegen haben für das oben angedeutete Widerstreben, allen Anforderungen für die auswärtigen deutschen Interessen gerecht zu werden.

Die Bedeutung der Kreuzer zur Störung des feindlichen Seehandels (ein so gewichtiges Moment im Kriege mit einer andern großen seefahrenden Nation) verkennt die Denkschrift, indem sie — wenn auch etwas schwer verständlich — sagt: „Aber die Entwicklung der Dampfschiffahrt hat eine Höhe erreicht, auf der die Verhältnisse des Kreuzerkrieges für die Kriegsschiffe den Handels- und Passagierdampfern gegenüber immer ungünstiger werden."

In den Vordergrund wird in der Schrift die Küstenverteidigung Hand in Hand mit der Armee gestellt und darüber ausgeführt: „Wenn mithin nicht zu erwarten ist, daß für die nächsten drei bis vier Jahre in bezug auf den Bau von Schulschiffen, Schiffen für den politischen Dienst und Schlachtschiffen Ansprüche zu erheben sein werden, die über die Unterhaltung und Ergänzung des gegenwärtigen Bestandes hinausgehen, so kann in bezug auf das zur Küstenverteidigung bestimmte Material eine zuwartende Stellung nicht länger ohne Gefährdung der nächstliegenden Interessen eingenommen werden."

Der leitende Faden der Denkschrift ist ohne Frage: Bruch mit dem Streben der Vergangenheit und ihren Plänen für Herstellung einer seegebietenden Flotte, Degradierung derselben auf eine Küstenverteidigungsmarine mit etwas Schutz der überseeischen auswärtigen Interessen in Friedenszeiten. Bemerkenswert ist auch, daß Caprivi, wie vorangeführt, es nur für einen „glücklichen Fall" hält, daß wir in einem Kriege Herren eines unsrer heimischen Meere blieben. Man wird sagen müssen, was sind das für Aussichten für unsern mächtigen Seehandel, für unsre Küsten und Häfen, die uns hier eröffnet werden, aber es stimmt damit die Ausführung über den geringen Wert einer Schlachtflotte infolge Unsicherheit in der Technik, die zu entwickeln und zu beherrschen man sich eben nicht zutraute, und über die geringe Bedeutung, die dem überseeischen Dienst beigelegt wurde.

Im Gegensatz zu allen vorangegangenen Denkschriften kennzeichnet diese sich jedenfalls als eine nicht aus dem Kopfe eines Seeoffiziers entsprungene. Ein so niedrig gestelltes Ziel wäre der darum geführten Kämpfe und daran gewandten Geldmittel nicht wert gewesen. Geradezu klassisch für Ansichten und Geist dieser Periode ist die Ausführung in einem späteren längeren Aufsatz über die Flottenübungen im Sommer 1887 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der wohl fraglos von seiten der Admiralität inspiriert war, und in dem unter anderm gesagt wird: „Die Formation des Ostseegeschwaders aus einem Schlachtschiff, einem Küstenverteidiger, einer gepanzerten Korvette und einem Schulschiffe zeigte, wie bei einer planmäßigen und einheitlichen Ausbildung des Personals und der Gleichartigkeit des organisatorischen

Gefüges, wie sie in unsrer Marine besteht, das Zusammenwirken so verschiedener Elemente in einem taktischen Verbande sehr wohl möglich sei.“

Wenn der frische seemännische Geist in dieser Periode nicht verkümmerte, so war dies vorzugsweise den schon erwähnten großen Anforderungen an die Kriegsschiffe für den Schutz der deutschen Interessen im überseeischen Auslande zu danken, namentlich hervorgerufen durch die wichtige Weltstellung, die sich der deutsche auswärtige Handel allmählich erkämpft hatte, und die alten, endlich der Verwirklichung entgegengeführten kolonialen Bestrebungen.

Der deutsche Zug nach dem Auslande hatte immer bestanden und von Zeit zu Zeit neben dem Seehandel in kolonialen, aber an der deutschen überseeischen Ohnmacht gescheiterten Versuchen Ausdruck gefunden. Neue Anregung erhielt er durch den Eintritt der Kriegsschiffe für die überseeischen Interessen, insbesondere auch durch die vorerwähnte ostasiatische Expedition. Dem Zentralverein für Handelsgeographie, der gegen Ende der siebziger Jahre durch dessen sehr tätigen und weitsichtigen Vorsitzenden Dr. Jannasch unter Mitwirkung des Verfassers gegründet wurde, gebührt das Verdienst, weiten, namentlich kaufmännischen Kreisen die Wichtigkeit unsrer Beziehungen zu Uebersee für den Nationalwohlstand zu besserem Bewußtsein und den Handelsgeist zu praktischer Betätigung nach dem Auslande gebracht zu haben. Zur Förderung dieser Bestrebungen, insbesondere auch um der Annahme der dem Reichstage 1879 gemachten Samoavorlage Vorschub zu leisten, hielt der Verfasser kurz vorher in diesem Verein einen Vortrag über die glänzenden Erfolge der Pioniere des Deutschtums in der Südsee, die er bei seiner wissenschaftlichen Weltumseglungsreise der „Gazelle“ 1875 Gelegenheit gehabt hatte zu studieren. Ohne andre als die mehr moralische Unterstützung, die der Besuch einiger unsrer Kriegsschiffe dort im Gefolge hatte, waren durch deutschen Schaffensdrang und Fleiß auf den Navigator-, Tonga- und Fidjiinseln blühende Pflanzungs- und Handelsunternehmungen ins Leben gerufen und der Miterwerb andrer Nationen fast ganz aus dem Felde geschlagen. Die Mehrzahl aller Handelsschiffe trug in diesen Gegenden die deutsche Flagge, oder fremdländische Schiffe führten deutsche Ladung, während man sonst gewohnt ist, unter zehn Schiffen im Auslande acht- bis neunmal englische zu erkennen. Der herrschende Häuptling der Fidjiinseln hatte der deutschen Regierung durch Vermittlung des Konsuls das Protektorat über sein Reich angeboten. Es wurde abgelehnt, worauf England auf Betreiben von Australien und Neuseeland die Besitzergreifung vornahm. Der Verlust sehr erheblicher deutscher Werte an Land- und Plantagenbesitz war die Folge. Dasselbe galt für Samoa, indem die auf die Berichte mehrerer Schiffskommandos („Ariadne“, „Gazelle“ und so weiter) gestützte, für die Rettung der großen Unternehmungen des Hamburger Hauses Godeffroy [1]) dem Reichstage gemachte Vor-

[1]) Die Unternehmungen des Hauses in der Südsee waren in jeder Richtung erfolgreich gewesen, indes waren ihm durch anderweite Spekulation große Geldschwierigkeiten entstanden, so daß es sich genötigt sah, seine Südseeunternehmungen einem englischen Bankhause zu verpfänden.

lage, betreffend Zinsgarantie für eine Anleihe, durch die der Besitz davor bewahrt werden sollte, in englische Hände überzugehen, von diesem abgelehnt wurde. Nachdem durch Privatinitiative der preußischen Seehandlung und andrer Bankinstitute die benötigten Geldmittel flüssig gemacht worden waren, wurde in der Folge versucht, die großen deutschen Interessen in der Südsee durch eine reichsseitig zu gewährende Subventionierung einer deutschen Dampferlinie fernerhin zu stützen, aber auch diese wurde vom Reichstage zurückgewiesen.

Bei solcher Unlust der deutschen Volksvertreter, die deutschen überseeischen Beziehungen zu stützen und zu stärken, fielen auch andre Bestrebungen ähnlicher Richtung ins Wasser. Die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland", deren Ziel zunächst rein wissenschaftliche Erforschung Afrikas war, vervollständigte anfangs der achtziger Jahre unter Vorsitz des Verfassers ihr Programm dahin, daß ihre Forschungen Deutschland auch möglichst zu praktischem Nutzen gereichen sollten, und erhoffte, daß die deutsche Regierung der Beschlagnahme der Gebiete, wo die deutsche Forschung opferreiche Errungenschaften zu verzeichnen hatte, durch andre Nationen Widerstand leisten werde. Leider sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen, indem gegen ausdrücklichen Rat und Votum des zur Berichterstattung aufgeforderten Vorsitzenden der Gesellschaft, die durch Barth, Flegel und andre erschlossenen Landstriche des Niger und Benue andern Nationen zur kolonisatorischen Ausbeutung überlassen wurden, wie auch die durch Pogge, Wißmann und andre erforschten Gegenden des untern Kongogebietes ohne Widerspruch Deutschlands Belgien und Frankreich zufielen. Die einige Jahre hindurch in dankenswerter Weise für die Afrikaforschung gewährten Reichsmittel wurden, nachdem der Verfasser dieses den Vorsitz niedergelegt hatte, um als Landeshauptmann nach Neuguinea zu gehen, trotz der bisherigen befriedigendsten Forschungsergebnisse gänzlich entzogen, so daß 1886 die Auflösung der Gesellschaft erfolgen mußte.

Die Ablehnung der Samoa- und der Dampfersubventionsvorlage durch den Reichstag hatte im Lande wenig Billigung gefunden, und da der Fürst Bismarck sich nunmehr auf den Standpunkt stellte, ähnliche Vorlagen ferner nicht mehr aus eigner Initiative zu machen, bis die öffentliche Meinung dazu dränge, bildete sich nicht nur der Deutsche Kolonialverein, sondern es wurden von Privatpersonen Schritte zur Erwerbung von kolonialen Schutzgebieten für eigne Rechnung getan. So kam es anfangs und Mitte der achtziger Jahre zum Erwerb von Südwestafrika, von Ostafrika und Kaiser Wilhelms-Land,[1]) die unter den erbetenen Schutz des Reiches gestellt wurden, und zur Gründung der direkten Reichskolonien in Togo und Kamerun. Der treibende Geist und Träger dieser frischen Initiativpolitik war der damalige Geheime Legationsrat v. Kusserow, der auch die vom

[1]) Herr Lüderitz aus Bremen, der Erwerber von Südwestafrika, konferierte wegen Unterstellung seiner Erwerbung unter den Schutz des Deutschen Reiches 1882 mit dem Verfasser, bevor er seinen Antrag beim Fürsten Bismarck stellte, desgleichen Herr v. Hansemann wegen Erlangung eines Schutzbriefes für Kaiser Wilhelms-Land, der zunächst vom Reichskanzler abgelehnt, ein Jahr später aber erteilt wurde.

Digitized by Google

Reichstage abgelehnten beiden früheren Vorlagen vertreten hatte und im Auftrage des Reichskanzlers über diese Gegenstände vielfach mit dem Verfasser in seinen damaligen Stellungen als Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde und der Afrikanischen Gesellschaft sowie als Vorstand des Hydrographischen Amtes und persönlichem Kenner des größten Teiles der in Frage kommenden Gebiete zu seiner näheren Information über die geographischen und politischen Verhältnisse Beratung pflog.

Kennzeichnend für den schon früher angedeuteten Standpunkt, den allem diesem gegenüber der Chef der Admiralität einnahm, war es, daß der, als er erfuhr, daß der Verfasser dieses dem Vorstande des Deutschen Kolonialvereins angehörte, an dessen Gründung er sich mit voller Zustimmung des Generals v. Stosch beteiligt hatte, ihn ersuchte, aus dem Vorstande und Verein auszuscheiden, weil dieser eine politische Richtung verfolge, die dem leitenden Staatsmann nicht genehm sei. Der Versuch, diese selbstverständlich ganz irrtümliche Auffassung zu berichtigen, mißlang leider. Der Verfasser erklärte daher seinen Austritt und wurde vom Kolonialverein, wie auch schon vorher vom Zentralverein für Handelsgeographie, zum Ehrenmitglied gewählt.

Die Abneigung der Marineleitung gegen Beteiligung von Offizieren an solchen, die engen Grenzen des Vaterlandes überschreitenden Bestrebungen und Handlungen ging sogar so weit, daß ein Verbot an alle Offiziere a. D., die Stellungen in den Kolonien oder Schutzgebieten einnahmen, erging, die ihnen zustehende Uniform innerhalb der Kolonie zu tragen. Heutzutage, wo die Gründung, Verwaltung und Verteidigung unsrer Kolonien ein Ehrenblatt in der Geschichte bildet, und zahlreiche hohe aktive und inaktive Offiziere zur Förderung dieser hochpatriotischen Angelegenheit beitragen, wird man das alles für unglaublich halten.

Es war jedenfalls ein Segen für die Entwicklung und die Leistungen der Marine, daß die vom Auswärtigen Amt vertretene neue Richtung nach außen hin die Flotte, die für die Besitznahme der Kolonien und mehrfach für den militärischen Schutz oder die Verteidigung derselben überall in Anspruch genommen wurde, vor der mehr drillmäßigen Erstarrung behütete, wenn auch Stimmen laut wurden, welche die auffallenden Schiffsverluste, die gerade unter Caprivi stattfanden (zum Beispiel Untergang mehrerer Kriegsschiffe in Samoa in einem Orkan, während fremde Schiffe das herannahende Unwetter vorher erkannt hatten und rechtzeitig den miserabeln Hafen von Apia verließen, Verlust der Korvette „Augusta“ in einem Zyklon und so weiter), dem Rückgang der Seemannskunst zuzuschreiben geneigt waren, weil an leitender Stelle auf das Seemännische[1]) nicht mehr der genügende Wert gelegt würde.

Ein großes Werk, dessen Konzeption aber nicht der Caprivischen Periode

[1]) Ein anscheinend offiziös beeinflußter Aufsatz in der „Nordostsee-Zeitung“ über die Entwicklung der Marine sagt zum Beispiel unter anderm: „Die rein nautischen Elemente in dem Sinne, wie sie früher das gesamte Wesen des Seemanns ausmachten, sind eben längst bedeutend in den Hintergrund getreten und so weiter.“

angehörte, da es seit lange geplant war, wurde während derselben in Angriff genommen, nämlich der Kaiser Wilhelm-Kanal, zu welchem der Kaiser am 3. Juni 1887 den Grundstein legte. Der Kanal ist einer erheblichen strategischen Verstärkung der Flotte gleichzuachten, da es nunmehr im Kriege nicht mehr gesonderter, voneinander unabhängiger Flottenteile in jedem der deutschen Meere bedürfen wird, vielmehr ein Schlag mit vereinter Stärke nach Ost oder West geführt werden kann. Allerdings ist uns darin ein neues, überaus wichtiges Schutzobjekt erwachsen, dessen Zerstörung von jedem Gegner in erster Linie angestrebt werden wird.

Dank dem tiefgehenden Verständnis und dem warmen Herzen, welches dann der jetzige Kaiser der Marine entgegenbrachte, wurde sie nach Ernennung Caprivis zum Reichskanzler insofern selbständiger, als nun endlich Seeoffiziere in der Stellung von Staatssekretären die innere Verwaltung und Leitung übernahmen, wenn auch die nächsten Nachfolger sich noch nicht ganz aus dem Bann Caprivischer Kurzsichtigkeit freimachen konnten und an seinem Programm festhielten.

Anerkennenswerte Anstrengungen wurden erst unter dem Admiral v. Hollmann gemacht, die Flotte nunmehr auch für die Offensive kräftiger auszubauen, aber der schon mehrfach erwähnte kleinliche und verständnislose Widerstand der Mehrheit des Reichstages, dessen Mitglieder sich dabei wiederholt auf die Caprivischen Ansichten beriefen, behinderte lange eine kraftvolle Entwicklung.

Ein neuer Flottenbauplan zum Marineetat 1889/90 steckte der Marine nicht wesentlich andre Ziele, legte immer noch Nachdruck auf Panzerfahrzeuge, betonte aber die Notwendigkeit des Baues von 4 Panzerschlachtschiffen, da wir mit dieser entscheidenden Schiffsklasse sehr zurückgeblieben wären, während von den Kreuzern gesagt wurde, daß die vorhandenen „noch auf Jahre" hinaus genügten.

Der enorme Fortschritt, den die fremdländischen Marinen zu dieser Zeit machten, nötigte neun Jahre später, auch für die unsre eine erweiterte Grundlage zu fordern, und es wurde dieselbe durch Etatsgesetz vom 10. April 1898 festgesetzt auf: 1 Flaggschiff, 16 Linienschiffe, 8 Küstenpanzerschiffe, 9 große und 26 kleine Kreuzer als stets verwendungsbereite Schiffe und 2 Linienschiffe, 3 große und 4 kleine Kreuzer in Reserve. Auf diese Schiffszahl sollten als vorhanden in Anrechnung kommen: 12 Linienschiffe, 8 Küstenpanzerschiffe, 10 große und 23 kleine Kreuzer, so daß nur noch 5 Linienschiffe und 2 große Kreuzer zu bauen blieben. Die Fertigstellung der noch fehlenden Schiffe sollte bis zum Ablaufe des Rechnungsjahres 1903 erfolgen und die Bereitstellung der benötigten Geldmittel durch die jährlichen Reichshaushaltsetats verlangt werden. In Rücksicht der notwendigen Ersatzbauten für unbrauchbar gewordene ältere Schiffe wurde die Dauerzeit der Linienschiffe und Küstenpanzer auf 25 Jahre, der großen Kreuzer auf 20, der kleinen auf 15 Jahre festgestellt.

Noch bevor diese Periode abgelaufen war, erkannte man, daß die Grenzen des Planes nicht weit genug gesteckt waren; bei Eingeweihten und Sachkennern konnte darüber von Hause aus kaum ein Zweifel bestehen, aber man beschränkte

sich im Hinblick auf die Finanzlage des Reichs und die Opposition, der das Verlangen größerer Mittel immer und immer wieder im Reichstage begegnet war, auf Forderung des absolut Unentbehrlichen, an dem man sich aber erfahrungsgemäß noch manche bedenkliche Abstriche gefallen lassen mußte. Es ist ja bekannt, daß kein andres Parlament sich den Forderungen für Sicherung der Wehrkraft so unzugänglich und so zur unverständigen Kritik neigend zeigt wie das deutsche, und deshalb leiden alle dahin schlagenden Forderungen unter zu niedriger Veranschlagung. Man mag das Unaufrichtigkeit oder Feigheit nennen, es ist aber menschlich erklärlich und gereicht weniger den Behörden als der ausschlaggebenden Partei des Reichstages zum Vorwurf.

Am 18. Oktober 1899 sprach bei Gelegenheit des Stapellaufes des Panzerschiffs „Kaiser Karl der Große" der Kaiser in Hamburg die denkwürdigen Worte: „Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte" und „Gerade hier, inmitten dieses mächtigen Handelsemporiums, empfindet man die Fülle und Spannkraft, welche das deutsche Volk durch seine Geschlossenheit seinen Unternehmungen zu verleihen imstande ist. Aber hier weiß man es auch am höchsten zu schätzen, wie notwendig ein kräftiger Schutz und die unentbehrliche Stärkung unsrer Seestreitkräfte für unsre auswärtigen Interessen sind." (Fortsetzung folgt)

Könnte Frankreich sich mit Deutschland verständigen?

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Am 11. April d. J. wurde im Senat zu Paris das Marinebudget pro 1905 diskutiert, das außer einer geringen Vermehrung von 5 Millionen Franken gegen das Vorjahr den nach dem Flottenplan vom Jahre 1900 [1]) vorgesehenen Jahresbetrag für Schiffsbau von 121 Millionen Franken verlangte.

Der Senator Baron d'Estournelles de Constant verwertete diese Gelegenheit zu einer eingehenden Erörterung der wirtschaftlichen Lage Frankreichs und ging dann über zu hochbedeutsamen Betrachtungen, die politische Zukunft betreffend, er gelangte zu wesentlich andern Gesichtspunkten, als bisher in Frankreich traditionell bestanden. Er wünschte zunächst ein Einhalten in weiteren maritimen Rüstungen in Rücksicht auf die Staatsschuld von über 30 Milliarden [2]) und auf die Tatsache, daß in der wirtschaftlichen Entwicklung ebenso wie in der Bevölkerung ein Stillstand eingetreten sei. [3]) Die Politik des Landes müsse seinen

[1]) Gültig bis 1917, das heißt es sollen bis dahin nicht mehr wie 121 Millionen Franken jährlich für Schiffsbau ausgegeben werden.

[2]) Doppelt so viel wie in Deutschland, bei 38 Millionen Einwohnern gegen 56.

[3]) Seit zehn Jahren sei der Ertrag der Grundsteuer und auch der Ernten stationär.

wirklichen Einnahmen entsprechen (ohne den Kunstgriff der Extraordinarien) und die Stärke der Flotte einer solchen Politik.

Der Baron sprach die Hoffnung aus, daß man sich mit England und wohl auch mit Deutschland einigen könne behufs Einhaltens in der ruinösen Ausdehnung der Konstruktion von Schlachtschiffen, die je 30 bis 40 Millionen Franken kosten, ungerechnet die nachfolgenden hohen Unterhaltungs- und Reparaturkosten. Man könne wohl zu einer Reglementierung der Schiffsbauten gelangen, ebenso wie man es wirtschaftlich schon begonnen habe, zum Beispiel mit dem Zucker. Ein Volk kämpfe nicht nur mit den Waffen, es brauche auch Seelengröße, hierzu Instruktion und Instruktoren. Letztere hätten gerade in Rußland gefehlt und genügten nicht in Frankreich.

Von der Jahreseinnahme pro 1905 von 3 Milliarden 600 Millionen Franken gehen ab 2 Milliarden für die Staatsschuld sowie für die Militär- und Marineorganisation, so daß nur 1½ Milliarden für das Land verbleiben. Eine Folge der fortgesetzten Steigerung der Ausgaben für Armee und Marine war, daß die nach dem großen Freycinetschen Plane vom Jahre 1878 vorgesehenen Ausgaben von einer Milliarde für Schiffahrtswege und Häfen zum größten Teil der Armee und Marine überwiesen wurden. Die Vernachlässigung der Flußgebiete nähere sich der arabischen Unordnung, eine einzige Ueberschwemmung habe für 50 Millionen Schaden gebracht. Die Rhone sei jetzt ohne Ausfluß, die Loire und die Garonne versanden, die schönen französischen Ströme flössen zwecklos und ungenutzt an toten Kaianlagen vorüber; Havre sei für die jetzigen großen Dampfer nicht mehr zugängig. Ohne gleichzeitige Entwicklung der Handelsschiffahrt auf der See und auf den Flüssen — wie zurzeit in Deutschland — liege nicht die Zukunft, sondern der Ruin auf dem Wasser. Man solle sich wirtschaftlich keine Illusion mehr machen, Frankreich müsse jetzt mit rivalisierenden Märkten in Amerika und in Asien rechnen, die früher seine Kunden waren.

Da nun die Verlegenheiten von Frankreichs Nachbarn in Europa dieselben oder noch schlimmere sind, so könne und müsse man sich verständigen.

Mit England sei dies in gewissem Sinne schon gelungen, man habe eine Entente zugunsten des Friedens erreicht, diese „Entente war niemals gegen jemand gerichtet, noch lassen wir sie jemals gegen jemand richten". Es bliebe nun noch Deutschland — der schwierige Punkt! aber, was auch die Zwischenfälle der laufenden Politik sein mögen — „es hat sich ein ziemlich großer Fortschritt vollzogen, und es besteht heute in der ganzen Welt genügend latentes und erklärtes Wohlwollen, daß es unmöglich erscheint, zwei große Völker heute durch die Fehler der Vergangenheit für ewig getrennt zu erachten. Diese Fehler werden die neuen Generationen beiderseitig sich bemühen, durch gegenseitige Konzessionen im Frieden gut zu machen".

Nach Inhalt der vorstehend wiedergegebenen Ansichten eines französischen Staatsmannes könnte man die als Titel hingestellte Frage bejahen, wenngleich die optimistischen Ausführungen des Baron d'Estournelles, soweit es sich um

Digitized by Google

die englische und die deutsche Politik handelte, im Senat von einigen ironischen Zurufen unterbrochen wurden. Vor zehn Jahren hätte diese Rede überhaupt nicht zu Ende gesprochen werden können, und der Redner hätte Insulte in der Presse riskiert. —

Der Marineminister de Cuverville hielt seine Forderung aufrecht, damit bis Ende 1907 jedenfalls die im Bau begriffenen 6 neuen Schlachtschiffe fertig, auch die sonst noch nötigen kleineren Schiffe hergestellt werden könnten. Die britische und die amerikanische Flotte seien der französischen überlegen und die deutsche annähernd gleich stark, der Krieg sei trotz der Hoffnungen des Barons immer noch eine Wahrscheinlichkeit, und er müsse fordern, daß Frankreich auf ihn vorbereitet sei.

Wenn hiernach die antichauvinistischen Proteste des Baron d'Estournelles einen praktischen Erfolg noch nicht gehabt haben, so fanden sie doch keinen allgemeinen und entschiedenen Widerspruch im eignen Lande und in Deutschland stellenweise eine sympathische Aufnahme. Der Verlag der „Friedens-Warte" in Berlin, Wien und Leipzig veranstaltete im Interesse des Pazifismus Abdruck und Verbreitung der Rede in deutscher Uebersetzung.

Abgesehen von der besonderen Lage im Jahre 1870, die durch dynastische Schwierigkeiten in Frankreich trotz der deutschen Nachgiebigkeit so akut wurde — haben die französisch-deutschen Differenzen in der Luxemburger Frage und auch sonst niemals die Schärfe gehabt wie die englisch-französischen Differenzen wegen Aegypten und namentlich in dem Zwischenfall von Faschoda, es läßt sich daher hoffen, daß etwaige weitere Zwischenfälle der laufenden Politik zwischen Frankreich und Deutschland eine versöhnliche Lösung finden werden mit gründlicher Erwägung, ob es sich lohnt, daß Kanonen und Gewehre losgehen.

Die Idee des französischen Redners, zu einer Art maritimer Friedensliga zu gelangen — nicht unter Reduktion der Seestreitkräfte, sondern unter Vereinbarung in der Vermehrung —, kann auch vom deutschen Standpunkte aus nicht mehr als Schimäre bezeichnet werden, wenn man gleichzeitig den zukunftforschenden Blick über die Gestade des alten Europa hinausrichtet. Es ist nicht unmöglich, daß der Krieg 1870/71 für längere Zeit der letzte große kontinentale Krieg in Europa bleiben wird, denn der ruhestörende chauvinistische Panslawismus ist durch die Niederlagen bei Mukden und Tsuschima lahmgelegt, und Rußland hat für lange Zeit mehr Veranlassung, sich um die eignen Schäden zu kümmern als um die Beglückung slawischer Stämme jenseits seiner Grenzen, für die das russische Volk nicht mehr bereit sein wird, Menschen und Geld zu opfern.

Die politischen Anschauungen und Notwendigkeiten, die im Jahre 1879 zur Bildung der großen Defensivmacht des Dreibundes gegen vorhandene oder befürchtete Eroberungspolitik von Osten und Westen geführt haben, sind jetzt wesentlich verschoben. Europa allein ist politisch nicht mehr maßgebend, es scheint in die Defensive gedrängt zu werden durch außereuropäische Mächte: die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die neue japanische Großmacht,

Digitized by Google

letztere bald verstärkt durch die Gefolgschaft der großen chinesischen Masse. Diese Defensive wird nicht nur eine politische sein, sondern — was viel empfindlicher — auch eine wirtschaftliche auf ungünstiger Basis.

Die Machtentwicklung der europäischen Großstaaten ist beschränkt auf das noch mögliche Wachstum der Bevölkerung, eine intensivere Ausnutzung der vorhandenen Bodenschätze und auf eine gesteigerte Intelligenz, bei Festhaltung idealer Anschauungen. Die Zunahme der dynamischen Macht der Vereinigten Staaten (jetzt 76 Millionen Einwohner) muß eine ungleich rapidere werden, ebenso diejenige Japans, wenn es die inerte chinesische Macht materiell und personell ausnutzen kann, unter Verwertung des Antagonismus zwischen den europäischen Seemächten in Ostasien.

Baron d'Estournelles sagt mit Bezug auf die Verschiebung der dynamischen Machtgewichte: „Die Seeherrschaft sei für Frankreich eine unerreichtbare Fata Morgana, diese könne nicht einem Volke allein zufallen, sondern nur einer Assoziation von Völkern — Laßt uns diese Assoziation vorbereiten."

Vor Jahren wurde in einer diplomatischen Soiree in Petersburg geäußert: es werde noch einmal zur Bildung der „Vereinigten Staaten von Europa mit gewähltem Präsidium" kommen. Damals belachte man die Idee als ein politisches Absurdum. Heute würde man weniger Hohn äußern, denn die Zukunftsperspektive des kleinen und verschuldeten Europa ist recht ernst. Die amerikanische Interessenpolitik ist nicht mehr defensiv im Sinne der Monroedoktrin, sondern ausgesprochen offensiv, wenn es sich wirtschaftlich lohnt. Die Philippinen hatten mit der Monroedoktrin nichts zu tun. Baron d'Estournelles führt an als amerikanische Ambitionen: Kanada, die Südsee, die Azoren und Balearen, hofft aber, daß das gute Beispiel eines friedliebenden Europa die Amerikaner davon abbringen werde. Tatsächlich hat Amerika zurzeit mehr Schlachtschiffe im Bau als England, nämlich 13 gegen 9 und doppelt so viel als in Frankreich und Deutschland (je 6), außerdem 13 große Panzerkreuzer gegen 5 in Frankreich und 3 in Deutschland, und entsprechend großartig sind die Einrichtungen für den Schiffsbau entwickelt. Man muß also in Amerika mehr wie nur defensive Ideen haben.

Eine Fortsetzung der imperialistischen Politik in Washington kann dazu führen, daß den Amerikanern für Europa, Afrika und Vorderasien von den betreffenden Flottenmächten ein defensives, aber genügend starkes Hands off! zugerufen wird.

Die Zeit, in der man sich in Europa morbete und ruinierte um einige Fetzen Landes, welche die personellen und materiellen Opfer nicht lohnten — während ein dritter sich die wertvollsten Gebiete auf dem Globus zu dauerndem Besitz aneignete, diese Zeit scheint einer mehr nüchternen und leidenschaftslosen Politik Platz zu machen.

Eine Koalition der europäischen Flottenmächte wäre zurzeit noch überwältigend stark, wenn sich England anschlösse. Dies ist aber nicht wahrscheinlich, denn England ist nach seinem Besitz und nach seinen wirtschaftlichen Interessen

nur noch zur Hälfte eine europäische Macht zu nennen. Es wird sich erst anschließen, wenn Kanada, die Antillen und Hongkong bedroht werden.

Da die russische Flotte fast ganz beseitigt ist und vor zehn Jahren nicht in der bisherigen Stärke auftreten kann, bleiben als Hauptwächter der Interessen des eventuell wirtschaftlich bedrohten Europa nur Frankreich und Deutschland, die zusammen jetzt etwa 50 ältere und jüngere Schlachtschiffe in See schicken könnten, im Jahre 1907 hierzu noch 12 ganz moderne Linienschiffe. Es ist dies eine respektable Macht mit Siegesaussicht, sofern ihre Erhaltung und einheitliche Wirkung gesichert ist. Jede der beiden Seemächte für sich würde bald von Amerika und auch von Japan überflügelt werden.

Baron d'Estournelles führt recht überzeugend das Beispiel von Chile und Argentinien an. Beide Mächte standen sich gegenüber mit dem für einen gegenseitigen Ausrottungskrieg ausreichenden Hasse und auch mit genügenden Streitmitteln, sie haben sich geeinigt zur Unterwerfung unter ein Schiedsgericht und zu einer offenen Vereinbarung betreffs weiterer Rüstungen. Die betreffende Konvention wurde bald nach dem panamerikanischen Kongresse zu Mexiko im Jahre 1902 abgeschlossen, beruht also wohl auf der Erkenntnis einer gemeinsamen Gefahr. —

In Deutschland könnte man sich nur freuen, wenn in Frankreich die Gedanken des Baron d'Estournelles die Ideen des bisherigen Chauvinismus und der Revanche verdrängten und wenn dann zwischen den beiden ersten Kulturvölkern der Welt die Streitaxt begraben werden könnte. Die beiden Länder waren einst zu gegenseitigem Nutz und Frommen unter dem Zepter Karls des Großen vereinigt. An Stelle jenes Zepters könnte heute treten die Erkenntnis der vitalen Interessen beider Länder und auch der sie bedrohenden gemeinsamen Gefahr.

Zur totalen Sonnenfinsternis vom 30. August 1905

Von

J. Palisa

Alles Leben auf der Erde, unser Dasein auf diesem Himmelskörper ist mit der Existenz der Sonne auf das innigste verknüpft. Solange die Sonne uns Licht und Wärme spendet, gedeiht alles; wenn aber das Tagesgestirn zu scheinen aufhört, dann tötet grausige Kälte ein jedes Lebewesen. Weil wir von dem unfehlbar eintretenden Sonnenaufgang absolut überzeugt sind, so sind wir uns dieser Tatsache gar nicht mehr bewußt; erst dann kommen wir unwillkürlich zum Bewußtsein derselben, wenn die Sonne ganz gegen die Regel ihr Licht verliert, wenn eine Sonnenfinsternis eintritt. Freilich uns macht das nicht mehr bange, weil wir wissen, daß die Verfinsterung wieder vorübergeht und die Sonne

Digitized by Google

wieder in gewohnter Pracht uns scheinen wird. Anders aber mußte es den ältesten Völkern ergehen, bei denen die Kenntnis des Verlaufes einer solchen Erscheinung unbekannt war. Ein großes Bangen mußte sie ergreifen, wenn sich ein solches Ereignis zutrug, und es kann uns daher nicht wundernehmen, daß solche Geschehnisse von den ältesten Kulturvölkern sorgfältigst aufgezeichnet worden sind. Wann die ersten Aufzeichnungen dieser Art erfolgt sind, wissen wir nicht; aber wir können sie auf beiläufig 4000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung zurückdatieren, denn schon um das Jahr 2300 v. Chr. finden wir die Kunde, daß in China die Voraussagung der Verfinsterungen als ein wesentlicher Teil der öffentlichen Ordnung angesehen wurde. Es wurden um jene Zeit zwei Beamte hingerichtet, die in jenem Dienste ihre Schuldigkeit nicht getan hatten. Daß man aber schon damals in der Lage war, diese Erscheinungen vorauszusagen, beruhte auf der Kenntnis, daß sich Sonnenfinsternisse nach 6585 Tagen wiederholen. Um aber zur Kenntnis dieser Periode zu gelangen, mußten Aufzeichnungen von Verfinsterungen über viele Jahrhunderte hinaus vorliegen. Allgemein bekannt ist, daß Thales, der um das Jahr 600 v. Chr. lebte, die am 28. Mai 585 v. Chr. stattgefundene Sonnenfinsternis voraussagte, und daß an diesem Tage eine Schlacht zwischen Medern und Persern stattfand, bei der die eingetretene Sonnenfinsternis den Persern zum Siege verhalf.

Wir haben allerdings heute keinen Grund mehr, uns zu fürchten, weil wir genaue Kenntnis von den Ursachen einer Sonnenfinsternis haben und weil deren Verlauf uns im vorhinein durch die Rechnungen unsrer Astronomen auf das genaueste bekannt ist.

Jedermann weiß, daß eine Sonnenfinsternis dann eintritt, wenn der Mond sich zwischen Sonne und Erde stellt. Da der Mond bedeutend kleiner als die Sonne ist, so hat der Schatten, der durch den Mond erzeugt wird, eine Kegelform. Die Achse dieses Kegels hat zufälligerweise nahezu die Länge der Entfernung des Mondes von der Erde. Wenn die Sonne im Juli ihre größte Entfernung von der Erde hat, ist um diese Zeit der Schatten länger; dagegen ist er kürzer im Januar, weil die Sonne dann der Erde näher kommt, als zu andern Zeiten. Aber auch der Mond ist nicht immer gleich weit von der Erde entfernt. Es hängt nun von diesen beiden Umständen ab, ob die Spitze des Schattenkegels die Erdoberfläche erreicht oder nicht. In dem ersten Falle findet eine totale, in dem zweiten Falle eine ringförmige Finsternis statt. Der bei einer totalen Sonnenfinsternis auf der Erde sich bildende Schatten hat im allgemeinen die Form einer Ellipse, die um so gestreckter ist, je näher die Sonne in der betreffenden Gegend dem Horizonte ist, und dieser Schatten wandert im Verlaufe weniger Stunden über einen Teil der Erdoberfläche, wobei seine Dimensionen sich in gewissen Grenzen fortwährend ändern. Die Bewohner der von dem Schatten durchzogenen Gegenden sehen dann die Sonne während kurzer Zeit ganz verfinstert; ihnen ist der letzte Sonnenstrahl verschwunden. Allein auch die Bewohner der an die Schattenzone angrenzenden Gegenden sehen die Sonne nicht voll, sondern ihnen bedeckt der Mond einen Teil der Sonnenscheibe; sie

Digitized by Google

haben eine partielle Sonnenfinsternis. Die Grenzen, innerhalb deren die Sonne partiell verfinstert ist, reichen sehr weit über die beiden Seiten der Kernschattenzone hinaus. Totale Sonnenfinsternisse finden im allgemeinen häufiger als totale Mondfinsternisse statt; wenn aber trotzdem einem jeden von uns schon Gelegenheit geboten war, eine totale Mondfinsternis zu sehen, aber äußerst selten eine totale Sonnenfinsternis, so ist dies darin begründet, daß bei einer totalen Mondfinsternis dem Monde wirklich das Licht entzogen ist, während bei einer Sonnenfinsternis der Sonne selbst kein Licht entzogen, sondern nur den Bewohnern der Schattenzone die Sonne verdeckt ist. Es werden daher alle Gegenden, in denen der Mond über dem Horizonte steht, und das ist immer eine ganze Erdhälfte, den Mond total verfinstert haben, während die Gegenden, die außerhalb der Schattenzone einer Sonnenfinsternis liegen, die Sonne ebenso wie sonst leuchten sehen. Sonnenfinsternisse wären also richtiger partielle Erdfinsternisse zu nennen.

Da die Schattenzone relativ nur ein ganz schmaler Streifen ist, so ist für einen Ort, ja selbst für ein ganzes Land, eine totale Sonnenfinsternis ein äußerst seltenes Phänomen. Und sowie die einzelnen Bewohner eines Landes nur selten, zumeist gar nie eine totale Sonnenfinsternis zu sehen bekommen, so erging es in früheren Zeiten auch den Astronomen. Was einer oder der andre bei solcher Gelegenheit gesehen hat, entschwand daher sozusagen dem Gedächtnisse, es geriet in Vergessenheit.

Da trat am 8. Juli 1842 eine Finsternis ein, die für Europa sehr günstig gelegen war, da die Totalitätszone Spanien, das südliche Frankreich, Sardinien, Oesterreich und das südliche Rußland durchzog. Einige Astronomen unternahmen die nicht zu weite Reise in die Totalitätszone und wurden auf das höchste von zwei Erscheinungen überrascht: durch das Auftreten der Korona und noch mehr durch das plötzliche Erscheinen von eigentümlichen Hervorragungen am Mondrande, denen man den Namen Protuberanzen beilegte. Von da an wurde fast keine totale Sonnenfinsternis versäumt und jede derartige Gelegenheit von einer Anzahl Astronomen benutzt, um diese zwei Erscheinungen zu studieren. Diese Anstrengungen sind nicht fruchtlos geblieben, im Gegenteil, wir haben durch sie nicht nur Aufklärungen über die Natur der beiden Phänomene erhalten, sondern auch indirekt über das Wesen des Sonnenkörpers. Mit dem Fernrohre können wir nur das Aeußere der Sonne sehen, niemals aber durch direkte Beobachtung über deren Inneres Aufschluß erhalten. Ob nun die das Innere der Sonne bildenden Stoffe fest sind oder, wie die jetzt überwiegende Meinung annimmt, im gasförmigen und ungemein komprimierten Zustande sich befinden, können wir nur aus andern Erscheinungen schließen; so viel steht aber fest, daß jener Teil der Sonne, der uns das Licht spendet, bereits einen Teil der Sonnenatmosphäre bildet, in welcher der ganzen Ausdehnung nach Wolken schweben, welche die Quelle des Sonnenlichtes sind. Dieser Teil der Sonnenatmosphäre führt den Namen Photosphäre. Ueber der Photosphäre lagert eine Schicht etwas kühlerer Gase, die sogenannte umkehrende Schicht, von deren Existenz uns

Digitized by Google

zuerst das Spektroskop Kunde gab. Durch Laboratoriumsversuche hatte Kirchhof nachgewiesen, daß Licht, das von einem glühenden festen Körper herkommt — und die Wolkenbildungen der Photosphäre sind, spektroskopisch betrachtet, feste Körper —, ein Spektrum aufweist, in dem die einzelnen Farben kontinuierlich ineinander übergehen, während Licht, das von einem glühenden Gase herstammt, ein Spektrum liefert, das nur aus einzelnen, dem betreffenden Gase ausschließlich eigentümlichen hellen Linien besteht. Wenn aber das Licht eines glühenden Körpers eine Schicht glühenden Gases von etwas niedrigerer Temperatur passiert, dann entstehen in dem kontinuierlichen Spektrum an allen Stellen dunkle Linien, wo das Gasspektrum allein helle Linien aufweisen würde. Schon lange kennt man diese dunkeln Linien im Sonnenspektrum, die nach ihrem Entdecker die Fraunhoferschen Linien genannt werden, und man schloß aus deren Vorhandensein auf die Existenz dieser umkehrenden Schicht. Später gelang es auch, bei Sonnenfinsternissen, sobald der Mond den letzten Rest der Photosphäre verdeckt hatte, während einiger Sekunden die früher dunkeln Linien hell zu sehen, was den Beweis der Existenz dieser Schicht vervollständigte. Ueber dieser Schicht, die sich aus den verschiedensten Dämpfen zusammensetzt, lagert eine weitere Schicht, die Chromosphäre genannt, deren Hauptbestandteil glühender Wasserstoff und das erst vor einigen Jahren auf der Erde entdeckte Helium ist. Sie erscheint bei Sonnenfinsternissen als eine schmale, rosafarbige, durchaus nicht scharf abgegrenzte Umsäumung, und aus dieser Schicht steigen an einzelnen Stellen die im Jahre 1842 zuerst gesehenen Protuberanzen auf. Damals war man im Zweifel, ob diese der Sonne angehören und etwas Reelles oder nur optische Phänomene, Täuschungen ohne realen Hintergrund seien. Den Beweis, daß die Protuberanzen der Sonne angehören, erbrachte eine Beobachtung von Bruhns, zu Taragona in Spanien, bei Gelegenheit der Finsternis vom 18. Juli 1860, indem er eine solche schon zwei Minuten vor Eintritt der Totalität erblickte und sie noch sechs Minuten nach der Totalität verfolgen und konstatieren konnte, daß ihre Lage gegen den Sonnenrand unverändert geblieben war, während sie sich am Mondrande verschoben hatte. Aber die Finsternis vom 18. August 1868 brachte durch die zum ersten Male in großem Umfange zur Anwendung gebrachten Spektroskopbeobachtungen Aufklärung über die molekulare Beschaffenheit dieser rätselhaften Gebilde. Es stellte sich heraus, daß ihr Licht sich nur aus den Hauptlinien des Wasserstoffes und der Heliumlinie zusammensetze, und diesen Umstand erfaßten Janssen und, unabhängig von ihm, Lockyer, um eine Methode anzuwenden, mit deren Hilfe diese Gebilde auch außer der Zeit der Sonnenfinsternisse beobachtet werden können. Es ist hier nicht der Ort, sich über die Art und Weise dieser Beobachtungen auszubreiten, und es möge daher die Bemerkung genügen, daß bei ihnen das Spektroskop eine Hauptrolle spielt. Man erfuhr so, daß die Protuberanzen Eruptionen der Chromosphäre sind, daß bei ihnen das die Chromosphäre bildende Material weit hinaus, bis zu 500000 Kilometer Höhe, in der kürzesten Zeit geschleudert wird, und daß diese emporgeschleuderten Massen in der kürzesten Zeit wieder verschwinden. In den meisten Fällen gleichen sie Feuer-

Digitized by Google

säulen, die von der Chromosphäre emporsteigen und, nachdem sie ihre Geschwindigkeit nach oben verloren haben, eine Wolke bilden, die oft noch sichtbar bleibt, wenn die aufsteigende Feuersäule schon verschwunden ist. In den Fällen, wo die Eruption besonders heftig ist, biegt sich die Feuersäule um, zerfällt in eine große Anzahl von Bruchstücken, die scheinbar langsam auf den Sonnenkörper zurückfallen. Jedenfalls gehören die Protuberanzen zu den interessantesten Erscheinungen, die wir an einem Himmelskörper wahrnehmen können; leider ist die Handhabung der betreffenden Apparate sehr kompliziert, und es mag selbst Astronomen geben, die nie dazu gekommen sind, Protuberanzen zu sehen. Durch die Möglichkeit, die Protuberanzen auch außer den Zeiten einer Sonnenfinsternis zu beobachten, ist man in die Lage gekommen, fast vollkommenen Aufschluß über sie zu erhalten. Anders steht es mit der Korona, der zweiten rätselhaften Erscheinung; ihre Beobachtung ist bisher nur bei Sonnenfinsternissen möglich, und sie ist daher bei Sonnenfinsternissen das hauptsächlichste Beobachtungsobjekt. Soweit die bisherigen Erfahrungen reichen, ist die Korona die äußerste Grenze der Sonnenatmosphäre, sie rotiert mit der Sonne, besteht aus einem uns noch unbekannten Gase, dem Koronium, und einer großen Masse feinstverteilter Materie, deren Konstitution vielleicht unsern Wolken gleicht. Sie bildet keine nach allen Richtungen gleichmäßig verlaufende Umhüllung des Sonnenkörpers, sondern erstreckt sich an einzelnen Stellen weiter in den Himmelsraum; sie zeigt eine faserige Struktur und ist von einem wunderbaren, silberfarbigen Glanze, der das höchste Erstaunen des Beschauers wachruft. Es dürfte den meisten Lesern wohl bekannt sein, daß die Sonnenflecken Perioden größerer und kleinerer Häufigkeit aufweisen, und daß eine solche Periode im Mittel einen Zeitraum von $11^1/_3$ Jahren umfaßt. Man hat nun beobachtet, daß die Häufigkeit und die stärkere Entwicklung der Protuberanzen mit dieser elfjährigen Periode gleichen Schritt hält, und daß auch die Korona in Jahren größerer Sonnenfleckenhäufigkeit eine viel größere und herrlichere Erscheinung darbietet als in fleckenarmen Jahren. Da gegenwärtig die Sonne ungemein viele Flecken aufweist, so ist nach den bisherigen Erfahrungen so gut wie sicher, daß sowohl die Protuberanzen sehr zahlreich auftreten, als auch die Korona kräftiger als sonst entwickelt ist. Mit Rücksicht darauf wird sich die Beobachtung der in diesem Jahre am 30. August stattfindenden totalen Sonnenfinsternis sehr interessant gestalten.

Das Hauptaugenmerk der Astronomen wird wie bisher auf die Beobachtung der Korona gerichtet sein, der sie mit Spektroskopen und photographischen Fernrohren der verschiedensten Dimensionen beizukommen trachten werden; ein weiteres Thema wird die Aufsuchung etwaiger intramerkurieller Planeten, beziehungsweise die definitive Entscheidung dieser Frage sein, worüber bereits an einer andern Stelle dieser Zeitschrift berichtet wurde. Beobachtungen mit dem Auge selbst werden sehr wenig gemacht werden, weil das Auge zu langsam arbeitet und die bei Sonnenfinsternissen zur Verfügung stehende Zeit nur wenige Minuten beträgt. Der Astronom muß während der Finsternis seine ganze Aufmerksamkeit der Bedienung seiner Apparate widmen, vorher alle Vorbereitungen gut treffen

und während des Ereignisses kaltes und ruhiges Blut bewahren, damit er nicht etwas Wichtiges übersehe, zum Beispiel vergesse, den Schuber vor der photographischen Platte zu entfernen. Dadurch entgehen ihm eine große Zahl höchst interessanter Erscheinungen, die sich in seiner Umgebung vollziehen, und die für den unbeschäftigten Zuschauer ein wunderbares Vorspiel und eine prächtige Dekoration dieses einzigen Schauspieles abgeben.

Die Sonne ist wie gewöhnlich aufgegangen, die Natur hat ihre Tätigkeit aufgenommen, die Tiere gehen ihrer Nahrung nach, die Vögel in den Zweigen singen ihr Lied. Da ganz unmerklich wird die Landschaft nach und nach düsterer; es ist, als ob die Sonne ihren Glanz verlöre, es sinkt die Temperatur, und man fängt an zu frösteln. Die Vögel merken das auch, sie lassen ihren Gesang verstummen, fliegen unruhig hin und her und suchen endlich ihr Nest auf; alles andre Getier verkriecht sich in Gebüschen und Höhlen.

Alles verstummt. Am Himmel ist unterdessen der Mond so weit vor die Sonne gerückt, daß man in diese auch ohne Rauchglas sehen kann. Man sieht nur mehr eine schmale Sichel, die immer schmäler und schmäler wird, bis endlich der letzte Sonnenstrahl verschwunden ist. In diesem Augenblicke erscheint das verdunkelte Tagesgestirn von einer Glorie umgeben, die bisher kein Maler gemalt hat, und wie zur Verherrlichung des Ereignisses flammen am ganzen Firmamente die helleren Sterne auf; man sieht die großen Planeten Merkur und Venus zumeist in der Nähe der Sonne. Es ist finster geworden, und wer lesen wollte, müßte sich einer Laterne bedienen. Nur rund um den Horizont herum ist eine Art Dämmerung zu sehen, die uns sagt, daß diese Finsternis nur einen ganz kleinen Teil der Erde des Lichtes beraubt. Da blitzt es nach kurzer Zeit auf einmal an der rechten Seite des Doppelgestirns auf, und in wenigen Minuten sind die herrlichen Erscheinungen um die Sonne verblaßt und verschwunden; man atmet auf und freut sich des wiederkehrenden Tageslichtes. Nach und nach erhält die Sonne ihren alten Glanz, und das Leben schreitet im alten Gleise weiter.

Solange es nicht gelungen ist, eine Methode zu finden, die gestattet, die Korona auch außer der Zeit einer Sonnenfinsternis zu beobachten, wird es eine der wichtigsten Angelegenheiten der astronomischen Wissenschaft sein, jede Sonnenfinsternis zu benutzen, um das Koronaphänomen zu studieren, und zu diesem Zwecke dürfen auch weite und anstrengende Reisen nicht gescheut werden. Anders steht die Sache für den Naturfreund; er ist auf leicht zugängliche Gelegenheiten angewiesen, dieses herrlichste aller Naturschauspiele zu sehen, und eine solche Gelegenheit bietet uns Europäern die am 30. August stattfindende Sonnenfinsternis; sie ist zugleich für lange Zeit die letzte Gelegenheit, da erst im Jahre 1914 eine solche in Europa in den Wolgagegenden eintreten wird. Dazu kommt, daß die diesjährige zu einer Jahreszeit stattfindet, in der sicher in den betreffenden Gegenden auf schönes Wetter zu zählen ist; nur etwas Hitze muß man mit in den Kauf nehmen. Der Mondschatten trifft die Erde zuerst in Labrador, zieht über den Atlantischen Ozean, passiert das nördliche Spanien, die Insel Malorca,

Digitized by Google

Algerien, Tunesien, Tripolitanien, Aegypten und verläßt in Arabien die Erde. Die Mitte des Schattens geht über folgende Städte: Luarca in Spanien (Nordküste), Burgos, Ateca, Torreblanca in Spanien (Ostküste), Philippeville in Algerien, Ras Mahara in Tunesien, Tripolis und Assuan. Die nördliche Grenze der Totalität wird gebildet durch die Orte: Torrelavega (westlich von Santander), Golf de S. Jorgo (nördlich von der Ebromündung), La Calle (Grenze zwischen Tunesien und Algerien), Mahedia (Ostküste von Tunesien); die südliche Grenze bilden: La Coruna, Valladolid, Valencia, Bougie (Nordküste von Algerien) und Gabes. Die Dauer der Totalität in der Mitte der Totalitätszone beträgt in Luarca 3 Minuten 45 Sekunden, in Philippeville 3 Minuten 36 Sekunden, in Assuan 2 Minuten 33 Sekunden und in Palma auf Malorca, das etwas nördlich von der Totalitätszone liegt, aber wegen seiner insularen Lage angenehmen Aufenthalt darbietet, 3 Minuten 8 Sekunden.

Diese Finsternis fällt in eine Zeit, wo viele Leute Ferien haben oder sich zum mindesten einen Urlaub gern nehmen und auch erhalten; mögen diese es nicht versäumen, die so seltene Gelegenheit auszunutzen; an Reisemöglichkeiten wird es gewiß nicht fehlen, und die verschiedenen Reisebureaus werden es nicht unterlassen, Gesellschaftsreisen zu diesem Zwecke zu arrangieren. Bei der Wahl des Aufstellungsortes ist zu beachten, daß die Totalität in der Zentrallinie am längsten und in den beiden Grenzlinien nur einen Moment dauert; man wird daher einen in der Zentrallinie oder nicht sehr weit abseits liegenden Punkt als Standort auswählen, wozu die früher angegebenen Städte die nötigen Fingerzeige geben. Manche werden sich vielleicht veranlaßt fühlen, ihre Reisekamera zu gebrauchen; diese möchte ich darauf aufmerksam machen, daß das Sonnenbild nur einen halben Grad mißt und daher ein sehr kleines Bild auf der photographischen Platte solcher Apparate liefert, und weiters, daß bei Expositionen von mehreren Sekunden die Nachbewegung des Apparates, der Bewegung der Sonne entsprechend, notwendig ist, was bei den astronomischen Instrumenten durch die sogenannte parallaktische Montierung und ein Uhrwerk erzielt wird.

Der Zweck dieser Zeilen war, Freunde der Natur auf dieses seltene und einzige kosmische Schauspiel aufmerksam zu machen, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich dieses Ziel bei recht vielen erreiche.

Aus dem Winter 1870/71

Neue Beiträge von A. v. W.

(Fortsetzung)

Nach der Uebergabe von Metz richtet Tachard mehrere interessante Berichte nach Tours, welche die Stimmung in Metz unmittelbar vor der Kapitulation, die verschiedenen politischen Strömungen sowie die Bemühungen zur Erreichung eines baldigen Friedensschlusses kennzeichnen.

*

T. c. Brüssel, 31. Oktober 1870.

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die seit drei Tagen erwarteten Nachrichten aus Metz trafen heute durch die ersten entkommenen Offiziere ein. Einer derselben, der Geniehauptmann Poulain, ist, meiner Aufforderung Folge leistend, sofort nach Tours weitergereist. Die allgemeine Ansicht der Armee ist, daß sie dem Ehrgeiz Bazaines geopfert worden ist, welcher selbst durch preußische Hinterlist getäuscht wurde. Die Uebergabe der Festung hatte alle Welt mit Bestürzung erfüllt. Die Zeitung „L'Indépendant de la Moselle" vom 29., die ich Ihnen mit der Post schicke, enthält in sehr energischer Fassung den Vorwurf des Verrats gegen Bazaine.

Während der letzten Tage versammelten die Generale ihre Offiziere, um mit ihnen über die trostlose Lage Frankreichs zu sprechen, welches den demagogischen Parteien überliefert sei, und um sie darauf vorzubereiten, nächstens auf Paris zu marschieren als Retter der Ordnung.

Ueber das Projekt einer bonapartistischen Restauration ist nie verhandelt worden. Die ganze Armee hat dies als Unsinn betrachtet; aber man sah das einer Diktatur Bazaines entstehen, und man sprach davon in den Truppenlagern. Die allgemeine Meinung geht dahin, daß Bazaine hat Zeit gewinnen wollen für die Durchführung seines Planes und daß er den Platz hätte retten können, wenn er ihn vor der Erschöpfung an Lebensmitteln verlassen hätte. Tachard.

*

T. c. Brüssel, 1. November 1870 (6 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Ich habe heute früh bei mir eine neue Besprechung mit General Boyer gehabt, durch welche die erste Bestätigung fand. Er hat mir das Originalprotokoll des Kriegsrats, der am 26. August stattfand, übergeben.[1]) Ich lasse für Sie Abschrift davon nehmen. Boyer erwartet hier seine Bestimmung; er

[1]) Bazaine, L'armée du Rhin, S. 84; Episodes, S. 164.

würde aber Bazaine nicht folgen, wenn sich dieser, wie die Zeitungen ankündigen, nach Wilhelmshöhe begibt. Boyer protestiert stets energisch gegen jeden Gedanken an eine bonapartistische Restauration und würde nach Tours gehen, um seine ganz militärischen Unterhandlungen zu erklären, wenn er nicht die Volksleidenschaften fürchtete.

Ich wurde diesen Morgen von der Ankunft des geheimnisvollen Unterhändlers Régnier benachricht. Zwei Stunden später war er in meinem Zimmer. Nachstehend sein Bekenntnis: Einfacher Landedelmann, hat er nach Sedan den Plan gefaßt, Frankreich zu retten durch die Armee Bazaines. Er hat Bismarck und die Kaiserin aufgesucht und hat sich nach Metz mit einem Waffenstillstandsvorschlag begeben, welcher der Bazaineschen Armee honneurs de la guerre gewährt, die Festung intakt und verproviantiert ließ, Bazaine gestattete, sich in ein französisches neutralisiertes Departement zu begeben, wo die gewählte Nationalversammlung den Frieden unterzeichnet und hierdurch die demagogische Anarchie verhindert hätte. Nachdem es Bourbaki nicht gelungen war, die Kaiserin von der Notwendigkeit zu überzeugen, ihm ihre Vollmacht für Bazaine anzuvertrauen, versuchte Régnier vergeblich, die Verhandlungen mit der Kaiserin wieder anzuknüpfen, die ihn für einen preußischen Sendboten hielt.

Er mußte zu Bismarck zurückkehren und war auf dem Punkt, mit ihm allein zum Erfolg zu gelangen, trotz Moltke und trotz des Prinzen Friedrich Karl, welche auf die baldige Uebergabe von Metz infolge des Hungers rechneten. Eine falsch abgefaßte telegraphische Depesche[1]) ist der Grund des Mißerfolgs. Er war es, der dann die Reise Boyers vermittelte, deren von Moltke und Friedrich Karl berechnete Verzögerungen das Unglück und die Kapitulation herbeiführten.

Régnier erklärt mir, daß er trotz aller seiner Mißerfolge noch einen Plan habe, wegen dessen Ausführung er sich heute nach Wilhelmshöhe begibt, wohin er verschiedene Personen einberufen hat. In fünf Tagen wird er zu mir zurückgekehrt sein und mir seinen Plan auseinandersetzen, falls er nicht geglückt ist, was wahrscheinlich ist.

Soweit es möglich ist, einen Mann in einigen Augenblicken einer Unterhaltung zu beurteilen, so ist Régnier ein Vitrolles amateur,[2]) ein bürgerlicher Machiavell. Er hat mir mehr den Eindruck eines politischen Philosophen als den eines bezahlten Intriganten gemacht. Er hat Furcht vor der Volksherrschaft und hält Frankreich, welches von Tag zu Tag seine Lage verschlimmert, für absolut verloren. Er anerkennt, daß die Regierung vom 4. September das Elsaß nicht abtreten kann. Er glaubt, daß diese Abtretung verlangt wird, und möchte, daß sich die Nationalversammlung, ernannt und abstimmend unter einer Militär-

---

[1]) Ueber diese Depesche spricht Régnier in seiner erwähnten Broschüre: Quel est votre nom?

[2]) de Vitrolles, der bekannte Anhänger der Bourbonen, der im Jahre 1814 im Verein mit Talleyrand am Sturz Napoleons arbeitete und ebenso 1815 im Verein mit Oudinot und einigen andern. Im Jahre 1830 betrat er nochmals den politischen Schauplatz, bemüht, Karl X. den Thron zu erhalten.

diktatur, ins Mittel legte. Régnier wird in der Broschüre die Wahrheit über Bazaine sagen. Er stellt Bourbaki das Zeugnis diplomatischer Unfähigkeit aus, indem er sagt: „Er ist nur ein Soldat." Im Einverständnis in dieser Beziehung mit Boyer sagt er, daß Canrobert jede Einmischung abgelehnt hat, weil er nicht Politik treiben wolle.

Ich werde benachrichtigt, daß neue bonapartistische Umtriebe hier auftauchen. Man versichert mir, daß 100000 französische Uniformen in Belgien bestellt worden sind. Durch wen? Tachard.

*

T. c. Brüssel, 3. November 1870 (11 Uhr 50 Minuten).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die Vereinigung der Marschälle in Kassel scheint eine Kombination Bismarcks zu sein. Die Ex-Kaiserin ist dort, ebenso der geheimnisvolle Régnier. Alle Offiziere, die ich hier befragt habe, betrachten diese Versammlung als lächerlich und harmlos. Für sie alle bedeuten Sedan und Metz den Tod des Bonapartismus.

Die Nachricht eines Waffenstillstandes, die sich heute abend hier verbreitet, hat die belgische Regierung mit Freude erfüllt. Alle betrachten hier die Fortsetzung des Kampfes als unmöglich und erhoffen den Frieden durch die gesetzgebende Versammlung.

Man versichert mir, daß Bismarck dringend wünscht, die militärischen Siege zum Stillstand zu bringen, da er durch die Haltung von Württemberg und Bayern in Verlegenheit gesetzt wird, welche unwillig sind über die zugunsten Preußens gebrachten Opfer.

Sobald der Waffenstillstand unterzeichnet ist, erbitte ich sofortige Depesche und die Ermächtigung, die von mir eingezogenen Nachrichten (renseignements) an Favre zu überbringen. Wenn im Elsaß die Abstimmung für die konstituierende Versammlung untersagt ist, so bitte ich, auf die demokratische Liste von Paris eingetragen zu werden, und um Urlaub während der Tagung.

Ich erhalte soeben den Besuch von M . . ., der von Florenz, Wien, München, Stuttgart, Berlin mit sehr interessanten Nachrichten kommt, die er Ihnen nach Tours überbringen wird. Unterdessen teile ich Ihnen mit, was er mir sagte: Preußen garantierte an Italien: Rom, Nizza, Savoyen; Nigra protestierte lebhaft gegen die beiden letzten Punkte, die er als verbrecherische Politik bezeichnete, und bot seinen Rücktritt an. Der Geheimvertrag zwischen Preußen und Rußland sprach für den Fall einer Intervention Oesterreichs von einer Zerstückelung dieses Landes (démembrement), indem Rußland die slawischen und tschechischen Teile beanspruchen werde.[1]) M . . . ist in München, Stuttgart und Dresden einer großen Kriegsmüdigkeit begegnet; ungeheure Begeisterung in Preußen, wo es noch 300000 eingeteilte (encadrés) Soldaten gibt, die bereit sind, abzumarschieren.

[1]) Vergleiche hierzu Valfrey a. a. S. II., 101. Erklärungen Bismarcks an Odo Russel in Versailles am 20. November.

Er erachtet den Widerstand für unmöglich und bittet inständig, Sie hiervon zu benachrichtigen und Ihnen die Wahrheit zu sagen. General Chazal hier bestätigt die Erkundigungen M.'s und sieht den vollständigen Untergang Frankreichs voraus, wenn der Kampf fortgesetzt wird. Unsre Offiziere, die in Verkleidung die preußischen Linien passiert haben, verkündigen den Marsch von drei Armeekorps von Metz auf Lyon, Troyes, Amiens.

Von andrer Seite gehen mir zuverlässige Nachrichten aus dem Norden zu, welche feststellen, daß Bourbaki vor vierzehn Tagen keine 20000 Mann zur Verfügung haben wird und daß in der Bevölkerung durchaus keine patriotische Begeisterung herrscht.

Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit von neuem auf die Notwendigkeit hin, für die Versorgung der verheerten Provinzen und von Paris nach der Belagerung mit Lebensmitteln und Schlachtvieh besorgt zu sein.

Der Hafen von Antwerpen bietet Hilfsmittel. Tachard.

*

T. c. Brüssel, 7. November 1870 (11 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Nachstehende Nachrichten gingen heute aus sicherer Quelle aus Versailles ein: Graf Bismarck und der Kronprinz wünschen brennend den Waffenstillstand, überzeugt, daß der Friede ihm folgen werde. In Süddeutschland herrscht allgemein der Wunsch nach Frieden. Nachdem Bismarck in seinen Verhandlungen mit Régnier und Boyer, die durch Friedrich Karl vereitelt worden sind, gescheitert ist, hat er den Maire von Versailles, Mr. Rameau, ausforschen lassen, hoffend, in ihm einen überzeugten Unterhändler zu finden.[1]) Die Ankunft von Thiers hat den Versuch unnötig gemacht.

Der Angriffsplan der Preußen richtet sich gegen Issy, Vanves, Clamart. Die Preußen errichten in St. Cloud und in Châtillon verkleidete (masquées) Batterien, an denen nur bei Nacht und ohne Licht gearbeitet wird. Eine gewisse Gräfin della Torre,[2]) alte Freundin von Garibaldi, dient den Preußen als Spion; sie haben sie soeben mit verschiedenen Aufträgen nach Paris geschickt. Ein Spionagesystem ist durch Deutsch-Amerikaner organisiert worden, die sich nach Tours und nach andern Orten begeben, um Waffen anzubieten, und dann zur Berichterstattung nach Versailles zu kommen.

---

[1]) Siehe Procès Bazaine, a. a. O. Seite 622.

[2]) Die Annahme Tachards, daß Gräfin de la Torre dem Deutschen Hauptquartier als Spionin gedient habe, dürfte ganz irrig sein. Der damalige Polizeipräfekt von Versailles, Dr. Stieber, schreibt am 2. November an seine Frau: „Die Untersuchung, die ich hier wegen geheimer Verbindung zwischen Versailles und Paris eingeleitet, nimmt größere Dimensionen an. Ich werde wohl morgen eine bildschöne, allgemein bewunderte Gräfin de la Torre, geschiedene Frau eines Gesandten, Italienerin von Geburt und bekannte diplomatische Agentin, verhaften müssen." Auerbach, Denkwürdigkeiten a. a. O. S. 282.

Unsre letzten Ausfälle geben Moltke viel zu denken; er ist erstaunt über die Ueberlegenheit unsrer neu gebildeten Infanterie.

Die Preußen erwarten einen Durchbruch Trochus auf einem bestimmten Punkt, den sie nicht vorher in Erfahrung bringen können. Am 28. kündigte man im intimen Kreise Bismarcks für einen der nächsten Tage den Aufstandsversuch Flourens-Millière an. Man freut sich schon im voraus darüber.

Außer einigen Junkern der preußischen Armee wünschen alle Offizierskorps den Frieden. Die Soldaten haben auch genug und sind sehr erstaunt, vor Paris einem ernstlichen Widerstand zu begegnen.

Meine Erkundigungen von heute besagen, daß die Kaiserin gestern abend 5 Uhr Gent passiert hat auf der Rückreise nach England in Begleitung von Clary und ohne sich hier aufzuhalten.

Die Ansichten über die politische Rolle Bazaines bleiben immer die gleichen. Ich erwarte Ihre Depesche und die Ermächtigung, mich im Falle des Waffenstillstands nach Paris zu begeben. Tachard.

*

Brief. Tours, 10. November 1870.

Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Politische Direktion.

Meinerseits bestrebe ich mich, Sie auf dem Laufenden zu erhalten über unser diplomatisches Verhalten gegenüber den Großmächten. Wenn es mir nicht vollständig gelingt, so werden Sie leicht verstehen, daß es schwer für uns ist, unter den gegenwärtigen Umständen und mit einer improvisierten Organisation mit unsern auswärtigen Vertretern so regelmäßige Verbindungen aufrechtzuerhalten, als wir es gern möchten.

Wir arbeiten alle an derselben Aufgabe und müssen unsre Anstrengungen vereinen. Sie können überzeugt sein, daß die Ihrigen von der Regierung der Défense nationale richtig geschätzt werden.

Genehmigen und so weiter

Für den Minister, und im Auftrag:
Chaudordy.

An Herrn Tachard, französischer Gesandter in Brüssel.

*

T. c. Brüssel, 11. November 1870 (11 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die belgische Regierung scheint mir nicht alle Hoffnung auf Waffenstillstand verloren zu haben und rechnet auf das energische Eintreten Englands. Nichtsdestoweniger verbreitet sich von neuem in preußischen Kreisen (dans le camp prussien) das Gerücht von der nahe bevorstehenden Beschießung der Forts.

Gestern erhielt ich den Besuch von Mr. Paul Odent, Präfekt von Metz; er erzählte mir sehr interessante Einzelheiten über das Verhalten von Coffinières

Digitized by Google

und von Bazaine. Vielleicht wäre es nützlich, ihn nach Tours zu berufen. Von allen Seiten habe ich seine Haltung während der Belagerung und seinen rechtschaffenen Charakter loben hören.

Ich habe den mehrfachen Austausch unsrer internierten Offiziere gegen preußische Offiziere veranlaßt. Nachdem eine größere Anzahl unsrer Offiziere Belgien ohne Genehmigung verlassen hat, zeigt mir der Kriegsminister das Verschwinden von achtzehn derselben an, indem er droht, ihre Namen im „Moniteur" zu veröffentlichen. Ich habe erwidert, daß die belgische Neutralität nach Sedan ungestraft von preußischen Offizieren verletzt worden sei. Auf diese Weise hoffe ich dem Skandal vorgebeugt zu haben.

Unsre internierten Soldaten flüchten fortwährend von Beverloo, Lüttich und Antwerpen. Für die belgische Regierung ist es aber von Wichtigkeit, diese Entweichungen nicht unter die Leute zu bringen, um keine Beschwerde von seiten Preußens hervorzurufen. Ich kann mich nicht entschließen, die Offiziere zurückzuhalten, deren Frankreich, wie ich wohl weiß, so sehr bedarf; und ohne sie zu ermutigen, rechne ich darauf, daß sie von Ihnen gut aufgenommen werden, nach den Opfern, die sie gebracht haben, und den Gefahren, denen sie ausgesetzt waren.

Tachard..

*

T. c. Brüssel, 12. November 1870 (11 Uhr 50 Minuten abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Wenn die Frage der Revision des Pariser Vertrags von 1856 vom Fürsten Gortschakoff ernstlich zur Diskussion gestellt wird, so wünsche ich sofort davon unterrichtet zu werden wegen meiner hiesigen Beziehungen zu Herrn v. Bludoff[1]) und dem Prinzen Orloff. Die Situation Belgiens würde durch die erzwungene Haltung (l'attitude forcée) Englands eine vollständige Aenderung erfahren, und ich würde meine Haltung, den Repräsentanten dieser beiden Mächte gegenüber, ändern müssen.

Graf Vitzthum, der österreichische Gesandte in Brüssel, den ich bisher wenig gesehen habe, würde, zufolge seiner intimen Beziehungen zu Herrn v. Beust, ein sehr nützlicher Unterhändler sein. Der italienische Gesandte, Herr v. Barral, der viele Sympathien für Frankreich hat, bezeigt mir viel Vertrauen. Es wäre mir peinlich, wenn ich der wäre, der als letzter über die neuen diplomatischen Gestaltungen unterrichtet wurde, über deren Vorzeichen heute die Depeschen der Agentur Havas berichten.

Tachard.

*

[1]) Graf Bludoff war seit Februar 1870 als russischer Gesandter in Brüssel akkreditiert. Sein Vorgänger, Fürst Orloff, scheint sich, nach dem, was Tachard schreibt, zu der Zeit noch in Brüssel aufgehalten zu haben.

Digitized by Google

T. c. Abgegangen den 14. November 7 Uhr 20 Minuten abends, angekommen in Brüssel 11 Uhr 29 Minuten abends.

Der Delegierte der Regierung an den französischen Gesandten in Brüssel.

... Wir haben wegen der Erklärung Rußlands bezüglich des Vertrags von 1856 keine Entscheidung getroffen, und dies um so leichter, als sie uns noch nicht mitgeteilt worden ist. Wir meinen, daß wir so viele und für uns so wichtige Geschäfte haben, daß es Sache der andern Signatarmächte ist, den Vertrag zu prüfen und uns dann davon zu sprechen. Ihre Beziehungen zu den Diplomaten werden Ihnen erlauben, die Absichten ihrer Regierungen kennen zu lernen und ob volles Einverständnis zwischen diesen und Preußen besteht. Es wäre für uns von großer Wichtigkeit, dies zu wissen. Durch Mr. de Bißthum können Sie ebenfalls die Anschauungen und die Politik des Grafen Beust über die Gesamtlage kennen lernen.

Brüssel ist ein großer Beobachtungsposten, und ich bin beauftragt, Ihnen für alles, was Sie tun, zu danken. (Ohne Unterschrift).

*

T. c. Brüssel, 14. November 1870 (6 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Mr. Odo Russel, der Staatssekretär des Aeußern, dessen Abreise von London nach Versailles der Telegraph Ihnen angezeigt hat, hat den gestrigen Abend mit Mr. Lumley, dem hiesigen englischen Gesandten, bei mir zugebracht. Obgleich mir Mr. Russel nicht den Zweck seiner Mission mitgeteilt hat, so glaube ich aus seiner Unterhaltung mutmaßen zu können, daß die englische Regierung einen energischen Vorstoß zugunsten eines Waffenstillstandes machen will. Mr. Russel glaubt, daß der Augenblick gekommen sei, von den Friedensgelüsten Bismarcks und des Kronprinzen Nutzen zu ziehen. Er hat über Deutschland Nachrichten erhalten, die diejenigen, die ich Ihnen gegeben habe, bestätigen. Die Kriegsmüdigkeit ist allgemein. Sogar in der Armee gibt es eine starke Friedenspartei.

Ich habe energisch die Unmöglichkeit einer Gebietsabtretung für uns betont, und ich glaube, meine beiden Gesellschafter davon überzeugt zu haben.

Mr. Russel wird morgen früh nach Mezières und Reims abreisen. Er hat hier Wagen und Pferde gekauft. Mr. Lumley, den ich soeben wieder gesehen habe, scheint mir sehr besorgt wegen der Forderungen Rußlands zu sein. Oesterreich befindet sich zwischen zwei Feuern und von einer Gebietsabtretung (démembrement) bedroht. Herr v. Beust ist es, der die europäische Frage entscheiden wird ... Tachard.

*

T. c. Brüssel, 16. November 1870.

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die sympathische Aufnahme, die mir gestern bei dem Diner im Ministerium

der auswärtigen Angelegenheiten zuteil wurde, hat mich für das Opfer entschädigt, das ich gebracht habe, einem Feste beizuwohnen. Meine Unterhaltungen mit den fremden Gesandten und mit den belgischen politischen Persönlichkeiten haben mich von der Notwendigkeit überzeugt, unsern heroischen Widerstand fortzusetzen, damit Europa Zeit gewinnt, sich über die Schritte zu unsern Gunsten zu einigen. Paris muß wissen, daß die ganze Welt von der Armee Trochus einen Akt der höchsten Energie erwartet; welches auch die Schwierigkeiten eines Durchbruchs von 200000 Mann sein mögen, unsre Lage erfordert einen coup d'éclat. Paris darf nicht das Schicksal von Metz erleiden. Europa beklagt uns. Damit es uns zu Hilfe komme, ist es erforderlich, daß es uns bewundere.

Der Gedanke eines Kongresses erscheint mir angezeigt. Dieser Kongreß wird uns nur wahrhaft nützlich sein, wenn wir, ihn erwartend, eine äußerste Kraftanstrengung (effort suprême) machen.

Es ist unbedingt notwendig, eine Erhebung von ganz Frankreich mit den allerenergischsten Mitteln zu erzielen, während die Diplomatie daraus Nutzen zieht und die Rüstungen ihren Fortgang nehmen. Die öffentliche Meinung in England muß durch unsern Heroismus angeregt werden. Es wäre möglich, heute noch in der Türkei etwas zu unternehmen, um Oel ins Feuer zu gießen. Von einem Aufstand im Orient, der Oesterreich mit sich reißen würde, kann unsre Rettung kommen. Ein großer europäischer Brand kann durch dieses energische Mittel entzündet werden.

Tachard.

*

T. c. Brüssel, 18. November 1870 (7 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die heutigen Nachrichten bestätigen, was ich Ihnen gestern über den Eindruck der Zirkularnote Gortschakoffs schrieb. Der türkische Geschäftsträger, Mr. Glavany,[1]) behauptet, daß die Armee des Sultans fertig sei und sofort, von Beginn des Feldzugs an, 200000 Mann aufstellen könne. Der amerikanische Geschäftsträger, Mr. Jones,[2]) glaubt nicht, daß die Vereinigten Staaten ihren russischen Verbündeten gegen die französische Republik unterstützen werden.

Der von England, Mr. Lumley, ist der Ansicht, daß es eines starken Druckes der öffentlichen Meinung bedürfen würde, um den Minister Bright zu veranlassen, auf seine kaufmännischen Traditionen zu verzichten. Die Erwählung des Herzogs von Aosta versetzt Spanien in die Gefolgschaft Italiens, in die lateinische Allianz.

Tachard.

*

---

[1]) Glavany-Efendi, seit 1868 Geschäftsträger, während der Botschafter Musurus-Pascha, gleichzeitig in England akkreditiert, in London seinen Wohnsitz hatte.

[2]) Russel Jones, seit Juli 1869 als Ministerresident akkreditiert.

Digitized by Google

T. c. Brüssel, 19. November 1870 (Mitternacht).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Ich habe den heutigen Tag damit verbracht, diplomatische Erkundigungen einzuziehen. Ueber nachstehende Punkte scheint man einig zu sein: das sparsame Ministerium Bright-Gladstone repräsentiert nicht die gegenwärtige öffentliche Meinung in England, welche einer französisch-österreichisch-türkischen Allianz ganz günstig gesinnt ist. Lord Granville hält sich die Hintertür eines Kongresses offen, und seine Drohungen sind nicht ernst zu nehmen. Die Note Gortschakoffs läßt man nur als eine einfache Anfrage über die Notwendigkeit, die Art. 11 ff. des Vertrags von 1856 einer Revision zu unterziehen, gelten und gestaltet sie in diesem Sinne um. Rußland, einen Kongreß voraussehend, erweist Bismarck einen Dienst, welcher die französische Frage vor denselben zu bringen hofft, nachdem sie militärisch durch die Einnahme von Paris gelöst ist, und sich des russischen Hebels zu bedienen, um die Abtretung des Elsaß sanktionieren zu lassen. Rußland will, ohne einen Krieg hervorzurufen, von der augenblicklichen Schwächung Frankreichs profitieren, um der Demütigung von 1856 ein Ende zu bereiten. Die orientalische Frage wird jetzt nicht gestellt werden.

Ich persönlich glaube, daß die russische Aufforderung von Bismarck angeregt worden ist zu dem Zwecke, sich durch den Kongreß einen Friedensschluß aufzwingen zu lassen, dessen Grundlagen im voraus von Europa angenommen sind und den die besiegte Republik nie unterzeichnen würde.

Belgien erwartet die Parole von England. Italien, von der fortschrittlichen Partei gedrängt, wird nicht zögern, mit Oesterreich für uns zu marschieren. Alles hängt von der Initiative der Türkei ab. Diese Macht allein kann, die Zukunft im Auge habend, sofort mit fortgerissen werden, der Rest wird gezwungen folgen.

Alle Welt erwartet hier eine kräftige Tat von Paris. Ich bin über Verhandlungen unterrichtet, die Bismarck mit der Schweiz eröffnet hat über einen Gebietsaustausch: Berichtigung der Grenzen bei Schaffhausen einerseits, bei Mülhausen anderseits.

Der italienische Gesandte benachrichtigt mich, daß man in den hiesigen preußischen militärischen Kreisen eine Bewegung von drei Armeekorps erwartet, um unsre Loirearmee einzuschließen.

Der Marschall Canrobert schreibt mir aus Stuttgart. Er beklagt seine gezwungene Untätigkeit und ergeht sich über Strategie. Er möchte, daß unsre neu aufgestellten Armeen gruppenweise, in der Art von Wespenschwärmen, in die Flanken des Feindes streiften, ohne eine förmliche Schlacht anzubieten.

Tachard.

*

Auf die zu dieser Zeit in Pariser maßgebenden Kreisen herrschende Stimmung wirft der nachstehende Bericht ein interessantes Licht, der sich in seinem zweiten Teil aber wieder mit der großen Politik beschäftigt.

Digitized by Google

T. c. Brüſſel, 21. November 1870 (Mitternacht).

Der franzöſiſche Geſandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Die öffentliche Meinung in Paris erwartet nicht den Staatsſtreich, auf den wir hier hoffen: ſie würde ſich mit paſſivem Widerſtand begnügen, ohne das Opfer an Menſchenleben zu berückſichtigen, das ein allgemeiner Ausfall erfordern würde.

Ich habe einen langen Beſuch von Graf Bitzthum, dem öſterreichiſchen Geſandten, erhalten. Das Gerücht vom Rücktritt des Herrn v. Beuſt iſt vollſtändig erdichtet; ſeine Haltung ſcheint ſehr energiſch zu ſein. Die militäriſchen Vorbereitungen werden von Oeſterreich mit Nachdruck fortgeführt. Graf Bitzthum meint, daß, wenn Oeſterreich den ruſſiſchen Forderungen widerſteht und wenn die Türkei marſchieren läßt, daß dann Oeſterreich gezwungenerweiſe mitgeriſſen wird. Er glaubt, daß Herr v. Mosbourg[1]) in Wien ganz auf dem laufenden der Lage iſt und ſie mit Verſtändnis beurteilen wird.

Der italieniſche Geſandte, Herr v. Barral, glaubt nicht, daß ſeine Regierung ſich mit der ruſſiſchen Frage abgefunden habe. Er hat Nachrichten aus preußiſcher Quelle über den Marſch dreier deutſcher Armeekorps gegen die Loire. Er veranlaßt mich, Sie zu warnen vor dem Elan unſrer Truppen, welche man hofft, einſchließen zu können (que l'on espère envelopper).

Der türkiſche Geſchäftsträger, Mr. Glavany, iſt unterrichtet, daß die türkiſche Armee bereit iſt. Er rechnet auf große Begeiſterung zu unſern Gunſten gegen Rußland.

Mr. Lumley, der engliſche Geſandte, iſt ſehr aufgebracht gegen Rußland und gibt die Hoffnung nicht auf, daß ſeine Regierung den Kampf aufnehmen werde.

Alle erkennen die Notwendigkeit eines Kongreſſes an, wenn der allgemeine Krieg nicht ſofort zum Ausbruch kommt. Mr. Beyens, der belgiſche Geſandte in Paris, iſt geſtern hier angekommen. Ich habe ihn noch nicht ſehen können; er verſchließt ſeine Tür allen Leuten, um nicht ausgefragt zu werden. Ich werde morgen noch einen Verſuch machen.

Tachard.

*

Brief. Brüſſel, 22. November 1870.

An den Herrn Delegierten der auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

Herr Delegierter!

Ich habe die Ehre, Ihnen einen Auszug aus dem „Moniteur belge" vom 22. November 1870 zu überſenden, welcher den Zweck verfolgt, die vom Kriegsminiſterium erlaſſenen Vorſchriften genau anzugeben, die ſich auf die den kriegführenden Armeen angehörigen Militärperſonen beziehen.

*

[1]) Franzöſiſcher Geſchäftsträger in Wien.

In der zweiten Hälfte des November wird Tachard von Tours aus auf bonapartistische Verschwörungen und Umtriebe aufmerksam gemacht, die angeblich wieder in Belgien und an den Grenzen auftauchen sollen. Graf Chaudordy schickt ihm einen Bericht, der der Regierung durch Estancelin, den „Commandant général des gardes nationales de Normandie“ zugegangen ist.

*

Brief. Tours, 22. November 1870.

Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Ich erhalte vom Herrn Minister des Innern die Mitteilung eines Briefes, der ihm vom kommandierenden General der Nationalgarden der Normandie zugegangen ist bezüglich der politischen Umtriebe, die sich jetzt an der Grenze abspielen. Obgleich Ihnen die Verhältnisse, welche dieser Bericht erwähnt, jedenfalls bekannt sind, glaube ich doch, Ihnen Abschrift der Depesche des Herrn Estancelin [1]) schicken zu sollen, indem ich Sie ersuche, mir die Nachrichten, die Sie über diese Angelegenheit einziehen könnten, zukommen zu lassen.

Genehmigen und so weiter. Chaudordy.

Abschrift.

Ich bezweifle nicht, daß es Ihnen bekannt ist, was in den Reihen der alten Diener des Kaiserreichs vorgeht; ich erhalte aber soeben einen so genauen und so wichtigen Bericht, daß ich glaube, Ihnen denselben mitteilen zu müssen. Noch vor kurzem hielt ich die Möglichkeit einer bonapartistischen Restauration für eine Torheit, aber es scheint, daß viele Leute diese Ansicht nicht teilen und daß in diesem Moment nahe unsrer Grenzen eine bedeutende Tätigkeit entwickelt wird, welche den Zweck verfolgt, uns die Elenden zurückzugeben, die während zwanzig Jahren mit unsrer Freiheit und unsrer Ehre so verschwenderisch umgegangen sind! Preußen gibt sich dazu in jeder Weise her, und der Prinz Napoleon ist die Seele der ganzen Intrige.

Er ist vor wenigen Tagen nach Brüssel gekommen. Er hat den General Changarnier gesehen und ihm verhüllte Vorschläge gemacht. Er hat ihm gesagt, daß Preußen eine Wiederherstellung des Kaiserreichs oder wenigstens der Dynastie wünsche und daß er nicht zweifle, daß das Land Folge leisten werde, wenn eine große Anzahl Gefangener nach Frankreich zurückkehren könnte, an deren Spitze sich ein General mit populärem Namen befände ...

General Changarnier hat ihm geantwortet, daß er daran sehr zweifle. Ich weiß, daß Herr v. Bismarck vor wenigen Tagen gesagt hat, einem solchen Plan stünde ein unvorhergesehenes Hindernis entgegen und dieses sei die schlechte Gesinnung (mauvais esprit) einer großen Anzahl der Offiziere, ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen. Ich rate Ihnen: Mißtrauen Sie dem, was in Belgien vorgeht, und überwachen Sie die Umtriebe der dortigen kaiserlichen Agenten, denn wir könnten unangenehme Ueberraschungen erleben. Sie wissen, daß der

[1]) Der Obige: Commandant général des gardes nationales de Normandie.

Kaiser den Wunsch ausgesprochen hat, seine Garde bei sich zu haben. Ich weiß noch nicht, was die Antwort des Königs von Preußen gewesen ist, aber was ich bestimmt weiß, das ist, daß fortwährend Beziehungen zwischen der ganzen kaiserlichen Sippschaft und dem preußischen Hauptquartier stattfinden.

Estancelin.

*

Auf diesen Bericht Estancelins schreibt Tachard am folgenden Tage — 23. November — an den Delegierten der Regierung in Tours:

... Die belgische Polizei überwacht die Bonapartisten, welche im Verdacht stehen, noch zu konspirieren. Die Prinzessin Mathilde, welche sich kürzlich hier niedergelassen hat, scheint jede Hoffnung aufgegeben zu haben und die Bestrebungen einer Restauration zu mißbilligen.

Granier de Cassagnac[1]) ist hier mit der Gründung einer Zeitung beschäftigt. Man versichert mir, daß Clément Duvernois[2]) und Dusantoy seine Gehilfen sind.

Man teilt mir aus Wilhelmshöhe mit, daß sich der Ex-Kaiser in einem Zustand zunehmender Altersschwäche befände.

Nachdem die belgische Regierung Maßregeln getroffen hat, um unsre hier durchkommenden, aus Deutschland entflohenen Militärs zu internieren, habe ich mündlich dagegen protestiert. Der Ministerrat hat heute darüber beraten und Gegenbefehl erteilt.

Wenn die Verhaftungen der Zivilkleidung tragenden Militärpersonen von neuem beginnen, so werde ich einen schriftlichen Protest überreichen. Die Entweichungen finden fortwährend statt; aber viele Soldaten bleiben, nachdem sie durch unsre Agenten die Reisekosten an der deutschen Grenze erhalten haben, in Belgien, anstatt zur Truppe zu stoßen.

Ich veranlasse erneuten Austausch von internierten Offizieren gegen Preußen, die kürzlich auf belgischem Boden verhaftet worden sind.

Man erwartet hier mit Bangigkeit das Resultat der angekündigten neuen Waffenstillstandsunterhandlungen in Versailles. Tachard.

*

---

[1]) Granier de Cassagnac. Adolph, Publizist. Von 1852 bis 1870 Mitglied des gesetzgebenden Körpers. Nach Napoleons Sturz lebte er in dessen Nähe in Wilhelmshöhe, später in Brüssel, und kehrte 1871 nach dem Friedensschluß nach Paris zurück, wo er erst „Le Pays", dann „L'Ordre" herausgab.

[2]) Clément Duvernois spielte wiederholt eine hervorragende politische Rolle. Vor Ausbruch des Krieges war er einer der tätigsten Chauvinisten und brachte am 12. Juli in der Kammer die Interpellation ein, die eigentlich den Ausbruch des Krieges herbeiführte. Am 9. August 1870 trat er als Minister für Handel und Ackerbau in das Ministerium Palikao und am 4. September, nach Proklamierung der Republik, begab er sich nach England und war von da an eifrig für die Wiederherstellung der kaiserlichen Regierung und den Friedensschluß mit dieser bemüht. Er trat zu diesem Zwecke in Verbindung mit Graf Bismarck und begab sich Mitte Januar nach Versailles. Vergleiche Valfrey, a. a. O. III. Seite 66 und Lorenz, Kaiser Wilhelm, Seite 484.

T. c. Brüſſel, 25. November 1870 (5 Uhr abends).

Der franzöſiſche Geſandte an den Delegierten der auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

Ich erhalte ſoeben den Beſuch von Wilfrid de Fonvielle,[1]) der geſtern mit dem früh 11 Uhr in Paris aufgeſtiegenen Ballon Egalité in Löwen angekommen iſt. Die von Fonvielle mitgebrachten Tauben ſind unter Aufſicht des Aeronauten Bunel nach Tours abgegangen, Fonvielle reiſt nach London ab, wo er einen Vortrag halten und ſeine Freunde zugunſten der franzöſiſchen Intereſſen aufſuchen will. Er wird nächſte Woche nach Tours zurückgekehrt ſein.

Die Nachrichten aus Paris lauten nach wie vor in jeder Hinſicht ausgezeichnet. Die militäriſchen Vorbereitungen, die energiſch betrieben werden, laſſen auf einen baldigen allgemeinen Ausfall ſchließen. Die Bataillone der mobiliſierten Nationalgarde marſchieren nach den Vorpoſten unter den Beifallsrufen der Bevölkerung. Man hat in Paris auf jede Hoffnung eines Waffenſtillſtandes verzichtet, und man iſt darauf vorbereitet, einen großen Schlag zu führen. Fonvielle hat ſeinen Stellvertreter Bunel beauftragt, Ihnen ein Verfahren auseinanderzuſetzen, um mit Hilfe von unbemannten Feſſelballons, die durch einen elektriſchen Apparat miteinander verbunden ſind, nach dem Syſtem Morſe Armeeſignale zu geben. Da der Gedanke verſtändlich erſcheint, ſo mache ich Ihnen heute ſchon Mitteilung davon. Tachard.

*

Wenige Tage ſpäter kommt Tachard nochmals und wiederholt auf den Bericht Eſtancelins über Napoleoniſche Verſchwörungen, die ihren Sitz in Belgien haben ſollen, zurück. Er fühlt ſich ſichtlich verletzt, daß der Kommandant der Nationalgarden in der Normandie beſſer unterrichtet ſein ſoll über die Vorgänge in Belgien als er ſelbſt. Er ſchreibt an Graf Chandordy:

T. c. Brüſſel, 27. November 1870 (3 Uhr abends).

Der franzöſiſche Geſandte an den Delegierten der auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

In Beantwortung Ihres Briefes vom 22. dieſes Monats, der heute ankam, können Sie dem Miniſter des Innern ſagen, daß die Befürchtungen Eſtancelins, die ihre Berechtigung vor der Kapitulation von Metz haben konnten, mir heute ganz hinfällig zu ſein ſcheinen. Alle hier durchgereiſten Offiziere, ohne Ausnahme, ſind erbittert gegen das Kaiſerreich. Von den Verſchwörern Conti, Caſſagnac und andern iſt nichts zu fürchten; ſie bewegen ſich im Leeren (s'agitent dans le vide). Der Prinz Napoleon hat tatſächlich dem General Changarnier

---

[1]) Wilfried de Fonvielle, Schriftſteller, geboren 1828 in Paris. Stieg zu wiſſenſchaftlichen Zwecken wiederholt mit dem Ballon auf. Während der Belagerung von Paris entkam er mit einem Ballon aus Paris und ging nach London (ſ. o.), wo er für die republikaniſche Staatsform Propaganda zu machen ſuchte.

einen Besuch gemacht und ihm die Rolle des Regenten angeboten. Der General hat mir die Sache selbst erzählt, die er für lächerlich erachtete. Ich teile seine Ansicht.

Mr. de Saint-Valry, der noch immer hier ist, sieht die kompromittiertesten Bonapartisten und hat mir seine Tauben nicht wieder angeboten. Die belgische Polizei übt eine sehr lebhafte Ueberwachung der Umtriebe aus; der Direktor der „Sûreté générale" berichtet mir mit Bereitwilligkeit. Das Journal Cassagnacs wird hier unter dem Titel „L'Echo de la Patrie" erscheinen. Die öffentliche Mißachtung wird ihm die verdiente Aufnahme bereiten. Die Orleanisten im Innern scheinen mir gefährlicher zu sein als die Bonapartisten des Auslandes. Diese sind nur ein kleiner Generalstab ohne einen einzigen Soldaten.

Unser Konsul in Luxemburg zeigt mir die Kapitulation von Thionville an;[1] er hat aber noch keine Einzelheiten erfahren können. Der Durchzug zahlreicher Flüchtlinge von Metz, welche von der luxemburgischen Bevölkerung mit Sympathie begrüßt werden, hat der Regierung dieses Landes ernste Schwierigkeiten bereitet. Preußen droht mit einer militärischen Okkupation.[2] Unser Konsul ist vor den Ministerpräsident, Mr. Gervais, vorgeladen worden und hat ihm mit viel Takt Aufklärungen über sein Verhalten gegeben. Ich übersende Ihnen per Post Abschrift des Berichtes, den Herr de Cussy über diesen bedrohlichen Zwischenfall macht.[3]

Die belgische Polizei fährt mit ihren Verhaftungen durchpassierender französischer Militärpersonen fort. Ich werde morgen, Montag, erneute Schritte beim Minister unternehmen, ehe ich eine schriftliche Note überreiche.

Die Hoffnungen auf eine europäische Intervention sind hier noch nicht aufgegeben. Oesterreich erwartet die Anweisungen Englands und das Beispiel der Türkei! Tachard.

*

T. c. Brüssel, 29. November 1870 (Mitternacht).

Der französische Gesandte an den Delegierten der auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

In den hiesigen Regierungskreisen erachtet man heute den Zusammentritt eines Kongresses in London als sehr wahrscheinlich, und man hofft, daß es nach Erledigung der russischen Frage den Mächten gelingen werde, den Frieden herzustellen. Ich weiß durch Lord Shaftesbury, der gestern von London hier angekommen ist, daß Lord Granville der Anhänger eines energischen Widerstandes gegen die russischen Forderungen ist, während die Herren Gladstone und Lowe die Vermittlung (conciliation) anraten. Mr. Odo Russel ist noch immer in Versailles.

---

[1] Die Kapitulation erfolgte am 25. November.

[2] S. Tachards Berichts vom 11. Dezember 1870 (s. u.).

[3] Der Inhalt dieses Berichtes, der hier fehlt, hat jedenfalls die Grundlage für den Bericht Tachards vom 18. Dezember (s. u.) geboten.

Die Nachrichten, die heute abend aus London eingehen, lauten kriegerisch. In der Türkei werden die Rüstungen energisch betrieben, und ich habe einen Brief von Mad. de Metternich [1]) gelesen, welche die Hoffnung einer österreichisch-ungarischen Intervention ausspricht.

Es ist von neuem die Rede von einer Neutralisierung von Elsaß-Lothringen, und die hiesige Regierung ist sehr besorgt wegen des Schicksals, das Belgien bedroht im Falle einer gewissen Kombination, wo über Kompensationen verhandelt werden könnte. Gleichzeitig taucht die Möglichkeit eines durch Bismarck hervorgerufenen Versuchs einer bonapartistischen Restauration von neuem am Horizont auf. Man hat mir offiziös wissen lassen, daß der König von Preußen gestern telegraphisch dem König von Bayern mitgeteilt habe, daß sich eine neue Lösung biete und daß er hoffe, in nächster Zeit den Frieden zu unterzeichnen. In der Umgebung des Königs Leopold glaubte man heute an die Anwesenheit der Kaiserin, welche hier unter einer Verkleidung angekommen sei und bei Mr. Conti übernachtet habe. Trotz der Unwahrscheinlichkeit des Gerüchtes habe ich diesen Abend Erkundigungen einziehen lassen, aber ohne Erfolg. Ich habe den Beweis erhalten, daß Conti Mitarbeiter am Journal von Cassagnac, „Le Drapeau", ist, von dem ich Ihnen durch die Post die erste Nummer übersende.

Die Bestrebungen der Défense nationale beginnen hier Respekt einzuflößen. Wenn die Loirearmee nur noch einige Erfolge erringt, so werden wir Bewunderer haben. Man versichert mir, daß in Berlin Befürchtungen laut werden trotz der Versicherungen der offiziösen Presse, daß das Ende unsers Widerstandes bevorstände. Die belgischen Generäle lassen mir strategische Ratschläge zukommen, um sie Ihnen mitzuteilen: „Keine Schlacht anbieten, den Feind überall beunruhigen, nach Teilgefechten sich zurückziehen und fliegende Kolonnen von Franktireurs entsenden, um die Kavallerie aufzureiben."

Der Marschall Mac Mahon hat heute seine Schwiegermutter, Mad. de Castries, zu mir geschickt, um mir anzuzeigen, daß er sich als Gefangener nach Wiesbaden begebe, nachdem er es verweigert habe, die Kapitulation von Sedan zu unterzeichnen. Er erklärt, daß er nichts mit der Veröffentlichung des Artikels zu tun habe, der den Kaiser für unschuldig an dem Tage von Sedan (pour la campagne de Sedan) erklärt.

Das belgische Ministerium verzichtet darauf, unsre entkommenen Militärs, die Belgien in Zivilkleidung passieren, festnehmen zu lassen. Von Luxemburg meldet man mir die Ankunft zahlreicher Flüchtlinge von Metz und Thionville, die sich nach Lille begeben . . .

Tachard.

*

T. c. Brüssel, 30. November 1870 (6 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

Die Mitteilungen, die ich Ihnen gestern als unwahrscheinliche Gerüchte

[1]) Fürstin Metternich, Gemahlin des österreichischen Botschafters in Paris.

machte, scheinen sich heute auf Grund polizeilicher Erkundigungen zu bestätigen. Die bonapartistische Intrige, durch Bismarck während der Belagerung von Metz vorbereitet, ist jetzt in Wilhelmshöhe von neuem angeknüpft worden, wo die Herren de Padoue [1]) und Castelnau [2]) die militärische Verschwörung organisieren. An bestimmte gefangene Offiziere ist viel Geld verteilt worden. Hier ist die Redaktion des „Drapeau" der Mittelpunkt der Machenschaften. Mr. Conti, der durch ein Unwohlsein in seiner Wohnung zurückgehalten wird, verbringt seine Zeit mit Diktieren. Clément Duvernois ist noch immer hier unter falschem Namen. Er ist von zwei Personen gesehen worden.

Der Direktor der Sûreté générale versichert mir, daß die Kaiserin, die gestern von Calais hier angekommen war, die Prinzessin Mathilde besucht hat und diesen Morgen wieder abgereist ist; meine Privatnachrichten bestätigen aber die der belgischen Regierung noch nicht. Ich beschränke mich darauf, sie Ihnen mitzuteilen, ohne sie zu bekräftigen. Was unglücklicherweise nur zu sicher ist, das ist, daß Bismarck mit Wilhelmshöhe über einen Frieden unterhandelt, dessen Basis die Abtretung des Elsaß und Kompensationen im Norden — von Belgien abzutreten — wäre. Gleichzeitig erfahre ich indirekt, daß unsre Geistlichkeit stark bearbeitet wird im Hinblick auf eine legitimistische Restauration, welche die bonapartistische Lösung ersetzen würde, falls diese scheitert. Der Souspräfekt von Briey, Mr. Gheerbrand, den ich zu Ihnen geschickt habe, wird Ihnen erzählen, daß die Geistlichkeit des Departements de la Moselle in der letzten Zeit sehr tätig war. Ich kann Ihnen mitteilen, daß es in den Departements la Somme und la Marne ebenso ist. Der Erzbischof von Reims hat seinem Kollegen von Mecheln im Vertrauen Mitteilung von einer intimen Unterredung mit Bismarck gemacht, der versprach, mit der Republik ein Ende zu machen.

Ich werde durch die belgische Polizei unterrichtet werden, die mit besonderem Interesse alle Umtriebe der Verschwörer überwacht. Nichtsdestoweniger würde es gut sein, wenn ich hier einen Geheimagenten zu meiner Verfügung hätte.

Eine beträchtliche Veränderung hat sich seit einigen Tagen im Benehmen des Exkaisers gezeigt. Seine Energie und seine Tätigkeit haben sich wieder eingestellt; die Stimmung seiner Umgebung hat wieder an Zuversichtlichkeit gewonnen. Von diesem Symptom sollte man Notiz nehmen. Eine Depesche aus London kündigt mir eine in der „Times" erscheinende Anspielung auf den Friedensvertrag, vom Exkaiser unterzeichnet, an. Die Nachricht verbreitet sich heute abend hier.

Die hiesige Bevölkerung erwartet einen französischen Sieg, um eine große Kundgebung zu unsern Gunsten zu veranstalten. Tachard.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Ernst Arrighi di Cassanova, Herzog von Padua, einer der Führer der bonapartistischen Partei. Im Jahre 1859 vorübergehend Minister des Innern.

[2]) Divisionsgeneral Castelnau war Flügeladjutant des Kaisers und Abteilungschef im Kriegsministerium.

Russische Staatsverträge[1])

Von

Prof. Dr. Abel

Die im Auftrage des Petersburger Auswärtigen Amtes von Prof. v. Martens veröffentlichte Sammlung russischer Staatsverträge, die in den vorhergehenden dreizehn Bänden eine Reihe der mit Oesterreich, Deutschland und England abgeschlossenen enthält, ist mit dem vorliegenden vierzehnten Band zum zweiten Teil der französischen vorgeschritten. Unvollständig, wie eine derartige, bis auf die neueste Zeit gehende Sammlung notwendigerweise sein muß, bietet sie dennoch einen ungemein dankenswerten Beitrag zu den authentischen Grundlagen der älteren wie der modernen Geschichte, zumal sie mehr enthält, als der Titel besagt. Zum Text der Verträge fügt das Werk erläuternde historische Skizzen auf Grund von Gesandtschaftsberichten und andern diplomatischen Mitteilungen, die, sachlich außerordentlich interessant, da, wo sie Urteile aussprechen, durch den amtlichen Ursprung doppelt bemerkenswert werden. Herr v. Martens, der Verfasser dieser Skizzen, Balte von Geburt und seit 1870 Professor des Völkerrechts an der Petersburger Universität und Mitglied des russischen Auswärtigen Amtes, bewährt auch an dieser Stelle den ausgezeichneten Ruf, den ihm staatswissenschaftliche Schriften und vielfache Kongreßtätigkeit verschafften.

Wo so vieles Wichtige mitgeteilt, so vieles Bedeutende ausgesprochen wird, muß eine Probe der eingestreuten Skizzen genügen. Der Ursprung der kurzen Kampagne von 1806/07 ist bekannt. Um etwas weiter auszuholen, so hatte die Unterjochung des nichtpreußischen Deutschland den Krieg mit Napoleon für uns zu einer bloßen Frage der Zeit gemacht. Als Friedrich Wilhelm III. trotz der feierlichsten Zusagen Alexanders I. am 14. Oktober 1806 bei Jena allein geschlagen worden war, bot Napoleon, der die Größe seines Sieges noch nicht übersah, am 23. Oktober den Frieden und, da der König ablehnte, am 16. November den Waffenstillstand an. Alexander, der Frankreich gegen Preußen zu beschäftigen wünschte, mittlerweile aber von Napoleons Verlangen, Preußen am Schutz der Türkei gegen Rußland zu interessieren, unterrichtet war, erlangte von Friedrich Wilhelm III. die Verwerfung auch des Waffenstillstandes und entsendete nunmehr eine Armee, die Ostpreußen in aller Freundschaft verheerte, bis sie, von den Franzosen bei Eylau gestellt, von unserm General Lestocq noch gerade rechtzeitig herausgehauen wurde. Ein dritter, günstigerer Friedensvorschlag Napoleons folgte unserm Sukzeß, wurde, wie Königin Luise bezeugt, aus Rücksicht auf den russischen Alliierten, wiederum verworfen und führte damit zunächst zum Bleiben und erneutem Wüten der russischen Freunde in Ostpreußen — einem Wüten, das

[1]) Recueil des Traités et Conventions conclus par la Russie avec les Puissances étrangères publié d'ordre du Ministère des Affaires Étrangères par F. de Martens, Tome XIV. St. Petersburg 1905, A. Böhnke.

Digitized by Google

Kneseбeck, an Scharnhorst schreibend, am 10. März 1807 als eine völlige Verwüstung der Provinz schilderte. Schließlich ließ sich Bennigsen, der Mörder Pauls und russischer Oberkommandant in Preußen, am 14. Juni 1807 bei Friedland in aller Gelassenheit von den Franzosen schlagen und gab dadurch seinem Souverän die willkommene Gelegenheit nicht nur zum Frieden, sondern zur Allianz mit dem Sieger. Napoleon, der vor allem die Vasallierung Deutschlands zu vollenden suchte, versprach dabei Alexander in vager Möglichkeit einen mehr oder weniger großen Ausschnitt der Türkei, und Alexander, von Konstantinopel fasziniert, überließ Berlin seinem Geschick. Furchtbar wie dieses war, fügte der Zar zum Abfall eine überflüssige Schmach. Im vierten Artikel des Tilsiter Friedens vom 7. Juli 1807 gestattete Alexander dem Napoleon, zu sagen, daß Preußen es nur Napoleons Achtung für ihn (Alexander) verdanke, wenn es bloß mit dem Verlust seines halben Gebiets bestraft würde. Also von Preußens übergegangenem Alliierten souteniert, scheute sich Napoleon nicht, in der Thronrede vom 7. August 1807 zu verkünden, „das Haus Brandenburg habe es nur der Freundschaft, die er dem Zaren widme, zu verdanken, wenn es noch regiere". Mit unsrer Geschichte unbekannt, hielt der Siegestrunkene Haus und Land Brandenburg für extinkt, weil wir eine Bataille verloren hatten! Graf Henckel von Donnersmarck schrieb damals in sein Tagebuch, daß der russische Senatsbeschluß vom 15. Mai 1753, der auf Elisabeths Befehl die Reduktion Preußens auf das vorfriederizianische Maß forderte, nunmehr indirekt ausgeführt worden sei.

Als Napoleon, der im Besitz Konstantinopels die Weltherrschaft sah, Alexander nachmals nicht hineinlassen wollte, revanchierte sich dieser durch schwankende Anerkennung der Kontinentalsperre, durch formelle Denunziation der Besetzung Oldenburgs, durch Protest gegen die fortgesetzte Okkupation der preußischen Festungen und andres mehr. In den mannigfachen schriftlichen und mündlichen Unterhandlungen, die durch diese Reibungen veranlaßt wurden, ließ sich Napoleon schließlich dahin vernehmen, daß er seinem Petersburger Freunde vielleicht die Donaufürstentümer gönnen würde, wenn dieser ihm Preußen übermachte. Alexander, irre gemacht durch die vorhergehenden Winkelzüge, traute aber der Lockung nicht mehr. Er, der 1807 zu Budberg gemeint hatte, das halbierte Preußen würde ihm ein bequemerer Nachbar sein als das ganze, ließ Napoleon nunmehr unmißverständlich sagen, was von Preußen übrig wäre, müsse als Puffer zwischen Rußland und Frankreich weiter bestehen. Wie Alexander den Souverän verletzte, kränkte seine Mutter den Mann, indem sie ihm die Hand der Großfürstin Maria Paulowna verweigerte. So trieb man hadernd, scheltend und dennoch beiderseits zaudernd allmählich in den Krieg von 1812. Ohne unmittelbar zwingenden Anlaß hatte man sich schließlich mehr gesagt als im Frieden erträglich war. Der erbgesessene Imperator hätte seinen Ausflug nach der Türkei vielleicht noch verschoben; der Aventurier konnte es nach allem Gezänk nicht erwarten, sich in der Moskwa zu spiegeln und — in Europa omnipotent zu sein.

Digitized by Google

Zu einigen, den Martensschen Skizzen entnommenen Tatsachen der vorstehenden Darstellung fügen wir zumeist an der Hand desselben Bekanntes und Unbekanntes trefflich verknüpfenden Führers einen speziellen Punkt, der die Katastrophe beschleunigte. Napoleon hatte sich mit der Schaffung eines wenig bedeutenden sächsischen Herzogtums Warschau begnügt — es war uns aus dem Fleisch geschnitten worden —, die Wiederherstellung des ganzen Polens aber abgelehnt, um durch die drohende Eventualität derselben sich Rußland gefügig zu halten. Der Schachzug gelang so gut, daß, als Napoleon 1809 wiederum mit Oesterreich zerfiel, Rußland ihm Heeresfolge leistete, seine wahre Gesinnung aber durch die Untätigkeit seiner Hilfstruppen erwies. Rußland dafür heimzuzahlen, zog Napoleon es nicht zum Friedensschluß heran, bedang ihm aber in dem Vertragsinstrument ein paar galizische Kreise, bei deren Inempfangnahme Fürst Kurakin, der russische Gesandte in Paris, sich zornig äußerte, so habe der Empereur bisher nur seine Rheinbundvasallen behandelt. Der Affront wurde um so mehr empfunden, als Napoleon, um sich der Teilnahme Rußlands an der Kampagne zu versichern, vor dem Beginn derselben einen Plan zur Wiederherstellung Polens auf der Düna-Dnieprlinie ausarbeiten ließ, den man dem Fürsten Kurakin durch angebliche Veruntreuung in die Hände spielte. Kurakin, ein etwas überalteter Herr, merkte weder die Quelle noch den Zweck des Strategems und sendete das vermeintliche wichtige Aktenstück, das er glücklich ergattert zu haben glaubte, mit einem ängstlichen Kommentar, der Alexander an Napoleons Seite festhielt, nach Petersburg. Als die Russen nun zwar marschierten, aber nicht schlugen, war Napoleon dennoch der Geprellte und konnte sich nur durch Insultierung seines Alliierten rächen. Daß Napoleon ihm gestattete, Schweden Finnland zu nehmen, linderte allerdings Alexanders Schmerz, konnte aber den von Napoleon einerseits geflissentlich unterhaltenen, anderseits immer wieder zerstreuten Verdacht betreffs Polens nicht zur Ruhe bringen. „Der Kaiser," muß sein Minister Champagny am 20. Oktober 1809 dem russischen Kanzler Rumiantzoff schreiben, „der Kaiser hat durchaus nicht die Absicht, die Idee der Wiedergeburt Polens neu zu beleben, sondern will sich im Gegenteil dem Zaren darin gesellen, die Erinnerung in den Herzen der Einwohner zu verwischen. Seine Majestät billigt es durchaus, daß die Worte Polen und Pole aus allen politischen Aktenstücken und aus der Geschichte selbst verschwinden. Seine Majestät wird den König von Sachsen zur Mitwirkung verpflichten und von ihm alles, was Seiner Majestät genehm ist, zumal in der Niederhaltung Litauens, ausführen lassen. So werden die früheren Polen ihre schimärischen Hoffnungen aufgeben müssen" und so weiter. Als aber Rumiantzoff daraufhin einen französisch-russischen Spezialvertrag über die Auslöschung Polens fordert, wird die Sache dilatorisch behandelt und fällt endlich zu Boden. „Es ist doch gut," schreibt Alexander am 4. August 1809 an seinen Kanzler, „daß wir nicht allzusehr dazu beigetragen haben, Oesterreich seiner Armee zu berauben."

Nach alledem würde es vielleicht befremden können, daß Herr von Martens die schließliche Aechtung und Absetzung Napoleons als einen politischen Horreur

behandelt, und, ohne ſeiner männermordenden Untaten zu gedenken, als er zu Falle kommt, ihn nur als le grand législateur de la France contemporaine et le plus grand capitaine de tous les temps kennt. Aber Frankreich iſt der Verbündete des heutigen Rußlands, und die Komplimente von drüben nehmen kein Ende, obſchon die von hüben ſo ziemlich verſiegt ſind.

Ueber pſychologiſche Motive in der Malerei und über die modernen Wandlungen des Kunſtgeſchmackes

Von

Prof. Dr. E. Raehlmann, zurzeit in Weimar

Wenn wir uns auf eine Betrachtung der modernen Kunſt im Gegenſatz zur alten einlaſſen, ſo begeben wir uns auf ein viel beſprochenes und viel umſtrittenes Gebiet, auf dem die Gegenſätze der Zeiten ſich viel ſchärfer ausdrücken, als auf jedem andern Gebiete des Kulturlebens.

Dieſe Gegenſätze zu berühren, iſt ein verfängliches Unternehmen und kaum geeignet, ungeteilten Beifall der Künſtler und Kunſtäſthetiker zu erzielen. Aber die einzige Methode einer unparteilichen Betrachtung, die wenigſtens auf Anerkennung rechnen kann, iſt die der vergleichenden naturwiſſenſchaftlichen Analyſe der Kunſtaufgaben in der Malerei.

Die Kunſt der Malerei verfolgt den Zweck, unſre Vorſtellung von der Erſcheinungsform der Dinge in der Natur wiederzugeben.

Bei dieſer Aufgabe iſt die Kunſt an die ſinnliche Tätigkeit des Auges gebunden und in ihrer Wirkung auch durch ſie begrenzt.

Die Tätigkeit unſers Auges beim Sehakt zergliedert ſich aber nach drei Richtungen, nämlich nach Raum, Licht und Farbe. Der Raumſinn, der Lichtſinn und der Farbenſinn ſind drei voneinander ganz unabhängige Funktionen des Geſichtsſinnes, deren jede einer beſonderen Entwicklung und Schärfe fähig iſt. Daher entſtehen große individuelle Unterſchiede, indem bei dem einen Menſchen der Raumſinn, bei einem zweiten der Lichtſinn, bei andern wieder der Farbenſinn beſonders entwickelt iſt.

Daher reſultieren auch beſondere Begabungen und Talente in der Kunſt.

Man könnte verſucht ſein, demjenigen, der über einen beſonders ſcharfen Raumſinn verfügt, dem die Körperdimenſionen, die Größen- und Linienverhältniſſe der Dinge in der Natur ſofort klar ſind, als eigentlichen Wirkungskreis die Zeichenkunſt und bildende Kunſt der Plaſtik zuzuweiſen, und würde damit dem Künſtler ſowohl als der Kunſt die richtigen Wege bahnen.

Ebenſo würde jemand, deſſen Lichtſinn beſondere Schärfe verrät, der die geringſten Unterſchiede zwiſchen Hell und Dunkel, alſo Schattenabſtufungen ſofort

zu erfassen vermag, durch seine natürlichen Anlagen sich für Radierung und Kupferstich besonders eignen. Und jener endlich, den die Farben in der Natur sofort überwältigend beschäftigen, der ihre verschiedensten Nuancierungen zu sehen und zu fassen vermag, der wäre der geborene Maler.

Wenige Menschen beherrschen zwei der erwähnten Richtungen des Sehvermögens in gleicher Schärfe und sind somit von der Natur befähigt, künstlerisch nach der einen oder andern Richtung zu variieren.

Einzelne Menschen verfügen über eine ungewöhnliche Schärfe der optisch-sinnlichen Auffassung nach allen drei Richtungen hin, das sind die wahren Künstler von Gottes Gnaden.

Wollen wir ein Gemälde als Kunstwerk verstehen oder beurteilen, so müssen wir dieses nach denselben drei Richtungen hin analysieren und zu bestimmen suchen, wie glücklich Raum, Licht und Farbe darin vertreten ist; wir werden sehen, daß diese Momente die Wirkung des Gemäldes gänzlich bestimmen.

Die Hauptwirkung eines Gemäldes ist immer bedingt durch die richtige Wiedergabe der natürlichen Helligkeitsstufen, das heißt des richtigen Verhältnisses zwischen Licht und Schatten.

Diese Wirkung darf nicht beeinträchtigt werden durch die Aufgabe, die Lichtwerte mit den Farben zu verbinden, oder vielmehr, sie farbig auszudrücken.

Bei dieser Aufgabe, die Farben den Lichtabstufungen richtig anzupassen, ist die Kunst abhängig vom Raume.

Es ist bekannt, daß die Farben ferner Gegenstände schwächer ausgeprägt, das heißt mehr mit Weiß gemischt erscheinen als die Farben derselben Körper, in der Nähe betrachtet — die letzteren Farben, das heißt die Lokal- oder Eigenfarben, sind an die Größenverhältnisse gebunden, wie wir sie an den Gegenständen in der Nähe wahrnehmen. Wenn die letzteren sich vom Auge entfernen, wird ihr optisches Bild kleiner (entsprechend dem sogenannten Gesichtswinkel), und die Farben nehmen entsprechend ab.

Entfernte Gegenstände liefern daher in unserm Auge kleine Netzhautbilder mit matten, mehr mit Weiß gemischten Farben; nahe Gegenstände dagegen liefern große Netzhautbilder mit satten Farben. Daher ist die Farbe in der Malerei auch abhängig von dem Größenverhältnis der im Bilde dargestellten Gegenstände.

Im allgemeinen kann man sagen: „Je größer das Bild (desselben Gegenstandes), desto mehr Lokalfarbe verträgt es.“ Darin liegt auch die jedem Maler bekannte Tatsache begründet, daß sich Bilder, das heißt Landschaften, in bestimmtem Format gemalt, nicht mit denselben Farben beliebig vergrößern respektive verkleinern lassen, ohne ihren Charakter völlig zu ändern. In dieser Beziehung hängt also die Farbengebung unter Umständen auch vom Format ab. Das hat mancher Maler, der Kopien nach berühmten Landschaften in verkleinertem oder vergrößertem Maßstabe anfertigte, zu seinem Schaden erfahren müssen.

Farben, die einer kleinen Landschaft vorzüglich stehen, machen das dreimal vergrößerte Bild häufig geradezu fade, und umgekehrt.

Digitized by Google

Die alten Meiſter haben die Abhängigkeit der Farbe von der Entfernung der Gegenſtände, die ſogenannte Farbenperſpektive, als Leitmotiv für ihre Darſtellungen benutzt, und die gewählten Größenproportionen der gemalten Gegenſtände blieben mit dieſem Motiv in richtigem Zuſammenhange.

Die Farbe blieb dabei unter allen Umſtänden abhängig vom Raume, blieb eine Eigenſchaft des Lichtes, das als ſolches neben den Farben als wirkſamſtes Darſtellungsmittel verwandt wurde. Wie aus den alten Malbüchern hervorgeht, waren die Malmittel, die man nach feſtſtehenden (leider verloren gegangenen) Methoden und Rezepten ſelbſt bereitete, nach ihrer Licht- und Farbenvalenz genau bekannt; und ihre Anwendung war traditionell feſtgelegt.

Das Malmaterial der Alten beſtand aus wenigen, den Malerſchulen aber um ſo genauer bekannten, gegen Zeit und Witterung beſtändigen Farben, die innerhalb der Grenzen ihrer Leuchtkraft mit Sicherheit benutzt und vor allem dem Raume, dem ſie dienen ſollten, angepaßt wurden.

So entſtanden die Staffeleibilder für die Wohnräume, die Wand- und Deckengemälde für öffentliche Gebäude, Hallen, Ausſtellungsräume und ſo weiter; immer im Konnex mit dem Schönheitsbedürfnis der Räume ſelbſt und der Menſchen innerhalb derſelben. Das Gildenweſen und das damit zuſammenhängende Zunftmäßige der Malerei ſchützte dabei vor individuellen Extravaganzen. Man vermied meiſt jene Licht- und Farbeneffekte, die nur im Freien beobachtet werden, und in der Darſtellung der Landſchaft zog man diejenigen einer gedämpften Tagesbeleuchtung dem grellen, kontraſtreichen, prallen Sonnenlichte vor. — Die Maler vermieden dabei die Betonung der Lokalfarbe und wählten ihre Aufgaben meiſtens ſo, daß ſie Fernſichten darſtellten, in denen Hinter- und Mittelgrund prädominieren und der Vordergrund, wenn er überhaupt in größerer Ausdehnung zur Darſtellung kommt, immer noch ſo weit vom Beſchauer zurückliegt, daß ſeine Farben nicht zu ſehr hervorzutreten brauchen. Die Farbengebung der altniederländiſchen Schule iſt bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vorbildlich geweſen für die landſchaftliche Malerei überhaupt.

Erſt die Malerei der Neuzeit hat die alten traditionellen Bahnen verlaſſen, iſt ihre eignen Wege gegangen und hat dabei, man kann wohl ſagen, nach allen Richtungen hin, nach Raum und Licht und Farbe, die entgegengeſetzten Wege eingeſchlagen. Das hatte verſchiedene Gründe.

Den erſten Einfluß hat die Erfindung und Verbreitung der Photographie ausgeübt.

Andre Umſtände haben mitgewirkt. Die zunftmäßige Abhängigkeit der jungen Maler von der Schule hörte auf, und damit ging die lebendige Tradition verloren. Der Unterricht wurde ein rein techniſcher. Von phyſiologiſch-optiſchen Vorkenntniſſen war und iſt dabei nicht die Rede.

In dieſem für die Farbenmiſchung und harmoniſche Verteilung ſo wichtigen Fache findet an keiner Kunſtſchule ein Unterricht ſtatt, und doch iſt er für die Landſchafts- und Porträtmalerei ebenſo unentbehrlich wie der Unterricht in der Anatomie für die Aktmalerei. In dieſer Beziehung möchte ich eine Aeußerung

Digitized by Google

Böcklins anführen, der sich mit Bezug auf die moderne Erziehung des jungen Künstlers einmal wörtlich folgendermaßen aussprach: „Wir sind ja alle Abenteurer, ohne Halt, Steuer und Kompaß. Jeder in einer Nußschale. Keiner hat einen Halt am Früheren. Er weiß nichts, glaubt nichts, schaut nach und versucht's."

Der junge Maler wurde meist sich selbst und der „Impression", welche die Natur auf ihn machte, überlassen. Die Folgen dieser neuen Schule konnten nicht ausbleiben. Sie sind, wie wir weiter sehen werden, für die Malerei in mancher Beziehung bahnbrechend gewesen, in andrer aber gegenüber der alten Malerei bedeutend zurückgeblieben.

Gänzlich neue Methoden der Darstellung mit ungewöhnlichen Licht- und Farbeneffekten sind für die Kunst gewonnen, aber auch vieles, was wir als teuerstes Vermächtnis der alten Malerei verehrten, ist teils vergessen, teils verkannt und verlassen worden! Von den Malern selbst! — Was sie an die Stelle setzten, das Neue, Moderne in der Malerei, kann es der alten Tradition völlig entbehren?

Die Kunst zeigt heutzutage Staffeleibilder von riesigen Dimensionen. Sie nimmt einen Ausschnitt der Natur aus weiter Entfernung und versieht ihn mit Farben, die den Lokalcharakter naher Gegenstände tragen, oder sie nimmt einen Naturausschnitt aus mittlerer Entfernung und behandelt ihn nach der Größe wie weit entfernte und nach der Farbe wie nahe Gegenstände.

Eine noch größere Emanzipation von der schulmäßigen alten Malerei zeigt die moderne Kunst aber in der Kombination von Licht und Farbe.

Die Bestrebung, das Licht zu beherrschen und sich vom absoluten Schatten zu befreien, machte die Darstellung frei von aller räumlichen Beeinflussung und führte zu den Effekten einer unbeschränkten Freilichtmalerei.

Die weitere Entwicklung der Lichtstudien, die für Aktmalerei besondere Erfolge zu verzeichnen hatte, führte zu einer gleichen Behandlung der Landschaft. Hier aber mußte die einfache Betonung der Lichtstufen im Stiche lassen und in unmittelbare Kollision mit den Farben geraten. So gelangt man dazu, alle Lichtwerte durch Farben zu ersetzen oder richtiger, in Farbenwerte umzusetzen.

Daß diese Behandlung der Natur in der malerischen Darstellung sich von dem Natürlichen abwendet, ist selbstverständlich. — Es entsteht auf diesem Wege eine Uebertragung oder Uebersetzung einer bestimmten Natur- oder Landschaftsstimmung in ein vom Maler abhängiges Kolorit, das, an sich mehr oder weniger ausdrucksvoll, nur in den Helligkeitswerten mit dem Vorbilde übereinstimmt, in den Farben aber mit der Natur kaum mehr zu vergleichen ist. Am schwierigsten erwies sich bei dieser Methode der Uebersetzung gegebener Landschaftsstimmungen in ein bestimmtes Kolorit die Behandlung der Schatten. Bei der ausschließlichen Betonung der Farbe mußte sie sich durch Kontraste ausdrücken, und so sieht man neben den hellen, gelben Lichttönen die blauen und violetten Schatten, welche die Gegensätze der Beleuchtung für unser Auge in der Tat schärfer betonen als einfache Lichtunterschiede in Hell und Dunkel, dafür aber unserm

Digitized by Google

Auge weniger natürlich erscheinen. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Methode auf dem beschriebenen Wege über eine größere Skala der Werte verfügt als die alte Malerei, die zwischen Hell und Dunkel, der Unzulänglichkeit der Malmittel wegen, nur wenig Abstufungen zur Verfügung hatte, während die Modernen daneben zur Licht- und Schattenbetonung noch die ganze Skala der warmen gegenüber den kalten Farben zur Verfügung haben.

Das eigentlich wirksame Verfahren bei Erzielung dieser Farbeneffekte ist also die Betonung der Kontraste.

Die Berechtigung hierzu ist nicht zu bezweifeln, denn wo in der Natur neben dem Lichte auch Farbe vorhanden ist, da ist regelmäßig auch die Kontrastfarbe daneben.

Die Farbe der Gegenstände hängt nämlich nicht allein von der Beleuchtung ab, sondern auch von der Umgebung, in der sich die Gegenstände befinden. Ist diese Umgebung farbig, so wird auch die Eigenfarbe der Gegenstände verändert Diese Beeinflussung geht so weit, daß selbst farblose, graue oder weiße Gegenstände in farbiger Umgebung gefärbt erscheinen.

Solche Gegenstände zeigen, wenn sie nicht zu große Dimensionen haben, auf blauem Grunde gelbe, auf gelbem blaue Färbungen. Auf grünem Grunde werden sie rot, auf rotem Grunde grün.

Hiervon kann man sich durch ein einfaches Experiment leicht überzeugen. Legt man auf einen ausgebreiteten roten Papierbogen ein kleines, etwa 6 Zentimeter langes und 3 oder 4 Zentimeter breites, graues Papierstückchen, so wird jeder das Papier auf dem roten Grunde leicht grün sehen. Der Eindruck wird vertieft und sofort auffällig, wenn man einen Bogen dünnes, durchscheinendes, weißes Seidenpapier über den roten Grund mit samt dem grauen Papierstückchen darüberbreitet. Der Reflex des weißen Seidenpapiers mischt den durchscheinenden Farben gleichmäßig weißes Licht hinzu, wodurch der Kontrast verstärkt wird. Wählt man bei diesem Experiment statt des roten Bogens einen grünen als Unterlage, so erscheint das aufgelegte graue Papierstück durch Kontrastwirkung jetzt rot.

Es handelt sich hier um eine eigne physiologische Tätigkeit unsers Auges, um eine Reaktion unsers Gesichtssinnes auf den Reiz, den eine objektive Farbe in unserm Auge auf der Netzhaut hervorbringt.

Durch diese Tätigkeit des Auges wird eine subjektive Farbe erzeugt, die in Wirklichkeit objektiv nicht vorhanden ist, sondern durch das Auge hervorgebracht wird, wenn es eine objektive Farbe sieht. Diese physiologische Tätigkeit unsers Auges ist der Regulator der farbigen Gegensätze, die uns in der Natur entgegentreten, hier mildernd, dort schwache farbige Eindrücke verstärkend. Sie ist aber auch der letzte Grund für das, was wir Farbenharmonie nennen, indem das Auge für diejenigen farbigen Reize, die ihm nebeneinander geboten werden, eine gewisse Ordnung, Verteilung und Abstufung verlangt, wenn sie angenehm wirken sollen. Es werden also regelmäßig beim Sehen den in der Natur objektiv vorhandenen Farben durch eine besondere physiologische Tätigkeit unsers Auges bestimmte subjektive, das heißt durch das Auge hervorgebrachte Farben beigemischt.

Die genaue Betrachtung dieser vom menschlichen Auge abhängigen Farben

zeigt deutlich, in wie hohem Grade der Gesichtssinn und speziell der Farbensinn von der Subjektivität des einzelnen Beobachters abhängig ist.[1]) Am meisten wirksam sind unter den hier in Betracht kommenden subjektiven Farbenerscheinungen die farbigen Schatten.

Legen wir einen einfarbigen Gegenstand, zum Beispiel einen roten Dachziegel, in die Sonne, so wird die belichtete Seite durch die Beimischung des gelben Sonnenlichtes gelbrot, aber die vom Lichte abgewendete Seite, „die Schattenseite", wird im selben Verhältnis, als das geschieht, bläulich. Diese blaue Schattenfarbe hängt augenscheinlich von der Lichtfarbe ab, die den Gegenstand an der Sonnenseite erhellt; sie ist gleichzeitig mit ihr da und nimmt in geradem Verhältnis mit ihr zu und ab.

Im Walde, am Waldrande, auf der Wiese sehen wir denselben Schatten im Grün des Laubes, der Gebüsche, an den Unebenheiten im Grase, aber um vieles wärmer, in rötlichen Tönen.

Das Auftreten der subjektiven Farbe setzt neben der direkten Beleuchtung noch eine zweite Lichtquelle, zum Beispiel neben direktem Sonnenlichte noch diffuses Licht voraus, das die Gegenstände in einem gewissen Verhältnis ebenfalls erhellt.

Bei gewöhnlichem Tageslicht, besonders in der Mittagszeit, ist das Ueberwiegen der direkten Beleuchtung so stark, daß die subjektiven Kontrastfarben in den Schatten mehr zurücktreten und nur dem aufmerksamen Auge auffallen.

Im Morgen- und Abendlichte aber, wenn die Sonne noch unter dem Horizonte steht oder nur wenig darüber, ist das Verhältnis der direkten Beleuchtung durch Sonnenlicht respektive durch die Abend- und Morgenröte zu der indirekten, von der Luft und den Wolken reflektierten Beleuchtung ein solches, daß die subjektiven Farben in der Natur vorwiegen und die auffälligsten werden. Das ist um so mehr der Fall, wenn in einer Landschaft der Lichtreflex durch helle Flächen des Erdbodens begünstigt wird, zum Beispiel auf großen Wasserflächen, an der Meeresküste, bei Gletscher- und Schneelandschaften. Namentlich wenn leichtes Tauwetter den Schnee halb zum Schmelzen gebracht hat und dadurch die Glätte und Reflexion der Oberfläche vermehrt ist, treten auf gepflügten Aeckern mit ihren vielen Unebenheiten und auf Landwegen mit ausgefahrenen Geleisen die subjektiven Farben mit einer solchen Deutlichkeit zutage, daß die ganze Landschaft in Kontrastfarben aufleuchtet.

Bei untergehender Sonne ist die Beleuchtung gewöhnlich gelb bis rötlich, und dementsprechend sind die Kontrastfarben violett, blau bis grünlich.

Die meisten Menschen halten die erwähnten Kontrastfarben für objektive Lichter, die an den Schattenseiten der Gegenstände, vom blauen Himmel und so weiter reflektiert, unser Auge erregen. Gerade das Gegenteil ist der Fall, indem diese Farben, ganz ohne objektiven Reiz, vom Auge selbst hervorgebracht werden.

---

[1]) Wer sich hierfür interessiert, findet Näheres in der Abhandlung des Verfassers „Ueber Farbensehen und Malerei", München bei E. Reinhardt. 1902.

Digitized by Google

In der Landſchaft finden ſich dieſe Kontraſtfarben überall; als ſubjektive Nebenerſcheinung, die zwangsmäßig auftritt, ſobald objektive Farben geſehen werden. Dabei beeinflußt die eine Farbe die andre neben ihr befindliche vollſtändig, indem ſie ihr von ihrer Gegenfarbe mitteilt und umgekehrt. Indem auf dieſe Weiſe die ſcharfen, ſchreienden Gegenſätze ſich ausgleichen, kommt jene harmoniſche Gleichgewichtsſtimmung im Landſchaftsbilde zuſtande, die uns in ihrem wechſelnden Gewande, bei Morgen- und Abendbeleuchtung, bei hellem Sonnenſchein, im Wolkenſchatten immer anders, aber immer harmoniſch entgegentritt.

Bei der Darſtellung der Natur durch die Kunſt der Malerei müſſen daher die Kontraſtfarben als „Stimmungsfarben“ beſondere Berückſichtigung finden. Dieſe ſubjektiven Färbungen bilden für den maleriſchen Ausdruck der Stimmung in der Natur die eigentlichen koloriſtiſchen Motive; dann iſt die Darſtellung bisweilen völlig unter ihrer Herrſchaft. Die Subjektivität der Erſcheinungen an den natürlichen Dingen wird dann zur Quelle des „Impreſſionismus“ in der Malerei. Keine Darſtellungsweiſe iſt aber, eben ihrer ſubjektiven Motive wegen, mehr geeignet, in Uebertreibung zu verfallen, als dieſe impreſſioniſtiſche Malweiſe. In angemeſſenen Grenzen gehalten, liefert ſie, indem ſie die zarteſte Wirkung der Beleuchtung durch Farbenflexion wiedergibt, ungemein wirkungsvolle Stimmungen, bei denen die Klimax der Farbe alle Beleuchtungseffekte ausdrückt. Uebertrieben wird ſie aber leicht zum Zerrbilde unharmoniſcher Farbenkompoſition.

Die alten Meiſter haben die Kontraſte der Naturfärbung ſehr wohl gekannt, ſie diskret benutzt, aber ſorgfältig jede prägnante Betonung derſelben vermieden. Trotzdem haben ſie gelegentlich durch irgendeine kleine Figur des Vordergrundes, durch ein am Boden liegendes Gerät, durch Tiere, Blumen und ſo weiter ſtarkkontraſtierende Farbenflecke und damit Stimmung in die Landſchaft gebracht.

In der modernen Malerei wird der Farbenkontraſt zur Hauptſache des Gemäldes, dem ſich alles übrige, auch das Figürliche, unterordnet. Das iſt einer der Hauptunterſchiede zwiſchen alter und moderner Farbenmalerei.

Daß dieſe Darſtellungsart beſonders ſchöne Effekte hervorbringt, kann und ſoll nicht beſtritten werden.

Dieſe erzielte Farbenſtimmung iſt ungemein wirkſam, aber leider häufig unwahr.

Die ſtarke Betonung der Kontraſtfarben und ſpeziell der blauen Schatten paßt zutreffend für die Darſtellung der Morgen- und Abendbeleuchtung.

Wenn ſie der Maler zum Beiſpiel auch bei Darſtellung der Mittagszeit bei greller Sonnenbeleuchtung verwendet, ſo tut er das mit einer künſtleriſchen Lizenz, die wohl ſcharfe Gegenſätze ſchafft, dagegen aber nicht ſelten der Schönheit, immer aber der Natürlichkeit des Bildes Abbruch tut.

Indem man auf die Natürlichkeit des farbigen Eindrucks verzichtete, erreichte man aber dafür, wie ſchon erwähnt, einen größeren Reichtum der Ausdrucksform. Man gewann eine Skala farbiger Unterſchiede, die den Gegenſatz und Abſtand

von Weiß zu Schwarz, wie die Malmittel ihn bedingten, vielseitig zu variieren und zu erweitern gestattete.

Ueberdies verfiel die neue Kunst sehr bald auf ein wirksames Mittel, dem eigentlichen ungeschwächten Weiß neben den reinen ungemischten Farben seine ganze Lichtwirkung bei allen Mischungen zu erhalten. Das gelang dadurch, daß die Kontrastfarben und Weiß in einer solchen räumlichen Verteilung und solchen relativen Größenverhältnissen aufgetragen wurden, daß eine subjektive Farbenmischung im Auge zustande kommen konnte.

Bei dem Bestreben, in der Malerei die Lichtwerte durch Farben zu ersetzen, gelangte man zuerst in der französischen Schule zu der Methode der Pointillierung. Die Maler setzten die reinen Farben möglichst ungemischt in Punkten nebeneinander und überließen dem betrachtenden Auge, sie zu mischen. Man ahmte hier in sehr glücklicher Weise einen physiologischen Vorgang nach, der tatsächlich bei jedem Sehakte eine Rolle spielt, indem diejenigen verschiedenfarbigen Netzhautbilder, die innerhalb des kleinsten Gesichtswinkels liegen, zu einem Eindruck verschmelzen. Auf diese Weise kommt in der Tat beim Sehen eine subjektive Farbenmischung zustande, die bei der optisch sinnlichen Wahrnehmung der Natur sich in unserm Auge stetig vollzieht und die hier der Kunst der Malerei in durchaus richtiger Weise dienstbar gemacht wird.

Bei richtiger Wahl der Farben und richtiger Verteilung der Punkte oder Flecken resultiert also eine Farbe der Fläche, die auf Mischung der Empfindungen, welche die einzelnen farbigen Punkte hervorbringen, beruht.

Auf dieser im Auge sich vollziehenden Mischung der Farben dicht nebeneinanderstehender Punkte beruht also die Wirkung der polychromen Pointillierungsmalerei.

Die polychrome Punktmalerei ist also eine Ausnutzung der physiologisch-optischen Gesetze der subjektiven Mischung der Farbenempfindungen.

Ihre Wirkung läuft also in letzter Linie auf ein maltechnisches Experiment hinaus und gründet sich auf der Erkenntnis, daß durch Mischung weniger Grundfarben physiologisch alle Farbeneffekte erreichbar sind, indem die reinen Farben isoliert nebeneinander aufgetragen und unter kleinstem Gesichtswinkel betrachtet, in einem Sammeleindruck verschmolzen werden. Je nachdem die eine oder die andre Farbe in dieser Mischung überwiegt, kommen die verschiedensten Töne zur Geltung, der Maler hat es in der Hand, je nachdem er zum Beispiel in der Punktierung die roten oder gelben Punkte der Menge nach vorwalten läßt, oder die blauen, eine Mischfarbe zu erzielen, die der warmen oder der kalten Reihe angehört.

Gleichzeitig entsteht durch das Nebeneinander der farbigen Netzhautbilder im Auge der Eindruck des Schillerns und Flimmerns, der unter Umständen der vom Maler beabsichtigten Wirkung zugute kommt. Namentlich ist das der Fall, wenn zwischen den farbigen Punkten oder Flecken in gewissem Mengenverhältnis weiße Punke angebracht werden. Derselbe Effekt kann natürlich am vorteilhaftesten durch Aussparen des hellen Malgrundes beim Auftragen der Farben

Digitized by Google

erzielt werden. Auf dieſe Weiſe wird der ſubjektive farbige Geſamteindruck nach Wunſch des Malers verſchieden ſtark mit Weiß gemiſcht.

Die Lichtſtärke, die auf dieſe Weiſe erzielt wird, iſt um vieles größer, als man ſie erreicht, wenn eine beliebige reine oder gemiſchte Farbe auf der Palette mit Weiß gemiſcht wird. In dieſer Beziehung hat alſo das neue Verfahren der techniſchen Farbenverteilung etwas durchaus Rationelles.

Solche Effekte der Farben und Lichtſtimmung laſſen ſich maleriſch auf andre Weiſe gar nicht erreichen. Das iſt phyſiologiſch begründet und außer jeder Diskuſſion.

Es wäre alſo durchaus verfehlt, der neuen Richtung der Malerei neben der alten jede Berechtigung abzuſprechen.

Die Vorzüge, die ich anführte, machen die Bewegung zu einer Epoche in der Kunſtgeſchichte, die, auch wenn dieſe Bewegung nur vorübergehend ſein ſollte, einen Fortſchritt in der Kunſtentwicklung geſchaffen hat, der als ſolcher nicht mehr verſchwinden wird.

Sie hat jedenfalls die Kunſttechnik in der Richtung bereichert, daß ſie eine ſehr wirkſame neue Methode der Licht- und Farbenwertung in die Praxis eingeführt hat.

Man muß in dieſer Beziehung die zwei ſchon mehrfach betonten Neuerungen ſcharf auseinanderhalten: die Benutzung der Kontraſte als Lichtwerte und die punktförmige Zerlegung der Miſchfarben. Beides iſt verſchieden, durchaus neu, und die letztere iſt in der Kunſtgeſchichte vor Renoir und Manet nicht dageweſen.

Irrtümlich haben einige Künſtler und Kunſtäſthetiker behauptet, daß die neue Manier bereits bei Meiſtern des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts vertreten geweſen ſei und ſich zum Beiſpiel bei Chardin und Van der Meer finde (von Oettingen) oder gar bei Rubens, Tintoretto, Watteau und andern (Graf Keßler).

Wenn Tintoretto, Rubens und andre in der Karnation mit einfachen Strichen Grün direkt neben Rot ſetzen, ſo haben ſie mit dieſen Farben nur die einfachen Kontraſte der Fleiſchfarben nebeneinander geſetzt, ohne jede Abſicht auf die Miſchung. Dasſelbe machten die andern Maler auch, nur daß ſie die Töne in ihren Grenzen vertrieben, während ſie bei Rubens und den andern angeführten Malern unvermittelt nebeneinander ſtehen.

Eine ſubjektive Farbenmiſchung, wie die erwähnten Herren ſie annehmen, findet dabei abſolut nicht ſtatt, iſt auch aus phyſiologiſchen Gründen ganz unmöglich.

Die neuen Methoden verlieren aber dadurch nicht an Wert, daß ſie in der klaſſiſchen Malerei keine Vorbilder finden.

Es heißt aber anderſeits die Situation gänzlich verkennen, wenn man in der neuen Richtung allein das Heil aller Malerei der Zukunft und mit einigen begeiſterten Apoſteln der Sezeſſion in dem neuen Verfahren das einzig wahre Evangelium künſtleriſcher Inſpiration erblicken wollte.

Der dominierende Geschmack einer bestimmten Zeitepoche zeigt sich abhängig von der Fluktuation der Kultur, von politischen, staatlichen und religiösen Umwälzungen.

Heutzutage steht der Kunstgeschmack unter dem Zeichen des Verkehrs, und die neuen Anregungen, welche die Modernen noch mehr als bisher aus den alten traditionellen Bahnen gedrängt haben, kommen von Osten und den Ländern der aufgehenden Sonne.

Es wäre ebenso eitel als ungerecht, wollte man mit einzelnen Kunstschriftstellern die heutige Geschmacksrichtung als die einer geläuterten Kunst betrachten, die gewissermaßen souverän über die Anschauungen aller Zeiten hinwegsehen könnte und an sich berechtigter wäre als jede andre zu andern Zeiten gewesen ist. Der Kunstgeschmack unsrer realistischen Zeit ist aber auch nichts weiter als der zeitgemäße psychologische Ausdruck der Anschauungen über Schönheit der Farbe und der Form, die in dem jetzigen neurasthenischen Zeitalter wohl individuell noch verschiedener sind als jemals früher und wohl ebenso wandelbar und vergänglich.

Die neue Kunst ist ein Kind unsrer Zeit mit allen nervös überhasteten Eigenschaften moderner Erziehung. Sie duldet nicht Zaum und Zügel. Sie hat mit ungebändigter Leidenschaft sich frei gemacht von den schulgemäßen Gesetzen der Malerei und sich selbst dafür neue, äußerst dehnbare geschaffen.

So, frei aus sich schöpfend, hat sie viel geleistet, mehr, als viele konservativ angelegte Künstler und Aesthetiker glauben wollen, aber sie hat keineswegs der alten Kunst den Garaus gemacht; sie wird ihr auch den Rang nicht ablaufen.

Die alte, durch die Jahrhunderte großgezogene Malweise der mehr oder weniger ausgesprochenen Farbenvertreibung, die der klassischen Zeit der Kunst entstammt, sie wird trotz aller Neuerungen nicht untergehen. Sie bedarf nicht einmal des Schutzes! Es nützt ihr nicht einmal, wenn man ihre Tempel gegen die Eindringlinge der neuen Zeit prinzipiell verschließt.

Die neue Kunst muß sich ausleben können, ihr muß die Möglichkeit gegeben werden, die Brücken zu bauen, die das Berechtigte, was in ihr liegt, mit der alten Kunst verbinden.

Jede neue Bewegung, nicht allein in der Kunst, schießt gewöhnlich anfänglich über das Ziel hinaus. Der von ihr ausgehende Impuls reißt viele Jünger mit sich fort. Berufene und Unberufene. — Mit der neuen Kunstrichtung ist es nicht anders. Mancher hervorragende Maler hat, um nicht ins Hintertreffen zu geraten, seine alte Palette dem neuen Zug der Zeit geopfert.

Gewöhnlich hat er dabei seine Rechnung nicht gefunden, die Führung nicht wieder gewonnen und keine neuen Lorbeeren geerntet.

Die neue Bewegung scheint aber, wenn nicht alles trügt, bereits ihren Höhepunkt überschritten zu haben und in die gesunden Bahnen einzulenken, die ihr eigen sind und bleiben werden. Die Grenzen dieser Bahn lassen sich durch keine Zensur einengen, aber auch nicht durch Mäcenatentum erweitern, sie liegen in der optischen Natur der Methode der neuen Malerei begründet.

Digitized by Google

Die neue Richtung hat gegenüber der alten Malerei gewiß ihre Vorzüge, aber auch ihre großen Nachteile, und dieſe darf man im Enthuſiasmus und der Begeiſterung für das Neue nicht überſehen.

Die Methode als ſolche verlangt, um eins hervorzuheben, eine beſtimmte Entfernung des Gemäldes vom Beobachter, und wenn dieſe nicht eingehalten wird, geht der Effekt verloren.

Darum eignen ſich Gemälde dieſer Art, trotz allem, was man ſagen mag, nur für größere Räume, für Hallen, Feſtſäle und dergleichen, nicht aber für Wohnräume mit beſcheidenen Dimenſionen.

Die Pointillierung wird demnach als eigentliche dekorative Malerei, wenn ſie ausſchließlich Fernwirkung ſein ſoll, nicht allein ihre Berechtigung haben, ſondern an Licht- und Farbenwirkung allen andern Darſtellungsweiſen überlegen ſein. Namentlich, was Helligkeitswirkung angeht, leiſtet die neue Darſtellungsmethode hier in Fernwirkung ganz Hervorragendes. Lichteffekte, die in der Oelmalerei bisher unerreicht daſtehen.

Staffeleibilder aber und überhaupt Bilder, die in der Nähe wirken ſollen und die in der Pointillierungsmanier gemalt ſind, verfehlen ihren Zweck, ſelbſt wenn ſie, in größerer Entfernung betrachtet, gut wirken. In Wohnräumen, überhaupt in der Nähe geſehen, ſind nur bunte Flecke wahrnehmbar, und jemand, der den erwähnten künſtleriſchen Fineſſen, auf denen die Wirkung beruht, ferner ſteht, ſucht vor dieſen Bildern vergebens des Rätſels Löſung. Einen hörte ich vor einzelnen Bildern der Wiener Sezeſſion ſeine Verlegenheit in der Deutung des Bildes in die bezeichnenden Worte kleiden: „Wo iſt die Katz'?“

Solche Bilder dienen offenbar mehr dem durch die Neuzeit gezeitigten Bedürfnis des Malers, zu zeigen, wie und mit welchen Mitteln er malen kann, als was er malt. Auf den Gegenſtand ſelbſt kommt es dabei nicht an, noch weniger auf den Eindruck, den das Gemälde auf den Nichtkünſtler und auf die Menge macht. L'art pour l'art, das iſt heute die Loſung.

Wenn es aber die eigentliche Aufgabe der Kunſt iſt, durch die Darſtellung des Schönen auf das Gemüt der Menſchen zu wirken, ſo kommt bei der Wirkung und Beurteilung der Kunſt nicht der Künſtler, ſondern das Publikum in Betracht, und jede Kunſtrichtung muß als verfehlt gelten, wenn ſie keine Wirkung auf die große Menge ausübt. Die ſchönen Künſte ſollen Mittel der Volkserziehung bleiben, daher muß die Kunſt Gemeingut der Nation ſein und kein Sport der Ateliers.

Digitized by Google

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XIII

Während auf der einen Seite die unbedingten Anhänger der preußischen Hegemonie, die Kleindeutschen, den Versuch machen, sich mit den vielfach ähnlich gesinnten Elementen des Nationalvereins zu einer gemeinsamen Aktion in der savoyischen Frage gegen Napoleon zusammenzuschließen, sehen wir auf der andern Seite auch Großdeutsche mit den führenden Männern des Nationalvereins Fühlung suchen. In diesen Zusammenhang gehören die merkwürdigen Versuche von Hermann Orges, durch persönliche Verhandlung mit Rudolf v. Bennigsen ein Aneinanderrücken der im Grunde so verschiedenen Parteien herbeizuführen, gewissermaßen die Kluft zwischen Großdeutschen und Kleindeutschen zu überbrücken und damit der noch im Flusse begriffenen Parteienbildung in Deutschland eine ganz neue Wendung zu geben. Orges war, Braunschweiger von Geburt, früher (bis 1848) preußischer Offizier gewesen, dann von 1854 bis 1864 in der Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und als solcher einer der einflußreichsten und gewandtesten großdeutschen Publizisten; von dem Rechte seiner Sache überzeugt, suchte er gerade in den Monaten, von denen wir hier sprechen, zur Ausnutzung der durch die savoyisch-schweizerische Frage geschaffenen Situation auf eigne Faust Politik im großdeutschen Sinne zu treiben. Von diesen Bemühungen, die ihn im Januar 1860 nach Berlin und zu einem Empfange bei dem Fürsten von Hohenzollern im Februar nach Warschau, und im März nach Wien führten, war man bereits durch einige Briefe, die vor einigen Jahren Ottokar Lorenz veröffentlicht hat,[1]) unterrichtet. Das folgende Schreiben, in dem Orges sich zuerst Bennigsen näherte, ist zwar von einem ungewöhnlichen Umfang und auf das weiteste ausholend; wir haben uns trotzdem zu seinem Abdruck entschlossen, weil es in die ganze, zwar in sich geschlossene, doch zu einem großen Teil illusionäre Gedankenwelt dieses bei dem heutigen Geschlechte schon vergessenen großdeutschen Politikers und überhaupt der großdeutschen Politik in bezeichnender Weise einführt.

Augsburg, 27. März 1860.

Orges an Bennigsen.

„Wenn ich mich unmittelbar an Euer Hochwohlgeboren wende, obgleich mir volle und leichte Gelegenheit Ihnen auf indirektem Wege, durch die Presse,

[1]) Aus dem Briefwechsel von Hermann Orges in: „Biographische Blätter", herausgegeben von A. Bettelheim, I, 339 bis 352 (1895). Diese Berichte sind übrigens, was Lorenz in seinen Bemerkungen etwas im dunkeln läßt, augenscheinlich an den Kabinettschef des Herzogs Ernst von Koburg, Herrn v. Meyern, gerichtet und für den Herzog selbst bestimmt. Vergleiche außerdem über Orges: Ed. Heyck, „Die Allgemeine Zeitung" 1798 bis 1898.

dasjenige zu unterbreiten, was ich Ihnen sagen möchte, so bewegen mich dazu Gründe, deren Triftigkeit E. H. sicher anerkennen werden.

Vieles von dem, was ich sagen möchte, würde vom großen Leserkreise der ‚Allgemeinen Zeitung' durchaus mißverstanden oder absichtlich mißdeutet werden, und eine rückhaltlose Darlegung mehr schaden als nützen; dann, hochgeehrtester Herr, will ich das, was ich E. H. sage, niemand anderm mitteilen, weil die unendliche Majorität der Menschen ganz unfähig, ein fernliegendes Ziel mit Ausdauer und Stetigkeit zu verfolgen. Die besten Patrioten sind vielleicht imstande, das Opfer ihres Lebens der Sache zu bringen, der sie dienen, aber unfähig, alle Tage durch Jahre hindurch irgendeinen Zwang, eine Beschränkung sich für denselben Zweck aufzuerlegen.

Vielleicht wird es manche falschen Voraussetzungen bei Ihnen beseitigen, wenn ich voranschicke, daß ich ein echter Sachse, der Erbe Justus Mösers, bin und an den patriotischen Phantasien mit ihrem Erdgeschmack das Lesen gelernt habe. Meiner Weltanschauung nach bin ich durchaus Positivist oder, um es bestimmter zu sagen, ein Schüler Auguste Comtes, dem ich nur da nicht folge, wo er die Gesetze des Völkerlebens, die er selbst aufstellt, vergißt — weil sie gegen die Franzosen sprechen. Ich stehe selbstredend also in meiner, ich wiederhole es, durchaus positiven Weltanschauung auf streng nationalem Boden. Ich bezweifle nicht, daß in einigen Millionen Jahren eine, nach den Klimaten und den geographischen Grundbedingungen variierende, im Grunde aber durchaus identische Nationalität die Erde bewohnen kann, nicht muß, für die gegenwärtige Phase unsrer Entwicklung halte ich es aber für unbedingt nötig, sich streng auf nationalen Boden zu stellen. In der Entwicklung unsrer Nationalität liegt vorderhand die Aufgabe für uns. Daß ich nicht jede Nationalität an und für sich zur dauernden Selbständigkeit berechtigt halte, versteht sich von selbst. Jeder Nationalität ist nur eine gewisse Entwicklung möglich, die bedingt wird durch die Entwicklungsfähigkeit der ursprünglichen Anlage, die Zahl, den Boden (Klima, Terrain), auf dem sie steht, die Nachbarn, die sie umgeben. Hat sie erreicht, was sie auf dieser Grundlage erreichen konnte, so kann sie sich noch einige Zeit durch Assimilierung fremder Kultur halten, aber auch das hat seine Grenze, dann muß sie endlich in der nächstbenachbarten Nationalität, deren Kultur sie überhöht, überfließt, die sie durchtränkt, aufgehen, sie muß es und sie kann es, denn — Kultur (im höchsten Sinne des Wortes) steht über der Nationalität. Es ist das das höhere, edlere Moment, dem alles andre unterstellt. Daß in Europa der Sitz der höchstmöglichen Kultur ewig bleiben wird, dieselbe auf ihrem Weltgang endlich da angekommen, wo sie notwendig immerdar gipfeln muß, ist für den Positivisten keinem Zweifel unterworfen, denn Europa ist unzweifelhaft der Teil der Erde, wo die größte Mannigfaltigkeit, der größte Reichtum von Eindrücken auf das Individuum einstürmen, und dieser Reichtum von Eindrücken bedingt (nächst natürlicher Anlage) unsre Entwicklung, erzieht uns. Wir liegen im Mittelpunkt der Erdveste, wie Ritter so schön sagt, die Mitteilung (Austausch) der ganzen Welt ist also die schnellste, wir haben die

reichste Küstenentwicklung im Verhältnis des Flächeninhalts des Weltteils, unser Boden ist der geognostisch vielgestaltetste der Erde, unser Klima das wechselndste. Europa hat, mit Dove zu reden, das Aprilwetter der Welt. Vielfach sind die Bedingungen am günstigsten wieder für uns Deutsche. Erstlich haben wir nach Ansicht aller Phrenologen die besten, entwickeltsten Gehirne, den geognostisch reichsten Boden, und in Betracht, daß (mäßige) Not die beste Lehrmeisterin, sind die uns umgebenden Verhältnisse gerade so, uns zu immer höheren Anstrengungen zu spornen. Es türmt sich auf, was uns droht, aber wir werden nie unterliegen, denn die Bedingungen zum siegreichen Widerstande besitzen wir reichlich — wir müssen sie nur gebrauchen. Die ursprüngliche Anlage des Deutschen, seine (phrenologisch zu reden) von allen Völkern am meisten entwickelte Idealität macht, daß wir auf der Stufenleiter der Entwicklung unmittelbar von dem Individualismus zum Kosmopolitismus überspringen möchten, die Stufe des Nationalismus übergehen. Abgesehen davon, daß ein solcher Sprung ein ungeheurer Fehler, daß man, um das Höchste zu leisten (nach Millionen Jahren), sich für den Augenblick durchaus beschränken muß, weil nur durch Entwicklung der Nationalität wieder die Kräfte gewonnen werden, welche der Individualität weiterhelfen (Assoziation), daß man durch diese Beschränkung allein die materiellen Bedingungen zur höheren Fortentwicklung gewinnen kann, hat dieser Sprung von dem Individualismus zum Kosmopolitismus noch den Nachteil, daß die Deutschen, nicht klar über Ursache und Wirkung, gleichwohl nach dem Wert der Nationalität (an deren Entwicklung sie bisher nie arbeiteten) den der Individualität maßen und so sich selbst unterschätzten, dadurch das Selbstvertrauen verloren. Ich erinnere mich, und jeder echte Deutsche hat wohl, wie seine Schillerjahre, auch seine kosmopolitischen Jahre, wo ich den Kosmopolitismus für das Höchste hielt und die deutsche Individualität hoch schätzend, aber die deutsche Nationalität gering schätzend, in die Welt ging. Ich habe vielleicht vor E. H. das voraus, daß ich auf dem Wege der Erfahrung zum entschiedensten, selbstbewußtesten Verteidiger der deutschen Nationalität zurückgeführt bin. Ich habe alle Weltteile besucht, die Deutschen im Kampf mit der Elite aller Völker gesehen und die Erfahrung gemacht, daß wir alles in allem weitaus das tüchtigste Volk der Welt sind, dem in seinen Leistungen kein andres auch nur entfernt gleichkommt. Die Verhältnisse, in denen wir gelebt haben, veranlaßten, daß wir eben alle Kraft, die andre Völker, rasch von der ersten zur zweiten Stufe überspringend, auf Entwicklung ihrer Nationalität verwandten, der Individualität zuführten. Die vortreffliche Entwicklung derselben wird jetzt der Entwicklung unsrer Nationalität zu Hilfe kommen. Selbst den uns so nahestehenden Engländern sind wir dadurch überlegen geworden. Diese sind (infolge ihrer Isolierung) allerdings früher bürgerlich frei geworden, aber sie werden nie geistig frei werden. Die uns somit hauptsächlich und zunächst zufallende Aufgabe: Entwicklung der Nationalität, wird befördert durch möglichste Assoziation aller deutschen Elemente, das ist selbstverständlich, aber auch durch Einhaltung und Verteidigung jeder Stellung, welche irgend nicht bloß Kräfte gibt, sondern Kräfte zu ihrer Ver-

teidigung beanſprucht. Die Not iſt der beſte Sporn zur Entwicklung der Kräfte. Metternich gab die Joniſchen Inſeln auf, weil Oeſterreich keine Flotte habe, ich möchte ſie beanſpruchen, um eine Flotte zu erzwingen. Vor allem iſt darum notwendig, daß ein Volk, welches Anſpruch auf eine Weltſtellung erheben kann, um jeden Preis ſie feſtzuhalten ſtrebt, nur Weltmächte haben Anſpruch, alle Phaſen der Entwicklung zu durchlaufen. In dieſen kurz entwickelten Motiven für meine Anſicht iſt mancher Sprung, im allgemeinen werden aber vielleicht E. H. daraus erkennen, warum ich

1. Entwicklung unſrer Nationalität für die politiſche Aufgabe halte, welche die Deutſchen zunächſt zu löſen haben.

2. Warum ich die Selbſtändigkeitsberechtigung aller kleinen Völker, namentlich ſolcher, die mit der See (Weltverkehr) keine Verbindung haben, leugne, zumal wenn ſie von der Geſchichte bereits überſchritten.

3. Warum ich die Geſamtſtellung der deutſchen Nationalität nicht groß genug haben kann und es für Recht, für Pflicht halte:

4. Wo die Deutſchen als Herren über (Donauländer) oder zwiſchen (Italien) untergehenden Völkern Platz gegriffen haben, unter keiner Bedingung dieſe Stellung aufzugeben. Die Aufſtands- und Befreiungsverſuche, die Revolutionen, die Konvulſionen, die Sterbekrämpfe dieſer Nationalitäten erſcheinen mir als ganz naturgemäße Phänomena, die mich keinen Augenblick über unſer Recht und Pflicht täuſchen können. Wir Deutſchen ſind noch in dem Jugendalter unſrer nationalen Entfaltung (Auswanderungstrieb — Wanderluſt der Völker — Kolonien), der Zeit der Fruchtbarkeit. Die Romanen haben dieſe Periode lange hinter ſich, ſie ſind im Abſterben begriffen. Die Portugieſen ſind tot, Spanier und Italiener in Agonie und die Franzoſen auf dem beſten Wege dahin.

Das Geſagte wird die Arbeiten, welche ich mir erlaube unter Kreuzkuvert E. H. zugehen zu laſſen, näher erläutern. — Laſſen Sie mich zu den konkreten Zielen, die zu erſtreben, übergehen, nachdem Sie aus obigem geſehen, warum ich ein Deutſcher, warum ich ein Großdeutſcher bin, und warum ich es für Pflicht halte, für Oeſterreich, für das Donaureich, für das, was Deutſchland erſt zur Weltmacht macht, einzutreten. Wir wollen uns Oeſterreich erobern. Sie wollen Deutſchland groß machen unter Preußens Führung. Zur Weltmacht wird es auf dieſem Wege nie, denn nur eine Weltmiſſion iſt für uns offen, das iſt die der Kultivierung und Aſſimilierung der unteren Donauländer und dadurch Wiedererhebung (Ausbeutung) des Orientes. Wir brauchen die maritime Entwicklung, aber eine Weltmiſſion nach Weſten zu beſteht für uns nicht. Oder welche wäre ſie?

Sie geben mit Preußens Hegemonie die Weltmacht auf. Was wird Ihnen aber ſpeziell Preußen gewähren, leiſten? Zunächſt beginnen wir Preußen zu gliedern. — Ich bemerke hier, daß ich zehn Jahre in preußiſchen Militärdienſten (bei allen Waffen, von Fach Artilleriſt und Generalſtäbler) und in faſt allen Provinzen geſtanden (Rhein, Weſtfalen, Sachſen, Mark, Schleſien), alſo die Verhältniſſe mir genau bekannt. Ich habe nichts gegen die Hohenzollern,

Digitized by Google

sie sind nicht besser, nicht schlechter als die übrigen Herrscherhäuser auch. Ich glaube aber, daß eine weitsichtige Politik die Persönlichkeit der Fürsten außer acht lassen soll, wenigstens nie besonders berücksichtigen, denn erstens wechseln sie, man kann nicht auf sie sicher zählen, dann bin ich sehr im Zweifel, ob der Entwicklung des deutschen Volkes in Macht und Freiheit, in Einheit und Bildung, in Würde mit einem Wort, ein großer Mann auf dem Thron nicht vielleicht ebensoviel schaden als nützen würde. Er würde uns mächtig machen, aber wahrscheinlich würden wir unsre Macht mit unsrer Freiheit bezahlen. Nein, wir wollen mächtig werden durch uns, durch innere, freie Einigung. Dem Prinzregenten speziell fehlt es sicher nicht an Rechtlichkeit und gutem Willen, aber er versteht offenbar die ganze neue Zeit (seit 1848) durchaus nicht, er ist ein Sohn früherer Zeiten, auch halte ich ihn keines höheren Blickes und keiner höheren Entschlossenheit für fähig. Sein Sohn ist noch weniger befähigt, große Dinge auszuführen, als der Vater. Ich kenne die preußische Königsfamilie ungewöhnlich genau — woher, kann ich E. H. nicht sagen —, aber ich halte zum Beispiel den König von Bayern und den Kaiser Franz Joseph (ja diesen selben Franz Joseph) für ihrer Aufgabe weitaus entsprechendere Fürsten. Das Kabinett fällt natürlich gar nicht ins Gewicht.

Was nun das Land betrifft, so liebe ich es sehr. Es ist aber so heterogen zusammengesetzt, daß die einzelnen Teile durchaus getrennt werden müssen. Was zuerst an Preußen entzückt, die wundervolle Ordnung, die treffliche Verwaltung, erkenne ich durchaus an. Dies ist aber nicht aus dem eigentlichen Preußentum entsprungen. Alles Große in Preußen, was Scharnhorst, Aster, Stein, Hardenberg, Vincke geschaffen, ist deutsch, nicht preußisch. Das eigentliche Preußentum ist ein mit Slawentum durchtränktes Deutschtum, das eben wegen der slawischen Mischung das echte Bureaukratentum, den Tschin, erzeugt und stets erzeugen wird. Dem Selfgovernment, dem eigentlichen Deutschtum, ist es entfremdet. Es wird dasselbe wohl sich annexieren, es formulieren, es ausnützen können, aber schaffen kann es nichts, das Preußentum ist kein schöpferisches Moment, weil es kein ursprüngliches, kein originales ist. Sehr deutlich sehen Sie das an Berlin. Die Stadt ist lediglich kritisch, negativ. Ich habe die Stadt sechs Jahre bewohnt; nie wird eine große Idee von ihr ausgehen, nie sie eine Hauptstadt deutschen Geistes werden können. Das Kleindeutschtum würde sie aber notwendig zur Hauptstadt machen, und das würde traurige Folgen für den deutschen Geist haben. Zu dem allem kommt, daß Berlin immer mehr verjüdelt; es ist die Hauptstadt des Kladderadatsch geworden. Ich komme damit auf eine der trübsten Seiten unsrer Gegenwart, auf die ich mir erlaube, Ihre gütige Aufmerksamkeit ganz besonders zu lenken.

Unsre Aufgabe für die nächste Zukunft ist, davon sind Sie, der Kleindeutsche, der Führer des Nationalvereins, überzeugt, zunächst eine nationale; ich teile durchaus diese Ansicht. Ein Christ kann jeder werden, der Deutsche wird geboren. — Ich als Positivist kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß keine Bildung, keine Erziehung das ersetzen und geben kann, was eben

das Wesen der Nationalität ist: die natürliche Organisation. Die Juden, eines der originellsten, ursprünglichsten, national intensivsten Völker der Erde, haben ihre Nationalität so wenig im Laufe der Jahrtausende geändert, daß die Fresken der ägyptischen Königsgräber Ihnen von den Typen genommen zu sein scheinen würden, welche Sie täglich auf der Straße sehen. Ein Jude hat allenfalls eine Heimat, aber kein Vaterland, es sei denn Palästina. Er wurzelt darum nicht am Boden, im Boden fest, die Bodenständigkeit ist gegen seine Natur, das vaterlandslose Geld das Ziel seines Strebens, er wird nicht dem Boden Schätze abgewinnen, denn er liebt ihn nicht, er kann ihn nicht lieben. Verstehen Sie mich wohl recht: ich hasse die Juden nicht, gewiß nicht, ich behaupte nur, sie sind keine Deutsche, weiter nichts, nichts als das. Sie können für meine Nationalität nicht kämpfen, nicht so, nicht in der Art kämpfen, wie ich, und eben deshalb verschmähe ich ihre Hilfe in diesem Kampf, sie wird mehr schaden als nützen. Das Nationalgefühl ist eine Beschränkung, ich weiß es, aber für diese Phase unsrer Entwicklung notwendig. Sie ist eine Beschränkung, die ich beim Juden für ebenso berechtigt halte als bei mir, aber er soll sich nicht mit mir identifizieren. Wenn ich das schöne Elsaß-Lothringen durchreise, so schlägt mein Herz, warum? Ich verstehe das Deutsch nicht einmal, was man dort spricht, aber ich fühle, das ist auch mein Vaterland. Was tief im germanischen Charakter wurzelt, die Duldung, die Verehrung (Gleichstellung) der Frau, das wird ein Jude nie fühlen, nie verstehen, denn es entspricht nicht dem Verstande, sondern dem Gemüt. Begreiflich ist, daß der Jude seine Nationalität nicht ausziehen kann, sie ist ihm ja angeboren, und ich mache ihm keinen Vorwurf daraus, ich begreife, daß er mit allen Mitteln „die nationalen Vorurteile" bekämpft und in der Politik sehr radikal, weil er eben die nationalen und sozialen Schranken niederbrechen möchte, die ihn von uns scheiden. Die Deutschen, die aus Idealität Kosmopoliten und Radikale, Demokraten, kommen hier den Juden entgegen. Unsre Idealität ist aber vorzeitig, keine Sprünge. Gibt der Jude entfernt seine nationale Abgeschlossenheit seinerseits auf, zum Beispiel die Samstagsfeier? Keineswegs. Das schließt ihn aber allein von aller Arbeit aus, wobei Dauer der Arbeit von großem Wert. Der Landmann kann oft kaum den Sonntag aussparen, zwei Feiertage sicher nicht, jüdische Fabrikarbeiter sind ebenso unbrauchbar, weil die Samstagszinsen des Anlagekapitals verloren gehen. Trotzdem bin ich für unbedingte Emanzipation, denn ich bin ein Deutscher, und Duldung, Objektivität eine Grundlegung deutschen Charakters, nur sollen sie sich nicht zu Stimmführern in meiner Sache aufwerfen, und ich muß dagegen kämpfen, weil sie eben Juden und ich ein Deutscher bin. Ein Jude ist nicht schlechter als ich, er ist eben nur ein andrer, und weil er ein andrer, soll er sich mit mir nicht identifizieren. Wollen Sie der Nationalität nutzen, so ist es unbedingt notwendig, das Judentum als solches von seiner scheinbaren Identifizierung mit dem Deutschtum fernzuhalten. Dem Slawen nahmen wir, wenn man will, seine nationale Selbständigkeit, aber wir gaben ihm Kultur dafür, wir nahmen ihm seinen Boden, aber wir beuteten ihn in besserer Weise aus, assimilierten uns

mit ihm, eben weil auch er dort bodenständig, und wenn wir auf einer Seite fechten, so fechten wir für dieselbe Sache. Keines von diesen Verhältnissen findet bei den Juden statt. Was wir Deutschen unter Staat und Gesellschaft verstehen, ist etwas andres, als was jedes andre Volk darunter begreift. Für uns ist der Staat von der Gesellschaft ganz getrennt, letztere ein Produkt freien Schaffens, sie regiert sich selbst, sie ist allezeit ein natürliches Produkt, in der die Selbständigkeit des einzelnen sich frei entfaltet. Ein Jude wird das ebensowenig begreifen als ein Franzose. Sie haben sich aber zum Führer des Nationalvereins einen Juden erkürt.[1]) Ich bezweifle nicht, daß er ein Ehrenmann, freisinnig durch und durch, aber er gehört nicht an die Spitze eines Nationalvereins.

Besonders Großes wird Ihr Kleindeutschland im besten Falle selbst nicht leisten, eine Weltmacht kann es nicht werden, weil es keine Weltmission hat; haben Sie die Einigung, gleichviel, unter welcher Form, vollzogen, welche Aufgabe bleibt Ihnen dann? Was im großen ganzen Kleindeutschland, namentlich Preußen, an Kraft zu geben vermag, das ist geleistet, viel mehr wird selbst die geschickteste Verwaltung nicht herausbringen können. Kleindeutschland bietet genügende Zinsen für ehrlichen Fleiß, aber zu höheren Zielen verlockt es nicht.

Sehen Sie dagegen Großdeutschland an. Der Akzent liegt hier auf Oesterreich. Daß wir mit ihm eine Weltmacht werden, ist gewiß, es fragt sich nur, ob wir es uns assimilieren können. Ich persönlich halte jede Stellung einer Macht für wertvoll, die zu großen Anstrengungen verpflichtet. Man leistet nur viel, wenn man viel leisten muß. Die Stellung Oesterreichs in Italien ist daher ein Glück für uns. Wie ich über die geistige Zukunft des Donaureichs denke, finden E. H. in den anliegenden Artikeln; was ich hinzuzufügen habe, geht lediglich den Kaiser und das Ministerium an. Das ist freilich nicht Oesterreich, aber im Grunde der Teil, den man indirekt meint, wenn man sich gegen den Anschluß Oesterreichs ausspricht, so gut wie Sie nicht für den Anschluß an Preußen sein würden, wenn Friedrich Wilhelm IV. und Manteuffel dort noch regierten. Es ist aber, nebenbei bemerkt, gewiß klar, daß die Persönlichkeit des Regenten nicht über unsre Antipathien oder Sympathien für ein Land und Volk entscheiden darf. Der Kaiser ist sicher kein großer Geist, aber er ist ebenso gewiß jetzt (vielleicht war es vor Solferino anders) vom besten Willen beseelt. Ich kann Ihnen wenigstens das eine verbürgen, daß er alle Bedürfnisse seines Landes und den wahren Zustand desselben wie die Stimmung Deutschlands gegen ihn weit besser kennt als der Fürst von Hohenzollern zum Beispiel. Dies kann ich Ihnen persönlich verbürgen, da ich in Berlin vor etwa vier Wochen eine sehr

[1]) Diese buchstäblich ganz unzutreffende Bemerkung scheint nur verständlich zu werden, wenn sie auf das Ausschußmitglied des Nationalvereins für Berlin, das Orges in diesen ganzen Ausführungen im Auge hat, bezogen wird. Es war der wackere Buchhändler M. Veit. Möglicherweise denkt Orges auch an Gabriel Rießer, den Vorkämpfer für Emanzipation des Judentums, der in der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 zu den besten Rednern der Erblaiserlichen gehört hatte und damals Ausschußmitglied des Nationalvereins für Hamburg war.

Digitized by Google

lange Unterredung über die innere und äußere Politik (Preußens) mit dem Fürsten von Hohenzollern und in Wien eine mit dem Kaiser hatte.[1]) Der Kaiser arbeitet sehr fleißig, das habe ich gesehen und erfahren, er liest zum Beispiel alle Tage eine große Revue aus allen Zeitungen mit den einschlagendsten Artikeln. Er hat eine nichts weniger als geschminkte Ansicht darüber, wie es im Innern von Oesterreich und wie es in Deutschland aussieht. Er kann sehr korrekt und logisch fragen und verfolgt einen stundenlangen, durchaus freisinnig bis zur Rücksichtslosigkeit gehaltenen Vortrag mit dem spannendsten Interesse. Er hört jeden an und läßt jeden aussprechen. Was über seine ausschweifende Lebensweise erzählt wird, ist, davon habe ich mich überzeugt, gelogen. Die angeführten Tatsachen stimmen nicht, der Kaiser sieht blühend aus und arbeitet außerordentlich. In der kaiserlichen Familie herrscht das innigste Familienleben. Vor allem hat der Kaiser, von dem ich Ihnen nur sage, was ich verbürgen kann, und der sicher voll selbstherrscherischer Ideen und intoleranter Ansichten sein kann, eins vor allen Fürsten, die hier in Frage kommen, voraus. Er ist ein Sohn der Zeit nach 1848. Es ist sicher nicht gering anzuschlagen. Er ist ein Kind seiner Zeit! Ich verstehe und begreife alles, was Sie einwerfen können; aber ich sage: ‚Wer der Gegenwart angehört, dem kann man die Dinge im wahren Lichte zeigen, der kann sie richtig anschauen, denn es bedarf nur des Zerreißens der künstlichen Täuschungen, die man um ihn gewoben.' Beim Prinzregenten stecken die Täuschungen in ihm, er gehört nicht der Zeit an, versteht sie nicht. Jedenfalls glaube ich, daß der italienische Feldzug dem Kaiser vieles aufgeklärt hat. Doch Sie wie ich wollen ja nicht durch die Regenten, sondern nur mit ihnen eine große freie Zukunft unsers Vaterlandes herbeiführen. Jedenfalls besitzt Oesterreich in Baron Bruck einen Staatsmann ersten Ranges, wahrscheinlich den größten Staatsmann Europas, dafür kann ich Ihnen bürgen. Er ist, wie Sie wissen, nebenbei bemerkt, ein Sachse. Er steht über seiner Zeit, kennt alle großen Gesetze der Geschichte und ist von ihnen überzeugt. Er weiß, was er kann, und was er kann, das will er auch. Er ist ein Genie, wiederhole ich, der die große Zukunft erarbeiten will. ‚Die Geschichte verschenkt nichts,' sagte er mir einst in Konstantinopel, ‚was wir werden wollen, das müssen wir uns erkämpfen.'[2])

Erobert uns Preußen, so werden wir preußisch statt deutsch, denn eine leichte Ablenkung unsrer Nationalität durch den herrschenden Geist ist möglich. Erobern wir das Donaureich, so muß es deutsch werden. Oesterreich ist in diesem Augenblick ein großes Chaos, alles in Lösung, vieles noch nicht in dem neuen Gestaltungsprozeß begriffen. Aber Sie wissen auch, daß das Metternichsche

[1]) Ueber diese beiden Konferenzen berichtet Orges ausführlich in den von O. Lorenz veröffentlichten Briefen, „Biographische Blätter", 1, 341 ff.

[2]) An dieser Stelle seiner Illusionen ist Orges am raschesten als unglücklicher Prophet erkannt worden. Bruck starb wenige Wochen später, am 23. April 1860, durch Selbstmord, da er von seinen Gegnern in den Eynattenschen Unterschleifsprozeß — allerdings ohne Grund — verwickelt worden war.

Digitized by Google

Prinzip des Gleichgewichts der Nationalitäten in Oesterreich erst mit der Erfindung der neuen Verkehrsmittel aufzugeben möglich war. Der Einheitsstaat, das Donaureich, bedurfte nicht bloß des Aufstandes und Niederschlagens der kleinen nicht germanischen Nationalitäten, sondern auch des Eisenbahnverkehrsnetzes, das wieder nur durch den napoleonischen Börsenschwindel so rasch zur Ausführung gebracht werden konnte. Ohne das hätte Oesterreich allein nie eine solche Kreditsteigerung auszuführen vermocht. Das ist alles aber erst eine Spanne Jahre alt, der Verkehr ist erst im Entstehen. Die junge Generation muß erst heranwachsen, die von den neuen Kräften Gebrauch macht und Gebrauch zu machen weiß. Sie sehen aus diesen Andeutungen, daß ich Oesterreich wie ein großes ‚Wildland für deutsche Kultur' betrachte. Was, wir Deutschen haben halb Nordamerika für deutsche Kultur gewonnen und sollten aufgeben, was uns gehört! Keinen Fuß breit Boden würde ich als Deutscher aufgeben, der einmal mein. Sie, der Kleindeutsche, rechnen mit Kräften, die sind, mit den Zuständen, die vorliegen, ich rechne mit denen, die werden, auf die Zukunft spekuliere ich. Bis jetzt, hochgeehrter Herr, verzeihen Sie, lehrt jeder Tag, daß Sie Ihre Kraft verschwenden, weil die Gegenwart morgen eine andre. Auch wir Großdeutschen ernten nichts, aber wir rücken täglich der Ernte näher, eben weil wir für die Zukunft arbeiten, für Ziele, in die wir hineinwachsen. Für Ihre Ziele ist eigentlich Deutschland zu groß, Sie, der Kleindeutsche, wollen einen Teil davon aufgeben; für mich, den Großdeutschen, ist das Ziel zu groß, aber unsre Kräfte wachsen, und so werden wir mählich zur Erreichung geschickt.

Eins können Sie jedenfalls nicht leugnen. Ihre Ziele finden nicht bloß im Ausland, sondern auch im Inland heftigen Widerstand. Nie wird Süddeutschland sich Preußen unterordnen. Ich verfolge nur Ziele, denen sich alle Parteien unterordnen können, bei denen jeder wenigstens einige Befriedigung findet. Ich halte vom praktischen Gesichtspunkt aus dieses für absolut notwendig: stets ein so hohes, weites Ziel zu wählen, daß es alle ins Auge fassen können. Es ist für Deutschland sicher besser, ein größeres Ziel mit geeinigten Kräften verfolgen, als ein kleineres mit geteilten. Meine Maxime oder Taktik erlaubt mir, von den gegebenen Verhältnissen auszugehen, mich an die vorhandenen Kräfte zu lehnen, sie zu benutzen, ich stehe auf gesichertem Boden. Ihre Taktik beginnt mit der Zerstörung eines Teils der Kräfte, die da sind: um zu bauen, müssen Sie erst abtragen, was ist. Ich will das Ganze überwölben, sind die Umfassungsmauern da, das Dach zugedeckt, dann wollen wir im Innern schon Rat schaffen. Das hat keine Gefahr. Können Sie mir diese deutsche große Zukunft formulieren? werden Sie fragen. Nein, das kann ich nicht, aber ich brauch' es auch nicht. Dagegen weiß ich bestimmt, was für morgen nottut. Das ist Einigung, Uebereinstimmung aller Institutionen, welche geeinigt und gleichartig gemacht werden können, ohne der Souveränität der Einzelstaaten entgegenzutreten oder sie feindlich zu berühren. Dahin gehört Maß, Gewicht, Handelsrecht, Wechselrecht, Geld, Wehrorganisation, endlich der Verkehr. Dieses wunderbare Agens, was alle künstlichen

Dämme bricht. Gegen die Verkehrsentwicklung gibt es keine Rettung mehr, und mit ihr kommt Reichtum, Bildung, Freiheit, Einheit. Dann höchſte Förderung der Bildung, nur die Freiheit hat Wert, die eine Funktion der Bildung iſt. Fördern Sie um jeden Preis die Bildung, die Freiheit kommt dann von ſelbſt. Nächſtdem einiger, gewaltiger Kampf gegen außen! Wir gehen anders vorgebildet hinein als 1813. Wir müſſen ihn nicht bloß unſerthalben, wir müſſen ihn auch um des Auslandes willen führen. Was Sie nach innen erringen wollen, das können Sie am leichteſten nach außen erfechten.

Und nun laſſen Sie mich die lange Epiſtel ſchließen, ſie wird Ihnen, hochgeehrteſter Herr, ein Zeichen ſein, welche Hochachtung ich vor Ihnen habe. Ich bitte Sie aber zu glauben, daß wir Großdeutſchen nicht minder patriotiſch denken wie Sie, und auch kein andres Ziel haben als Deutſchlands Macht, Freiheit, Würde. Werden wir's erkämpfen? Schwerlich, aber nach uns kommen andre, tue jeder ſeine Schuldigkeit. Men are mere relays on the road of life, when one sinks, wearied or worn out, a fresh one comes forth, ready to take his place in the traces.

Ihre große Kraft unſerm Ziel zu gewinnen, unſrer Taktik, das iſt's, was ich möchte. Im Grunde wollen wir ja alle dasſelbe, nur über den Weg dahin ſind wir uneinig. Haben Sie die Erfahrungen der jüngſten Zeit ſo angeſchaut wie ich, dann dürften vielleicht meine flüchtigen Andeutungen unſers Standpunktes, unſrer Ziele, unſrer Prinzipien einigen Wert für Sie haben. Vielleicht findet Ihr Takt, Ihr Patriotismus einen Weg, auf dem wir uns vereinen können." ...

(Fortſetzung folgt)

Strahlungsenergien und Krankheiten

Von

Friedrich Deſſauer, Chef-Ingenieur (Aſchaffenburg)

Die Bewegung in der Medizin, die im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts ſich geltend machte und ausbreitete, die phyſikaliſche Richtung, hat im Laufe der letzten Jahre an innerem Werte unendlich gewonnen.

Damals beſann man ſich darauf, daß unſer Körper in ſeinem Wohl und Wehe doch täglich von phyſikaliſchen Faktoren abhängig iſt. Im Gegenſatz zur ausgeprägt auf chemiſcher Baſis beruhenden Therapie kam ein neuer von der Schule teilweiſe ſtark bekämpfter Zug in die Medizin. Man ſtudierte die klimatiſchen Verhältniſſe, die Meteorologie fand Beachtung. Die Wärmelehre, die Mechanik, vor allem auch die Elektrizität, wurden in den Dienſt der Medizin geſtellt; teilweiſe ſehr gute Erfolge wurden von der neuen Richtung erzielt. Aber erſt ſeit zehn Jahren etwa hat die Bewegung eine Bedeutung erlangt, die durchaus zwingend iſt und ſchon jetzt — obwohl wir bei weitem noch nicht am Ende

Digitized by Google

sind — dem täglichen Wirken der Aerzte im Menschenleben ihren Stempel aufprägt.

An drei Männer knüpft sich wesentlich dieser Umschwung. Zwei davon sind Physiker, Röntgen und Becquerel, einer, der zu früh verstorbene Finsen, war Arzt. —

Vor wenigen Wochen fand zum zehnjährigen Gedenken der Entdeckung Röntgens in Berlin ein Gelehrtenkongreß statt, der wohl bei fünfhundert Aerzte und Naturforscher vereinte. Es war ein stiller Kongreß. Ueberraschungen brachte er nicht, aber er zeigte den Charakter des Arbeitsgebietes, dem er diente: ein ruhiges Arbeiten von vielen. Und obwohl die Beiträge der einzelnen fast alle klein sind, doch ein sehr rasches Vorwärtsschreiten im ganzen.

Aber für den aufmerksamen Beobachter, der auf Grund langer eigner Arbeit Symptome wohl zu werten weiß, trug er noch einen andern Charakter, den eines Anlaufes zu einem plötzlichen großen Fortschritt, den wir seit fünf Jahren vermissen. Zuerst unbewußt, dann immer stärker kam mir das Empfinden, daß dieser Kongreß mit seiner großen Revue einer vielgestaltigen Kleinarbeit und daß auch die Arbeit der Gegenwart unter dem Schatten eines großen nahenden Ereignisses sich abspiele. —

Diagnostisch und therapeutisch ist schon jetzt Enormes geleistet. Der Gesunde draußen ahnt gar nicht, welche Hilfe ihm die Verbindung von Physik und Medizin in stiller Arbeit schafft für die Tage der Krankheit. Er ahnt nicht, wie scharf und tief das Auge des „Radiologen" dringt und welche Linderung die Strahlungsenergien in vielen Krankheitsformen bringen. —

Der physikalische Begriff der Strahlung, der „Radiation", hat sich in der letzten Epoche sehr geändert. Verstand man früher darunter wesentlich die Wellenbewegung des Aethers, wie sie bei der Fortpflanzung der Wärme, des Lichtes und der Elektrizität durch den trennenden Raum hindurch sich abspielt, so versteht die heutige Physik unter Strahlung im allgemeinsten Sinne die geradlinige Verbreitung einer Wirkung überhaupt. Auch jene Erscheinungen, bei denen es sich im Gegensatz zu den obenerwähnten reinen Energiestrahlungen um Bewegung kleinster Körperchen handelt, fallen unter den Begriff. Bei dem Phänomen der Kathodenstrahlung, bei der Kanalstrahlung Goldsteins, bei einigen Wirkungen der radio-aktiven Substanzen wissen wir ganz genau, daß sie materieller Art sind, daß sie aus Elektronen, jenen allerkleinsten Substituten der Materie bestehen, die durch Abtrennung aus Elementatomen frei werden, und auch diese Bewegungen werden Strahlungen genannt. Lange Zeit bestand auch eine viel diskutierte Hypothese, wonach das Wesen der X-Strahlung ein solcher Transport materieller Teilchen sein sollte. Auch jetzt ist es noch nicht ganz gewiß, daß es nicht so sei. Denn es decken sich manche Ereignisse und Eigenschaften, die wir beim Studium des Strahlungsphänomens beobachten, gut mit dieser Anschauung. Die Fähigkeit der X-Strahlung, alle Körper annähernd im umgekehrten Verhältnis ihrer Dichte zu durchdringen, läßt sich damit sehr gut erklären. Denn die Dichte der Körper beruht in letzter Linie auch darin, daß ihre Bestandteilchen,

Digitized by Google

ihre Atome und Moleküle in mehr oder weniger enger Zusammenlagerung sich befinden. Je größer die intraatomaren und intramolekularen Räume, desto größer die Chance für den herandringenden Strom kleinster X-Strahlenteilchen, ungehindert hindurchzutreten. So muß eine Absorption nach der Dichte begreiflich erscheinen. — Dennoch mußte diese Hypothese einer besseren von Wiechert Platz machen, wonach die X-Strahlen Energieimpulse, Aetherbewegungen sind.

Nach dieser jetzt in weiteren Kreisen der Fachgelehrten angenommenen Vorstellung handelt es sich um ganz plötzliche, disruptive Stöße im Aether im Gegensatz zu den gleichmäßigen Schwingungen der Wärme, des Lichtes und der Elektrizität. Vermöge ihrer außerordentlichen Energie durchdringen sie die Stoffe und bringen in den Körpern, in die sie eintreten, jene gewaltigen und merkwürdigen Wirkungen hervor, die wir beobachten.

Fragen wir uns indessen nach dem Wesen dieser Wirkungen oder, um einen plastischen, wenn auch nicht ganz deckenden Ausdruck zu gebrauchen, nach dem „Mechanismus" dieser Wirkung, so lautet die Antwort durchaus nicht so einfach. Es ist eine ganze Summe von Ereignissen, die sich da in allen von X-Strahlen getroffenen Partien im ganzen Felde der Strahlung abspielt.[1]) Abgesehen von der Durchdringungskraft kommt den X-Strahlen eine starke chemische und fluoreszenzerzeugende Wirkung zu. Die photographische Platte wird alteriert, ähnlich wie durch das gewöhnliche Licht; mineralische Salze, wie Bariumplatinzyanür, geraten in Fluoreszenz. Aber nicht genug damit: im ganzen Strahlenfelde werden alle getroffenen Partien neuerdings Sitz und Ausgangsstelle weiterer Strahlenemission, der sogenannten Sekundärstrahlung. Diese Sekundärstrahlung verläuft äußerst divergent, diffus. Sagnac hat sie eingehend untersucht. Sie besteht aus X-Strahlen, die aus ihrer Bahn abgelenkt, regellos wandern; sie besteht weiter aus Schwingungen ultravioletten Lichtes und endlich aus Kathodenstrahlung.

Bei allen Effekten, die wir beabsichtigt oder unbeabsichtigt durch Röntgenstrahlen erzeugen, spielen alle diese Einzelwirkungen eine Rolle. Dadurch wird gründliches Studium auf diesem Gebiete sehr erschwert. Denn selbst wenn auch hier und da der einzelne Effekt stark überwiegt, sind die andern als störende Momente in Rechnung zu ziehen. Unendlich schwer ist es häufig, zu taxieren, welche Rolle diesem oder jenem der begleitenden Phänomene bei der Gesamtwirkung zukam.

Die diagnostische Anwendung des Röntgenverfahrens macht vorwiegend von zwei Eigenschaften der X-Strahlung Gebrauch: der Penetrationskraft und der chemischen Wirkung. Eben weil die Absorption von der Dichte des durchdrungenen Objektes abhängt, entspricht das Strahlengemenge in seiner Intensität nach der Durchdringung an jeder Stelle dem zu untersuchenden Gegenstand. Wo er dicht war, ist die Strahlung geschwächt, weniger wo spezifisch leichtere Partien im Wege waren. Wirken nun die Strahlen auf eine reagierende Ebene

---

[1]) Näheres hierüber in des Verfassers „Gesammelten Aufsätzen" Band I, Kapitel 1, Verlag von Stuber, Würzburg 1904/05.

auf eine photographische Platte oder eine fluoreszierende Ebene (Leuchtschirm genannt), dann entspricht die Reaktion in ihrem Grade der noch wirkenden Strahlungsintensität und diese war ja von der Dichte der durchdrungenen Substanzen bestimmt. So kommt denn eine Darstellung, eine Projektion der Dichtigkeitsverhältnisse zu stande. Und dies in der Tat ist das Wesen der diagnostischen Anwendung der X-Strahlung.

Das Wesen! Also eine Differentiierung von Dichtigkeitsunterschieden.[1]) Wir vermögen prinzipiell alles im menschlichen Körper mit Röntgens Methode wahrzunehmen, was in der Dichtigkeit irgendwelche Abstufungen, irgendwelche Graduation besitzt. Nicht unmittelbare Wahrnehmung dessen, was wir „gesund" und „krank" nennen, sondern nur Anordnung der verschieden dichten Organe, ihrer Maße und Ausdehnung, oft noch mit ihren einzelnen, auch in der Dichte verschiedenen Bestandteilen. So sehen wir bei einer guten modernen Extremitätsaufnahme nicht etwa bloß die Umrisse der Knochen, sondern vielmehr deren ganze Architektur, die einzelnen Knochenbälkchen, die stärkeren Muskelzüge, Sehnen, Gefäßbälkchen. Aus diesem Bilde nun hat der Röntgenologe wieder durch Schlüsse auf etwaige pathologische Verhältnisse seinen diagnostischen Nutzen zu ziehen, eine Kunst, „das Lesen des Röntgenbildes", die zwar zu hoher Vollkommenheit ausgebaut ist, aber ihrerseits eingehende Vorstudien und viel Uebung erfordert.

Damit ist aber auch zugleich die Grenze des Verfahrens gegeben, über die so viel Unklarheit in Laienkreisen, aber auch teilweise noch in Aerztekreisen herrscht. Vorgänge, die nicht mit irgendeiner Veränderung der Dichtigkeitsverhältnisse verbunden sind, können wir nicht nachweisen. Um ein Beispiel zu bringen: Würde im Becken ein Tumor entstehen, dessen Dichtigkeit dieselbe ist wie die des Gewebes, das er verdrängt, so sind wir nicht im stande, ihn zu finden.

Nun verlaufen fast alle größeren pathologischen Veränderungen unter Alteration der Dichtigkeitsverhältnisse. Wir brauchen da nicht nur an Knochenbrüche zu denken, wo die Frakturlinien ohne weiteres wahrnehmbar sind und die verlagerten (dislozierten) Teile in das Gebiet der weniger dichten Weichteile eindringen. Auch letztere selbst differentiieren sich. Das Herz hebt sich deutlich von den umgebenden Lungenbildern ab; seine Größe ist nach Levy-Dorns und Professor Moritz' Verfahren genau feststellbar. Man kann leicht die Atmung, die Zwerchfellbewegung sehen und kontrollieren. Neubildungen, Ergüsse im Brustraum sind nachweisbar. Ja sogar die wenigstens anfänglich minimalen, wenn auch später markanteren Dichtigkeitsveränderungen, die durch Lungentuberkulose im Anfangsstadium und später herbeigeführt werden, sind prinzipiell auffindbar, werden auch, dank der fortgeschrittenen Technik, häufig gefunden. — Es ist unmöglich, auch nur einen kleinen Teil jener Erscheinungen aufzuführen,

---

[1]) Vergleiche das Handbuch von Dessauer & Wiesner „Kompendium der Röntgenographie", Verlag von O. Nemnich, Leipzig 1905.

Digitized by Google

bei denen Dichtigkeitsveränderungen den Krankheitsprozeß begleiten und wo infolgedeſſen die „Durchleuchtung“ oder Aufnahme die Diagnoſe fördert, ja häufig überhaupt erſt ermöglicht, immer die Fähigkeit, aus der Dichtigkeitsprojektion auf die Urſachen zu ſchließen, die Kunſt des Röntgenologen, als vorhanden vorausgeſetzt.

Aber nicht nur Weſen und Grenze, auch das Ziel der Röntgenmethode, ihrer immer weiteren Vervollkommnung, iſt damit definiert. Denn naturgemäß ſind alle Hilfsmittel der Technik, alle Apparate, die zur Erzeugung der Strahlen dienen, mehr oder weniger ſtumpfe Werkzeuge des Menſchengeiſtes, die zu ſchärfen, immer mehr zu ſchärfen ja die eigentliche Ingenieurarbeit darſtellt, damit ſo die zur Diagnoſe verhelfende Fähigkeit der X-Strahlung immer reiner hervortrete. Wir kennzeichnen alſo als Ziel, als Aufgabe der fortſchreitenden Arbeit in der Technik des Röntgenverfahrens: „Ermöglichung immer feinerer und feinerer Differentiierung von Dichtigkeitsunterſchieden.“ Das iſt das Weſentliche.

Was nun die Technik im Laufe der zehn Jahre ſeit Röntgens Entdeckung in dieſer Hinſicht gearbeitet und geſchaffen, davon auch nur die Grundzüge zu geben, iſt im Rahmen dieſer Arbeit unmöglich. Jedenfalls läßt ſich aber ſagen, daß es viel iſt, und daß bei allen Kämpfen der Weg, wie überall, vom Komplizierten-Mangelhaften zur vollkommenen Einfachheit geführt hat.[1])

Die Schweſterwiſſenſchaft der röntgenologiſchen Diagnoſtik, die Therapie, iſt jüngeren Datums; ihr ſteht die Hauptentwicklung noch bevor. Aber das läßt ſich meines Erachtens jetzt ſchon behaupten, daß ſie an Bedeutung nicht zurückſtehen wird gegenüber der älteren Verwendungsart, und daß ſie ähnliche therapeutiſche Applikationen, die Verwendung des Lichtes nach Finſen und die Verwendung radio-aktiver Subſtanzen, wie ſie Becquerel entdeckte, überragt.

Hier kommen naturgemäß ganz andre, die Wirkung auslöſende Momente in Frage. Der Mechanismus der Wirkſamkeit der X-Strahlung und der andrer Strahlungen iſt noch nicht ſicher bekannt. Es kommen eben hier zu viele Umſtände in Betracht.

Zunächſt die chemiſche Wirkſamkeit der X-Strahlen ſelbſt, die ihnen ja zweifellos zukommt und die wohl auch im Körper ſich äußert. Ihre Fähigkeit einzudringen ermöglicht Wirkungen bis zu gewiſſen, allerdings, wie feſtgeſtellt wurde, ſehr begrenzten Tiefen. Ueberall aber, wo X-Strahlen in Stoffe eindringen, bewirken ſie, wie wir oben ſahen, die Bildung neuer ſekundärer Strahlungen. Unter dieſen Sekundärſtrahlen kommt den diffuſen X-Strahlen wohl geringere Aktionskraft zu als den eminent chemiſch wirkſamen ultravioletten Schwingungen und der Kathodenſtrahlenbewegung, die auch in dieſem komplexen Gemenge nachgewieſen iſt.

Der urſprüngliche Entdecker der Röntgentherapie, Freund in Wien, war lange der Anſchauung, daß die Wirkung, die er in den beſtrahlten Hautzellen

---

[1]) Vergleiche des Verfaſſers Broſchüre „Rückblick auf die Entwicklung der Röntgentechnik“, bei O. Nemnich, Leipzig.

beobachtete und die er eben zuerst bewußt als Heilwirkung verwendete, wesentlich elektrischen und leuchtenden Begleiterscheinungen zuzuschreiben sei. Das stellte sich im Laufe der Entwicklung der Dinge als unrichtig heraus. Tatsächlich sind die X-Strahlen irgendwie Träger der Wirkung, die dann in den bestrahlten Körpern zur Geltung kommt. Aber wie sich das nun abspielt, darüber eben ist nicht allzuvieles sicher.

Heinecke, Scholtz, Linser, Perthes und andre haben ungemein wichtige Untersuchungen über die physiologische Wirkung der Strahlung, hauptsächlich durch Tierversuche, gemacht. Wie wirken die Strahlungsenergien eigentlich, wie reagiert die Zelle? Nun, eines scheint bei allem als sicher sich zu ergeben. Die Zellen reagieren auf den Ansturm der Strahlung verschieden, und zwar derart, daß junge, in der Entwicklung begriffene, protoplasmareiche Zellen eher erliegen als reife, normale Zellen. Also eine gewisse Elektion in der Wirkung existiert, und auf ihr beruht im wesentlichen die Anwendung der Strahlungsenergien, insbesondere der Röntgenstrahlen bei der Therapie der Hautkrankheiten.

Hier wird ja hundertfältig alltäglich von dieser neuen Therapie Gebrauch gemacht. Eine große Zahl von Hauterkrankungen, auch oberflächliche bösartige Geschwüre, insbesondere Krebs, erliegen der Strahlung gänzlich oder werden doch eminent günstig beeinflußt. Das gehört bereits zum täglichen Brot des modernen Dermatologen, zum praktischen Heilschatz der Medizin. Seitdem zumal durch Holzknecht eine, wenn auch nicht ganz exakt begründete, doch empirisch als ziemlich zuverlässig bewiesene Dosierung der Bestrahlung eingeführt wurde, die wenigstens Verletzungen durch übermäßige Applikation ziemlich sicher ausschließt, seitdem ist die oft recht hartnäckige Skepsis gleichzeitig mit der Angst gewichen und die Hautbehandlung einschlägiger Fälle mit Röntgenstrahlen durch den kundigen, wohl in der Methode unterrichteten Arzt eine recht harmlose und wegen ihrer Schmerzlosigkeit sehr beliebte Therapie.

Ein ganz besonderes Kapitel der Technik solcher Apparate ist der Herstellung geeigneter Schutzstoffe und Schutzvorkehrungen gewidmet. Einmal muß die Bestrahlung erkrankter Hautpartien unter sorgsamer Abdeckung der gesunden Umgebung durch recht dichte und damit undurchlässige Substanzen erfolgen. Dann aber, und das ist fast noch wichtiger, muß der sich schützen, der täglich durch seinen Beruf in die Sphäre der strahlenden Energien geführt wird: der Ingenieur und der Arzt. Ist doch, so klein auch durch die Holzknechtsche Methode für den Patienten die Gefahr einer sogenannten „Röntgenstrahlenverbrennung" geworden ist, für den berufsmäßig arbeitenden Ingenieur und Arzt die Schädigung auch heute noch in ständig drohender Nähe, denn durch den täglichen Verkehr mit den Apparaten, sei es im Laboratorium der Fabrik, sei es im Untersuchungszimmer, wird die Wirkung der Strahlen durch die hundertfältige Wiederholung gefährlich. Sie sammelt sich, und trotz Schutz ist auf die Dauer, wenigstens dem Ingenieur und dem mit der Erzeugung der im Verfahren nötigen Vakuumröhren beschäftigten Techniker, die Schädigung sicher. Bei einigen Aerzten hat dies in früherer Zeit naturgemäß — in der letzten Zeit wohl fast nur durch

Digitized by Google

Unvorsichtigkeit — zu ernsten Verletzungen geführt. Zwei Techniker sollen bereits an den Folgen einen ziemlich unangenehmen Tod gefunden haben, während Ingenieure, wenigstens solche, die, wie der Verfasser, von Anfang an mitarbeiteten und in früherer Zeit, als man die schrecklichen Wirkungen noch nicht kannte, sich ernste Schädigungen zuzogen, jetzt immer nur im Bewußtsein einer sehr großen und sehr nahen Gefahr ihre berufsmäßigen Arbeiten ausführen.

Der Schutz der die Krankheitsherde umgebenden gesunden Partien vor den Bestrahlungen geschieht durch Bleifolien oder andre schwer durchlässige Gebilde. Holzknecht-Wien und Alsberg-Kassel haben sehr praktische Schutzfolien angegeben, die den Vorteil der Undurchlässigkeit mit dem der Schmiegsamkeit und der Möglichkeit gründlicher Reinigung vereinigen. Um die oberen Schichten von Körperhöhlen zu bestrahlen, werden Tuben (Spekula) mit schwer durchlässigem, stark bleihaltigem Glase, wie sie Gundelach auf den Markt brachte, benutzt. Der Arzt und der experimentierende Ingenieur halten sich bei der Arbeit hinter großen fahrbaren, aus solchem schwerdurchlässigen Glase hergestellten Wänden auf, die zwar durchsichtig sind für die Strahlen des Lichtes, dagegen wegen ihres hohen spezifischen Gewichtes die Röntgenstrahlung fast ganz absorbieren.

Lassar-Berlin und andre haben auf dem Röntgenkongreß wiederum eine ganze Reihe von carcinomatösen Erkrankungen, die unter Einfluß von Röntgenbestrahlung und Radiumbestrahlung geheilt zu sein scheinen oder aber doch sicher ungemein gebessert sind, vorgestellt. Berichte über auffallend günstige Beeinflussung oberflächlicher Carcinome (Krebs) und Sarkome sowie sehr gute Resultate der bis jetzt so ganz unheilbaren Leukämie in Verbindung insbesondere mit oft riesigen Milztumoren sind zu Hunderten in der Literatur angehäuft. Es leben jetzt schon sehr viele Menschen, die ohne die Applikation der Strahlenenergien dem Tode sicher verfallen wären. Abgesehen von den Tausenden, welche die durch die Röntgenuntersuchung korrigierte Diagnose jährlich rettet, gilt dies auch von den Hauterkrankungen und in neuerer Zeit von oberflächlichen malignen Neubildungen und dem tiefer sitzenden Krankheitsprozeß der Leukämie. Deshalb hat Professor Dr. Geigel-Würzburg [1]) ganz recht, wenn er sagt, daß auch dann der Gewinn nicht klein wäre, wenn bei künftig besserer Anwendung nicht mehr herauskommen sollte. Aber es wird sicher noch mehr herauskommen.

Die Versuche, tiefliegende Krankheitsherde mit Röntgenstrahlen und Becquerelstrahlung günstig zu beeinflussen, sind mit wenigen Ausnahmen bis jetzt als gescheitert anzusehen. Von den vielen Gründen, die hier mitspielen, kommen vom physikalischen Standpunkte wesentlich zwei in Betracht. Die günstige Beeinflussung beruht ja wohl, wie wir vorhin sahen, auf einer Art Elektion. Die gesunden, kräftigen Zellen widerstehen lange dem Ansturm der strahlenden Energie,

---

[1]) „Die neuen Strahlen in der Therapie" von Professor Dr. R. Geigel, Würzburger Abhandlungen aus dem Gesamtgebiet der praktischen Medizin. A. Stubers Verlag, Würzburg, Seite 213.

während Neubildungen, die mehr aus protoplasmareichen, im ständigen Bildungs- und Zerfallprozeß stehenden Zellen bestehen, erliegen. Auf die Dauer aber natürlich müssen auch die reifen, stabileren Zellen erliegen. Nun kommt aber in Betracht, daß von den X-Strahlen fast nur diejenigen zu wirken scheinen, die in den obersten Schichten absorbiert oder zur Sekundärstrahlenbildung verbraucht werden. Mit der wachsenden Durchdringungsfähigkeit nimmt rapid die Aktionskraft ab und wird darum schon in geringeren Tiefen verschwindend klein. Außerdem nimmt die Wirkung auch noch im Quadrate der Entfernung vom Strahlenerzeuger ab. Wollte man daher nach diesem Stande der Dinge mit den heutigen zur Erzeugung der X-Strahlen gebauten Apparaten einem im Abdomen sitzenden Tumor zum Beispiel eine therapeutisch wirksame Dosis X-Strahlen zuführen, so würden lange vor Erreichung dieses Zieles die gesunden Oberflächenschichten durch den Einfluß der Strahlen zerstört werden.

Wir können also in der Tiefe nicht applizieren. Der andre Grund aber ist, daß wir das Maß der Wirkung in der Tiefe nicht kennen, wir können also dort auch nicht dosieren.

So weit etwa sind wir jetzt. Freilich konnte ich den größeren Teil der inneren Zusammenhänge der Strahleneigenschaften und Wirkungen nicht einmal andeutungsweise erwähnen. Dennoch kann die Lage im wesentlichen so aufgefaßt werden.

Nun fragt es sich aber: Ist denn überhaupt noch ein Fortschritt zu erwarten; werden wir nach dieser Lage der Dinge jemals hoffen können, in jenes trostlose Gebiet der Medizin der tiefliegenden malignen Tumoren, insbesondere der Krebse, mit den strahlenden Energien einzudringen?

Um diese Frage wenigstens vom physikalischen Standpunkte anzugreifen, habe ich schon auf dem Röntgenkongreß darauf hingewiesen,[1]) daß die Forderungen zur Erzeugung der X-Strahlen für Therapie andre sind und andre sein müssen wie in der Diagnose. Wir bestrahlen zurzeit mit Apparaten, die zur diagnostischen Ausnutzung geeignet sind, und mit solchen X-Strahlungen. Man kann die Erzeugungsbedingungen technisch anders gestalten und damit auch die Qualität der Strahlung viel mehr den Anforderungen der Therapie, gerade diesen Anforderungen anpassen. Man kann vom physikalischen Standpunkte aus, wie ich an andrer Stelle[2]) zeigte, die Versuchsanordnungen so treffen, daß tatsächlich sehr große therapeutisch wirkende Strahlenmengen in die Tiefe bringen. Man kann unter wesentlich günstigeren Bedingungen in der Tiefe bestrahlen, als es jetzt geschieht.

Welche Erfolge wir davon zu erwarten haben, darüber kann nichts gesagt werden. Es gilt hier, sich vor enthusiastischen Hoffnungen gerade so zu hüten,

---

[1]) „Ziele der Röntgentechnik", Vortrag gehalten auf dem Röntgenkongreß in Berlin 1905, siehe „Archiv für physikalische Medizin" Heft 1, Verlag O. Nemnich, Leipzig.

[2]) „Medizinische Klinik", Heft 21 und 22 unter dem Titel: „Beiträge zur Bestrahlung tiefliegender Prozesse", Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin.

Digitized by Google

wie vor übermäßiger, jedem frohen Fortschritt hinderlicher Skepsis. Arbeiten und nur Arbeiten und Untersuchen allein kann hier Klärung bringen und vielleicht auch, wenn auch nach manchem Irrweg und manchem vergeblichen Weg, hilfreichen Fortschritt auf dem so großen und segensreichen Grenzgebiete der Physik und der Medizin.

Die Schatten der Kunstkritik

Von

Hermann Kienzl (Berlin)

Die Verwaltung eines Staates ruht in schlechten Angeln, wenn zwar die wenigen Zentralstellen, nicht aber die subalternen Aemter mit tauglichen Beamten besetzt sind. Wer über den Zustand unsrer Kunstkritik spricht, darf nicht nur die Tätigkeit derer, die mit geistiger Potenz nutzen oder schaden, ins Auge fassen. Sehr groß ist die Zahl der andern, denen Gott durch des Verlegers Hand nichts als ein Amt verliehen hat.

Gebildete Menschen sind in Verlegenheit, sich gegen ungebildete zur Wehr zu setzen. Lieber leiden sie Unbill, daher bleiben gerade die Urteile der weniger berufenen Kunstrichter gewöhnlich unangefochten. Sie werden nicht in die Debatte gezogen und stiften, weil jedes gedruckte Wort einen Wirkungskreis hat, doch Schaden — bei den Nachbetern der Druckerschwärze. Nicht verhüten, nur langsam einschränken kann diesen Schaden die passive Reaktion der denkenden Leser.

Dem Publikum werden die Kunstführer von den Verlegern und Redakteuren bestellt. Nicht immer besitzt der Leiter der Zeitung ein Gewissen, vor dem er seinen Einfluß auf den Geschmack der Leser verantworten könnte; mitunter fehlt ihm auch die Voraussetzung des Gewissens: die Einsicht. Der Zeitungsmachthaber hat die Aeußerungen der freien Ueberzeugung des Kritikers unbedingt zu respektieren; er soll aber für das Vertrauensamt den fähigen Mann finden wollen. Versteht er das nicht oder schwankt sein Wille zwischen zweierlei Billigkeit, so bleibt nur die Hoffnung, daß ihn sein Vorteil eines Besseren überführe. Zwischen ehrlicher und unehrlicher, fruchtbarer und selbstsüchtig zerstörender Kritik unterscheidet das Publikum freilich in der Regel nicht; doch der Klügere behält am Ende auch bei der Menge recht. In Stadt und Städtchen läßt sich die Erscheinung feststellen, daß dem ignoranten Kritiker das Blasrohr der größeren Zeitung auf die Dauer wenig nutzt. Auf dem Gebiete der Kunstkritik verschafft der bessere Kopf auch dem kleineren Blatte allmählich vorherrschende Geltung. Der Prozeß vollzieht sich langsam, doch vollzieht er sich ziemlich regelmäßig.

Solange nicht allen Verlegern mit dem Gelde, das sie zur Herausgeberschaft einer Zeitung ermächtigt, wie durch ein Naturgesetz Begabung und Verantwortlichkeitsgefühl verliehen sind, solange es Zeitungsleiter gibt, die bei der Auswahl

ihrer Kritiker beweisen, daß sie der ihnen mittelbar anvertrauten Pflege des Kunstgeschmacks nicht die notwendige ernste Würdigung angedeihen lassen, bleibt die Selbsthilfe des Publikums das einzige, wenn auch unzulängliche Mittel gegen das Kritikerproletariat.

An dem Verhältnis wechselseitiger Befruchtung, in dem Schaffender und Genießender, Künstler und Publikum zueinander stehen, hat selbstverständlich auch der Kritiker teil. Ihm ist der Platz zwischen den beiden Faktoren angewiesen, und er ist ihr ehrlicher Makler. Künstler und Publikum haben daher unzweifelhaft das Recht, einen unbrauchbaren Vermittler abzulehnen. Doch sind äußere Verhältnisse, träge Gewohnheit und Mangel an Mut „drei Gewaltige". Der Schaffende duldet die Mißhandlung und die kaum minder schmerzhafte Anerkennung von Böotiern; weiß er doch, daß ihm jede Auflehnung gegen Unverstand und Entstellung als anmaßende Empfindlichkeit, die „Kritik nicht ertragen" wolle, ausgelegt werden würde.

Auf einen wissenden und urteilsfähigen Kritiker hat das Publikum Anspruch, der Kritiker seinerseits selbstverständlich auf die volle Freiheit und Unabhängigkeit seiner Meinung. Da jedes aufrichtige Verhältnis zur Kunst individuell ist, kann die unheimliche Einheit mit den viel tausend Köpfen, Publikum genannt, dem Kritiker unmöglich einen bestimmten Geschmack vorschreiben, der in jedem einzelnen Falle erst durch ein Plebiszit festgestellt werden müßte. Doch auch die Geschmacksäußerungen der Mehrheit sollen für das Urteil des überzeugten Mannes ohne Einfluß sein. Meinungsgegensätze sind für die allgemeine geistige Entwicklung nie ohne Wert. Der Kritiker rege die selbständige Denkkraft seiner Leser an und wirke in der Methode des Sehens und Hörens auf das Publikum erziehlich. Es verstehen nicht allzu viele, ein Kunstwerk zu sehen und zu hören — und man darf sagen: auch Kunst recht zu genießen, ist eine Kunst. Wichtiger als das Urteil des Kritikers sind demnach seine Urteilsgründe.

Die Analphabeten der Kunstkritik, die nach handlichen Klischees Reporterphrasen prägen, sich über ihre geistige Ohnmacht in dem Bewußtsein ihrer äußeren Macht recken, haben es bald heraus, daß es schwer ist, künstlerische Absichten zu würdigen, leicht dagegen, sich mit blutrünstiger Phraseologie den Schein geistiger Erhabenheit zu stehlen; Todesurteile zu sanktionieren gehört ja in die Prärogative der Krone. Diese Leute, mitunter sogar halbwüchsige Jungen, schöpfen nichts aus der Kunst und geben nichts aus ihr weiter. Sie haben zur Kritik keine andre Beziehung als die, daß sie die Plätze von Kritikern einnehmen.

Begreiflicherweise, wenn auch nicht eigentlich mit Recht, bringen sie die Kritik in Mißkredit. Man spricht kurzweg über das Unnütze, ja Schädliche der Kunst- und besonders der Tageskritik, indem man deren Unzulänglichkeiten und Entartungen mit ihrem Wesen und Zweck verwechselt. Schon diese leidige Gewohnheit sollte den Kritikern von Beruf ein Sporn sein, an der Beseitigung des Kritikerproletariats selbst mitzuarbeiten und sich hierbei weder von falscher Kollegialität rühren, noch von falscher Vornehmheit lähmen zu lassen. Vor allem will's die Sache.

Digitized by Google

Gewiß ist es nicht bloß die Pseudokritik der Unfähigen, sind es in nicht geringerem Maße auch hervorragende Potenzen und bestimmte Typen der Kunstkritik, gegen die sich ernste Erwägungen richten. Dürfen wir deshalb die primitiven Schäden übersehen?

Es fehlt nicht an Vorschlägen, wie dem Proletariat der Kunstkritiker beizukommen wäre. Man dachte an gewisse Bürgschaften für die Qualifikation des Kritikers, an Prüfungszeugnisse und an eine Kontrolle durch die Staatsgewalt. Diese Absichten gehen von der Betrachtung aus, daß jeder Schuster und jeder Schneider das Handwerk erlernt haben müsse, ehe er sein Gewerbe ausüben dürfe, während sich ein dummer und ungebildeter Mensch, wenn er nur die erforderliche Dreistigkeit aufbringe und eine gefällige Ablagerungsstätte finde, das öffentliche Richteramt über die feinsten und heikelsten Interessen der Nation, ihre künstlerischen Leistungen, anmaßen könne. Dem abzuhelfen, versucht man es mit der Einschienung werdender Schriftsteller, Journalisten und Kritiker in bestimmte Vorstudien. Aber die Hochschulkurse für Journalisten — Amerika hat damit begonnen, und an der Züricher Universität wird eben jetzt eine Lehrkanzel für diese Disziplin errichtet — können in der Praxis immer nur fakultative Bedeutung erlangen. Für die allgemeine Bildung des Geistes dienen dem Schriftsteller die allgemeinen Bildungsmittel, und weiterhin ist ihm das Leben in allen seinen Formen eine Bildungsstätte, die ihn bis zum letzten Atemzug und Federstrich nicht entläßt; die Bildung des Herzens bringt ihm überhaupt kein Professor bei. Den sicheren Werten der Zweckbildung von Fachschriftstellern (Kritikern) ständen besondere Gefahren entgegen, wenn gelehrter Doktrinarismus und engherziges Spezialistentum zwar ein begrenztes Wissen vervollständigten, aber den freien Blick und das unbefangene Gefühl einengten. Es wäre sehr wünschenswert, daß unsre Schauspielkritiker nicht nur zur Not in Literaturgeschichte und Dramaturgie Bescheid wüßten, sondern sich auch in Philosophie und Aesthetik, in der Kulturgeschichte, in den sozialen Einrichtungen, im Wissensgebiete aller freien Künste und speziell in der Kostümkunde und in den theoretischen Behelfen der Schauspielerei gut unterrichtet zeigten.

Die Kunstkritik hat die „historische Methode" überwunden, doch wird gewiß niemals irgendeine Kunst ohne inneren Zusammenhang mit ihrer geschichtlichen Entwicklung bestehen. So sicher das Wissen des Kunstrichters die historische Kunstentwicklung beherrschen soll, so wenig soll er sich von ihr beherrschen lassen. Gerade ebenso verhält sich die lebensvolle Kritik zur schulgerechten Aesthetik. Sind wir zu der Ueberzeugung durchgedrungen, daß jedes Kunstwerk seine besonderen Gesetze in sich trägt, daß Vorschriften nicht der Theoretiker, nur der Schaffende zu geben hat und daß es der Kritik zunächst obliegt, am Werke zu prüfen, ob dem Gedachten der Ausdruck, dem Wollen das ihm angemessene Können entspricht: so kann doch weder die Kunst noch die Kritik einen Rest von Normen, die sich in der Erfahrung bewährt haben und immer wieder bewähren, ohne weiteres ungültig machen. Um etwa richtig zu erkennen, ob sich ein Schauspieldichter, der in einem bestimmten Fall überlieferte Kunstformen verneint, auf

Digitized by Google

das Recht innerer Notwendigkeit berufen darf oder ob sich seine „Originalität" nur als unzulängliches Können erweist, genügt es nicht immer, sich mit der Wirkung des Gegebenen zu bescheiden; es gilt auch, zu ergründen, ob nicht die Wirkung bei andrer künstlerischer Motivation eine vollkommenere gewesen wäre. Darüber kann nur der gebildete Kritiker entscheiden, der das Neue an dem Ueberlieferten vorurteilslos mißt.

Mangel an historischer Bildung half, um auf ein grelles Beispiel zu weisen, in einer jüngeren Literaturperiode tüchtig mit unsre alten Tempel zu schänden und Blasphemien zu begehen. Die Unbildung war im vielfach unwürdig geführten Kampfe gegen Schiller der dritte im Bunde mit Fanatismus und Selbstüberhebung. Fanatismus und Unbildung sind fast immer gepaart. Alle Religionskriege zeigen es. Die Stifter der Religionen und Sekten und die Reformatoren waren Dichter und Denker, ihr stilles Werk konnte erst durch Ströme ruchlos vergossenen Blutes ans Ziel dringen, an das Ziel, den Menschen den Frieden des Herzens zu schenken. Man muß daran glauben, daß die Greueltaten, weil ohne sie keine gewaltige Umgestaltung vor sich ging, Notwendigkeiten waren. Die Schöpfer und die kritischen Führer der jungen Literatur, die unter anderm unsre dramatische Produktion einerseits von dem Schiller- und andrerseits von dem Sardou-Epigonentum befreiten, verloren selbst nicht den organischen Zusammenhang mit der Vergangenheit, sie hatten auch mit der törichten Verunglimpfung Schillers nichts zu schaffen, die blieb fast ausschließlich den jugendlich ungereiften Bilderstürmern vorbehalten. Die Konservativen im literarischen Bürgerkriege ließen sich leider vom Parteieifer verleiten, die Begleiterscheinungen jeder starken Bewegung, den wilden Troß, willkürlich als Prokuristen der neuen Kunstfirma anzusehen und in den Schreiern den Naturalismus zu bekämpfen. Das half natürlich wenig. Die Naturalisten waren doch die Erben, nicht etwa die Urschöpfer des psychologischen Romans und des charakteristischen Dramas; die Erben, die das ihnen von der historischen Entwicklung zugebrachte Erbe vermehrten und es an neue Umgestalter weitergaben. Immer wieder muß das Zukünftige an die Vergangenheit anknüpfen. Wir wachsen hinaus und kommen zurück. Die Eiferer aber, die ebensowenig Vor- als Rückschau haben, huldigen einem Baal, der einmal nicht die Kinder, sondern die Väter frißt. Und zu diesen Vätern versammeln die Zeloten gar bald alle, denen noch vor kurzem ihr Opferduft rauchte. Es ist die Manie der Kunstschreier, immer wieder für die Neueren die Alten, für die Neuesten die Neueren zu schlachten. Und dann vergleicht man, was vielleicht gar nicht verglichen sein darf, und nennt auch das frisch-fröhliche Abmurksen verdienter Zeitgenossen „vergleichende Methode". Weil Ibsen dem Zeitgeiste die tiefsten Spuren schlug, behandeln seine Pfaffen Björnson, als wäre dieser ein Idiot, und der einst überlaut gefeierte Sudermann hat Hauptmanns Zeitgenossenschaft zu büßen, als hätte er silberne Löffel gestohlen.

Die Kunstkritik beherrsche, wie gesagt, alle Theorie, aber sie erstarre nicht in der Theorie, die unsre besten Köpfe mit vieler Mühe endlich in die ihr gebührenden Schranken gewiesen haben. Wissenschaft läßt sich erlernen, künstlerische

Betätigung nicht, da ist das Studium nur notwendige Hilfskraft. In einem gewissen Maße ist jede Art von Schriftstellerei Kunst, und die Beziehungen der Kritik zur Kunst sind überdies besonders rege. In keiner Kunst ist ein guter Wisser schon verbürgtermaßen ein guter Kenner, geschweige denn ein guter Könner. Die Fähigkeit, Kunst recht zu verstehen und zu erläutern, kann der Ausbildung nicht entraten; sie ist aber, wie die produktive Begabung, nur dort vorhanden, wo sie angeboren ist. Selbst in der schriftstellerischen Technik — und wir fassen hier die besondere Technik des Kritikers ins Auge — lassen sich nur begrenzte, nicht maßgebliche Erfolge durch Unterricht und Uebung erzielen. Das ist mit jeder künstlerischen Technik so. Man frage die Professoren an den Schauspielkonservatorien, welche verzweifelte und unfruchtbare Plage ihnen jene jungen Leute verursachen, die ein irrtümlicher Drang dem Schauspielerberufe zutreiben will! Es mögen geistig und körperlich wohlgewachsene Menschen sein. Sie mögen befähigt sein, Mannigfaltiges in sich aufzunehmen und richtig zu verwerten, was sich eben erlernen läßt, nur gerade die Kunst nicht. Künstlerische Technik — und auch die des Schriftstellers und Kritikers — ist ein Ding, das sich von dem persönlichen Wesen des Künstlers gar nicht recht scheiden läßt. Der beste Lehrmeister kann, um im obigen Beispiele fortzufahren, dem untalentierten Schauspieler theoretisch und praktisch explizieren, welche beredte und feine Sprache das stumme Spiel der Hände zu führen berufen ist, und die Hand des Schülers mag es schließlich erlernen, zur Not das Uebel ihres Daseins zu verbergen, aber sie bleibt nichtssagend, diese Hand, wenn die erlangte Fertigkeit nicht einem eingeborenen diskreten Ausdruckstriebe gehorcht. Ein gelehrter Kritiker buze sich mit Aristoteles und Lessing, Devrient und Laube, Bulthaupt und Fontane, Bahr und Harden, er wird, wenn er nicht imstande ist, Neues neugestaltend auf sich wirken zu lassen, doch nur Stiefelleder über alte Leisten schlagen. Mit tadellosen Augen kann einer sehr wohl blind sein für die schönen und zarten Ausdrucksformen der Psyche im verwandlungsfähigen Menschenantlitz. Und selbst der sprachliche Stil läßt sich nur bis zur korrekten Mittelmäßigkeit erlernen, zu einem Kunst empfangenden und weitergebenden Instrumente macht ihn nur die Begabung, die Eingebung.

So sind wir nicht nur befugt, das Proletariat der ungebildeten Pseudokritiker als Krebsübel der landläufigen Kritik zu bekämpfen, wir müssen auch, damit nicht Beelzebub den Teufel vertreibe, dem Proletariate der gelehrten aber unkünstlerischen Kritiker nach Kräften vorbeugen. Man sage nicht, daß es in jedem Falle wünschenswert ist, den ungebildeten durch den gebildeten Kritiker zu ersetzen; der gelehrte, aber unfähige Kritiker kann möglicherweise mit seiner größeren Autorität auf dem auch ihm wesensfremden Boden der Kunst schlimmeren Schaden stiften als der Skribifax, der Reporter.

Die Werte der Schriftstellerhochschulkurse wären williger anzuerkennen, wenn man Sicherheit hätte für eine verständnisvolle und gewissenhafte Auswahl des Zöglingsmateriales und die rücksichtslose Zurückweisung der Unbrauchbaren. Da müßten wir aber, was sehr schwer möglich ist Bürgschaften dafür haben, daß

nur vollkommen geeignete Männer: Künstler, die Gelehrte — Gelehrte, die Künstler sind und denen die ernste Aufgabe wichtiger ist als eine große Gefolgschaft von Jüngern, Sichtung und Prüfung vornehmen. Die Frage wird akut erst dann, wenn einmal das Fachschulzeugnis besonderen Kurswert bei den Zeitungsleitern erlangen sollte.

Der Gedanke an irgendwelche, über die Besetzung von Lehrstühlen hinausgehende Fürsorge, die der Staat der Kritik angedeihen ließe, ist unbedingt abzuweisen. Alles Politische verträgt sich übel mit der Kunst, Kunstpolitik hat niemals, nicht einmal bei den literarischen Preisausschreibungen, gute Früchte getragen. Meistens, wenn Staaten und Höfe sich in der Kunstfürsorge durch Pflichten nicht gedeckte Rechte aneigneten, schädigten sie die freie Entfaltung. Das gilt von den Museen und Galerien gerade so wie von den Hoftheatern und den behördlichen Repressivmaßregeln gegen jeden neuen, also umstürzenden Geist in der Literatur und auf den Bühnen. Die glänzenden Ausnahmen — Goethes Karl August, Wagners Ludwig und der Schöpfer der Meininger Musterbühne — beleuchten nur die Regel. Man weiß, welche Machteinflüsse störend in die Republik der bildenden Künstler Berlins und des Deutschen Reiches einzudringen suchen, und wie da und dort auch die Ambitionen politischer Parteien die künstlerische Entwicklung durch Außenmittel hemmen. Noch immer tragen die deutschen Hoftheater Schnürmieder, die vielen von ihnen die Seele abpressen; zu dem Hinauswurf der „Rose Bernd" aus dem k. k. Hofburgtheater im Februar 1904 kam, als hätte man das Abstruse noch karikieren wollen, vor einigen Tagen das Schildaer Stücklein einer Hoftheatervorsehung, die, wenn man Zeitungsmeldungen trauen darf, ein für allemal sämtliche Stücke Hauptmanns von den weltbedeutenden Brettern Dessaus verbannte. In der Zensur, dieser im legitimen Ehebette von Vater Polizeigeist und Mutter Kunst gezeugten Mißgeburt, kommt das Kulturfeindliche der staatlichen Bevormundung der Kunst zu schmerzlichster Geltung. Freilich ist der Staat dafür, ob seine Ueberrechte von seinen Organen minder schlecht oder ganz schlecht ausgenutzt werden, nicht einmal ernstlich verantwortlich; denn das ist Zufall; an und für sich verwerflich ist das politische Prinzip in der Kunst, das Prinzip, das einer bestimmten Vereinigung, einer Mehrheit oder einer Person die Macht der Gnade und Ungnade über den Geist der Schöpfer und aufwärtsringender Geisterverbindungen („Richtungen") einräumt. Natürlich stehen die weltliche Macht ausübenden Künstlerassoziationen genau ebenso unter dem politischen Prinzip wie der Berliner Theaterzensor oder irgendein vom Jesuitenhut der lex Heinze beschatteter Landtag.

Die Errungenschaft einer sozusagen freien Presse — ist sie wirklich frei? — wird man sich auch nicht auf dem wichtigen Gebiete der Kunstkritik von der Staatsfürsorge beeinträchtigen lassen. Es steht schon schlimm genug mit der Unabhängigkeit vieler Kunstrichter, die an den Halftern ihrer Cliquen hängen; um so weniger können wir neue Normen wünschen. In den freien Berufen und den freien Künsten soll die freie Konkurrenz allein herrschen. Die Disziplinierung der Kunstrichter durch den Staat kann nicht mehr erstreben, als ihnen die Er-

Digitized by Google

langung ihrer Bildungsmittel zu erleichtern, jeden Zwang verbietet auch das Andenken der geistigen Werte, die nichtdiplomierte Autodidakten je geschaffen haben.

Neben den Proletariern und den Zünftlern gibt es noch andre primitive Gebreste in der Kunstkritik, gegen die allerdings das Gesetz, und zwar das Strafgesetz, anzurufen wäre. Weit verzweigt sind die Aeste und Aestchen der Korruption. Wer tiefer in den Organismus der Presse geblickt, die ungeheure Fülle von geistiger Arbeit, Nervenkraft und Hingebung an unpersönliche Interessen würdigen gelernt hat, die der harte Beruf für das Eintagsleben des Zeitungspapiers fordert, verlernt den Hochmut und hütet sich, Schlagworte nachzulallen, deren eines die Pauschalverdächtigung der ganzen Presse und eines ehrenhaften Standes ist. „Für fremde Menschen arbeiten wir, geben unsre besten Jahre hin, und an uns selbst zu denken, haben wir vergessen" — sagt der Journalist Paul Warkentin in Halbes „Mutter Erde". Es gehört zu den schönen deutschen Nationaleigentümlichkeiten, daß wir eine Ueberzeugungspresse besitzen. Engländer und Franzosen haben sie nur in geringem Maße. Sie ist eine der Prägungen des deutschen Idealismus. Man könnte von der gesinnungslosen und korrupten Presse nicht als von einer Entartung sprechen, wenn wir nicht eine gute Meinung vom rechten Wesen der Presse hätten. Nicht anders, gewiß, verhält es sich mit der moralischen Würde der Kunstkritik. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Oeffentlichkeit mitunter abscheuliche Ueberraschungen auch an hervorragenden Persönlichkeiten des Kritikerstandes erlebte. Es sei an die Enthüllungen mehrerer Korruptionsprozesse jüngerer Zeit erinnert, in denen namhafte Kritiker, die lange Zeit für unantastbar gegolten hatten, die traurigste Rolle spielten. Erfreulicherweise war es immer die Kollegenschaft, von der das Ausbrennen solcher Eiterbeulen ausging, und das ist das Zeichen des gesunden Organismus, daß er Krankheitsstoffe selbst ausscheidet. Es hat schon gar manche „Zierde des Barreaus" Pupillargelder veruntreut, doch macht kein vernünftiger Mensch den Stand der Rechtsanwälte für seine Fäulnisabfälle verantwortlich.

Die Schriftstellervereinigungen und deren Ehrenratskollegien kann der Vorwurf nicht treffen, daß sie bei der Reinhaltung des Hauses nur lässigen Eifer zeigten. Die Oeffentlichkeit unterstützt die Selbstverteidigung des Standes durch eine Art von Lynchjustiz; sie bestraft den Kritiker, dem Unredlichkeit nachgewiesen wurde, mit besonderer Verachtung. Nicht alle Spielarten von unehrlicher Kritik sind jedoch dem uneingeweihten Publikum erkenntlich, und das Beweisverfahren, durch das die Oeffentlichkeit in den Stand gesetzt wird, ein Urteil zu fällen und auszuführen, wird in zahllosen Fällen gar nicht eröffnet.

Das ist es eben: Der Staat, dem der Historiker und der Sozialphilosoph die Aufgabe und den Daseinszweck zuweisen, die Interessen der Gemeinschaft zu schützen, zeigt sich gegenüber einem großen Komplex hoher sittlicher Interessen vollkommen indolent. Er, seine Gesetzgebung und seine Exekutive kümmern sich nicht um die brunnenvergiftende literarische Korruption, um die bestochenen Richter. Nur über der Integrität solcher Gerichtspersonen, die behördlichen Nimbus haben, wacht die Behörde, in Besorgnis ihrer selbst. Als ob die Macht

Digitized by Google

des Kritikers über geistiges Eigentum nicht ebenso der Gesamtheit verantwortlich wäre wie das Urteil eines Amtsrichters in einer Vermögensstreitsache! In irrtümlicher Auffassung seiner Pflicht behütet der Staat die Komtessensittsamkeit durch Zensurverbote, die ernste Werke treffen, und die ominöse Konfiskationspraxis der Staatsanwälte vergriff sich auch schon an Monumenten der Kultur, wie an des alten Diderot neuübersetzter bitterscharfer Sittenschilderung „Im Kloster" und an Huysmans' bedeutsamem Okkultistenroman „Da unten". Solche Avantagen hatten freilich zumeist einen Rückzug mit kläglichem Humor zur Folge. Es ist immer eine tragikomische Sache, profane, wenn auch im Gesetz bewanderte Richter in künstlerischen Fragen judizieren zu sehen, und polizeiliche Maßnahmen verfehlen in Kunst, Literatur und Wissenschaft regelmäßig ihren Zweck. Sie machen, der Erfahrung gemäß, Sudelerzeugnissen Reklame. Sie wecken die Neugierde der unsauberen Instinkte.

Nicht nach der Polizei rufen wir, aber nach der Justiz. Nicht Kunst und Literatur wollen wir vor den Richterstuhl der weltlichen Justiz gestellt wissen, doch die betrügerischen Literaten, die bestechlichen Kritiker. Es gibt Gesetze, die die leiblichen Mägen des Publikums davor wahren, durch gefälschte Nahrungsmittel Schaden zu nehmen. Den einzigen Dienst, den die Präventivgewalt des Staates unsern sittlich-geistigen Interessen leisten könnte, versagt sie fast ganz. Eine lückenhafte Gesetzgebung läßt die käuflichen Literaten unbehelligt, und selbst bei privaten Ehrenbeleidigungsprozessen, in denen die Bestechlichkeit eines Kunstrichters erwiesen wurde, fiel die duldsame Anwendung juristischer Begriffe auf. Jeder ehrliche Schriftsteller und Kritiker erklärt sich im Prinzip damit einverstanden, daß zweckmäßige Sondergesetze der Kritikerkorruption steuern. Selbstverständlich müssen an solcher Gesetzgebung, soll sie taugen und nicht neuen Uebergriffen unbefugter Vormundschaft die Tür öffnen, erfahrene literarische Fachmänner bestimmend mitarbeiten, sowie es auch ratsam erscheint, eine Art von Schöffengericht einzusetzen, in dem vertrauenswürdige Sachverständige dem geprüften Richter zur Seite stehen.

(Schluß folgt)

Deutschland und die auswärtige Politik

Das gute alte deutsche Sprichwort: „Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder heraus" — ist um sein Recht gekommen. Die „Wiener Neue Freie Presse" hat es verstanden, den Artikel im Juliheft der „Deutschen Revue": „Oesterreichs Erhaltung — Deutschlands Selbsterhaltung" in die Ankündigung eines „zweiten Vilagos" zu verwandeln und gegen ein solches lebhaften Einspruch zu erheben. Die „Neue Freie Presse" hat sich, was nach dem vollinhaltlichen Abdruck eigentlich kaum möglich gewesen sein sollte, vollständig in dem Adressaten des Artikels geirrt. Der Adressat war weder Oesterreich, noch Ungarn, noch Oesterreich-Ungarn, es lag dem Aufsatze überhaupt jede Tendenz der Einmischung in die inneren Verhältnisse der habsburgischen Monarchie vollständig fern. Mit dem Ausspruch der „Neuen Freien Presse": „wegen der inneren Lage haben wir die auswärtigen Bündnisse nicht geschlossen, und ein zweites Vilagos, nach dem russischen ein deutsches, will in diesem ganzen Reiche keine lebendige Seele und mindestens kein zurechnungsfähiger Mensch ..." stimmt nicht nur der Verfasser jenes Artikels sicherlich vollständig überein, sondern, was

wichtiger ist, sicherlich auch die Leitung der deutschen Politik. Das Vertrauen, daß das verbündete Oesterreich aus eigner Kraft seiner inneren Schwierigkeiten Herr zu werden vermöge, besteht auch im Deutschen Reiche ungeschwächt; für die Handvoll Leute, die in Oesterreich die Vereinigung mit Deutschland anstreben und deren Mundstück der Abgeordnete Stein im österreichischen Abgeordnetenhause soeben wieder gewesen ist, hat im Deutschen Reiche keine politisch verantwortliche Persönlichkeit etwas übrig. Das „zweite Vilagos" existiert somit nur als brauchbare Erfindung der „Neuen Freien Presse", die es als Dekorationsstück mit einem Aufwand von österreichischem Patriotismus drapiert, dessen es wahrlich nicht bedurfte. Solange die inneren Schwierigkeiten Oesterreichs nicht von außen gefördert werden, hat es um Oesterreich keine Not. In diesem Sinne ist auch die erwähnte Aeußerung eines deutschen Bundesfürsten zu verstehen, mit der dieser gelegentlich die besorgte Frage des Präsidenten der Zweiten Kammer seines Landes, eines wackeren deutschen Mannes, beantwortet hat. Die Aeußerung ist im engeren Kreise seit mehreren Jahren bekannt, bezieht sich also, wie schon daraus ersichtlich, keineswegs auf die jetzige Situation, am wenigsten auf Ungarn. Der Bundesfürst selbst gehört nicht etwa der jüngeren Generation an, sondern jener älteren, deren Zahl sich leider schnell lichtet; jenen Landesherren, die einst das Reich haben schaffen helfen, seine Wiege umstanden und nun auf eine lange Lebens- und Regentenerfahrung zurückblicken. Auch für diesen erlauchten Herrn ist der Gedanke an eine deutsche Einmischung in die inneren Verhältnisse Oesterreichs völlig ausgeschlossen, daran denkt, um mit der „Neuen Freien Presse" zu sprechen, „auch im Deutschen Reiche keine lebendige Seele und mindestens kein zurechnungsfähiger Mensch", so wenig wie an eine deutsche Mitwirkung zur Zerstückelung Oesterreichs. Diese an allen maßgebenden Stellen in Deutschland bestehende Ueberzeugung hat aber nicht verhindern können, daß im Auslande, und zwar von amtlichen Persönlichkeiten, Behauptungen verbreitet wurden: Deutschland spekuliere auf den Zerfall Oesterreichs, und es sei notwendig, gegen dieses um sich fressende Deutschland ein Gegengewicht zu schaffen. Die französisch-englische Entente ist mit der Notwendigkeit eines solchen Gegengewichts zu begründen versucht worden, nicht nur publizistisch, sondern auch diplomatisch. Gegen solche Treibereien nur hat der Juliartikel der „Deutschen Revue" sich gerichtet, und der laute Aufschrei des Wiener „Times"-Korrespondenten hat erkennen lassen, daß der Schuß getroffen hat.

Inzwischen hat Herr Delcassé durch seine Selbstbekenntnisse im „Gaulois" die Welt um einen wertvollen Beitrag zur Geschichte unsrer Zeit bereichert. Zunächst hat er uns Deutschen, was wir mit Befriedigung verzeichnen wollen, bestätigt, daß die deutsche Potitik auf dem Posten gewesen ist und ihn, Herrn Delcassé, sehr richtig beurteilt hat. Er hat bewußt und absichtlich auf eine Situation hingearbeitet, in der Deutschland sich entweder eine Demütigung, eine diplomatische Niederlage, gefallen lassen oder unter möglichst ungünstigen Verhältnissen gegen eine Koalition zu den Waffen greifen mußte. Herr Delcassé übersah nur das eine, daß dieser feindliche Aufmarsch seit länger denn Jahresfrist von unsern Patrouillen gut beobachtet wurde und daß wir Freunde hatten und haben, die uns dabei halfen. Am auffälligsten ist nur, daß der ehemalige französische Minister des Auswärtigen, der doch mit Sicherheit hofft, es über kurz oder lang wieder zu werden, kein Bedenken trägt, England durch seine Enthüllungen zu kompromittieren. Von englischer Seite ist dem bis jetzt noch kein Widerspruch entgegengesetzt worden, und auch die liberale Opposition im Unterhause hat es unterlassen, sich bei der Regierung nach dem Sachverhalt zu erkundigen. Dagegen hat Delcassés Freund, der Deputierte Cochin, in der Pariser Kammersitzung vom 12. Juli ausgesprochen, daß es für Frankreich nach der Schwächung Rußlands durch Niedertagen ganz natürlich gewesen sei, zu seiner Sicherheit „das Entgegenkommen (!) Englands anzunehmen". Auch hier begegnen wir wieder der Unterstellung, daß Frankreich einer Sicherung gegen Deutschland bedürfe. Es ist das um so weniger verständlich, als kein Mensch zu sagen wüßte, weshalb oder zu welchem Zweck und Ziel wir Frankreich angreifen sollten. Jede Vergrößerung Deutschlands um nichtdeutsche Provinzen mit französischer Bevölkerung

würde doch nur eine Schwächung, nicht eine Stärkung des Reiches bedeuten. Eine französische Politik, die Deckung gegen uns sucht, kann mithin nur eine solche sein, die kein gutes Gewissen hat. England hinwiederum hat seine Flottenpolitik auf dem Grundsatze aufgebaut, daß die englische Flotte zwei fremden Flotten gewachsen, wenn nicht überlegen sein müsse. Nach der Schwächung Rußlands kam für England somit zunächst nur eine deutsch-französische Flottenkombination in Betracht. Diese war um so leichter zu vereiteln, als Frankreich nach den Niederlagen Rußlands sich für schutzbedürftig hielt. Vielleicht wäre es für eine gesunde französische Staatskunst näherliegend gewesen, eine Verständigung mit Deutschland zu suchen. Aber bei der festgelegten Instradierung der französischen Politik in antideutscher Richtung erschien das zu gewagt, außerdem scheint England sehr frühzeitig die marokkanische Angel ausgeworfen zu haben, um zu verhindern, daß Frankreich nicht etwa Deutschland in die Arme laufe. Herr Delcassé hat sogar sein intimstes Geheimnis preisgegeben: Rußland in die englisch-französische Kombination mit einzubeziehen. Auch davon scheint man in Berlin rechtzeitig und genügend unterrichtet gewesen zu sein. Die weitgehende Nachsicht, mit der England die französische Hilfeleistung an die russische Flotte aufnahm und den Reklamationen seines japanischen Bundesgenossen gegenüber taub verblieb, ließ ohnehin deutlich genug erkennen, daß das französisch-englische Einvernehmen nach dieser Richtung hin erweitert werden solle.

Während Herr Delcassé als letzten Zweck dieses Einvernehmens die Isolierung und dann, wenn nützlich, den Krieg gegen Deutschland ins Auge faßte, ist das amtliche England, ungeachtet aller Hetzereien in der Presse, ihm hierin mit weniger Ueberstürzung gefolgt. Ihm genügte zunächst die Vereitelung einer deutsch-französischen Kombination, die in der Erweiterung durch Japan und Rußland ausreichend wäre, Deutschland gegenüber den englischen Plänen in China lahmzulegen. Auch dort war Deutschland in der englischen Presse, und nicht nur von der Presse allein, verdächtigt worden, daß es, ebenso wie Rußland der mandschurischen Bahn als Rückgrat seines Vorrückens in der Mandschurei, sich der Schantung-Eisenbahn zur Ausdehnung der deutschen Herrschaft über die Provinz Schantung bedienen und zu diesem Zweck Tsingtau in einen mächtigen Kriegshafen ersten Ranges umwandeln wolle. Namentlich suchte man uns in Washington damit zu verdächtigen, um möglichst auch Amerika in eine antideutsche Kombination hineinzuziehen. Aber Präsident Roosevelt wußte besser, woran er in dieser Hinsicht mit Deutschland war. Alle gegnerischen Bemühungen fanden bei ihm taube Ohren, seine wiederholten warmen deutschfreundlichen Kundgebungen der jüngsten Zeit sind wohl im Gegenteil als eine nicht mißzuverstehende Antwort auf solche Treibereien zu deuten. Zu dem allem tritt dann noch die Neuaufstellung der englischen Flotte, die zu einer Zeit erfogte, da das französisch-englische Einvernehmen bereits bestand und Herr Delcassé daran denken konnte, es in ein formelles Bündnis mit einer gegen Deutschland gerichteten Spitze umzuwandeln. Mit der Ignorierung Deutschlands in der marokkanischen Angelegenheit schien das Netz geschlossen werden zu sollen, und darum war für Deutschland der Augenblick gekommen, es mit festem Ruck zu zerreißen. *Sollte Krieg sein, dann war es unsre Sache, ihn uns nicht vorschreiben zu lassen.* Damit wird die volle Tragweite des Besuchs Kaiser Wilhelms in Tanger und seiner persönlichen Anerkennung der Souveränität des Sultans erkennbar. Delcassé persönlich war bereit, die Kriegsfrage aufzunehmen und, wie er selbst enthüllt hat, das Bündnis mit England zu schließen, das in der „Flottensolidarität" zu Brest und Portsmouth seinen Ausdruck finden sollte. Aber seine Ministerkollegen waren doch der Ansicht, daß es für die Republik ein Abenteuer werden könnte, wenn sie das Frankreich der allgemeinen Wehrpflicht um Marokkos willen in einen Krieg mit Deutschland verwickeln wollte. Länder mit allgemeiner Wehrpflicht können einen Krieg, der das Einsetzen der gesamten Volkskraft erheischt, nur um großer nationaler Ziele, um der Existenzfrage willen führen. Aber keine französische Regierung hätte die Nation zu überzeugen vermocht, daß um Marokkos willen eine solche Existenzfrage gegeben war, zumal Frankreich sich dabei durch seine Nichtachtung der Madrider Konvention nach jeder Richtung hin ins Unrecht gesetzt hatte. Von dem Augenblick an, da der Sultan die Madrider Kon-

Digitized by Google

vention anrief, hatte Frankreich oder hatte vielmehr Herr Delcassé die Partie verloren, und es wird Rouviers dauerndes Verdienst bleiben, daß er sich mit großer Schnelligkeit eines Kollegen entledigte, der in leichtfertigster Weise mit dem Feuer eines großen europäischen Krieges umzugehen im Begriff stand.

Obwohl nun Rouvier persönlich von vornherein bereit war, den Konferenzgedanken anzunehmen, hatte er doch in dem alten Delcasséschen Stabe des Ministeriums des Auswärtigen, dem er als homo novus gegenüberstand, große Widerstände zu überwinden. Die Schwierigkeiten haben bis zum letzten formellen Abschluß angedauert, deutscherseits hat man an dem suaviter in modo, fortiter in re festgehalten, zuweitgehenden Forderungen setzte man ein unbeugsames Nein entgegen, es war das noch in der letzten Stunde erforderlich. Nachdem Frankreich die Konferenz angenommen hat, hat nun auch der britische Staatssekretär des Auswärtigen im Unterhause erklärt, daß England sich gleichfalls beteiligen werde. Bis dahin hatten die diplomatischen Vertreter Englands sich in Paris und anderswo mit größter Bestimmtheit gegen die Konferenz erklärt, man geht wohl nicht zu weit in der Annahme, daß der Widerstand im französischen Ministerium des Auswärtigen an dem englischen Botschafter, der seine Ansichten in ziemlich schroffer Weise zum Ausdruck brachte, eine starke Stütze gefunden hatte. Herr Delcassé hat nun die Annahme der Konferenz seitens Frankreichs als einen großen Fehler bezeichnet. Es entspricht das der englischen Anschauung, wie sie in Paris und in andern Hauptstädten, allerdings nirgends mit Erfolg, vertreten worden ist. Wie die Verhältnisse sich auf der Konferenz selbst gestalten werden, ist schwer vorauszusehen, hoffentlich nimmt England die Schwierigkeiten nicht wieder auf, die jetzt durch das deutsch-französische Abkommen beseitigt erscheinen. Zunächst hat Deutschland es der französischen Regierung überlassen, das Programm aufzustellen, über das beide Regierungen sich dann untereinander und mit dem Sultan zu verständigen haben werden. Gelingt diese Verständigung — und man darf bei Rouvier den guten Willen dazu voraussetzen —, dann wird auch wohl die Konferenz zu einem Ergebnis kommen, das der französische Ministerpräsident beschleunigt zu sehen wünscht, um den marokkanischen Zwischenfall zu schließen und die Spannungen, die sich an ihn knüpften, möglichst schnell aus der Welt zu schaffen.

Wir wollen uns diese Friedenszuversicht, die ja immerhin noch manchen Ueberraschungen ausgesetzt sein kann, nicht durch die radomontierenden Fanfaren einiger Pariser Blätter trüben lassen, in denen es unter dem Eindruck der großen Pariser Heerschau vom 14. Juli üblich zu sein pflegt, Deutschland gegenüber eine selbstbewußte Haltung einzunehmen. Das ist alle Jahre dasselbe. Diesmal kommen noch allerlei Delcasséesche Einflüsse hinzu, die beweisen möchten, Rouvier habe sich unnötig einschüchtern lassen, Deutschland sei gar nicht in der Lage, einen Krieg gegen Frankreich zu beginnen, hauptsächlich wegen der Inferiorität seiner Feldartillerie. Kaiser Wilhelm habe aus diesem Grunde am 16. Juni davon Abstand genommen, die beabsichtigt gewesene Mobilmachung zu befehlen. — Am 16. Juni, zehn Tage nach dem Rücktritt des Herrn Delcassé, lag für Kaiser Wilhelm ein Grund zur Mobilmachung nicht mehr vor. Wäre sie für Deutschlands Ehre, Würde und Interessen notwendig gewesen — die angebliche Ueberlegenheit der französischen Feldartillerie, über die in den dortigen Fachblättern viel gefabelt wird, hätte schwerlich ein Hindernis geboten. Kaiser Wilhelm hatte sich im Gegenteil kurz vor jenem frei erfundenen Mobilmachungsdatum angelegen sein lassen, die französischen Militärs, die zur Hochzeit des Kronprinzen nach Berlin gekommen waren, die preußische Gardekavallerie und Gardeartillerie im Döberitzer Lager zu zeigen in ihrer vollen feldmäßigen Tüchtigkeit, ohne jeden Rückhalt. Unter den Trompetenklängen der Gardedragoner von Mars la Tour waren der Kaiser und seine Gäste in das Lager zurückgekehrt. Die Sache hatte nebenbei zu sehr früher Morgenstunde begonnen, zwei Tage hintereinander, so daß die Fremden mindestens den Eindruck empfangen haben werden, daß man in Berlin in militärischen Dingen früh aufzustehen pflege. Der Kaiser an der Spitze. Schließlich gab es auch noch ein Bildnis des Kaisers mit der Widmung: „Zur Erinnerung an das Döberitzer Lager. Juni 1905.“ Wir glauben nicht, daß

General de la Croix nach der Heimkehr seiner Regierung den Rat erteilt haben wird, die Ernstprobe mit Deutschland auf die Ueberlegenheit der französischen Artillerie hin zu versuchen. Herrn Delcassé hatte er nicht mehr angetroffen. Sonst würde er ihm vielleicht gesagt haben, daß es doch nicht klug sei und nicht miteinander vereinbar, Deutschland eine Faust zu zeigen, wenn man gleichzeitig das Bedürfnis empfinde oder die Notwendigkeit einsehe, schutzsuchend unter den englischen Mantel zu schlüpfen.

Eine solche Abdankung zugunsten der englischen Hegemonie auf der See, wie Herr Delcassé sie seinen Landsleuten zugemutet hat, ist noch zu keiner Zeit von irgendeinem französischen Minister versucht worden, auch von den englandfreundlichsten nicht. Seine Aeußerungen, wie sie im „Gaulois" wiedergegeben sind, lassen es zwar etwas unklar, ob Delcassé sich Englands zu bedienen gedachte oder ob er sich in der Tat resigniert zum Werkzeug der englischen Politik machen wollte. Nun ist wohl sicher, daß England schwerlich der dupe gewesen wäre. Aber Delcassés Absicht war jedenfalls, von den Beunruhigungen zu profitieren, die in England über Deutschland und deutsche Pläne fortdauern, zum nicht geringen Teil wohl nur von Delcassé bestellte Arbeit, aber leider doch bis in die höchsten Kreise Englands hinein, von einem ebenso unbegründeten als unverständlichen Mißtrauen gegen Deutschland zeugend. Daher die Tendenz der englischen Politik, alle andern Mächte in ihren Bannkreis hineinzuziehen und damit Deutschland die Verbündeten abzuschneiden, mit denen es England gefährlich werden könnte. Angesichts dieser Strömung verdient ein Vorgang hervorgehoben zu werden, der in Deutschland keine oder doch nur geringe Beachtung gefunden hat.

Der amerikanische Independence-Day, der Nationalfesttag, war diesmal seitens der amerikanischen Kolonie in London wegen des Ablebens des Staatssekretärs Hay erst am 8. statt am 4. Juli begangen worden. An dem Festmahl nahmen wie üblich Vertreter der englischen Regierung und Mitglieder der fremden Diplomatie teil. Lord Lansdowne hatte in einem Toast auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten der angelsächsischen Gemeinschaft und der engen, auf gemeinsamer Abstammung beruhenden Beziehungen der beiden Nationen mit sehr herzlichen und warmen Worten gedacht. Der amerikanische Botschafter dankte in nicht minder warmer Erwiderung, wies aber dann darauf hin, daß die Bevölkerung, die heute das amerikanische Volk darstelle, keineswegs nur britischer Abstammung sei. Er sagte unter anderm, er freue sich sehr, an diesem nationalen Festtage den offiziellen Vertretern so vieler Länder zu begegnen, zu denen die Beziehungen Amerikas von Jahr zu Jahr enger werden, „nicht nur durch Reise und Handel, sondern durch die aktuelle Ergießung ihres Blutes in die nationalen Adern Amerikas", und erinnerte sodann, daß mit einziger Ausnahme von Berlin New York eine größere deutsche Stadt sei als irgendeine im Deutschen Reiche. Am Schlusse der Rede, die in einem Toast auf König Eduard als den großen europäischen Diplomaten und Staatsmann ausklang, wies der Botschafter mit Stolz darauf hin, daß die Einfuhr Amerikas 991 Millionen Dollars, die Ausfuhr 1,460 Milliarden Dollars erreicht habe, betonte das schnelle Sinken der Staatsschuld seit dem Bürgerkriege und daß, „seitdem die Ozeane die Nationen nicht mehr trennen, sondern verbinden", die Zahl der Nachbarn Amerikas sich enorm vermehrt habe. „Wir berühren uns nicht nur mit unsern kanadischen Freunden im Norden und unsern mexikanischen Freunden im Süden, sondern von Manila aus blicken wir in die Augen andrer Völker in Peking und Tokio, mit denen wir dauernd in Freundschaft zu leben hoffen. Mit allen Nachbarn, ob sie durch geographische Lage oder durch das Blut uns nahe stehen, sind unsre guten Beziehungen im Wachsen, und wir sind glücklich im Frieden mit aller Welt, hoffend, daß es so bleiben möge." Der deutsche Botschafter erwiderte, daß, nachdem die Nationen der Alten Welt in der Neuen Welt gemeinsam ine neue große Nation gebildet hätten, sie sich diese zum Beispiel nehmen, alle Differenzen, die etwa zwischen ihnen noch bestehen, begraben und über den Ozean hinüber Amerika eine vereinigte und freundschaftliche Hand darbieten sollten. In der deutschen Presse sind diese Reden, die — namentlich in der des amerikanischen Botschafters — manche feine und inter-

eſſante Pointe enthalten, faſt unbemerkt geblieben. Früher würde ein amerikaniſcher Botſchafter ſchwerlich der engliſchen Regierung gegenüber New York öffentlich als die zweitgrößte deutſche Stadt nächſt Berlin bezeichnet haben. Es lag darin ein unausgeſprochenes „Etwas", auf das hier nicht näher eingegangen zu werden braucht.

Die inneren Vorgänge in Rußland und die ruſſiſch-japaniſchen Friedensverhandlungen werden demnächſt alle andern politiſchen Fragen etwas in den Hintergrund drängen. Die Ernennung Wittes zum ruſſiſchen Bevollmächtigten iſt eine Bürgſchaft mehr für das Zuſtandekommen des Friedens, den Rußland gar nicht ſchnell genug abſchließen kann. Auch der innere Zuſtand der Armee drängt dahin. Die Vorgänge in der Schwarzen Meerflotte erklären ſich zum Teil dadurch, daß die Schiffe faſt durchgängig mit Reſerviſten beſetzt waren, die Mannſchaften des aktiven Dienſtes waren nach Oſtaſien geſandt. Die Reſerviſten aber brachten den Geiſt der Auflehnung ſchon mit an Bord. Die Landarmee hat ſich bis jetzt mit einzelnen Ausnahmen als zuverläſſig erwieſen, doch iſt nicht zu leugnen, daß die Offiziere im allgemeinen reformfreundlich ſind, teils aus politiſchen Gründen, teils, weil ſie auf eine Beſeitigung des Mißverhältniſſes der Linie zur Garde und damit auf ein beſſeres Avancement hoffen. Auch nach der verlorenen Seeherrſchaft hätte Rußland den Landkrieg, wenn auch ohne große operative Erfolge, noch eine Zeitlang in Ehren fortſetzen können, aber den Krieg mit Japan und gleichzeitig daheim den Bürgerkrieg zu führen, dieſer Rieſenaufgabe iſt ſelbſt Rußland nicht gewachſen. Japan ſiegt durch die auf dem Boden der Fäulnis und Pflichtloſigkeit großgewordene Revolution.

Briefe von Malwida von Meyſenbug an ihre Mutter

Hamburg 1850—1852

Herausgegeben von

Gabriel Monod (Paris)

Malwida von Meyſenbug hat in drei der intereſſanteſten Kapitel ihrer „Memoiren einer Idealiſtin" (Kapitel XIX bis XXI) von ihrem Aufenthalt in Hamburg an der von Emilie Wüſtenfeld gegründeten „Höheren Mädchenſchule" (1850 bis 1852) erzählt und wie ſie nach der Schließung der Schule und nach dem Tode Theodor Althaus' aus Berlin, wohin ſie ſich geflüchtet, auf Anſtiften ihres Bruders William durch die Polizei ausgewieſen und durch dieſe Verfolgung veranlaßt wurde, ihrer Heimat den Rücken zu kehren. Sie reiſte nach London und lebte ſeitdem unabhängig von ihrer Familie, indem ſie ſich durch Arbeit ihre Exiſtenzmittel erwarb. Sie war vierunddreißig Jahre alt, als ſie ſich in Hamburg niederließ; und bis zu jenem Tage hatte ſie trotz der tiefen Meinungsverſchiedenheiten, die ſie von den Ihrigen trennten, da dieſe alle ihren konſervativen Ideen über Politik und Religion treu geblieben waren, es niemals gewagt, den mütterlichen Herd zu verlaſſen, noch irgendeinen Entſchluß zu faſſen, den ihre Mutter nicht gebilligt hätte. Man wird aus den Briefen, die wir hier veröffentlichen, erſehen, daß ſie, ſelbſt in Hamburg und Berlin, als ſie angefangen hat, von ihrer Familie getrennt zu leben, nicht nur weiter treu an ihrer Mutter und ihren Schweſtern hängt, ſondern ſich ſogar mit ſolcher Ehrerbietung vor der mütterlichen Autorität beugt, daß ſie keinen wichtigen Entſchluß ohne die Genehmigung ihrer Mutter zu faſſen wagt — bis zu dem Tage, an dem die Rückſichtsloſigkeit der preußiſchen Polizei ſie beſtimmte, nach England zu fliehen. Wir können ihre Korreſpondenz mit ihrer Mutter während dieſer Jahre 1850

bis 1852, die in so rührender Weise die Macht der kindlichen und geschwisterlichen Gefühle in dieser Revolutionärin offenbart, nicht vollständig veröffentlichen; wir mußten beinahe alles streichen, was sich auf ihre Familienangelegenheiten bezieht; aber wir geben alles, was das so merkwürdige innere Leben der 1846 von Ronge gegründeten „Freien Gemeinde" der deutschen Katholiken in Hamburg und der 1850 neben der „Schule des Frauenvereins zur Unterstützung der Armenpflege" gegründeten „Höheren Töchterschule" lebendig vor Augen führt. Die Briefe geben von diesen originellen Instituten, die nicht nur durch die Reaktion von 1851, sondern auch durch ihre inneren Zwistigkeiten in ihrer Entwicklung aufgehalten wurden, ein viel genaueres Bild als die „Memoiren" selbst; die Hauptpersönlichkeiten, die dabei eine Rolle gespielt haben, der Prediger Weigelt, Karl Fröbel und seine Frau, die Leiter der Schule, Emilie Wüstenfeld, die jungen Mädchen, die später Frau Kinkel, Frau Schurz, Frau Friedrich Althaus wurden, die hervorragendsten Lehrer und Schüler treten uns in diesen Briefen in ebenso lebendigen wie anziehenden Schilderungen vor Augen; aber besonders lernt man darin Malwida v. Meysenbug in ihrem ganzen Seelenadel während der bewegtesten und schwierigsten Zeit ihres Lebens kennen, da sie Theodor Althaus, den sie so sehr geliebt und der sie verlassen hatte, sterben sah, da sie sich von ihrer Mutter, die sie mit zärtlicher Liebe verehrte, trennen mußte, da sie alle ihre Träume von nationaler Größe und politischer Freiheit Deutschlands zerrinnen sah. Als sie sechzehn Jahre später ihre „Memoiren" schrieb, schilderte sie sich unwillkürlich als viel entschlossener in ihrer Unabhängigkeit gegenüber der Vergangenheit und ihrer Familie, als sie wirklich gewesen war. Man wird aus ihren Briefen ersehen, welchen Kämpfen ihr Herz preisgegeben war und welche bitteren Gefühle sich in die Freude über ihre geistige Befreiung mengten. Dieser Briefwechsel bildet eine wertvolle Ergänzung zu den „Memoiren" und setzt diese in ihr wahres Licht. Gabriel Monod.

*

Sonntag morgen.[1])

Obgleich ich heute meine Frühstücks- und Haushaltswoche anfange, so schlafen alle meine Leute doch noch so süß, daß ich ihnen das Sonntagsvergnügen nicht stören will und die frühe Stunde benutze, um Dich, liebe Mutter, herzlich

[1]) Nicht datiert. Dieser Brief soll im Frühling 1850, gleich nach der Abreise ihrer Mutter von Hamburg geschrieben sein. Malwida von Meysenbug war als Schülerin und zugleich Mitarbeiterin in die Höhere Bildungsanstalt für das weibliche Geschlecht eingetreten, die der Professor Karl Fröbel aus Zürich und seine Frau Johanna Küstner seit November 1849 in Verbindung mit einem Kindergarten leiteten. Diese Frauenhochschule war auf Betreiben Emilie Wüstenfelds und Bertha Trauns gegründet worden, die an der Spitze des Frauenvereins der nach einem Besuch von Johannes Ronge in Hamburg im Jahre 1846 entstandenen und bereits 1847 staatlich anerkannten deutsch-katholischen Gemeinde von Hamburg standen. An der Spitze der Gemeinde stand der Prediger Weigelt; Anton Rée, Wiebel, Petersen, Bröcker fungierten als Lehrer an der Hochschule, in der Unterricht in Religionsgeschichte, deutscher Sprache und Literatur, Geschichte, Geographie, Englisch, Französisch, Mathematik, Physik, Chemie, Naturwissenschaften mit praktischen Uebungen des Kindergartens verbunden war. — Siehe F. Kampe: Ge-

zu begrüßen. Meine Gedanken folgten Euch von hier nach bis zu dem Augenblick Eurer Ankunft in Detmold.

Mittwoch erwartete ich die Denhardt, welche um zwölf versprochen zu kommen, vergebens bis nach fünf; dachte, sie hätte ihren Plan geändert, und machte mit Fröbels einen Spaziergang. In der Zeit war sie dagewesen und hatte dringend gebeten, ich solle nach Altona hinauskommen am Donnerstag. Da es Feiertag war, ohne Stunde, so wanderte ich auch zu Fuß um halb zehn mit ihm, Fröbel, der spazieren gehen wollte, im schönsten Wetter längs der Elbe, und zuerst eine köstliche Stunde im erquickenden Gespräch. In Altona verließ mich Fröbel, und ich fand in der Frau Trins eine recht angenehme Frau, in ihm einen, wie es scheint, sehr klugen, weniger angenehmen Mann. Ich wurde aber sehr eingeladen, oft zu kommen. Die Denhardt ging nun mit mir nach Hamburg zurück. Ich eilte nach Haus, um mit meinen Gefährtinnen — die sich bei näherer Bekanntschaft als viel liebenswürdiger und bedeutender herausstellten — noch allerlei Vorbereitungen zu treffen, indem Fröbels Hochzeitstag war und wir sie überraschen wollten. Wir hatten also ein paar Tableaux zurechtgemacht, heimlich ein kleines Abendessen bereitet, zu dem wir in Gemeinschaft einen Kuchen spendierten, und die Lehrer mit ihren Frauen eingeladen. Als nun Fröbels wie gewöhnlich zum Tee kamen, arglos wie sie beide sind, empfing sie Musik, die Tür öffnete sich und es erschienen lebende Bilder, für die Eile, mit der sie zurechtgemacht waren, recht hübsch. Nachher aßen wir; jeder mußte einen Toast ausbringen, und wir waren sehr vergnügt. Frau Fröbel sagte, sie hätte noch keinen so vergnügten Tag in Hamburg gehabt. Leider ist die arme Kleine sehr leidend, gestern lag sie den ganzen Tag zu Bett.[1] Ich möchte ihr gern recht viel Liebes tun, denn sie ist eine treffliche Frau; deshalb habe ich auch den Haushalt, anstatt ihrer, eine Woche übernommen, obgleich sie es nicht wollte; aber ich tue es gern, und es ist mir eine liebe Abwechslung bei den Stunden. Freitag abend hatten wir Singverein hier, an dem ich gleich Anteil nahm, weil alle die Damen mich baten und mich so freundlich aufforderten, einzutreten, daß ich es annahm, weil es wirklich eine Freude ist, bei etwas zu sein, was wahrhaft künstlerisch betrieben wird. Ich wünschte recht Laura[2] herbei."

*

Hamburg, 2. Juni (1850).[3]

„Herzlichsten Dank, liebe Mutter, für Deine gestern erhaltenen Zeilen. Ich habe heute morgen schon ein paar Stunden im Garten gearbeitet, was ich längere Zeit noch nicht gekonnt, da es zum Sitzen immer zu kühl war. Auch

schichte des Deutsch-Katholizismus und freien Protestantismus in Deutschland und Nordamerika von 1848 bis 1858. 4 Bde. Leipzig 1860. — Verfassung der deutsch-katholischen Gemeinde in Hamburg 1850. — Die Hamburger Frauenhochschule aus dem Jahre 1850 von Clara Bach. („Frauen-Zeitung", 1. bis 8. Jan. 1905. Beil. z. „Hamb. Korresp.")

[1]) Sie wartete auf ein Kind.

[2]) Ihre Schwester.

[3]) Die Jahreszahlen sind in den Briefen nie angegeben.

bearbeite ich unsern Garten fleißig, grabe, pflanze, gieße, was als eine sehr gesunde Beschäftigung mir ja früher immer schon empfohlen war. Der Wert eines freien Plätzchens beim Hause hat für mich etwas Unschätzbares, da ich nun einmal eine so enragierte Luftfreundin bin. Unser Leben hat manches zu bieten, obgleich der Winter dafür besser ist; doch haben wir immerfort Freunde und mitunter sehr interessante. So war neulich zwei Abende Major Philippi bei uns, der in Diensten der Republik Chile steht und von derselben hierher gesandt ist, um die deutsche Auswanderung dahin zu leiten und richtige Ansichten über das Land zu verbreiten. Er hält sich gewöhnlich in Kassel auf, wo er einen Bruder hatte, der aber auch hat flüchten müssen und nun in Chile den Grund einer großen deutschen Kolonie legt, wozu dieser Major ein großes Grundstück, das er besaß, hergegeben und nun immerfort europäische Lieferungen zur Versorgung dieser Kolonie hinüberschickt. Er erzählte uns, teilweise von Kassel, unglaubliche Dinge, die dennoch wahr sind, teilweise von dort; mit der Karte vor uns, beschrieb er uns die Natur dieses reizenden Landes, dessen Klima so schön ist, daß man wenig Krankheiten dort kennt, keine wilden Tiere, keine Moskitos, und der Lebensbedarf so billig, daß man einen Morgen Landes für ungefähr sechs Silbergroschen haben kann. Nun, Theodor Pinderit wird wohl auch davon schreiben. Dann hält Strodtmann [1]) Vorlesungen, jede Woche eine, für Herren und Damen zugänglich; bloß in unserm Lokal, und wir haben dafür freien Zutritt. Er wird über die neuere Literatur von 1830 bis jetzt lesen und ihren Zusammenhang mit der Zeit nachweisen."

*

Den 12. Juni (1850).

„Liebe Mutter, endlich komme ich dazu, den schon längst eingekauften Tee mit einem Gruß zu begleiten. Heute morgen um sechs hab' ich mich schon in der Elbe gebadet und herrlich erquickt, dann gefrühstückt, und nun, da ich die erste Stunde nicht mit habe, will ich die Zeit benutzen.

Meine liebe Mutter, wie sehr hat es mich gerührt, was Du von meiner Zukunft sagst. Sei gewiß, daß mein Herz mit tiefstem Danke es Dir dankt, und glaube, daß ich es nicht weniger mit tiefem Schmerz empfinde, wenn unsre Lebenspfade nicht mehr zusammengehen sollten; und doch ist es nicht unsre Schuld, es ist das Verhängnis der ganzen Zeit; wohin ich komme, überall derselbe Kampf, derselbe Schmerz; wir aber wollen ihn würdig und in aller Liebe lösen, dann wird der Frieden der Liebe uns den Schmerz überwinden. Sei gewiß, daß, was ich auch für einen Plan für die Zukunft fasse, es wird mit ruhiger Prüfung meiner Kraft geschehen; er wird Deiner wert sein, und ich

[1]) Adolf Strodtmann, der bekannte Dichter und Publizist (1829 bis 1879), kämpfte als Student für die Befreiung Schleswig-Holsteins, wurde verwundet und gefangen und veröffentlichte 1848 die „Lieder eines Gefangenen auf der Dronning Maria". Er studierte dann in Bonn, wo er Gottfried Kinkels Schüler war, wurde aber im November 1849 wegen seines „Liedes vom Spulen", das er zu Ehren Kinkels verfaßt hatte, aus Bonn und Köln ausgewiesen. Er siedelte dann nach Hamburg über; 1852 wanderte er nach Amerika aus.

Digitized by Google

werde ihn nicht vollführen, ohne ihn vertrauend Dir vorgelegt zu haben und Deinen Segen mir dafür zu erbitten.

Daß ich wirklich geeignet bin, im größten Kreiſe erfolgreich zu wirken, erfahre ich jetzt. Ich habe, ohne es zu ſuchen, ſchon einen ſolchen Einfluß hier erlangt, daß ich mich wirklich ſelbſt wundere, aber auch freue, denn es macht mich nicht eitel, ſondern legt mir nur die Verpflichtung auf, deſto mehr zu werden und zu tun. Fröbels ſind für mich die zärtlichſten Freunde. Wenn ich, wie es jetzt einigemal der Fall war, allein wohin gebeten werde, ſind ſie immer ganz böſe, daß ich ihnen fehle. Alle meine Mitſchülerinnen ſind mir zugetan; ich bin eigentlich der Mittelpunkt geworden. Madame Wüſtenfeld behauptet, ſie müſſe mich für Hamburg und die großartige Wirkſamkeit, die ſie ſich hier geſchaffen, gewinnen, und da ich ihr geſagt: ich könne nicht ſofort in der Hochſchule bleiben, hat ſie mir geſtern, wo ſie mich zu einem Armenbeſuch abholte, ſchon Vorſchläge gemacht, die ſich hören laſſen. Doch bin ich noch zu wenig mit mir ſelbſt im klaren, um etwas davon zu ſagen; ich muß mich und die Verhältniſſe noch mehr prüfen. Neulich erlebte ich einen Triumph, der Deinem mütterlichen Herzen vielleicht mehr Eindruck gemacht hätte als mir: im Bildungsverein nämlich hier im Hauſe mußte ich auf der Fröbel ihren Wunſch einen Aufſatz über die Stellung der Frauen aus meinem Oſtender Schriftchen [1]) vorleſen, und dies erregte ſolch einen Beifallsſturm, daß ich ganz verwundert war. Daß es gedruckt und verbreitet werden müſſe, waren alle einſtimmig: Alle behaupteten, ich habe die Worte gefunden für das, was ſie im Herzen trügen, und viele erbaten es ſich als Privatbeſitz. Eine der Damen, eine höchſt energiſche, geiſtreiche Frau, nahm es mit, um es auf ihre Koſten ſechsmal kopieren zu laſſen und zu verteilen. Die eine Dame ſagte: ſie würde es ihren Töchtern aufheben, und die Wüſtenfeld will es morgen mit einem Schreiben des Verwaltungsausſchuſſes an Dieſterweg [2]) ſchicken, welcher ſich ſehr für die Hochſchule intereſſiert. Dann war ich zum Frühſtück bei der Wüſtenfeld mit einer Doktorin Rieſſer aus Frankfurt, einer ſcharmanten Frau, die dort ähnliche Vereine wie hier gründen will, und der ich meine Meinung ausſprechen ſollte. Sie hat mich dringend gebeten, ſie zu beſuchen, wenn ich wieder nach Frankfurt käme.

Sonntags war ich zum Eſſen bei der Wüſtenfeld, bloß mit den zwei Sattlers und dem jungen Scholl, der hier war, um an Weigelts Statt, welcher ins Bad iſt, bei der freien Gemeinde zu predigen. Nun hat er aber Nachricht, daß die Verfolgung in Bayern gegen die freien Gemeinden angehe, und da will er zurück, um alles mit der ſeinigen zu teilen. Er iſt ein ſehr edler, geiſtvoller und ſchöner Mann. Wahrſcheinlich kommt nun Uhlich hierher. Ich würde mich ſehr freuen, den kennen zu lernen."

*

[1]) „Reiſe nach Oſtende", kürzlich bei Schuſter & Löffler in Berlin erſchienen.

[2]) Fr. Ad. Dieſterweg, 1790 bis 1866, berühmter Schulmann, gab 1848 eine Broſchüre über Konfeſſionellen Religionsunterricht in den Schulen heraus, worin er ſich gegen den konfeſſionellen Unterricht erklärte. Die Hamburger Hochſchule war eine Pflegeſtätte ſeiner Ideen. S. Langenberg, Ad. Dieſterweg. Frankfurt 1868.

13. Juni.

„Zu meiner Beschämung hat Eure liebevolle Sendung, teuerste Mutter, mich eben noch erreicht, ehe ich die meine abgeschickt. Es ist aber merkwürdig, wie ich wirklich nicht zum Schreiben kam. Gestern als ich vor Tisch geschrieben und dann meine Stunden gehalten, wollte ich nach Tisch beendigen, da annoncierten sich aber erst Dr. Bröcker, um einen Aufsatz von mir mit mir durchzusehen, dann die Schwedin, von der ich schon schrieb, ein Fräulein Werreus, die mich sehr zu lieben scheint und mir sehr wertvolle Produkte ihres dichterischen Talents zeigte. Sie ist ein sehr geistvolles Mädchen und mir eine der liebsten unter den Schülerinnen. Dazu gesellten sich Fröbels, und wir hielten unsre englische Konversation, die sich aber in eine deutsche Disputation über philosophische Gegenstände verwandelte. Dann gingen wir in die Gemeindeversammlung, wo es unendlich interessant war. Einer nach dem andern stand auf und sprach sich über bedeutende Gegenstände frei aus; es war eine wahre Lust, so sollte alle Geselligkeit vernünftiger Menschen sein.

Heute morgen hab' ich nun auch schon wieder um sechs in der Elbe herumvoltigiert; dann die köstlichen Stunden bei Dr. Rée gehabt; dann mit Dank und Freude Eure liebliche Sendung empfangen; nun schreib' ich. Wir haben aber heute großes Diner. Scholl, der leider wieder geht, ist bei uns; Madame Wüstenfeld, der junge Herr Schmidt (von dem ich schon schrieb im Singverein) und der aus Bayern ausgewiesene Prediger der freien Gemeinde, ein älterer sehr würdiger Mann. Ich freue mich recht auf dies Diner. Scholl ist ein sehr edler und lieber Mensch. Ich wollte, ich hätte ihn länger kennen können.

Die Fröbel ist abwechselnd recht unwohl und besser; sie ist eine liebe Frau, und der Professor ist mein ganz spezieller Freund, obgleich ich mich manchmal furchtbar mit ihm disputiere.

Was Laura mit Julius Fröbels [1]) traurigem Geschick meint, weiß ich nicht; das ist wohl eine Zeitungslüge! Er hat seinem Bruder geschrieben, daß er sein Geschäft aufgegeben, weil seine Kompagnons sich nicht bewährt, hat dann drei Vorlesungen gehalten, womit er sich fünfhundert Dollars verdient, und macht nun, mit den besten Empfehlungen an den Präsidenten und die Senatoren, eine Reise nach Washington im Interesse der Auswanderung. Sein Kind ist dort glücklich und wohl."

*

Hamburg, den 22. Juni [2]) (1850).

„Meine liebe Mutter, es wäre eigentlich an den Schwestern die Reihe, Briefe

---

[1]) Julius Fröbel, Publizist und Politiker (1805 bis 1893), war Professor der Mineralogie in Zürich, als die Politik ihn nach Deutschland rief. Als Abgeordneter für das Fürstentum Reuß in die Nationalversammlung nach Frankfurt gesandt, ging er mit Robert Blum im Oktober 1848 nach Wien, wurde mit ihm verhaftet und zum Tod verurteilt, aber begnadigt und aus Wien ausgewiesen. Nachdem er in Frankfurt (wo er Malwida von Meysenbug kennen gelernt) seine Briefe über die Wiener Oktoberrevolution veröffentlicht hatte, floh er nach Nordamerika. 1876 wurde er deutscher Konsul in Algier; 1890 trat er in den Ruhestand und starb 1893 in Zürich. 1890/91 veröffentlichte er eine Selbstbiographie in 2 Bänden (Stuttgart).

[2]) Die Verfasserin schrieb später über diesen Brief: „Charakteristisch für mich."

von mir zu empfangen, aber dieses Mal komme ich aus der Ordnung, weil ich etwas mitzuteilen habe, was Dir zuerst zu wissen gebührt.

Es ist unmöglich, noch einmal zu sagen, weil es Dir längst bekannt ist, daß meine Natur sich die gewissen Bedingungen, die zu ihrer wahren und edeln Ausbildung nötig sind, erringen, oder daß sie ein nur halb entwickeltes und darum weniger schönes und weniger wirkungsfähiges Leben führen muß. Du hast mit weiser Liebe dieser Notwendigkeit nachgegeben und mich dadurch zum tiefsten Dank verpflichtet, den ich Dir dadurch entrichte, daß ich, in der möglichsten Vollendung meines Wesens, die Urheberin desselben ehre. Du hast ferner hier selbst eingesehen, daß ich nicht leichtsinnig, nicht phantastisch, sondern mit Einsicht mir die würdigen Mittel zur Erreichung meines Zweckes wähle. Diese Erkenntnis und jene weise Liebe rufe ich nun auf, bei einer neuen Entscheidung, die ich für meine nächste Zukunft getroffen, die ich lange und reiflich geprüft und die nun klar und rein in mir geworden ist.

Du weißt, wie verlangend mein Sinn immer hinaus ins Weite strebte, obwohl niemand mehr als ich das innigste Bedürfnis nach einem schönen häuslichen Leben hat. Jenes erste aber ist ganz zusammenhängend mit meinem Wesen, denn nur an der Mannigfaltigkeit des Lebens entfaltet sich alles, was ich besitze als Anlage; es gibt Menschen, denen das ja gar nicht nötig ist, wie zum Beispiel Johanna Fröbel, die doch so herrlich und so reich ist. Nun zieht mich schon lange ein tiefer Wunsch, die Neue Welt kennen zu lernen, in den ganz neuen Verhältnissen mir Bilder und Anschauungen zu holen, welche Deutschland uns gar nicht gewähren kann, und dann mit einem viel wahrscheinlicheren Erfolg mich der Laufbahn zu widmen, die mir wirklich die geeignetste für mich scheint, der schriftstellerischen. Ueber diesen Wunsch hatte ich ein paarmal mit Julius Fröbel hin und her geschrieben, und wir kamen dabei zu dem Resultat, daß sich gegenseitig für uns auch ein Wunsch daran knüpfte, der nämlich, uns kennen zu lernen, und hier will ich Fröbels eigne Worte hinschreiben, weil sie Dir am schönsten und besten sagen, wie die Sache steht.

‚Wir achten uns nach den Zeichen des Geistes, die wir einander gegeben haben; wir fühlen die Freundschaft füreinander, die aus der Uebereinstimmung unsrer höchsten Bestrebungen entspringt; wir wünschen uns zu lieben, weil das Zusammentreffen der Liebe mit Achtung und Freundschaft, ein seltenes Zusammentreffen, uns auch ein seltenes Glück bereiten würde. Immer aber bleibt die Liebe unabhängig von jenen andern Gefühlen, durch welche edle Menschen verbunden sind, und ob wir uns lieben werden, wir wissen es nicht, solange wir uns nicht persönlich kennen. Was ist nun zu tun? Wäre ich frei, so würde ich zu Ihnen eilen; Sie wissen, daß ich es nicht bin, was bleibt also übrig? Sie müssen herüberkommen. Es ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß dies uns zu der innigen Verbindung führen wird, für welche die Ehe die entsprechende Form ist. Wäre dies aber nicht, so finden Sie an mir einen Freund und Bruder, der Ihnen eine ebenso zuverlässige Stütze sein wird, als der Mann es könnte.

‚Ich fühle wohl, welche Schwierigkeiten sich Ihrem Gefühl in Rücksicht auf

die, die Sie zu Hause lieben, entgegenstellen. Ich glaube aber nicht, daß sie nicht zu heben sein sollten, wenn Sie Ihrer Mutter sich ganz offen mitteilen. Sie wird aus dieser Tatsache ersehen, daß Sie einem Zuge folgen, den gewöhnliche Rücksichten nicht hemmen können und welchen es am weisesten ist, gewähren zu lassen, und daß Sie hier an mir einen Freund finden, der für seinen Charakter wie für seine Fähigkeiten Vertrauen verdient. Ihre Mutter, die Sie liebt, muß Ihr Glück wollen, und muß sich eingestehen, daß Sie, wie Sie nun einmal sind, es auf der breitgetretenen Heerstraße des gewöhnlichen Lebens nimmermehr finden können.

‚Und sollten Sie sich hier nicht gefallen und gleich zurückkehren wollen, so wäre die Reise immer der Opfer wert, und Sie hätten nichts verloren, denn Sie würden mit einem Reichtum der Erfahrungen und Anschauungen zurückkehren, der Sie weit über alle die stellen würde, welche sonst Ansprüche darauf haben würden, Ihnen gleichzustehen.‘

Dies sind die Worte meines edeln Freundes, und wenn ich gleich schon lange fühlte, daß Fröbel der einzige Mann auf Erden sei, den ich nach Theodor Althaus noch lieben könnte (und ich finde dies auch täglich bestätigt hier, wo ich doch viel interessante Männer kennen lerne), so war doch alles noch zu ungewiß und ungeordnet in mir, um Dir damals etwas davon zu sagen und Dir eine unnötige Unruhe zu veranlassen. In mir allein sollte es mit Ernst und Würde reifen, was das Rechte sei; kein andrer sollte darunter leiden, und erst wenn ich wüßte, was das Rechte wäre, wollte ich mir Deinen Segen dafür erbitten. Ganz geeignet erschien mir die Idee, hierher zu gehen, teils um mich selbst für jeden möglichen Fall noch mit Kenntnissen auszurüsten, teils auch, um die Familie Fröbel kennen zu lernen und von ihnen auf ihn zu schließen. Wie befriedigend diese Bekanntschaft ausgefallen, weißt Du, und zu meiner innigsten Freude sind Euch ja diese lieben Menschen auch so erschienen, daß eine Verbindung mit ihnen Euch gewiß nicht unangenehm sein könnte. Julius Fröbel soll aber, nach dem einstimmigen Zeugnis aller, die ihn hier kennen, noch weit begabter und ebenso vortrefflich sein wie sein Bruder. Als ich nun das hiesige Leben und Wirken kennen lernte, wurde ich wirklich schwankend, und die ungewöhnliche Liebe und Anerkennung, die mir hier zuteil wird, die Anerbietungen der Wüstenfeld, bereiteten mir einen langen inneren Kampf und Zweifel. Ich beschloß, auch jetzt nichts zu übereilen und ruhig zu erwägen; aber die Sehnsucht nach der Bekanntschaft des trefflichen Mannes wuchs, je mehr ich Fröbels Glück hier kennen lernte. Da erschien es mir denn wirklich wie ein Fingerzeig Gottes, als kürzlich ein Ehepaar mit einem Kindchen hier in unserm Kreis anlangte, die hinüberziehen wollen und so liebe, gute, treue Menschen sind, daß ich mir gar keine bessere Gesellschaft wünschen könnte. Ich sprach mit ihnen, und sie waren sehr erfreut, in mir Gesellschaft zur Reise zu finden, und der Mann, der schon älter ist, sagte: ‚Ich will Ihr Beschützer und Vater sein.‘ Fröbel und die Wüstenfeld hörten davon und bestürmten mich mit Bitten, ich sollte hier bleiben als Mitvorsteherin der Anstalt, an den Stunden, wo ich wollte, teilnehmen und

mit der Wüſtenfeld zuſammen die großartige Wirkſamkeit in den Vereinen teilen. Die Wüſtenfeld nahm mich allein und beſtürmte mich mit Bitten, ich ſei ſo geeignet dazu, und alle Lehrer und alle Damen des Vereins wünſchten es, und ſie habe mich ſo liebgewonnen, daß ſie mich nicht wieder ſcheiden laſſen wolle, da entſchloß ich mich denn endlich, ihr meine Beziehung zu Julius Fröbel mitzuteilen und ſie um ihren Rat zu bitten, da ſie eine ſehr vortreffliche und einſichtsvolle Frau iſt. Sowie ſie dies aber hörte, rief ſie: ‚Nein, da geb' ich alle egoiſtiſchen Wünſche auf, da müſſen Sie hin, das iſt Ihr Schickſal, und vor der Freude, die es mir machen würde, zwei Menſchen, wie Sie ſind, verbunden zu ſehen, ſchweigt alles andre.'

Darauf machte ſie dann aber neue ſchöne Pläne, denen ich gern beiſtimmte, daß nämlich, wenn Julius Fröbel und ich uns verbänden, wir zuſammen zurückkehren und die Leitung der Hochſchule übernehmen ſollten, wogegen denn Karl Fröbel mehr die Kindergärten, ſein eigentliches Fach, übernehmen ſollte. Sie ſagte, ſie habe Julius Fröbel ſchon immer hergewünſcht, ihn aber, unverheiratet, für einen zu gefährlichen Lehrer für die Phantaſie junger Mädchen gehalten, weil er wirklich unwiderſtehlich ſein ſoll, gerade um ſo mehr, je ſtrenger ſittlich ſein ganzes Weſen iſt, wie ich hier von Johanna noch die vollgültigſten Aufſchlüſſe über ihn erhalten. Würden wir uns nicht vereinen, ſo ſolle ich allein zurückkommen und hier mit offenen Armen aufgenommen werden.

Fröbels, die ganz unglücklich waren, als ſie hörten, ich wolle weg, mußten es dann auch erfahren, und die waren ſo erfreut, daß es mich ordentlich rührte. Er ſagte: ‚Ich denke zwar immer noch auf Mittel, Sie hier anzubinden, damit Sie nicht weg können, aber ich freue mich doch unbeſchreiblich, daß es mein Bruder iſt, der Sie von uns führt.'

Dies wäre nun alles, was ich zu ſagen habe. Meine Freunde wollen im Auguſt fort, und das iſt auch der letzte gute Termin für dieſes Jahr. Wie ich höre, gehen noch zwei junge Mädchen von hier mit dem Schiff; ebenſo geht Scholl, der Prediger der freien Gemeinde, mit, der ein höchſt intereſſanter Menſch iſt. Wärt Ihr hier, ſo würde Euch das Ganze gar nicht anders vorkommen, als wenn man ſich eben zu irgend einer Reiſe entſchließt, denn hier iſt Amerika nicht anders wie Berlin oder Wien. Die Leute gehen herüber, hinüber, als wenn es eine Spazierfahrt wäre. Geſtern noch ſah ich eine junge Frau, die ſich von hier nach New York verheiratet hat, jetzt mit einem kleinen Kind auf ein paar Wochen zu Beſuch bei den Eltern iſt und nicht genug rühmen kann, wie ſchön es dort ſei. Und wie raſch geht die Zeit dahin. Der alte Roſen hat ja ſeine Eliſe auch ein Jahr fern gehabt, und nun iſt es ſchon herum, und er ſieht ſie wieder. So iſt es auch nicht anders, als wenn ich dieſen Winter hiergeblieben wäre, und wie viel intereſſanter werden dann noch meine häufigen Briefe ſein. Daß ich gut verſorgt ſein würde, dafür bürg' ich Dir, denn meine Reiſegefährten ſind ſehr lieb, und bei ihnen würde ich wohnen und ſein. Vielleicht ſogar wird ſich eine Geſellſchaft dazufinden, um die ich dann zu beneiden ſein würde, eine

Schwester Sallets[1]) nämlich, die verheiratet ist und ihrem Mann jetzt nach Amerika folgt. Johanna Fröbel hat sie in Dresden genau gekannt und sagt, es sei ohne alle Frage die ausgezeichnetste Frau, die sie je kennen gelernt habe. Sie hat ihr geschrieben, um zu fragen, wann sie reist.

Mir bleibt nun nichts übrig, als zu sagen: Laß Dich, liebe Mutter, nur von Deiner Liebe und Deiner Kenntnis meiner Natur leiten. Ich schwöre es Dir zu, daß auch nicht ein Hauch von Leichtsinn oder Phantasterei in mir ist; langsam, ernst und in tiefster innerer Prüfung ist das alles gereift und beschlossen, und ich habe ein innerstes Vertrauen dazu, daß es das Rechte ist und Heil und Segen daraus folgen wird. Wenn es Euch so lieber ist, so braucht Ihr ja auch den Brüdern nur zu sagen, ich habe eine sehr angenehme Reisegesellschaft gefunden und wolle den langgehegten Wunsch befriedigen. Die Sache mit Fröbel ist zu heilig und zu zart, um sie, ehe sie entschieden ist, auszusprechen, und meine Brüder, die sich jetzt vielleicht opponieren würden, werden sich, wenn ich glücklich bin, meines Glückes freuen; das bin ich von ihnen gewiß. Wenn ich deine Antwort habe, werde ich dann noch einige kleine Bitten in Beziehung einiger Sachen, die ich mitzunehmen wünschte, vortragen. Dies behalte ich mir für das nächstemal vor.

Ich lebe hier täglich angenehmer, nicht in großen Gesellschaften, aber doch sehr gesellig. Jetzt war ich vier Tage nacheinander immer in andern Kreisen und erhalte jedesmal neue Aufforderungen. Vorgestern abend war ich in einer kleinen Gesellschaft, wo ich einen famosen Klavierspieler hörte, einen Dilettanten, der nur phantasiert, aber so wunderschön, daß es mir eine wahre Erquickung war. Gestern lud mich Doktor Rée ein, nach den Stunden, um 11 Uhr vormittags mit ihm hinaus aufs Land, wo er jetzt wohnt, zu fahren und den Tag bei ihnen zu bleiben. Ich tat es auch, und es war ganz himmlisch, dicht an der Elbe, über Altona hinaus; die Flut trieb das Wasser hoch herauf, Schiffe rauschten vorüber, und dabei war es so herrlich warm, daß ich nur den einen Wunsch hatte, in die kühle Flut sans gêne hinabsteigen zu können, obgleich ich den Morgen schon gebadet hatte. Ueberhaupt ist das Wetter bis jetzt wunderschön. Am vorigen Montag haben wir eine große Partie gemacht. Die ganze Hochschule, alle Lehrer und Frauen und andre um 8 Uhr morgens in einen großen Wald mit der Eisenbahn gefahren und um 10 Uhr abends zurück. Es war wunderschön und wir hatten sehr viel Spaß.

Nun leb wohl, liebste Mutter, sei fröhlich im Andenken an Dein Kind, es wandelt auf guten Wegen; gib ihm Deinen Segen, denn Segen und Liebe folgen ihm überall. Grüß tausendmal Louise, Laura und die andern."

(Fortsetzung folgt)

[1]) Der Dichter Friedrich von Sallet, gest. 1847.

Der Roſendoktor

Von

Ludwig Finckh

I

Die erſte Stunde meines Lebens, an die ich mich erinnere, war die Stunde, da ich durch das Tor gehen konnte, das meines Vaters Beine für mich bildeten. Mein Vater ſtand großmächtig im Zimmer, die Beine ausgeſpreizt wie Pfeiler, und lachend ging ich durch und ſah die Welt vor und hinter ihm. Seither lebe ich und weiß ich von mir, und ſo war es eigentlich mein Vater, der mir das Leben geſchenkt hat auf ſeine Art.

Aber ich will damit das Verdienſt meiner Mutter um mein Daſein nicht ſchmälern, wenn auch das Früheſte, das ich mir von ihr denken kann, nur die kleine Warze war, die ſie auf der Naſe hatte. Dieſe Warze iſt mir heute noch lieb und unzertrennlich von meiner Mutter und bildete für mich etwas Helles und Gütiges wie ein Heiligenſchein um eine Maria. Und es muß auch ſo ein Licht von meiner Mutter ausgegangen ſein, denn ich wachte oft in meinem Bettlein davon auf, daß meine Mutter mich anſah. Es mochte in tiefem Schlaf und im Dunkeln ſein, ich wachte auf, wenn ſie ſich über mich beugte. Dann lag ich ganz ſtill in dem Lichte meiner Mutter wie in einem guten Bad.

Damals war ich noch ein kleiner Knirps, noch nicht ſo hoch wie ein Tiſch, und ich erinnere mich noch deutlich, wie ich zum erſtenmal grad mit den Augen über den Holztiſch gucken konnte, wenn ich mich auf die Fußſpitzen hob. Ich ſah da Teller, Gläſer und einen Krug voll rotem Wein ſtehen, und ich hatte eine große Freude in mir, denn ich ſah's aus eignem, nicht vom Arm des Vaters oder der Mutter herunter. Selber. Ich hatte mir ein Stück Welt erobert, und wenn es nur der große Familientiſch war, und es war ein Ende mit der Bodenrutſcherei von bisher.

Ich habe mir nachher noch manchmal ein kleines Stück Welt erobert, und es war immer die gleiche große Freude daran wie das erſtemal; und ich habe nachher eins von dem Eroberten ums andre wieder verſchwinden ſehen und aufgeben müſſen; aber ich freue mich, daß ich es doch gehabt und ſo viel Gutes und Liebes beſeſſen habe, auch den großen Familientiſch. Eigenbreitler hat mich mein Vater nachher geheißen, und es war ein Maul voll Verachtung darin, daß es mir wehe tat. Dann ſaß mir der Trotz im Nacken und ſagte: „Jetzt will ich's grade ſein."

Inzwiſchen hing ich noch am Schurz der Mutter und an der Hand des Vaters und trug Röcke. Wir gingen über die Straße hinüber in den Garten, wo ein grüner Grasboden war mit einem alten Kaſtanienbaum und lauter blühenden Syringen. Die alten Syringenbäume überboten die jungen mit blauen Blüten und bildeten eine große lebende Mauer. Sie hingen ihre Zweige

tief bis in die Straße herunter und strichen den Vorübergehenden ins Gesicht; oft brach ein Fuhrmann ein Büschel und steckte es seinen Pferden hinter die Ohren, daß sie stolz aussahen und lustig wieherten. Oft kletterten Buben an der Mauer herauf und rissen sich einen Zweig ab, und die ganze Gasse war voll von dem Duft und dem blauen Schein von unsern Syringenbäumen.

Mein Vater, der ein großer Gärtner in seinem Herzen war, pflegte die Sträucher und Bäume sorgfältig und sah es nicht gern, wenn wir im Rasen gingen. So mußten wir immer eine Zeit abwarten, da er im Hause beschäftigt war, wenn wir uns Flieder holen wollten, und manchmal holten die Gassenbuben und Verliebten sich mehr in einem Frühling als wir Kinder. Das reut mich heute noch, und ich stehle darum jedes Jahr so viel Flieder, als ich kann, an Gärten und Mauern, wo ich ihn finde, denn wir haben uns damals zu viel Flieder stehlen lassen, und ich habe jetzt keinen mehr, wo ich ihn oft notwendig habe.

Es ist ein eigen Ding um einen eignen Garten. Es ist vielleicht nichts als ein Stück Grasboden und ein paar Birnbäume darin oder Apfelbäume und eine Kammerz mit Trauben, und hinten hat die Mutter ihre Salatbeete und den Schnittlauch. Aber die Schmetterlinge, die herumfliegen, gehören mir, die Kohlweißlinge und die Zitronenfalter, und die Vögel, die drin zwitschern, gehören mir, die Buchfinken und die Spatzen. Und der Schnee, der darauf fällt, ist mein Schnee, ich kann damit Schneeballen machen und Männer bauen, und kein andrer darf es, als wen ich mitbringe; und die Sonne, die ihn schmilzt, und die im Frühling wärmt und im Sommer brennt, ist mein, und ich kann mit ihr anfangen, was ich will. Und die Katzen, die den Vögeln nachstreichen und nachts schreien, sind mein, oder ich kann sie wenigstens hinausjagen, wenn ich will, oder ich kann sie locken und streicheln, und niemand sieht's. Und die Regenwürmer und Engerlinge, die sich in der Erde krümmen, sind meine Regenwürmer und Engerlinge, und ich kann sie in die Hosentasche stecken und der Mutter bringen; und die Schnecken kann ich an die Hörner stupfen und kann sie hinsetzen, wohin ich will, und sie die Bäume hinauflaufen lassen oder in den Brunnen werfen, und die Maikäfer kann ich vom Kastanienbaum schütteln. Und alles ist mein, und die Wolken, die drüber stehen, und der Regen, der herunterfällt, und das Himmelblau, das oben leuchtet, und der Wind, der drin weht. Meine Wolken, mein Regen, mein Wind, mein Fetzen Himmel.

Im Garten sah ich auch zum erstenmal einen Stern. Ich hatte wohl die Sonne gekannt und hellen oder trüben Tag, und Nacht war Nacht gewesen. Da wollte ich spät abends einmal einen vergessenen Hut im Garten holen mit dem Vater, und tief im Dunkeln stand ein weißer Silberpunkt am Himmel über dem Nachbarhaus. Er war schöner als die Sonne, weißer und reiner, und ich hatte ihn lieb. Ich besuchte ihn ein paarmal an den Abenden und sah noch einige andre Silberpunkte, und ich war froh an unserm neuen Schatz im Garten. Aber in unserm Garten war noch etwas Besonderes. Er war ein Kirchhof gewesen, als unsre alte Scheuer noch zum Kloster gehörte, und wenn wir nachts zitternd an Geister dachten, so waren es unsre Geister, und wir konnten nachts

nie in den Garten gehen, und wenn wir beim Gärteln im Frühjahr auf einen Knochen stießen, so war's ein alter Knochen von unsern Mönchen: jeden verblichenen Katzenknochen in der Erde umwehte der stolze, wehmütige und schauerliche Gedanke, es könnte vielleicht auch ein Mönchsknochen sein. Ich weiß nicht, ob viele Kinder in ihrem Leben so schön gruseln konnten wie wir.

II

Wann ich meine Hosen bekam und ein Bub wurde, weiß ich nicht mehr deutlich. Es war aber bald, nachdem ich in den Wöhrwoldbrunnen gefallen war, der draußen vor dem Städtlein im Grünen lag. Es war ein schöner Sonntagnachmittag, und wir und alle Onkel und Tanten gingen spazieren. Ich sprang voraus, als ich den Brunnen sah, und kletterte auf den Brunnenrand und wollte am Rohre trinken, und das gelang mir auch. Aber als ich freihändig den Strahl mit dem Mund auffangen wollte, wie doch das Wasser am besten schmeckt, lag ich plötzlich im Brunnentrog und brüllte aus vollem Halse. Mein Vater zog mich heraus und versohlte mich, und daher weiß ich, daß ich keine Hosen trug, sondern ein rot- und weißgestreiftes Kleid, das mir noch naß und lebhaft in der Erinnerung steht.

Ich weiß aber doch, daß ich ein Bub war, auch damals schon, aus verschiedenen Gründen; die Hosen gaben mir bloß die äußere Anerkennung vor der Welt. Die wichtigste Errungenschaft daran waren ja nur die Taschen, und ich habe viel schöne Menagerien und Steine und Pflanzen immer bei mir gehabt. Ich habe auch die Mädchen immer darum am meisten bedauert.

Nun lag ich stundenlang auf dem Bauch in der Sonne, auf einem eisernen Brücklein, das vor unserm Hause über den vorbeifließenden Bach gelegt war, und sah ins Wasser. Das war oft so schön gelb oder weiß oder braun, immer wechselnd, oder kam auch gar nicht; das schöne Farbenspiel des Wassers rührte von den vielen Färbern der Stadt her, die ihre Tücher im Bach auswuschen, und der Geruch rührte von den Gerbern her, die ihre Häute ins Wasser legten. Da kam die halbe Stadt im Wasser heruntergeschwommen, Münzen und Hölzer und klirrende Töpfe, und ich fing alle Schätze auf und barg sie in meiner Taschen. Auf dem Brücklein der andern Straßenseite lag mein Freund Dävidle, der nachher das Feuerle auf seiner Bühne machte, weshalb ich nicht mehr mit ihm gehen durfte. Und er konnte doch nichts dafür, daß damals das ganze Haus abbrannte. Noch lieber beinah sah ich den Gerbern zu, wenn sie Lohkäs traten. Mit nackten Füßen stampften sie runde Kuchen aus der Lohe, in einer Art Bärentanz von einem Fuß auf den andern springend, und ich habe ihnen stundenlang geholfen; im Winter, wenn dann der Ofen mit den Lohkäsen geheizt wurde, war ich stolz auf das Feuer, das aus den unansehnlichen Kuchen herausprühte; ich habe auch immer am liebsten mit Lohe geschürt.

Und auch des Tags erinnere ich mich noch, als ich zum erstenmal mit meinem Vater in den Weinberg gehen durfte. Er kaufte mir beim Bäck Spannagel eine mürbe Butterbrezel, die ich glückstrahlend in der Hand durch die Straßen

trug, er selber nahm einen Kümmicher und ein Stück Schweizerkäse mit, und so gingen wir in der Frühlingssonne hinaus. Es war ein beträchtlicher Hügel über der Stadt, dessen rechter und linker Abhang uns gehörte; auf der Kuppe stand ein Häuschen, das von dunkelgrünem Efeu überwachsen war; mein Vater ließ den Efeu von Zeit zu Zeit herunterreißen, denn er hatte es gern, daß das rote Häuschen in die Stadt herunterleuchtete, aber mir gefiel es besser im Laubwerk drin.

Er holte gleich einen großen weißen Strohhut mit einem bedeutenden Rand, zog den Rock aus und trug die Baumleiter heraus. Dann stieg er drauf und schnitt die Bäume zurück, hemdärmelig in der Sonne, und ich stand dabei und hatte die Hände in den Hosentaschen und freute mich, wie die Zweige fielen. Wenn wir genug geschnitten hatten, gingen wir herauf und aßen unser Brot, und es schmeckte uns nie so gut als dort oben, wenn wir unsre Arbeit verrichtet hatten. Unten lag die Stadt im Abendrauch, der Kirchturm ragte still in die Luft, und dahinter dunkelten die Berge bis in die weite Ferne.

Wir stiegen dann auf dem andern Abhang des Hügels, wo die Reben standen, hinunter, indem wir jeden einzelnen Rebstock am Wege begrüßten und mit ihm sprachen und Vermutungen anstellten, ob er heuer viel tragen würde, und mein Vater glaubte jedes Jahr, der Weinberg würde heuer so viel Trauben haben wie noch nie. Wenn dann die Blüten kamen, holte er täglich die Mutter mit heraus, und wir freuten uns alle an den vielen Blüten; aber wenn die ersten Beeren ansetzten, kam der Vater jedes Jahr einmal heim, unmutig und bedrückt, und sagte, es seien alle Blüten abgefallen, es gebe so gut wie gar nichts, es sei halt zu naß gewesen in der Blüte. Und erst, wenn sich die Trauben färbten und blau und golden sichtbar wurden, kam er wieder frohlockend zur Tür herein: die Trauben ständen so gut wie in keinem Jahrgang, seit er lebe.

Unser Weinberg lehnte sich an einen größeren Berg an, auf dem drei Pappeln standen, und im seitlichen Hügelzug lagen einige dunkle Mulden, mit Sträuchern bestanden, mitten in den Weinbergen. Diese Mulden habe ich entstehen sehen; es flog eines Tags Feuer heraus und schleuderte die Erde weit fort, recht wie ein Vulkanausbruch. Mein Vater und die andern sagten zwar, es hätte mir geträumt, es sei von jeher so gewesen wie jetzt; aber ich habe es mit eignen Augen gesehen, als ich ein kleiner Bub war.

Damals sah ich oft mit Staunen an meinen Eltern hinauf und verwunderte mich, daß ich einen so ungeheuer großen und alten Vater und eine so ungeheuer große und alte Mutter hatte, und oft scheute ich mich, sie anzureden und du zu ihnen zu sagen wie zu allen andern Menschen. Wie durfte ein Kind du sagen zu seinen Eltern? Mein Herz war von Ehrfurcht vor ihnen erfüllt, und ich habe später mit Lächeln daran gedacht, daß ihr Alter, das mir so tiefen Respekt einflößte, damals dreißig Jahre betrug, und daß ich selber, da ich so alt war, mich so jung und lebenbeginnend fühlte wie kaum als Kind.

III

Aber jetzt wird es wohl Zeit, von meiner Schwester zu erzählen, denn wir waren zueinander wie Zwillinge. Sie war zwei Jahre älter als ich, und wir gingen morgens zusammen in die Schule bis zum Marktbrunnen, wo unsre Wege sich trennten. Meist aber saßen wir auf der Gartenmauer unter dem Kastanienbaum und warfen kleine Steinchen den Hirschwirtsgäulen hintenauf, wenn der Knecht sie durch die Gasse zum Brunnen führte. Dann feuerten sie hintenaus, und wenn's gut ging, packten sie auf und gingen durch, um die ganze Straße herum, und der Knecht sprang fluchend nach; es waren zwei schöne, wilde Rappen, und oft war noch ein Fohlen im schwarzen Samtfell dabei. Wenn ich aber schön bat, so verzieh mir der Johann allemal wieder, und zur Versöhnung hob er mich auf den Gaul, und ich durfte zum Marktbrunnen reiten und wieder zurück. Da war ich ein rechter König und sah auf alle Leute herunter; aber meine Schwester saß auf dem andern Gaul und war die Gassenkönigin.

Beinah noch schöner war's, wenn wir einen alten Geldbeutel mit Kieselbatzen füllten und an einer dünnen Schnur an der Mauer herabließen, daß er still und verloren in der Gasse lag. Der nächste Bauer, der kam, hob den Geldbeutel nachdenklich auf, überlegte, sah sich um und kratzte sich hinter den Ohren. In dem Moment aber, wo er ihn in der Hosentasche verschwinden lassen wollte, flog er ihm mit einem Ruck aus den Händen. Das Bäuerlein trollte sich erschrocken von dannen, uns aber schlug das Herz vor Wonne. Und wie erst damals, als das Glück uns wohlwollte und wir am Anfang der Gasse den Bürgermeister unsers Städtleins kommen sahen, während der Geldbeutel harmlos und verlockend dalag. Mühsam bückte sich der würdige Mann nach dem Fundgegenstand, aber meine Schwester zog in der Freude zu früh, und der Beutel raschelte wie eine Maus an der Mauer herauf. Kopfschüttelnd entfernte sich das Stadthaupt, und uns tat es auch herzlich leid, daß wir nicht die nötige Geduld gehabt hatten.

Aber unser heimlichstes Nest lag auf dem Kastanienbaum, der rosa Blüten hatte. Hoch in der Krone waren drei starke Aeste abgesägt worden, die drei glatte Sitze für uns abgaben. Der Vater hatte ein paar Sprossen am Stamm hinauf angebracht zur leichteren Ersteigung; da oben saßen wir nun den ganzen Sommer in den Blättern, brachten unsre Strohhalme hinauf und ließen Seifenblasen fliegen; auch war immer Nahrung oben zu finden, zum mindesten Bärendreck, den wir in Flaschen auflösten und zu Schaum verschüttelten; das trugen wir überall bei uns zum Lutschen. Aber meine Schwester, der ich brüderlich vertraute, hat mich einmal auch bös aufs Eis gelockt. Ich saß auf dem Baum, und sie stand unten auf der Gasse. Mit einemmal schlug sie ein Freudengeheul an: „Heinerle, komm tapfer, auf der Gass' hat jemand Bärendreck verloren!" Ich stürzte heraus, und da lag wirklich viel schöner, schwarzer Bärendreck auf der Straße; aber als ich ihn gerade probieren wollte, schlug meine Schwester ein Rad vor Wonne: „Aetsch, Heinerle, 's sind Kitzenbohnen!" Zu spät be-

merkte ich meinen Irrtum, daß wohl kurz vorher Geißen die Gasse passiert hatten. Ich habe meine Schwester aber nicht mehr gekriegt.

Radschlagen konnte meine Schwester überhaupt am besten in der Stadt. Sie konnte auf dem Rasen oder in der Straße drei Räder hintereinander schlagen und auf den Händen gehen; oft gingen wir so nebeneinander durch den ganzen Garten. Und eines Tages brachte sie das Lenchen und die Gretel aus der Schule mit heim. Das waren Kunstreiterskinder, die über den Winter im Hirschen einquartiert waren. Diesen Winter wurde bei uns nur noch Zirkus gespielt. Die neuen Freunde wurden von meiner Mutter gut aufgenommen, und wir gewannen sie alle lieb; sie brachten zum Dank ihre Kostbarkeiten mit und schenkten sie uns, eine alte Pferdeschabracke, auf der man balancieren konnte, Reifen zum Durchspringen, Schweinsblasen zum Knallen, Orangen, die sie abends im Zirkus zugeworfen bekamen, Kleider und ihre Seiltanzkünste. Wir waren gelehrige Schüler, zogen uns aus, weil wir keine Trikots hatten, tanzten den Eiertanz, sprangen auf Saublasen, daß sie zerknallten, warfen Bälle und wirbelten Teller und verbogen unsre Glieder. Damals liefen wir mehr auf den Händen als auf den Füßen. Bloß fürchteten wir uns vor Fortunato, dem Kunstreitervater, mit seinen wilden schwarzen Ponnies. Der Alte war ein glänzender Reiter, aber er saß und stand nur fest auf dem Pferd, wenn er betrunken war, und zu Hause schlug er dann blind auf unsre Armen los.

Liebe, kleine Wandervögel, wo mögt ihr sein? Hat euch das Leben zerbrochen mit euren leichten, lustigen und warmen Seelchen, hat es euch fortgetragen auf dem Rücken eurer Pferde? Ihr sprangt durch Reifen und zerrisset Schleier und Herzen, und wer war der Sieger, ihr oder das Leben? Ich habe Heimweh nach euch gehabt viele Male.

Der Frühling hat unsre Freunde mit fortgenommen, und ich habe sie nimmer gesehen. Dafür kam ein andrer Kamerad, der Heinrich Kirchenpfleger, jetzt oft. Er besaß eine Großmutter, bei welcher alle paar Jahre eine Königin der Nacht blühte. Ich habe sie nie blühen sehen, aber es trug ihm so viel Achtung bei uns ein, daß wir ihn in unsern Garten mitnahmen, von der letzten Blüte an.

Was war uns unser Garten! Wiege und Grab, unser Trost und unsre Heimat. Ja, er war unsre Heimat, nicht das alte, finstere Haus, in dem wir wohnten. Zu ihm flüchteten wir uns, wenn wir weinten, zu ihm gingen wir um Rat in schweren Kinderdingen, und er nahm uns wohl und gut an seine Brust. Unser Garten hat mich lächeln gelehrt und mir die erste Sonne eingefangen, unser lieber, alter Garten hat gerauscht mit seinen Wipfeln, wenn ich zu ihm kam. In seiner Erde sind die Gräblein unsrer Hasen, mit den Kreuzen aus Kastanienzweigen darauf. Seine Erde roch kräftig und würzig nach jedem Regen, und die Schmetterlinge flogen nirgends lieber als in seinem Duft. Die Blumen wuchsen rascher und farbiger als irgendwo, die Stare sangen und die Regenwürmer krümmten sich, die Birnen wurden süß und schwer, die Rosenäpfel leuchteten wie Blut im Laube. Denn es war der Garten unsrer Kindheit. Wir saßen im blühenden Kastanienbaume und lauschten ihm, und wir verstanden, was

der Wind zu ihm sagte und was die Sonne zu ihm sagte. Die Raupen krochen leise an den Stengeln, die Bienen flogen um die Lilien und Kaiserkronen, die Sonnenblumen glänzten wie Gold und Kupfer, und die Grillen sangen wie silberne Glocken. Ich lag im Rasen und lauschte, und der Garten nährte und pflegte mich mit Duft und Klang und Farbe.

Vielleicht, daß es irgendwo seltenere Blumen gibt. Aber weiß jemand Veilchen, die so schön sind wie bei uns, weiß jemand Tulpen, die so zart auf den Stengeln stehen, oder Rosen, die so duften und leuchten rot und weiß? Die Leute kamen und wunderten sich, und manche schnitten Rosenzweigchen, um sie auf ihre Stöcke zu pfropfen, und holten Wurzeln und Ableger. Und der Garten ist wohl auch aus dem Herzen meines Vaters gewachsen und war vielleicht das Beste, das er hatte und gab, sein Blut und seine Liebe.

Und ganz hinten im Gartenwinkel am Haus war ein großes Stück von Draht umhegt: unser Hasenstall. Und zu Ostern jedes Jahr saßen zwei Hasen darin und knusperten Gras und Salat. Oft waren's schneeweiße, oft schwarze und braune. Wir lockten sie zärtlich zu uns, suchten ihr Vertrauen und durften sie streicheln. Und später konnten wir sie auf die Arme nehmen, sie im Rasen frei gehen lassen mit all ihren Jungen, denn sie waren fleißig bei der Arbeit und beschenkten uns dankbar mit Nachwuchs. Es gab sechs Junge oder acht oder zwölf auf einmal, und wenn sie der Hasenvater nicht fraß, so waren's zu Herbst so fünfzig bis hundert Tierchen im Stall. Denn wir nahmen auch Meerschweinchen dazu und vielleicht eine Ziege. Und die Hasen trugen die Namen unsrer Onkel und Tanten, und jedes Meerschweinchen wurde in feierlicher Handlung getauft auf den Namen eines Bürgers der Stadt, und sie hatten oft eine verzweifelte Aehnlichkeit mit ihren Paten, je nach Dicke, Dünne und intimerer Physiognomie. Und einmal nahm ich die zwei schönsten, jungen, weißen Häschen heraus, um sie meiner Mutter zu bringen zur Freude; ich setzte die Zitternden in einen schwarzen Korb, drin lauter Efeu lag, und schloß den Deckel, und als ihn meine Mutter wieder öffnete, da lagen zwei kleine weiße Leichen im dunkelgrünen Blattwerk, und ich weinte lange. Denn ich hatte nicht gewußt, daß Efeu giftig ist.

Vielleicht habe ich in meinem Leben manchmal Gutes tun wollen, und es ist Gift daran gewesen, ich habe wenigstens viel Schönem und Gutem den Tod gebracht.

*

Und noch ein Kamerad war da, eine junge Dohle. Wenn der Sommerwind kam, stiegen meine Schwester und ich mit dem schwarzen Korb auf den Kirchturm, die vielen Stufen hinauf, die wir alle zählten beim Hinauf- und Hinuntersteigen, und baten den Turmwächter schön um eine Dohle. Der stieg zum Dohlennest hinüber und griff eine, und wir trugen sie behutsam hinunter und waren glücklich, wenn ein zaghaftes Krächzen aus dem Korbe kam. „Heinerle, er kann krächzen!" „Ja, er hat gekrächzt." Dann öffneten wir den Deckel ein wenig und guckten hinein, und dann sprangen wir vollends heim.

Dem Hansel wurden die Schwungfedern gestutzt, daß er nicht durchgehen konnte, dann wurde er geätzt und getränkt und geliebt und vergalt mit Krächzen und Schnabelhieben. Er saß immer auf einer Schulter, wir wechselten unter uns ab und hatten stets verpickte Ohrläppchen. Wenn wir schreiben wollten, packte er den Federhalter mit dem Schnabel von unsrer Schulter aus und verspritzte unsre weißen Bogen mit Tinte; er stahl alle Silberlöffelchen im Haus, und er hielt strenge Zucht unter den Hasen, die er wie uns an den Löffeln zwickte. Aber einmal hat mir mein Vater die Hosen gespannt um seinetwillen. Ich hatte den Hans mit auf den Kastanienbaum genommen, und als ich heruntersteigen wollte, flog der Schlingel dazu und hieb mir auf die Finger, während ich in der Luft schwebte. Mein Brüllen war markerschütternd. Und mein Vater war leider in der Nähe, und in der Aufregung tat er, was er nicht hätte tun sollen; wenigstens fühlte ich mich unschuldig, und nur der Hans krächzte schuldvoll und schadenfroh.

In der andern Ecke des Gartens aber war eine Laube, bewachsen mit Efeu und wildem Wein. Die Sommersonne scheinte darein und glänzte oft auf einen Zuber voll Wasser, in dem meine Schwester und ich saßen und badeten. Die Vögel zwitscherten und die Dohle krächzte, und wir strampelten und patschten in der Sonne.

Sagt, wer kennt etwas Schöneres auf der Erde, ausgenommen das Drachensteigen, als draußen auf dem Acker ein Kartoffelfeuer zu machen, das recht qualmt und raucht? Der Wind fährt hinein und treibt die helle Flamme heraus, wirft einen Rauch auseinander und einen herum, uns mitten ins Gesicht, daß wir husten und die Augen reiben, und dann bläst er ihn wieder an den Himmel, und wir müssen unaufhörlich Kartoffelkraut und Laub herschleppen, daß unser Rauch der dickste wird von allen Feuern.

Unser Herbstfeuer im Weinberg rauchte nie so schön, aber es gab mehr Lohe. Denn der Vater stiftete dazu ein paar alte, ausgebrauchte Tonnen und alle dürren Aeste, und es wurde den ganzen Tag unterhalten. Und in der Asche zündeten wir unsre langen Stangen an und unser Feuerwerk. Wir machten es selber, und es knallte so gut wie kein gekauftes. Denn die ausgebrannten Hülsen von Schwärmern, römischen Lichtern und Raketen, die wir das Jahr über fanden, füllten wir mit eigner Mischung, die wir in vielen Variationen erdachten; etwa zuunterst feuchtes Pulver, dann Eisenfeilspäne in trockenem Pulver, etwas Erde, eine Leuchtkugel, bengalisches Feuer und oben Pulver mit Zunder. Es ist ein solideres und abwechslungsreicheres Feuerwerk als alles andre und reich an Ueberraschungen. Es gehörte freilich persönlicher Mut dazu, es loszubrennen, aber es geschah uns nie etwas, abgesehen von ein paar Pulverkörnern, die uns hie und da in die Stirne flogen.

Und neben dem Feuer stand bei der Weinlese unser Böller. Es ist eine Kunst, einen so großen alten Steinböller richtig zu laden, denn nach dem groben Korn muß Papier, Erde, faule Aepfel und noch vieles andre hineingestampft werden; aber wenn dann an der Bohnenstange der Schwärmer glimmt und sich

in verheißungsvollen Sekunden über das Zündloch senkt, so ist der Lohn ein reicher mit dem Aufzischen des Pulvers und dem stolzen Donner, der über die Stadt hinfährt. Daneben erlosch fast der Knall meines Gewehrs, das ich unzähligemal in die Luft schoß vor Herbstfreude. Aber wenn wir genug geschossen hatten, gingen meine Schwester und ich mit der Rebschere hinunter durch die Weinstöcke und schnitten einige Trauben und warfen heimlich beim Verzehren den Leserinnen Frösche unter die Röcke; dann gab's ein Knallen und ein Gekreisch, und die Leser lachten, und die blauen und gelben Trauben schmeckten noch einmal so gut. Wir warfen uns die roten und gelben Weinblätter ins Haar und sangen und pfiffen.

Und vom Garten und Weinberg fanden wir bald den Weg zum Wald. Wer hatte den Einfall, ich oder du? Ich glaube, immer beide zugleich. Wir brauchten uns nur anzusehen, so wußten wir, was wir sagen wollten. Dann entschlossen wir uns kurz, pfiffen unserm Schnauzer und verschwanden auf einen halben oder ganzen Tag. Wir stiegen auf Berge und Felsen, wir kannten verborgene Pfade im Buchenwald, die wir keinem andern zeigten, aber am liebsten war uns die Fohlenweide, weit hinter den Bergen; dann lagen wir auf der Heide, sahen die Pferde grasen und spielen und ließen uns die Sonne auf den Pelz brennen und träumten vom Glück und vom Leben.

IV

Ich mochte zwölf Jahre alt sein, da trat ein Ereignis ein, das unserm Leben unvermutet ein andres Gesicht gab. Mein Vater, der bisher Schullehrer gewesen war, erkrankte am Kehlkopf und mußte sein Amt niederlegen. Er war oben nicht gut angeschrieben als Demokrat von reinstem Wasser und hatte oft knirschend seine Ueberzeugung in sich hineindrucken müssen. Er kam dann oft in Streit mit dem Onkel Christian, der durch dick und dünn mit der Regierung ging und mit jedem Ministerium dessen jeweiligen Standpunkt verfocht; er sprach einmal, als mein Vater einen Schritt des Staates bemängelte, in unversieglichem Vertrauen die unwilligen Worte: die Regierung wird schon wissen, was sie tut. Seither nannte ihn mein Vater den Regierungshammel. Da war mein Vater eine kräftigere Natur. Als Lehrer kam er auf keinen grünen Zweig, so gab ihm die Heiserkeit den erwünschten Anlaß, für seinen unruhigen Kopf ein andres Reich zu suchen, in dem er besser schalten und walten konnte. Er übernahm den Hirschen, und in unsre große Freude über das neue Leben, über die Fässer, Krüge und Tische und über die vier Kühlein im Stall mischte sich eine leise Wehmut, daß wir von unsrer Mauer herunter nicht mehr Steine werfen konnten, weil die zwei Hirschwirtspferde jetzt uns selber gehörten. Mein Vater, der eine praktische Natur war, sah seinen Lieblingswunsch erfüllt, er konnte in Stall und Acker hantieren und in der Wirtsstube sein politisches Herz öffnen. Am Sonntag wurden in unserm Backofen Zwiebelkuchen gebacken, und wie ich immer am Zündeln und Feuermachen eine Hauptfreude gehabt hatte, so übernahm ich auch hier das Amt des Schürers freudig, indem ich die langen Buchenscheite in die

Feuerung stieß. Mein Vater buk den knusperigsten Zwiebelplatz, und es strömte an schönen Sonntagen nur so herein in unsern Wirtsgarten, wenn in der Zeitung gestanden hatte: „Heute platze ich im Freien. Der Hirschwirt.“ Dann saß man in der Laube und trank neuen Roten und aß einen Morgen Zwiebelplatz und hörte den Reden meines Vaters zu. Seine Worte galten etwas bei den Leuten, und man dachte daran, ihn trotz seiner Heiserkeit das nächste Mal in den Landtag zu wählen. Denn er imponierte auch wirtschaftlich durch seinen Mut, Neuerungen einzuführen. Er holte für die andern die Kastanien aus dem Feuer, probierte und verwarf und führte ein; und wenn er auch ein paarmal damit hereinfiel, so hatte er doch eine glückliche Nase darin und witterte die Neuzeit. Wir hatten die erste Wasserleitung in der Stadt, als noch alle Frauen und Mägde mit den Kupfergölten an den Marktbrunnen laufen mußten; er ließ zuerst die Dreschmaschine in unsre Scheuer ein, obwohl jedermann den Kopf schüttelte; er nahm eine Obstmühle, als überall noch der Mühlstein im Baumlauf die Aepfel zerquetschte, und eine Traubenraspel, als die Wingerter die Trauben noch mit den bloßen Füßen stampften, und er ließ das Haus weiß streichen zu einer Zeit, als alle andern Häuser grau oder grün gestrichen waren. Das leuchtete nun durch die Straße, man kam und krittelte, und im nächsten Sommer hatte der Nachbar sein Haus auch weiß gestrichen, und der Onkel Christian und der Vetter Gottlieb hatten die Ipser bestellt. Darüber freute sich mein Vater ein Jahr lang. Dann ließ er unser Haus rot verblenden.

Mir war das Liebste am Haus das große Gastschild, das in einem grünen Kranze einen goldnen Hirschen trug, und ich bat meinen Vater, mich Maler werden zu lassen, ich würde dann unser Haus auf allen Seiten mit großen Blumen bemalen und oben im Giebel eine Sonnenblume, und für jedes Haus in der Stadt würde ich ein eignes Schild malen mit Tieren und Blumen und Girlanden. Jeder Wirt und jeder Handwerker müßte doch seins haben, und ich könnte gewiß mein Lebtag davon leben. Mein Vater würde sich alle drei Jahre ein andres Schild von mir malen lassen, und alle andern würden's ihm nachtun. Ich schwelgte in Gaisböcken, Schwanen, Falken und Sternen mit Rosengirlanden und Buchenkränzen, ich sah mich oft auf einer hohen Malerleiter stehen und ein Haus ums andre bemalen, und wenn ich an einem fertig war, tunkte ich den Pinsel noch einmal in den Topf mit roter Farbe an meinem Gürtel und setzte darunter meinen Namen: Heinrich Frischwachs.

Es ist schade, daß mein Vater damals andrer Meinung war als ich; ich glaube, er hätt's tun sollen. Vielleicht wäre ich noch etwas Rechtes geworden, und ich hätte einer ganzen Stadt meinen Namen aufgedrückt, wenigstens an die Häuser, anstatt daß ich jetzt in der Welt herumlaufe als ein Tunichtgut und niemand von mir weiß als ein paar Bettler und Armenhäusler.

Mein Vater wollte, ich sollte studieren. Das ging wohl auch ganz gut, denn ich hatte immer leicht gelernt. Schon als ich zum Vater selber in die Schule ging, merkte er, daß ich leicht faßte, und später hatte ich eine rechte Freude, so oft ich neue schöne Worte hörte und die lateinische Musik mir im

Ohre klang. Und erst die griechische, und erst Homer! Es gab ein rechtes Glück für mich, das war: in einer stillen Stube zu sitzen und griechische Verse zu lesen. Das waren keine Worte, das war nur Gesang, und unterm Lesen tauchten Bilder auf, lebendig und schön, Reigen und Waffenklang und Gewänder und Schmuck. Aber wenn ich in die Schule kam, war's mit der Herrlichkeit zu Ende. Freilich war's noch Homer, und ich konnte fließend lesen, und der Professor rief mich am liebsten dazu auf, aber ich war wütend, wenn er mich unterbrach, um an jede Silbe eine Belehrung und drei Fragen zu knüpfen. Es erschien mir einfältig und gemein, und ich hätte ihm oft ins Gesicht schlagen können, daß er das arme Schöne so verhunzte. Was lag daran, ob man jedes Wort in all seinen Winkeln richtig kannte und seinen Vater und Großvater und seine Söhne, Geschwister und Enkel, die ganze Wortfamilie. Der Sinn war immer klar und zum Dranlernen schien mir das zu gut. Ich habe auch alle meine Lehrer gehaßt bis auf einen, und am besten immer den Deutschprofessor; denn ich hatte Freude an den deutschen Dichtern und war empört, wenn der Professor vorlas: es war immer mit der falschen Betonung. Mit einer schnarrenden Stimme, in die Schwung und Wucht hineingelegt war, wurden Goethe und Schiller gekräht und mit einer Laterne hinten und vornen beleuchtet; jede heimliche Schönheit wurde ans Licht gezerrt und ihr der Hals abgedreht, jeder Zauber in Selbstverständlichkeit übersetzt und jeder Schmelz berührt mit tappenden Fingern. Wozu denn immer fragen? Es gibt in der Schönheit oft nichts zu erklären und zu verstehen, nur zu empfinden. Wozu denn fragen? Es gibt im Leben oft nichts zu denken und auszusprechen, nur zu ahnen. Und die Menschen, die nicht ahnen und empfinden können, werden's nie begreifen. Den Kerlen war nichts heilig. Ich konnte mir nicht mehr helfen, ich mußte alles heimlich vorher lesen, ehe es in der Schule an die Reihe kam, denn das erste Mal mußte ich's allein für mich haben. Dann ging ich und biß die Zähne zusammen, wenn's in der Schule gelesen wurde, und zitterte doch wieder, wenn eine schöne Stelle nahe kam und verschlungen wurde. Ich konnte es nie begreifen, denn die Kühe und Ochsen draußen fraßen doch auch bloß ihr Gras und ließen die Rosen und Veilchen stehen.

Weil ich nicht Gastschildmaler werden durfte, hatte mir mein Vater zum Geburtstag eine Geige geschenkt, und er brachte mir selber die Anfangsgründe bei. Er hatte einen festen Strich und eine rauhe Art der Schule, und obwohl ich Freude am Geigen hatte, war mir doch immer auf die Stunde bange, wo ich die Finger aufs Griffbrett hinsetzen mußte und er kommandierte. Aber wenn dann die Sache im Gang war, und meine halbe und seine ganze Geige zusammenstrichen, so gab's doch ein schönes Klingen, und ich vergaß oft, daß er neben mir saß und glaubte, meine Geige mache allein Musik, bis mich ein ungeduldiges Wort herausriß und er mit dem Bogen aufs Pult klopfte. Mein Vater war sehr jähzornig, und alles mußte wie geschmiert gehen, wenn er's sagte; am wenigsten vertrug er Widerspruch. Es konnte Momente geben, wo er sich nicht mehr kannte und wo man ihn nicht weiter reizen durfte. Meine stille Mutter

verstand es freilich, ihn zu behandeln; aber wir Kinder hatten noch kein fremdes Menschenherz kennen gelernt und blieben bei dem, was unser Herz sagte. Heute weiß ich wohl, daß meine Mutter auch ein eignes Herz hatte, das wohl oft gezuckt hat, ehe es in ruhigem Schlag den Takt meines Vaters schlug und eine fröhliche Melodie sang.

Damals aber wußte ich's noch nicht, als ich an meines Vaters Seite geigte und mit ihm vom Blatte spielte.

„Fis", rief mein Vater dazwischen.

„Nein, Vater, f."

„Wenn ich fis sag', so spielst du fis, Bub."

„Aber Vater, 's steht doch f da in den Noten!"

Da wurde mein Vater blutrot im Gesicht, daß ich Angst bekam, seine Zornader schwoll, und er schrie:

„Und wenn zehnmal f da steht — wenn ich's sag', heißt's fis, du Herrgottsakermenter," und er schmiß die Geige an die Wand, daß sie in Stücke zersprang.

Seither spielten wir nicht mehr zusammen. Er sah mich unheilvoll an, ich ging meinem Vater aus dem Weg und sprach kein Wort mehr mit ihm, als wenn ich mußte. Ich verbiß mich in ein Schweigen, ich sagte auch meiner Mutter nicht mehr, was ich dachte, heucheln konnte ich nicht, und wo der Mund mir verbunden wurde, verschloß ich's im Herzen. Aber ich fing an, jedes Wort meines Vaters auf die Goldwage zu legen. Wenn er irgendwo unrecht hatte, so frohlockte ich, und mein Herz sagte nein, wo sein Mund ja sagte, auch wenn er recht hatte; ich sagte zu schwarz weiß, wenn mein Vater darüber urteilte, und das erst nur im geheimen. Aber als die Kampfstimmung wuchs und nach außen schlug, da sagte ich's auch meinem Vater ins Gesicht und zog den kürzeren. Es enstand eine Zeit dunkeln Streites und Widerspruchs in allen Dingen, und ich steckte meine Schwester damit an und zog sie mit hinein. Das verbündete uns noch fester, und obwohl wir damals uns oft schlugen und Händel hatten, vertrugen wir uns in diesem Punkt gut. Ich war jetzt ziemlich stark geworden und band oft mit meiner Schwester an mit Püffen und Hieben, die redlich heimgezahlt wurden; denn meine Schwester war immer stärker gewesen als ich. Aber eines Tages wurde es bluternst. Wir waren über einen Hasen in Streit geraten und gingen aufeinander los wie Kampfhähne; und da kriegte ich meine Schwester an beiden Handgelenken zu fassen und hielt sie, und sie konnte nichts machen, so sehr sie sich wehrte und wand: ich war stärker geworden als sie. Von diesem Augenblick an hatten wir uns lieber als vorher, wir schlugen uns nie mehr, und ich hütete und schützte sie.

Ich galt als unpraktisch bei meinem Vater, obwohl ich's eigentlich nicht war; ich hatte nur Freude an andern Dingen als er, und wenn ich mit Hand anlegen und ihm helfen sollte, so verlor ich mich bald in Träumereien. Das gab wieder böse Worte und verbitterte mich. Jetzt wollte ich gar nicht mehr helfen, und wollte auch sein, wofür ich ihm galt. Und unser kleiner, gelber Rattenfänger, das Schnauzerle, gab meinem guten Willen den Rest.

Wir hatten ihn vor Jahren als ganz junges Tierchen bekommen, gegen den Widerstand meiner Mutter, weil sie für ihre guten Stuben fürchtete. Aber wir wünschten es so, und der Vater tat uns den Willen. Es war ein köstlicher junger Schnauzer, goldgelb, mit treuen, braunen Augen und einer angeborenen Liebenswürdigkeit und Heiterkeit des Gemütes. Sein Schwanz war eine Seltenheit, ein natürlicher, kurzer Stumpfschwanz, und sein Vater war darum prämiiert. Der Schwanz leuchtete weiß, und da er immer in Bewegung war vor tiefem inneren Leben und im Dunkeln beinahe hin und her funkelte, so nannten wir ihn den Morgenstern. Meine Mutter ging drei Tage unwillig umher ob des Hundes und sprach ihren Unmut darüber aus, aber am dritten Abend sah ich sie mit einer Schale Milch heimlich an das Hundehäuschen gehen, wo sie ihn streichelte und fütterte.

Der Schnauzer war nun oft mein Trost, wenn ich niemand mehr hatte, der mich verstand. Ich nahm ihn heimlich mit in mein Zimmer und sagte ihm alles und sprach mit ihm; er sah mich aufmerksam an, wedelte mit dem Morgenstern, sagte mir, ich solle nicht traurig sein, er wolle mir die Hand lecken und immer bei mir bleiben, und lockte mich wieder heraus in den Garten einer Katze nach. Er konnte auf schiefstehende Bäume klettern von Ast zu Ast, jagte die Raben auf dem Felde auf, weil er die Gesellen nicht leiden konnte, er konnte durch jedes Wasser schwimmen und noch dazu bellen. Er apportierte eine Ente, wenn man einen Stein ins Wasser warf, der untersank, und mein Vater mußte manchen blanken Taler auf den Tisch legen für ihn. Aber man konnte ihm nie böse sein, er war ein zu guter Schelm. Er wußte ganz gut, daß man nicht die Ente gemeint hatte, sondern den Stein gebracht haben wollte, aber er konnte sich den Spaß nicht versagen, da sein Humor unerschütterlich war. Er konnte richtig lachen, wenn man vergnügt war, indem er sein Maul offen ließ und die Lefzen herunterzog; er war oft auch sehr traurig in den Augen und konnte einen Schmerz tagelang nicht überwinden. Er ging einen halben Kilometer auf den Hinterbeinen und lernte alles, was ein Zirkushund konnte, vom Zusehen.

Als er in Ehren grau geworden war, befielen ihn die Beschwerden des Alters; er hatte Asthma, bekam Krämpfe und nahm lästige Gewohnheiten an, und wir beschlossen, er müßte weg. Da gab ihn mein Vater einem Unbekannten auf die Alb, viele Stunden weit weg.

Ich trauerte um ihn und empfand erst jetzt, was er mir für ein Freund gewesen war, und erkannte unsre Hartherzigkeit. Es dauerte lange, bis ich mich darein gab, und schließlich dachte ich über meinen andern Nöten nur noch selten daran. Und eines Morgens im Winter, nach langer Zeit, sitzt der Schnauzer wieder in seiner Ecke beim Ofen, einen abgerissenen Strick um den Hals, keuchend verwahrlost und schmutzig, und bettelt um Liebe und freut sich und lacht.

Da gab es einen Riß in meinem Herzen. Ich nahm den Schnauzer und fütterte und herzte ihn, und dann ging ich mit ihm hinüber in den Garten. Ich hatte nur ein scharfes Messer, ich streichelte ihn, küßte ihn und stieß ihm das Messer ins Herz.

Ich habe seither nie mehr darüber sprechen können, und meine Schwester weint, wenn ich so pfeife, wie wir unserm Schnauzer gepfiffen haben.

V

Das alles machte mich immer traurig, ohne daß ich recht wußte, woran es eigentlich lag. In der Schule wurde ich gleichgültig und ließ nach, was sich besonders in einem Fach bemerkbar machte, in dem ich nie ein Held gewesen war. Die Mathematik war meinem Hirn verschlossen. Zwar konnte ich vorzüglich Kopfrechnen, die Arithmetik hatte ich gern. Aber es gibt auch Menschen, die nicht musikalisch sind oder kein Talent zum Malen haben, und so wird es wohl auch Menschen geben, die kein Talent zur Mathematik haben; sie erschien mir zwar nie als eine Kunst, nicht einmal recht als Wissenschaft gegenüber anderm, aber ich tröstete mich mit diesen Gedanken und habe im Grunde immer eine Spur Mitleid gehabt mit den großen Mathematikern. In meinen Kopf ging's nicht hinein, und schon das letzte Mal war's knapp am Sitzenbleiben gestreift. Zwar ließ mir der Vater Nachhilfstunden geben, aber ich hatte das Interesse verloren und ging dumpf weiter. Mochte ich das nächste Mal durchfallen und ihnen Schande machen. Es war so schon so traurig bestellt, jetzt kam's darauf auch nimmer an. Es würde schon ein Ende geben irgendwie.

In dieses Dunkel fiel eine Funke, der leise aufglänzte und still erlosch.

Vor vielen Jahren hatte ich schon das Wort Lisa Grathwohl gehört, das hatte einen seltsamen Klang gehabt. Nun kam in meine Klasse einer, der hieß Gustav Grathwohl, aber der Klang von damals war nicht dabei; ich wunderte mich und hörte den Unterschied deutlich, wie eine Saite in mir mitzitterte, wenn jemand Lisa Grathwohl sagte. Und eines Tages sprach meine Schwester von einer neuen Freundin und sagte das Wort mit dem Klang. Ich fühlte, wie eine Blutwelle mir zum Herzen schoß, nahm meinen Hut und ging hinaus in den Weinberg. Dort stand ich lange, ich wußte nicht, wie ich hergekommen war, es war Frühling, und die Sonne schien. Vor mir lag ein großer Block von Tuffstein, fast von Efeu überdeckt, und eine Eidechse saß unbeweglich darauf und sah mich an. Ich stand und dachte: Lisa Grathwohl. Dann öffnete ich die Lippen und sagte: Lisa Grathwohl, und erschrak, als ich's gesagt, daß die Eidechse es gehört hatte. Und dann sah ich, wie sie war, obwohl ich sie nie gesehen hatte. Ich sah in ein Gesicht und sah zum erstenmal mit Bewußtsein einen Menschen. Ich sah, daß er zart und lieblich war und gut wie kein andrer von denen, die ich kannte, und ich sah, daß er ein Mädchen war. Mir war, daß ich noch nie ein Mädchen gesehen hatte, und daß die Frauen, die ich kannte, etwas anders waren als sie. Ich zitterte und schloß die Augen, und auf einmal spürte ich die Sonne. Noch niemals hatte ich die Sonne so gespürt wie etwas Lebendiges, sie war warm und tat wohl, und als ich die Augen öffnete, da sah ich die Sonne zum erstenmal in meinem Leben. Ihr Schein lag vor mir und um mich, ich ging in Sonne, und sie lag auf meinem Scheitel. Ich nahm sie mit mir, wenn ich ging, und der Glanz war noch um mich, nachdem die Sonne am

Himmel längst untergegangen war. Ich ging wie im Traume heim und lag nachts im Bette wach von einem warmen Leuchten, das mein Zimmer füllte.

Am Morgen ging ich fröhlicher in die Schule als je seit Jahren. Und dort sah ich Gustav Grathwohl neben mir sitzen. Er war anders als früher, und ich erinnerte mich, daß er von jeher neben mir gesessen hatte, ohne daß ich es recht wußte; wir hatten miteinander gesprochen, von uns abgeschrieben und uns eingeblasen, aber so, wie wir's von allen andern taten; jetzt war auf einmal etwas Neues und Geheimnisvolles dabei, ein unerklärliches Band; ich behandelte ihn mit Achtung und suchte seine Freundschaft, weil er so hieß wie Lisa; ich wußte, daß er nicht mit ihr verwandt war, aber er trug ihren Namen, und das hob ihn vor den andern heraus. Dabei nahm ich jetzt wahr, daß ich jedesmal tief rot wurde, wenn Gustav aufgerufen wurde, weil ich den Namen allen laut preisgegeben sah. Und doch beglückte es mich.

Mit einem Schlage hatte sich mein Wesen verwandelt. Meine Trauer war verschwunden, ich war frisch und fühlte mich kräftig, und meine Mutter sah mich erstaunt an, als ich pfeifend nach Hause kam.

Und am Mittag dieses Tages sah ich Lisa auf der Straße. Ich kannte sie nicht, und ich kannte sie so gut; mein Herz schlug und schlug, ich wollte mich in eine Gasse drücken und konnte doch nicht, und ich zog den Hut tief vor ihr, als sie vorbeikam. Ich grüßte sie, und ich weiß nicht, woher ich den Mut dazu genommen. Und als sie vorüber war, da atmete ich auf und fühlte, wie es in mir strahlte und daß ich sie lieb hatte.

Nun begann eine Zeit des Aufwachens für mich. Ich schämte mich, daß ich so unordentlich angezogen war, ich schämte mich meines linkischen Ganges; ich hatte meine Schwester lieber als vorher, nur mußte ich mich zusammennehmen, um nicht rot zu werden, wenn sie von Lisa sprach. Mit Gustav schloß ich feste Kameradschaft, und wir begleiteten uns täglich nach Hause abwechslungsweise. Meines Vaters Reden ertrug ich gelassener und fing an, wieder mit ihm zu sprechen und sogar offen mit ihm zu streiten. Ich fürchtete mich nicht mehr vor ihm. Und nun suchte ich Lisa zu sehen, so oft ich konnte, wenn auch nur von ferne. Ich kannte ihr Haus jetzt, und wenn ich daran vorbeiging, pochte mein Herz schon in weiter Ferne. Ich erschrak vor Freude, als meine Schwester sagte, sie würde jetzt mit Lisa zusammen in die Singstunde gehen; war es möglich, daß ich sie je im Leben sprechen konnte? Ich war so glücklich, sie nur zu grüßen. Aber nun zerbrach ich mir den Kopf, wie ich es anfangen sollte, ein Wort zu ihr zu reden. Ich wollte ihr einen Ring nachtragen und sie fragen, ob sie ihn vielleicht verloren. Zehnmal wartete ich sie ab, aber wenn ich sie sah, gebrach mir aller Mut, und ich ging an ihr vorüber, nur um sie zu grüßen. Sie grüßte immer wieder, und ich danke ihr heute noch für diese köstliche Gabe des Kopfneigens und Lächelns, das mich so reich und glücklich machte.

Ich stieg mit Gustav auf unsern Kirchturm hinauf, um von dort oben ihr Haus zu suchen. Ich ging die gleichen Stufen, die ich mit meiner Schwester einst gegangen war, um Dohlen zu holen, aber ich konnte jetzt drei zugleich

nehmen und stürmisch hinaufspringen und dachte nicht mehr ans Stufenzählen. Und oben sah ich, wie schön unsre Stadt war. Die rotbraunen Giebeldächer der engen Straßen, die in der Sonne lagen, und andre im dunkelblauen Schatten, ein Rauchwölkchen aus Schornsteinen, ein grüner Garten hie und da, und an den Enden die alten Reichsstadttürme. Die Menschlein in den Straßen waren wie schwarze Ameisen, und mich packte ein plötzliches Verlangen, den guten Leuten da unten auf die Köpfe zu spucken. Ich tat's auch, aber es reichte nicht so weit. Und weiter draußen lockten die Weinberge und dahinter die kühnen und trotzigen Formen der Albberge mit Rasen und dunkelm Laubwald. Und ganz weit draußen glitzerte der Neckar.

Da faßte mich eine helle Lust, fortzugehen auf diese Berge und in diese Wälder und an den Fluß und es ihnen allen zu sagen, wie lieb ich Lisa habe.

Und ich fing bei meiner Eidechse an. Jeden Abend ging ich hinauf in den Weinberg, wartete sie ab und sagte zu ihr: Ich habe Lisa lieb; sie sah mich an und lauschte, und sie kannte mich, wenn ich kam, und floh nicht mehr. In den Ferien aber wollte ich in den Wald gehen.

In der Schule raffte ich mich kraftvoll auf. Zwar war ich stundenlang in Gedanken bei Lisa und hörte kaum, was gesprochen wurde; aber es ging trotzdem viel besser als zuvor, und ich würde im nächsten Frühjahr damit fertig sein. Aber ich empfand die Demütigungen in der Schule noch tiefer als bisher und lebte wie seit Jahren in beständiger Aufregung und Angst vor jedem neuen Tag.

Die Ferien kamen näher und ich freute mich heimlich auf den Wald und auf das schöne Leben. Die Ferien begannen, und am ersten Tage sagte mir meine Schwester, daß Lisa sich morgen verloben werde.

Ich sagte nichts, sah sie nur an und ging fort. Ich lief die Straßen durch die Stadt, die Leute standen und gingen wie Holzpuppen umher; ich kam durch ein Dorf, sprang über einen Bach und ging einen Berg hinauf. In den ersten Stunden dachte ich nichts; ich marschierte auf der Landstraße, stolperte über große Heiden, kam durch Wälder, aber sie waren fremd und leblos, und mein Gehirn arbeitete nicht mehr. Ich hatte nur ein unbestimmtes Verlangen in mir, vor dem mir graute und das ich nicht zu denken wagte, aber es war ein unabänderliches Ziel, und ich verheimlichte meinen Gedanken vor mir selbst. Ohne Bewußtsein ging ich und ging, an Brunnen und Häusern vorbei, und ich hatte eine Art Freude, daß jetzt mein Ziel nahe sei; ich wußte weiter hinten Felsen, die senkrecht ins Tal abstürzten, mitten im Gebüsch. Ich kam an den Wald und sah die ersten Felsen weiß durch die Bäume schimmern, und ging über den Acker, hinter dem der Rand mit dem Buschwerk begann. Ich faßte einen bestimmten Punkt ins Auge, auf den ich loshielt, dort wollte ich über die Felsen gehen.

Ich dachte nichts weiter, ich fühlte keinen Schmerz, ich wußte nur, es mußte so sein. Ich stand am Rand, packte das Buschwerk und schlug es auseinander und hob den Fuß zum letzten Schritt. Da lag vor mir ein tiefes Tal in grünen Wiesen, und ein Bach glänzte in Windungen hindurch; eine blendend weiße

Wolke stand am blauen Himmel und spiegelte sich in einer Windung des Baches; und zu beiden Seiten stiegen die schroffen Felsen auf, weiß und grau, ein verborgener Wasserfall rauschte, und Sonne füllte das ganze Tal. Ich schaute nur, und es schoß mir heiß die Backen herunter. Da ließ ich das Buschwerk fahren, warf mich in die Ackerfurche und schluchzte. Ich biß in die Krume, ich nahm Gras zwischen die Zähne und krallte mich in die Erde ein. Es ging ein Geruch von ihr aus, der mich kräftigte, und ich legte mich fest an sie wie in starke Arme, die mich an der Brust hielten. So lag ich endlos lange, und die Tränen hörten nicht auf.

Aber als ich satt geworden war von meinen Schmerzen, stand ich auf und ging landeinwärts. Ich kam auf eine freie Heide mit vereinzelten gewaltigen Bäumen und legte mich unter eine alte große Buche hin.

Da fiel mir wieder meine ganze schöne und traurige Jugend ein. Warum hatte mich mein Vater nicht verstanden und mich in die Irre getrieben, daß ich stumm und verstockt im Dunkeln ging, einsam mitten im Leben der Familie? Warum hatte ich keine Begabung für Mathematik und mußte unaufhörlich vor jeder Stunde zittern und auf Arrest und Nacharbeiten gefaßt sein? Warum hatte ich niemand, der mich lieb hatte, und warum hatte mir Gott die Lisa gezeigt und mir eine tiefe Liebe zu ihr ins Herz gelegt? Warum hatte er mir das einzige genommen, das mich wieder ins Leben hob und auf einem abschüssigen Pfade aufhielt?

Ich fand keine Antwort und hielt meine Schmerzen still und bang verschlossen.

Da hörte ich einen leisen Knall wie einen Pistolenschuß aus weiter Ferne; ich wußte, was es war; ich lag auf der Fohlenweide eines Gestüts, das unserm König gehörte, und der Roßhüter trieb jetzt heim. Da erwachte eine leise Freude in mir, denn es war immer unser Lieblingsplatz gewesen und unsre heimliche Lust, die schönen, wilden Fohlen springen und spielen zu sehen. Ich richtete mich auf und sah die schwarzen und braunen Punkte in der Ferne in Rudeln stehen und freute mich auf sie. Sie kamen näher und näher, manchmal galoppierte ein Haufen im Mutwillen daher, hielt wieder still und wartete auf die andern: einige stiegen in die Höhe und spielten miteinander. Dann warfen sie sich auf den Hinterbeinen herum und rasten wieder in entgegengesetzter Richtung weiter, um bald wieder zu halten und zurückzukommen; eins warf sich auf den Boden und wälzte sich in der Abendsonne, oder es trabten zwei zusammen und hatten die Mäuler beieinander und leckten sich im Traben wie in guter Liebe. So kamen sie zu mir und freuten mich und zogen an mir vorbei heim in den Stall. Da wandte ich mich und schritt rüstig die Straße weiter und hieb den aufgeschossenen Stengeln die Köpfe ab und sprang den Berg hinunter und schritt der Heimat zu. Das Leben hatte mich wieder an seine Hand genommen und zog mich mit sich und führte mich durch neue Tore in stille und dunkle Gassen.

In diesen Ferien griff ich wieder zur Geige; ich übte viel und brachte mich ein großes Stück vorwärts. Ich ging in die Berge und strich auf den Straßen

der Alb umher. Von einem Kesselflicker erhandelte ich unterwegs eine alte Geige mit großem und weichem Ton, Gott weiß, wem sie gehörte, und trug sie glücklich unterm Arme heim. Wenn ich sie spielte, so dachte ich an Lisa, und trug eine reine und schöne Freude an ihr mit mir herum: ich war froh, daß ich ein schönes und gutes Mädchen geliebt hatte und daß ich die Trauer um sie in mir verschließen konnte. Und als der Winter kam, setzte ich mich hinter die Bücher und schaffte, denn ich wollte endlich meine Demütigungen vom Halse haben. Ich bestand im Frühjahr die Prüfung gut und war nun frei: das Leben fing jetzt an. Es lag vor mir ausgebreitet wie ein großes Feld von Früchten, ich durfte nur zugreifen und mir die besten auslesen. Ich wollte sie mir alle ansehen und hier und da kosten und einen Apfel anbeißen, eine Birne oder einen Pfirsisch, und das, was mir am besten schmeckte, wollte ich nehmen und in meinen Garten pflanzen und davon leben. Es war so leicht und schön, und die Erde war nur Blüten und Duft.

VI

Meines Vaters Gesicht hellte sich auf, als ich gerüstet vor ihm stand, um die Universität zu beziehen. Sein Stolz war erregt und sah mich schon eine schöne Stufenleiter erklimmen. Die Wahl war einfach und naheliegend. Ich sollte Jurist werden; es gab keine angenehmere Stellung im Leben, man hatte nicht viel zu tun, genoß Ansehen bei allen Leuten und konnte täglich sein Vesper oder den Kaffee in der Weinstube würzen, wie es Amtsrichter und Rechtsanwälte in unsrer Stadt taten. Außerdem war der Onkel Christian Landgerichtsrat und riet dazu. Ich war damit einverstanden, denn ich wußte keinen Gegengrund, und so bezog ich fröhlich eine große Universitätsstadt mit einer berühmten Fakultät. Gustav ging mit. Vorderhand wollte ich aber einmal sehen, was eigentlich das Leben war. Das Leben, das für mich noch keinen rechten Sinn und Inhalt hatte, das man notwendig leben und durchlaufen mußte, ohne daß man es wollte.

Ich kam zum erstenmal in ein Theater, und ich hörte Musik. Es ergriff mich in allen Grundfesten meines Wesens, und ich beneidete die Glücklichen, die so etwas konnten: andre Menschen ergreifen und hinreißen. Sie wußten, was das Leben war; ihr Leben war ausgefüllt mit einem Großen, dem Größten auf der Erde: Schönheit zu geben. Sie waren stark und hoben die Armen vom Boden auf, die im Dunkel und Staub hinkrochen, und gaben ihnen Freude. Sie waren das Leben wert.

Natürlich besuchte ich immer die Galerie, um so oft wie möglich hereingehen zu können, unter Rücksprache mit meinem Geldbeutel. Dort oben saß ich mit geschlossenen Augen und jauchzte bei jeder Schönheit, hörte zu, als ob Spiel und Musik nur für mich aufgeführt werde, und gab meinen Beifall nach Herzenslust zu erkennen. Oft stand ich stundenlang vor dem Theater, um ein Billet zu bekommen, und bei den großen Wagnerstücken nahm ich zwei Mahlzeiten mit, weil ich von Mittag bis Mitternacht warten und hören und sehen durfte.

Und ich sah Bilder und Skulpturen. Ich stand vor jedem lange still und lebte mich in das hinein, was es vorstellte; ich las aus jedem Werk noch das

Gesicht des Künstlers heraus und sprach mit ihm. Ich lobte und tadelte nie. Ich wollte verstehen. Auch das, was mir nicht gefiel, wollte ich aus der Seele des Schöpfers heraus begreifen und so erfahren, was für ein Mensch es war, der hinter dem Werke stand. Dabei kam ich noch oft in Streit mit Gustav, der seine Meinung kurz und bündig hinwarf.

Nebenbei steckte ich meine Nase auch in die Bücher; aber was ich las und hörte, schien mir nicht besonders verlockend, und ich schlug sie wieder zu, um zu anderm zu greifen: Romane und Gedichte. Die Romane behagten mir nicht; freilich, ich kam mit einem Herzen voll Mörike her und war stolz auf ihn als sein Landsmann, viel stolzer als auf Schiller. Da waren die Lyriker andre Leute, sie hatten Herz und Takt und Musik.

Dazu trieb ich naturwissenschaftliche Studien auf eigne Faust, und staunte, und es tat mir leid, daß wir in der Schule so viel kostbare Zeit nutzlos vergeudet hatten, um ewig neu die Geschichtsdaten zu lernen und einen klassischen lateinischen Stil zu schreiben oder um Mathematik und tausend andre Dinge zu lernen, die für mich von vornherein wertlos waren. Man sollte sein Gedächtnis üben und seinen Geist daran schärfen, waren die Phrasen der Lehrer. Warum ums Himmels willen konnte man das nicht an Zoologie und Botanik, an richtiger Physik und Chemie? Das aber war uns vorenthalten geblieben, worauf das ganze neue Leben sich gründet.

In diesem schönen Lotterleben fühlte ich mich trotz allem wenig befriedigt; ich wollte selber etwas leisten, und so schlug ich die Juristenbücher wieder auf. Es war nun einige Zeit verflossen, und ich mußte mich notgedrungen intensiver mit ihnen abgeben. Was ich fand, verstimmte mich. Die Professoren, meist alte, mir widerwärtige Kerle, erregten meinen Widerspruchsgeist, und die Bücher schienen mir auf meine Fragen oft verkehrte Antwort zu geben. Ich arbeitete mich tüchtig hinein und wurde immer trauriger. Mein Herz hätte regelmäßig freigesprochen, wo eine Verurteilung verlangt war, und hätte verurteilt, wo das Juristenrecht freisprach. War das das Recht? Mußte man in die alten Schläuche nicht unaufhörlich neuen Wein füllen, wenn sie für eine neue Sittlichkeitsauffassung genügen sollten, wie sie unter dem Einfluß der Naturwissenschaften und durch die Vertiefung des persönlichen Innenlebens sich bildete? War unsre Zeit nicht in lebendiger und rascher Entwicklung, die einen neuen Geist verlangte für die alten Formeln? Ich sah: man konnte eine Formel auslegen, wie man wollte, drehen und wenden; ging es da nicht wie mit den Bildern und ihren Schöpfern? Kam es nicht auf das Herz an, das dahinter stand, und nicht auf Formeln und Paragraphen? Ich sah, wer ein warmes Herz hatte, der konnte sein Herz aus dem toten Wort sprechen lassen und es zum Leben rufen; wer ein Rechtsmensch war, der sprach ein Recht, das für uns tot und lange gestorben war. Und ich sah mir die Leute an, die heute lehrten und Recht sprachen, und alle meine Fachkameraden. Mich wunderte, daß sie so wenig wußten vom Menschen, über den sie urteilten und über den sie sich als Richter stellten. Keiner meiner Kameraden wußte, wie ein Mensch innerlich gebaut war, wo seine Nerven und

Blutgefäße liefen, wie Herz, Lunge und Nieren beschaffen waren; keiner von ihnen wußte von der Zelle und ihrer Bedeutung; keiner von ihnen wußte, wie er selber innerlich aussah, auch nur körperlich; keiner von ihnen hatte vollends einmal über seine Seelenbeschaffenheit, über seine eigne Schuld oder Unschuld, über seine innere Berechtigung zum Richter nachgedacht; wie konnten junge Menschen und alte Spießer, die ihre eigne Psyche nicht kannten und dem Nebenmenschen niemals psychologisch nahe kamen, sich ein Urteil über andrer Menschen Inneres herausnehmen? Wie konnten sie einen kranken Menschen verstehen, der doch anders handelt als ein gesunder, und über Menschen urteilen, wenn sie nicht ihre Schmerzen verstanden, die uns doch alle auf Irrwege treiben? Durfte man über andre urteilen, ehe man sich nicht in ihren Gedankengang hineingelebt hatte, der sie zu einer Tat trieb? Und mußte man, wenn man das tat, sie nicht verstehen? Wenn man aber verstand, konnte man nimmer richten. Und ich verstand so gut. Ich hätte nie eine Kindsmörderin verurteilt, weil sie in Not, in Schwäche und Aufregung handelt, in einem nicht normalen und gesunden Zustand. Aber ich hätte viele Richter und Staatsanwälte verurteilt, wo sie ein lächerliches Recht sprachen. Warum konnte man sie nie packen, waren sie unantastbar in ihrer Person? Ich kannte so viele und ihren Bildungsgang und ihre Seelenverfassung. Die Bildung reichte nicht über die Juristerei hinaus, ließ Naturwissenschaften und Kunst unbehelligt und verstieg sich nie zu einem Menschentum. Die Seelenverfassung hatte sich an Biertischen und Kneipen gekräftigt und bei Dirnen und Kellnerinnen ihre Weihe geholt, sie kannten unter sich nichts als die Zote, aber sie machten Bücklinge vor den Mädchen der Gesellschaft. Zum Teufel, das war Heuchelei. Mir trieb's das Blut ins Gesicht, wenn ich einen Burschen ein gesundes und reines Mädchen durch gesellschaftliche Liebenswürdigkeit blenden sah, von dem ich wußte, daß er diese Nacht von der Dirne kam.

Freilich, ich selber war nicht schuldlos. Ich steckte im Schmutze so tief wie jeder andre, ich habe alles Schlechte getan, was ein Mensch tut, und habe es nachher in Schmerzen gebüßt. Das will ich alles auf meine Kappe nehmen, wie ich muß, obwohl ich es vorher nicht kannte; und ich habe oft mit Trauer gedacht, warum ich zu Hause niemals ein Wort der Aufklärung bekommen und alles selber am eignen Leibe erfahren mußte. Ich floh zu Frauen, als ich in meiner Unbefriedigtheit verzweifelte, aber ich war nie gemein im Grunde; ich suchte Rosen im Schmutze, ich wollte Liebe haben und Liebe geben. Ich gab immer mehr als ich empfing und sah im geringsten Weib noch den Heiligenschein, vor dem ich kniete. Ich hätte so gerne irgendein verachtetes Geschöpf an mein Herz gezogen und ihm eine große Liebe geschenkt, um es rein und glücklich zu machen.

Daraus habe ich nie ein Hehl gemacht und habe den Staub, der an mir ist, nicht verborgen. Ich leitete mir aber auch ein Recht daraus ab, den Staub, den ich an andern sah, zu bekennen und sie darum zu verachten, so wie ich mich verachtete, die Gemeinheit aber zu geißeln und an den Pranger zu stellen; denn ohne Kritik konnte es keinen Fortschritt geben.

Pfeifendeckel, Fortschritt. War's möglich? Es gab da ein Gebiet im menschlichen Leben, an dem alle Entwicklung der Neuzeit spurlos vorübergegangen war. Ueberall war Frühling im geistigen Leben, es sproßte und trieb mit einer nie gekannten Kraft, man riß die Fenster auf und ließ Licht und frische Luft herein. Wie ein Rausch der Genesung war es über uns gekommen, eine lange verhaltene Kraft schoß und sprudelte aus neuen und alten Quellen und riß sich frische Bäche in die alte Erde. Die Künstler hatten die Augen bekommen für das Innerliche jedes Geschöpfes, sie malten die Luft, sie malten die Wolken, sie malten Bäume, die sangen, und Krüge und Töpfe, die lachten und weinten und eine Seele hatten: ihre Seele. Die Dichter hatten den Ausdruck der neuen Zeit gefunden nach langer Dürre und strömten ihr Blut in die Welt. Die Musiker rangen und suchten. Die Technik übernahm die Führung über alle Länder, und die Wissenschaft atmete auf wie in der Morgenluft. Die Naturwissenschaften befruchteten sich und trugen nie geahnte Blüten und Früchte. Die Medizin vertiefte sich, und das Messer der Chirurgen wagte sich an Hirn und Herz mit großem Glück; selbst bei den Theologen wehte, noch zaghaft, ein frischer Wind, und eine streitbare Jugendkraft brach mit überlebten Vorurteilen; sie fand zuweilen schon den Mut der persönlichen Ueberzeugung und setzte sie durch gegen vertrockneten und abgestorbenen Formelkram.

Aber die Juristerei saß ruhig auf ihren Lorbeeren, aufgeblasen und dünkelhaft, und fühlte sich als Richter und Herrscher über die ganze Welt. Rückständig bis in die Knochen und am toten Buchstaben klebend. Es gab Ausnahmen, natürlich. Ich kannte einen mit schneeweißem Haar und einem Feuergeist, der war aber kein Jurist, sondern ein Mensch; und wo ich noch sonst, ach, so selten, einige sah, da waren es hervorragende Menschen, Künstler und Kinderherzen unter einer Juristenhaut. Sie waren nicht die Juristen. Ich sah, daß es auf die Persönlichkeit ankam, die urteilte. Ich fand in den Urteilen des obersten Gerichts über jeden Fall zwei entgegengesetzte Entscheidungen, wenn ich nur suchte, und ich hätte mir wohl gern den Spaß gemacht, zwölf verschiedene Gerichte gleichzeitig mit derselben Frage zu befassen; ich wußte, sie würden zu zwölf verschiedenen Entscheidungen gekommen sein, zu Schuld- und Unschuldspruch mit allen Nuancen dazwischen.

Dazu war alles, was ich las, in einem miserablen Deutsch abgefaßt, das mir das Herz im Leib umdrehte. Wo waren die Juristen geblieben, da man die neue Welt verteilte?

Unlustig und unglücklich lebte ich dahin, und es fehlte die rechte Kraft und Freude. War das alle die Jahre wert, die hinter mir lagen in Schmerzen, und die vor mir kommen mußten und gehäufte Schmerzen bargen? War das der Inhalt des Lebens? Und was konnte ich in dieser Art Leben leisten?

Da fiel ein Licht auf mich, das allen Abgrund erhellte.

Seit kurzem begegnete ich in einer Gasse oft einem jungen Menschen in abgerissenem Kittel, der merkwürdig leuchtende Augen hatte. Ich kannte ihn nicht, aber als ich ihm zum zweitenmal begegnete, mußte ich ihn grüßen. So

gingen wir einige Tage aneinander vorbei, bis ich ihn eines Abends bei Gustav traf. Wir sahen uns an und lächelten. Und als wir uns die Hand gaben, wußten wir, daß wir Freunde waren. Er war Buchhändler und lud mich ein, ihn zu besuchen, um seine neuen Bücher zu sehen. Ich nahm mit Freuden an.

Peter bewohnte eine kleine Stube vor der Stadt, die mit Büchern angefüllt war; auf dem Tisch stand ein Wasserglas mit einer roten Rose. „Ich habe sie im Abonnement, die Rosen," sagte er; „jeden Morgen gehe ich an einer Gärtnerei vorbei, und habe mit dem Gärtner verabredet, daß ich irgendeine Rose auslesen und mitnehmen darf."

Ich erzählte ihm von unserm Garten daheim und von dem blauen Flieder, der in großen Büschen über die Straße hing und von dem sich die Knechte brachen, um ihn den Pferden hinter die Ohren zu stecken.

„Das muß schön sein bei Ihnen. Erzählen Sie mir doch mehr von zu Hause."

Und ich erzählte, und während ich sprach, sah ich meine Mutter durch Türen und Flure gehen, sah meine Schwester und mich auf den Kirchturm steigen und Dohlen holen, sah uns im Kastanienbaum oben sitzen und das Gespräch der Leute belauschen, die unten vorbeigingen.

„Wir saßen einmal oben im Laub versteckt mit einem Kameraden und lasen Bücher. Da kam meine Mutter mit einem fremden Besuch, und sie setzten sich auf den kleinen Hügel unter unserm Kastanienbaum. Wir verhielten uns mäuschenstill und freuten uns über alles, was unten gesprochen wurde, denn es war manches dabei, was wir nicht hören durften. Wir stupften uns und verhielten das Lachen; nur ließen wir ihnen von Zeit zu Zeit ein Kastanienblatt auf die Köpfe fallen. Aber als nun der fremde Gast anfing, von dem Kameraden zu reden, der mit uns oben im Baume saß, und von seiner Unart und der Schwäche seiner Mutter, da konnten wir uns nicht mehr halten. Wir brachen in schallendes Gelächter los, worüber die Frauen entsetzt aufsprangen. Die Dame war sehr geknickt, als sie erfuhr, wer da oben saß, und meine Mutter rief, wir sollten herunterkommen. Wir taten's aber nicht, und holen konnte uns niemand in unsrer Höhe."

Peter lachte herzlich darüber. „Sie haben Ihre Mutter sehr lieb?"

Ich nickte. „Ja. Sie ist so gut wie kein Mensch mehr. Wir hatten einmal ein Mädchen, das uns treu diente. Eines Vormittags wollte meine Mutter Wein aus dem Keller holen, aber der Kellerschlüssel fehlte; sie stieg mit ihren vielen Krügen, einen an jedem Finger, hinunter, und ich trug das Licht. Die Tür stand offen, und unten saß vor unserm besten Faß das Mädchen und hatte Wein in drei Flaschen abgefüllt. Sie erschrak und konnte kein Wort sprechen.

„‚Was ist denn das, Guste?' sagte meine Mutter.

„Das Mädchen sagte trotzig und verwirrt, sie habe einer kranken Freundin Wein bringen wollen. Meine Mutter, die gut wußte, daß es gelogen und daß der Wein für einen Schatz bestimmt war, sagte freundlich: ‚Guste, bring den

Wein nur deiner Freundin; aber das nächstemal sagst du mir's vorher; ich werd' ihn dir geben. Der Herr erfährt nichts davon.'

„Da brach die Guste in Tränen aus und bat um Verzeihung. Mein Vater hat nie etwas davon erfahren, er hätte sie fortgejagt, und die Guste diente uns viele Jahre; sie hing mit einer großen Liebe an meiner Mutter."

Peter hatte eine Unmenge Bücher und Schriften daliegen. „Wollen Sie ein paar haben? Ich habe so viele Bücher, aber keines freut mich ganz, wenn ich's allein bei mir verschließe; Sie müssen sich ein paar herausſuchen."

Ich tat's sehr froh und sagte, daß bei mir zu Hause Bücher verpönt seien, weil sie nicht nützlich waren. Geliehen oder aus dem Bücherzirkel konnten wir haben, aber selber kaufen war ein Unfug. Dazu war das Geld nicht vom Herrgott geschaffen worden.

Da schenkte mir Peter drei schöne Bücher und schrieb seinen und meinen Namen hinein. „Ich mag nicht gern verleihen, lieber will ich's Ihnen schenken."

Ich war glücklich und dankbar.

Und dabei warf ich einen Blick auf den Tisch, auf dem die Schriften lagen. Er gab mir einen zerrissenen Zettel in die Hand. Mechanisch las ich und sah daß ein Vers darauf stand, eine kurze Strophe.

„Das ist hinreißend schön," sagte ich. „Wer hat das gemacht?"

Da sah ich ihm ins Gesicht und wußte es. „Sie sind ein Dichter," sagte ich leise.

Er sah mich traurig an. „Ich glaube, daß ich's bin."

Von nun an waren wir oft beieinander; ich war beglückt in seiner Freundschaft, bewunderte und liebte ihn. Wir gingen miteinander spazieren und ins Wirtshaus, wir lasen uns Bücher vor und hielten oft unsre Hand. Es war ein Leben von einem zum andern, das uns reich und froh machte.

Er nannte mich „Frühling" und behauptete, mein drittes Wort sei „der Frühling"; als ich mich wehrte und mir's verbat, lachte er und sagte, ich solle doch froh sein, er sei nur ein Spätling.

Er war schön und geistreich, und traurig bemerkte ich, wie arm und einfältig ich war und wie wenig ich zu geben hatte; ich wurde ganz still, wenn er seine Geige holte, denn davor konnte ich mich ins nächste Mausloch verkriechen mit meiner armseligen Geigerei, so schön und süß und traurig spielte er. Aber er umarmte mich dann und behauptete, ich sei ihm mehr wert als das bißchen Verstand, das er habe, und spottete über sich.

„Du Frühling du, was machst für Sachen; weißt du, wenn ich dich nicht hätte."

Aber er kehrte immer alles um. Er war's, der gab und schenkte aus seinem ganzen großen und zarten Herzen, er hielt mich aufrecht in meinem dunkeln Irren und tröstete mich, wenn ich verzagte. Und wir haben manchmal in einer Mondnacht auf einer Brücke gesessen und stundenlang miteinander geredet und geschwiegen und uns das Heimlichste und Reinste unsers Herzens sehen lassen. Ich habe in meinem Leben das Glück gehabt, einen Mann zu finden,

der ein Kind war und ein heimlicher König; geächtet zwar, wie alles Große und Gute geächtet ist zu irgendeiner Zeit, aber um so stolzer und reicher. Er hat mich in keiner Not verlassen und hat immer das Beste meines Herzens gewußt. Das ist mein köstlichster und reinster Gewinn vom Leben gewesen.

Ich bin oft in der Nacht gelegen mit geschlossenen Augen. Dann sah ich ihn durch eine Gasse gehen, die dunkel war; aber um ihn war Helle und Leuchten, und wo er hinging, wurde Licht und Tag und sank hinter ihm ins Dunkel zurück.

(Schluß folgt)

Zum Deutschen Derby 1905

Von

R. Henning, Major a. D. (Bern)

Wie es sich voraussehen ließ, hat „Patience" das Derby gewonnen.

Es liefen nur vier Pferde: des Grafen T. Festetics Fuchsstute „Patience" vom „Bona vista" und der „Podagra" unter 56½ Kilogramm um 2½ Länge Erste, vor Herrn Weinbergs „Festino", dem auf 4 Längen „Michetangelo" des Grafen Arco-Zinneberg folgte. 5 Längen zurück als Letzter langte „Slaby", des Herrn Weinberg, das einzige deutsche Pferd im Rennen, an. Diese 3 Hengste unter 58 Kilogramm.

Wenn der Besitzer von „Festino" nicht die feste Absicht gehabt hätte, mit seinem Hengst „Patience" zu schlagen, so hätte er den Zweiten Preis von 9500 Mark mit weniger Anstrengung erhalten können, denn er war vor dem Rennen ausgesetzt, gleichviel wie das Rennen gelaufen werden würde. Wie das Rennen gelaufen ist, sagt die Zeitnotiz.

„Patience" in Hamburg brauchte 2 Minuten 37,1 Sekunden unter 56½ Kilogramm,
„ „ Wien „ 2 „ 37,8 „ „ 54½ „

Da beide Derbydistanzen 2400 Meter betragen, in Hamburg aber die Nacht vor dem Rennen starker Regen gefallen war, die Hamburger Bahn bei ihren Ecken weniger scharfe Tempos gestattet wie die Wiener Bahn, so ist die Leistung in Hamburg für „Patience" ungleich besser als in Wien. Die Siegerin in Hamburg kam in großem Bogen um die letzte Ecke, machte diesen Terrainverlust aber bald wieder gut. Zum Schluß kam noch ein großer Fehler von Huxtable, dem Jockei der Siegerin, vor. Er lag auf der äußeren Seite und van Dusen auf „Festino" auf der inneren, da drängte die Stute nach der Barriere und kreuzte den zweiten *nicht* zwei klare Längen zwischen beiden lassend; van Dusen mußte seinen Hengst zurückreißen, um nicht in die Hinterbeine der Stute hineinzugaloppieren. Herr Weinberg hätte Protest einlegen können, da die Renngesetze sich über Kreuzen eines Pferdes dahin aussprechen, daß zwei klare Längen beim Platzwechseln vorhanden sein müssen, um das dahintergehende Pferd in seinem Tempo nicht zu alterieren. Wenn es sich auch annehmen läßt, daß „Festino" das Derby auch nicht gewonnen hätte, wenn er zum Schluß nicht behindert worden wäre, so hätte der Preis von 84 500 Mark im Protestfalle — da Herr Weinberg auf den Preis verzichtete — dem Jockeiunterstützungsfonds immerhin *mehr* Nutzen gebracht als dem Besitzer der Siegerin.

Was nun die Leistung als solche anlangt, so wurden in Hamburg durchschnittlich 15,277, in Wien 15,209 Meter pro Sekunde zurückgelegt, in Hamburg unter 4 Pfund höherem Gewicht und auf schwierigerer Bahn.

Nach den heutigen Renngesetzen ist immer der Zweite derjenige, der dem Sieger die Leistung abnötigt. Wir halten daher auch die Leistung von „Patience" durchaus nicht für ihre Maximalleistung auf der Derbydistanze.

Die Siegerleistungen müßten schon besser ausfallen, wenn die Preise, wie in der Prämiierung nach Leistung, dem Einkommen der Pferde entsprechend zugeteilt würden. Wir nehmen dabei natürlich an, daß jeder bestrebt ist, sich möglichst viel von dem summarisch ausgesetzten Preise zu erreiten. Dieser beläuft sich auf 98000 Mark, und die Abstände der Pferde zueinander betrugen $2^1/_2$, 4 und 5 Längen. Hier muß eine Basis geschaffen werden, die wir den „Vorschlägen zur Einführung von öffentlichen Leistungsprüfungen für Pferde" Seite 66 entnehmen. Die Basis ist das kürzeste im Rennwesen übliche Maß, die Kopflänge = $^1/_2$ Meter = $^1/_{80}$ des Preises = 1225 Mark. Eine Pferdelänge gleich 3 Meter. Für die übrigen Abstände ergibt dies 54716$^2/_3$ Mark dem Sieger (Abstand $2^1/_2$ Länge = 18375 Mark), 36341$^2/_3$ Mark an „Festino", dem Zweiten (Abstand 4 Längen = 29400 Mark) und dem Dritten 6941$^2/_3$ Mark. Da diese nach Abstand (auf der Basis von $^1/_{80}$ = 1 Kopflänge = $^1/_2$ Meter) verteilten Preise in Summa 98000 Mark betragen, so erhält der auf 5 Längen folgende quasi abgesloppte „Slaby" des Herrn Weinberg nichts.

Bei Einführung der Prämiierung nach Leistung kann man nicht mehr von dem unglücklichsten aller Plätze, dem Zweiten reden. Teilt man ferner den Jockeis 3% außer dem üblichen Reithonorar von den errittenen Geldern zu, so kommt nicht nur mehr Klarheit in die Durchführung der Rennen, sondern das ganze System wird dadurch moralisch höher gestellt.

Der Umstand, daß 1905 die Derbyrennen überall die besten Zeiten aufweisen, deutet durchaus nicht darauf hin, daß die Vollblüter aller Länder leistungsfähiger geworden sind, sondern nur darauf, daß die Zweiten die Sache ernster nahmen als sonst, denn die Durchschnittsleistung von „Robert the Devil" 1880 im Grand-Prix de Paris mit 16,48 Meter pro Sekunde über 3000 Meter unter Derbygewicht wurde nirgends annähernd erreicht.

Literarische Berichte

Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Dritte vermehrte Auflage. Mit einem Bildnisse und zwei Faksimiles. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Das schon in dritter Auflage erschienene Buch, das von der Witwe Abekens hauptsächlich nach Briefen und Tagebuchnotizen ihres Gatten zusammengestellt ist, behandelt in der Tat ein schlichtes, aber zugleich ein recht inhaltsvolles Leben. Jahrzehnte hindurch hat Abeken bedeutenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte geübt, und denkwürdig bleibt es, daß er in den kritischen Julitagen von Ems der einzige diplomatische Beamte an der Seite des Königs war. Das Buch, dessen vorliegende neue Auflage eine wesentlich erweiterte Darstellung der Emser Vorgänge bringt, entwirft ein anschauliches Bild von dem politischen Werdegange des deutschen Volkes von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. Es enthält wertvolle Beiträge zur Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten sowie zur Geschichte der diplomatischen Verhandlungen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Von Erich Schmidt. Berlin 1904. Verlag der Mittlerschen Buchhandlung (A. Fromm).

Die Ostmark steht heute im Mittelpunkt des politischen Interesses; die Frage, ob das einheimische Deutschtum stark genug ist, dem polnischen Andrang standzuhalten, erfordert eindringende Erwägung, die sich in entschiedenen Maßregeln der preußischen Staatsregierung bereits bekundet hat. In diesem Sinne hat das vorliegende Buch neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung auch eine nationalpolitische und aktuelle, indem es den Nachweis erbringt, daß die deutsche Einwanderung nach dem ehemaligen Großpolen dieselben Rechtsansprüche besaß wie die nach Schlesien oder nach dem Ordensland Preußen an der Ostsee; der polnische Adel mißachtete aber die verbrieften und versiegelten Rechte der deut-

Digitized by Google

schen Dörfer und Städte und vernichtete mit dem Deutschtum zugleich die Keime der Ordnung und Freiheit, die von der ersten Welle der deutschen Einwanderung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nach Polen gebracht worden waren. Die polnische Reaktion des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts führte deshalb zu einem derartigen wirtschaftlichen Niedergang, daß die neue deutsche Zuwanderung seit dem siebzehnten Jahrhundert den Bedürfnissen des Adels entgegenkam. Aber erst die preußische Herrschaft brachte ihr die Bedingungen gesicherten Bestandes durch den staatlichen Schutz der Rechtsordnung und den belebenden Zusammenhang mit der Gesamtheit deutscher Kultur. Gegenüber der vorherrschenden Einseitigkeit in der Beurteilung des nationalen Kampfes in der Ostmark, wobei die öffentliche Meinung zwischen den beiden Gegensätzen des Vorwurfs gegen die Regierung, sie gehe nicht entschieden genug vor, und des Suchens nach Fehlern in der Polenpolitik hatttos hin und her schwankt, gibt das Buch Schmidts erst die Mögtichkeit tieferen historischen Verständnisses, indem es die Bedeutung des Deutschtums in volles Licht setzt. Eine Menge geschichtlichen Stoffes ist hier zum ersten Mate zusammengebracht; aus lauter Einzelheiten entsteht ein Bild, dessen Eindruck im ganzen nur als erhebend bezeichnet werden kann. Das historische Recht des Deutschtums, der Provinz Posen, von dessen Bevölkerung es heute zwei Fünftel ausmacht, sein Gepräge aufzudrücken, ist durch Erich Schmidts Buch unwiderteglich bekräftigt.

Fr. Guntram Schultheiß (Posen).

Die Entwicklung der rumänischen Armee seit dem Feldzuge 1877/78. Von Georg Kremnitz, Leutnant im Feldartillerieregiment Generalfeldzeugmeister (2. Brandenburgisches) Nr. 18. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottländer.

Nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78, aus dem Rumänien nach der glänzend bestandenen Probe auf seine Lebensfähigkeit als unabhängige Macht hervorging, wurde mit verdoppeltem Eifer an den Ausbau des Staatswesens und die Weiterbildung der rumänischen Armee gegangen. Gleich nach seiner Thronbesteigung 1866 hatte Fürst Karol die Schaffung eines brauchbaren und zuverlässigen Heeres mit der ihm eignen Umsicht und Energie in die Hand genommen, und den unter seiner Führung erfochtenen Siegen seiner Truppen hatte Rumänien in erster Linie seine Unabhängigkeit und die seitdem unter den Balkanstaaten behauptete prinzipale Stellung zu danken. Der Verfasser obengenannter Schrift schildert uns zunächst die rumänische Armee von 1877/78 mit ihrer charakteristischen Zweiteilung in die permanenten und die halbpermanenten oder territoriaten Truppen, die für die Neuformations- und Reorganisationsfragen bis in die neueste Zeit aus zwingenden Gründen maßgebend bleiben mußte. Dann folgen als fernere Abschnitte: die Entwicklungsperiode bis 1882, der Zeitraum von 1882 bis 1891 und endlich die letzte Periode von da bis zur Gegenwart. Die übersichtliche Darstellung, die gewissenhaft und geschickt das vorhandene Quellenmaterial zu benutzen weiß, läßt uns ein volles Verständnis für die Heranbildung des rumänischen Heeres zu seiner heutigen nach Qualität und Quantität gleich achtunggebietenden Gestalt gewinnen. Ueber alle Einzelheiten der Organisation, der Bewaffnung und des übrigen Kriegsmaterials wie über den Ersatz und die Ausbildung der Offiziere und Mannschaften, kurz über alles Wissenswerte gibt das auch dem Politiker wertvolle Werkchen zuverlässige Auskunft.

Fr. R.

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Dr. Ludwig Busse, Professor der Philosophie an der Universität Königsberg i. Pr. (Aus „Natur und Geisteswelt", 65. Bändchen), Leipzig 1904, B. G. Teubner.

„Volkstümliche Hochschulvorträge" bilden den Inhalt des Büchleins. Von Descartes bis Spencer führt uns der Verfasser in allgemein verständlicher Form. In der quantitativen Verteilung herrscht eine gewisse Ungleichmäßigkeit, doch wird man gerne anerkennen, daß die meisten Abschnitte — so unter andern die einleitenden Kapitel und die Erörterungen über Leibniz, Hume, Lotze — Vortreffliches bieten.

B.

Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Von G. Aschaffenburg. Heidelberg, Carl Winter.

Der Verfasser, ein vielseitig unterrichteter und verständig überlegender Psychiater neuester Schule, hat sein Buch im Hinblick auf die bevorstehende Reform der Strafgesetzgebung geschrieben. Er verlangt Abschaffung des Strafmaßes und schlägt ein System vor, in dem die Individualität des Täters mit in Rechnung gestellt wird; die Notwendigkeit der Strafe folgert er aus der Notwendigkeit sozialer Abwehr. Mag man nun hierin mit Aschaffenburg übereinstimmen oder nicht, auf alle Fälle muß man ihm dankbar sein für das fachkundig zusammengetragene und gut gegliederte Material, das den Hauptinhalt des Werkes bildet. Es werden zunächst die sozialen Ursachen des Verbrechens, und zwar auf Grund der Reichskriminalstatistik, untersucht, besonders der Einfluß der Jahreszeiten, der Rassen, der Religion und der wirtschaftlichen Lage; alsdann wird die Bedeutung individueller Ursachen: Alter und Geschlecht, Abstammung und Erziehung, gewürdigt. Der

Digitized by Google

letzte Abschnitt handelt vom Kampf gegen das Verbrechen. M. D.

Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I. und die französische Intervention in Mexiko 1861 bis 1867. Von Dr. Ernst Schmit Riller von Tavera. Zwei Bände. Wien und Leipzig 1903, W. Braumüller.

Die Regierung des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko ist durch dieses bedeutende Werk in wesentlich helleres Licht gerückt worden. Der Verfasser hat nicht nur aus amtlichen Veröffentlichungen geschöpft, sondern vor allem auch von der gesamten zwischen der Regierung des Präsidenten Juarez und den Vereinigten Staaten ausgetauschten Korrespondenz, die bisher als Quelle noch von keiner Seite benutzt war, Einsicht nehmen können. Durch seine Lebenslaufbahn ist er in hervorragender Weise zu einem solchen Werke berufen: er war in der wichtigsten Periode, von 1864 bis 1867, Attaché der österreichischen Gesandtschaft in Mexiko und kann sich so vielfach auf persönliche Wahrnehmungen berufen, die durch mündliche Mitteilungen von maßgebenden Persönlichkeiten vervollständigt sind. Er beginnt seine Darstellung mit dem Jahre 1861 und führt uns mit Umsicht durch alle politischen und militärischen Vorgänge bis zum Tode des Kaisers und zur Kapitulation der Hauptstadt. Besonders interessiert die Geschichte der französischen Expedition, die durch zahlreiche wertvolle Dokumente erläutert und verständlich gemacht wird. Wichtige Beiträge ergeben sich daraus zur Politik und Charakteristik Napoleons und des Marschalls Bazaine. Ganz neu sind auch die Mitteilungen über den Verrat des Marquez in Mexiko und dessen Motive. Die Geschichtsforschung darf an diesem Werke nicht vorübergehen. B.

Die Hauptwerke der deutschen Literatur. Im Zusammenhange mit ihrer Gattung erläutert von Dr. S. R. Nagel, Gymnasialprofessor. Wien und Leipzig 1904. Fr. Deutike.

Das Buch umfaßt die ganze Literatur und bietet neben kürzeren oder längeren Inhaltsangaben Erläuterungen dazu, die vielleicht da oder dort hätten weiter ausgedehnt werden können. Das Werk, das eine große Belesenheit des Verfassers verrät, wird gute Dienste leisten. E. M.

Hermann Kurz, ein deutscher Volksdichter. Eine Charakteristik. Nebst einer Bibliographie seiner Schriften. Von Dr. Emil Sulger-Gebing, a. o. Professor an der Königlich Technischen Hochschule zu München. Berlin 1904. G. Reimer.

Die kleine Schrift, die ein Bild des Dichters, von der Hand seines Sohnes Erwin, schmückt, schildert in treffender Weise die Bedeutung von Hermann Kurz. Ein besonderer Vorzug derselben ist die beigegebene erste ausführliche Bibliographie aller Veröffentlichungen des Dichters. E. M.

Hebbel. Ein Lebensbild von Richard Maria Werner. Mit Bildnis und Handschrift. Berlin 1905. Ernst Hofmann & Co.

Einer der besten Kenner und eifrigsten Bewunderer Hebbels bietet hier eine eingehende, liebevoll geschriebene Lebensgeschichte des herben dithmarschen Dichters. Im Gegensatz zu der von Emil Kuh verfaßten Biographie steht nicht das Anekdotische, sondern der innere Zusammenhang im Vordergrund. Monographien der einzelnen Dichtungen sind nicht gegeben, doch kommen neben der Persönlichkeit auch Inhalt und Bedeutung der Werke zu ihrem Recht. Gelegentliche Ueberschätzungen wird der Andersdenkende dem Verfasser nicht verübeln, sondern sich dankbar des klaren und sorgfältigen Buches freuen. B.

Die Riesen kommen!! Von H. G. Wells. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. —
Die Zeitmaschine. Von H. G. Wells. Deutsch von Felix Paul Greve. Ebenda.

Seltsam phantastische Erzählungen sind es, die hier dem deutschen Lesepublikum geboten werden. Sie lassen eine Zukunftsmusik erklingen, die zugleich an Jules Verne und an Bellamy erinnert, das heißt die mit technisch-naturwissenschaftlichen Spekulationen Prophezeiungen für das soziale Gebiet vereinigt. Originell und spannend dürfen beide Bücher wohl genannt werden, doch ist nicht zu verkennen, daß das von ihnen erregte Interesse mehr Wirkung des Stoffes als der künstlerischen Gestaltung ist. B.

Politische Pädagogik für Preußen. Teil I: Erziehungsobjekte. Von Fr. Kretzschmar. Leipzig 1904. Paul Schimmelwitz. M. 2.—.

Dem ganzen Werk, das sich aus sechs Teilen (Erziehungsobjekte, Unterrichtsfächer, Schulgattungen, Lehrerstand, Schulgewalten und Reformtheorie) zusammensetzt, liegt der außerordentlich verdienstvolle Gedanke zugrunde, zum ersten Male in einem schulpolitischen Handbuche das Gesamtbild des öffentlichen Erziehungs- und Bildungswesens Preußens in möglichst erschöpfender Weise zu behandeln. Wie dieser leitende Gedanke durchgeführt ist, können wir nicht beurteilen, da uns nur der erste Teil des Werkes zur Besprechung vorliegt. Aber schon aus diesem geht hervor, daß der Verfasser mit großer Umsicht und unermüdlichem Fleiß eine Fülle von Tatsachen zusammengetragen hat, die sein Buch

Digitized by Google

zu einer höchst brauchbaren Fundgrube der verschiedensten Auskünfte für den Pädagogen, Politiker, Beamten und so weiter machen, und daß ein wesentlicher Vorzug des Werkes darin besteht, daß es sich, unberührt von aller grauen Theorie, lediglich an die Wirklichkeits- und realen Machtverhältnisse im Schulwesen hält. Als Nachschlagebuch darf es als nahezu unentbehrlich bezeichnet werden.

Dr. Hans Zimmer.

Die Entwicklung der kindlichen Sprache. Von H. A. Idelberger. Berlin 1904, Hermann Walther. M. 2.—.

Eine wissenschaftliche Arbeit, deren Ergebnisse wegen der Sorgfalt, mit der die Beobachtungen an sechzehn verschiedenen Kindern angestellt worden sind, ernste Beachtung verdienen. Nach einleitenden Feststellungen über das Verhältnis des Gefühls- und -Willenslebens zum Vorstellungsleben beim Kinde und über die Energie der Aufmerksamkeit sind folgende Probleme behandelt: 1. das der ersten Wortbedeutungen beim Kinde (mit Ergänzungen am Schlusse der Schrift), 2. das der Worterfindung. Ein Anhang erörtert die Lautentwicklung und deren äußere Bedingungen. Z.

Novellen und Novelletten von Alexander L. Kielland. Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin 1904. Verlag von Franz Wunder.

Kiellands Erzählungen weisen mannigfache Vorzüge auf, unter denen zwei besonders hervorgehoben sein mögen. Der Dichter versteht es, in knappen, straffen Zügen einen bedeutungsvollen Ausschnitt aus dem Leben und Treiben der Menschen mit überzeugender Wahrheit darzustellen. Aber das Interesse des Lesers erschöpft sich nicht in der Freude an diesen Wirklichkeitsbildern, vielmehr dienen sie im letzten Grunde einer Idee, die zum Ausdruck gebracht werden soll und überall die äußere Hülle durchschimmert. Zuweilen wirkt Kiellands Kunst etwas nüchtern; zuweilen auch schlägt der Ton ins Lehrhafte um. Aber in den meisten Stücken, besonders da, wo soziale Ideen den Grundzug bilden, hat der Dichter Ausgezeichnetes geschaffen. B.

Idealisten und Idealismus des Christentums. Allerlei aus vergangenen Tagen für die Zeit von heute. Von Professor K. H. Pahncke. Tübingen und Leipzig 1904, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 195 S.

Das „zum Gedächtnis für Albrecht Wolters und Willibald Beyschlag" veröffentlichte Buch bringt zunächst eine Auswahl aus den Briefen und Tagebuchblättern dieser beiden Männer. Manche gedankenvolle und von Herzen kommende Stelle wird sich dem aufmerksamen Leser tief einprägen. Auf ein Märchen von A. Wolters: „Die zwei Brüder" folgen sodann vier Abhandlungen des Herausgebers, von denen die „idealistische Kunstträumerei": „An Raffaels Gruft" und der anregende und in die Tiefe gehende Aufsatz: „Der christliche Idealismus und seine Pflege in der Gegenwart" besonders genannt sein mögen. Unsre Zeit leidet so sehr unter materialistischen Strömungen allerorten, daß diese zur Umkehr und Einkehr mahnende Schrift, auch wenn sie im einzelnen nicht einwandfrei erscheint, herzlich willkommen geheißen werden kann. B.

Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. Von Friedrich Paulsen. Braunschweig 1904, Friedrich Vieweg & Sohn.

Die Schrift beginnt mit einem knappen, aber die entscheidenden Punkte scharf herausheben den geschichtlichen Rückblick auf das Verhältnis der deutschen Gelehrtenschule und des Gymnasiallehrerstandes zum Staat und zu der geistigen, besonders der wissenschaftlichen Kultur unsers Volkes. Bei aller Kürze außerordentlich lichtvoll ist dabei der Vergleich der deutschen Gelehrtenschule mit der höheren Schule Frankreichs und Englands. Abschnitt II leitet aus der „größeren Aufgabe" der deutschen Gelehrtenschule, „forschende Weisheitssucher zu bilden oder die Bildung solcher grundlegend vorzubereiten", die „Erziehung der Schüler zu selbständiger Denkarbeit" durchzuführen, die Folgerungen ab, die sich für die Stellung des Lehrers an diesen Schulen ergeben. Ein Vergleich mit dem Ausland lehrt auch hier das Eigentümliche der deutschen Verhältnisse am besten verstehen: der deutsche Gymnasiallehrer ist zugleich Staatsbeamter und Gelehrter. Die Wichtigkeit dieser zweiten Seite seiner Stellung wird von Paulsen mit Recht stark hervorgehoben, so fern ihm auch die Meinung liegt, daß der Beruf des Lehrers und Erziehers nicht seine eigne Ehre, Würde und Größe habe. Z.

Herder, Sein Leben und Wirken. Von Richard Bürkner. Berlin, Ernst Hofmann & Co. („Geisteshelden" [Führende Geister] 45. Band.)

Der Verfasser dieser Biographie ist Theologe. Als solcher wird er vielleicht der theologischen Seite Herders am gerechtesten, wenn er zum Beispiel (Seite 14) sagt: „Herder hat sein Höchstes und Bestes als Geistlicher geleistet." Allein Bürkner zeigt auch für die übrigen Seiten des Herderschen Geistes volles Verständnis. Er führt aus, wie Herder, selbst kein großer Dichter, jede Art echter Poesie gefördert, wie er als Pädagog gewirkt und welchen Einfluß er auch auf andre Gebiete des Wissens ausgeübt hat. Das

Buch ist in seiner klaren, präzisen Darstellung eine gute Leistung. E. M.

Wie ich wurde. Was ich ward. Von Julius Bahnsen. Nebst andern Stücken aus dem Nachlaß des Philosophen herausgegeben von Rudolf Louis. München und Leipzig 1905, Georg Müller.

Unter den Schülern Schopenhauers nimmt Bahnsen einen der ersten Plätze ein. Die Selbstbiographie dieses Mannes, der des Lebens ganze Bitterkeit erfuhr und in allen Widerwärtigkeiten eine kraftvolle Persönlichkeit blieb, wird auch denen Teilnahme und Achtung abnötigen, die seiner Lehre fernstehen. Unter den andern Stücken seien besonders die „Charakterzüge aus Shakespeares Frauenwelt" hervorgehoben. Die ausführliche Einleitung des Herausgebers gibt eine beachtenswerte Charakteristik des Philosophen und wertvolle Beiträge zu seiner Biographie. Br.

Wie sah Goethe aus? Von Fritz Stahl. Mit 28 Tafeln. Berlin 1904. G. Reimer. M. 3.—.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, für Laien ein Büchlein von Goethebildnissen zusammenzustellen. Der Herausgeber hat diesen Versuch einer „Biographie in Bildern" mit großem Geschick angestellt. Die Goethefreunde werden ihm für seine Arbeit, die populär gehalten ist, aber auf wissenschaftlicher Grundlage ruht, dankbar sein. Der Verlag beabsichtigt, noch weitere Bändchen über Bismarck, Rembrandt und Schiller folgen zu lassen. E. M.

P. Angelo Secchi. Ein Lebens- und Kulturbild aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Joseph Pohle, o. ö. Professor an der Königlichen Universität in Breslau. Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Köln 1904, J. P. Bachem.

Die Biographie des Jesuitenpaters Secchi, des berühmten Astronomen, Physikers und Meteorologen, erscheint aufs neue um mehr als das Doppelte vermehrt. Auch die Leser, die gegen manche tendenziöse Wendung des Werkes Einspruch erheben werden, können sich der Darstellung dieses ernsten und erfolgreichen Gelehrtenlebens, im ganzen genommen, erfreuen. Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v., Zigeunerblut und andere Novellen. Zweite Auflage. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 2.—.

Armee-Einteilung, Neueste. Vollständige Uebersicht und Unterkunftsliste des gesamten deutschen Reichsheeres, der Marine rc. 40. Jahrgang. Berlin, Richard Schröder. 40 Pf.

Bartels, Rudolf, Lehrbuch der Demagogik. Berlin, Julius Springer. M. 2.—.

Becker, Käthe van, Glücksklee. Vier Sommergeschichten. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchh. Gebunden M. 4.—.

Berthold, Konrad. Die Bilder des Meister Eltz. Ein Sommernachtstraum. Novelle. Jena, Hermann Costenoble. M. 3.—.

Burkhardt, Dr. C. A. H., Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Nach dem französischen Texte, als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des III. Teils der Eckermannschen Gespräche. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. M. 4.—.

Castellt, Guiseppe, Il Pregindizio di una lingua universale. Roma, Societa editrice „Dante Aligdieri". L. 1.50.

Chiavacci, Vincenz, Ludwig Ganghofer. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 2.—.

Don Quijote von der Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Uebersetzt und eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. Erster Band. Straßburg, Karl J. Trübner. M. 2.50.

Frank, Ulrich, Die Einsiedlerin. Roman. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Genewein, Prof. Anton, Vom Romanischen bis zum Empire. Eine Wanderung durch die Kunstformen dieser Stile. I. Teil: Romanischer Stil und Gotik. Mit 295 Abbildungen. Leipzig, Friedr. Rothbart. M. 2.—.

Georgevitch, Dr. Vladan, Das Ende der Obrenovitch. Beiträge zur Geschichte Serbiens 1897—1900. Leipzig, S. Hirzel. M. 10.—.

Goldmann, Karl, Das Rätsel des Angelus und andere Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 3.—.

Hercher, Wolfgang, Lieder aus einem Dorfe. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Hirschfeld, Ludwig, Ferien in Goffensaß. Leipzig, Arthur Caonel. M. 2.50.

Horn, Prof. Dr. Ewald, „Akademische Freiheit". Historisch-kritische Untersuchung und freimütige Betrachtung nebst einem Anhang über studentische Ausschüsse. Berlin, Trowitzsch & Sohn. M. 1.50.

Jäger, Dr. Johannes, Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie. Stuttgart, Max Kielmann. M. 3.—.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1904 bis 1905. Zwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 28 Textabbildungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Janke, C. F., Die Gesellschafterin. Erzählung. Leipzig. Arthur Caasel. M. 2.50.

Jansen, Ferdinand, Der Sohn der Sterne. Tragödie in fünf Akten. Berlin, Richard Schröder. M. 2.—.

Jerusalem, Prof. Dr. Wilh., Der kritische Idealismus und die reine Logik. Ein Ruf im Streite. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 5.—.

Jerusalem, Prof. Dr. Wilh., Gedanken und Denker. Gesammelte Aufsätze. Wien, Wilh. Braumüller. M. 5.—.

Jókai, Maurus, Die Himmelsstürmerin. Hinterlassener Roman. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Kraus, Dr. Alois, Versuch einer Geschichte der Handels- und Wirtschaftsgeographie. Habilitationsschrift. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. M. 2.40.

Krechowiecki, Adam, Der Fischer von Casamicciola. Roman. Autoris. Uebersetzung von Alb. Weiß. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.50.

Krüger-Westend, Hermann, Melchior Meyr. Ein Essay. Stuttgart, Strecker & Schröder. 60 Pf.

Lindau, Hans, Unkritische Gänge. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 2.—.

Litzmann, Berthold, Goethes Faust. Eine Einführung. Berlin, Egon Fleischel & Co. M. 6.—.

Magnus, Prof. Dr. Hugo, Sechs Jahrtausende im Dienst des Aeskulap. Mit 18 Abbildungen. Breslau, J. U. Kern's Verlag. Gebunden M. 5.—.

Marcinowski, Dr. J., Nervosität und Weltanschauung. Studien zur seelischen Behandlung Nervöser. Berlin, Otto Salle. M. 3.—.

Mauerhof, Emil, Shakespeare-Probleme. Kempten, Jos. Rösel'sche Buchhandlung. M. 4.50.

Mayer, Friedrich, Cecil, der moderne Faust. Eine Tragödie in fünf Akten. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Mörikes sämtliche Werke. Herausgegeben von Dr. Rudolf Krauß. Sechs Bände, gebunden in zwei Leinwandbände. Leipzig, Max Hesse. M. 5.—.

Müller, O., Verarmt. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Oppeln-Bronikowski, Friedr. v., Fesseln und Schranken. Dichtung und Wahrheit aus dem Offiziersleben. Berlin, Hüpeden & Merzyn. M. 4.—.

Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit. Herausgegeben von Karl Zeumer. Band I, Heft 1: Traktat über den Reichstag im 16. Jahrhundert. Herausgegeben und erläutert von Dr. jur. Karl Rauch. Weimar, H. Böhlaus Nachf. M. 3.40, Einzelpreis M. 4.20.

Rade, Martin, Unbewusstes Christentum. Heft 53 der „Hefte zur Christlichen Welt". Tübingen, J. C. B. Mohr. 30 Pf.

Reininghaus, Fritz, Gerechtigkeit und wirksamen Rechtsschutz schaffe das schweizerische Zivilgesetz für die ausserehelichen Mutter und ihr Kind. Zürich, Orell Füssli. M. 1.40.

Roeder, Hans, Dem Gedenken einer deutschen Frau. Gedichte. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 3.—.

Roeder, Hans, Der Tränenkrug. Drama in vier Akten. Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. M. 2.—.

Saalfeld, Dr. Günther, Bausteine zum Deutschtum. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Hermann Rohde.

Schüller, Dr. Richard, Schutzzoll und Freihandel. Die Voraussetzungen und Grenzen ihrer Berechtigung. Wien, F. Tempsky.

Thomas, Dr. W. A., Sein oder Nichtsein? Straßburg, J. H. Ed. Heitz. M. 1.50.

Tihanyi-Sturza, Marie Gräfin, Das Gelübde einer dreißigjährigen Frau. Roman. Leipzig, Arthur Caasel. M. 3.—.

Vonschott, Robert, Zur Reform des deutschen Strafprozesses. Heft 8 der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren". Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Weise, Prof. Dr. Oskar, Aesthetik der deutschen Sprache. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 2.80.

Wengerhoff, Ph., Vor verschlossener Pforte. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—.

Wulffen, Dr. Erich, Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Strafvollzugs. Heft 6 von „Neue Zeit- und Streitfragen." Dresden, Zahn & Jaensch. M. 1.—.

Ziegler, Theobald, Rede bei der Schillerfeier der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg am 9. Mai 1905. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 80 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Woran leidet Rußland?

Von

von Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füſilier-Regiments von Steinmetz

Der Titel des harmloſen Luſtſpiels: „Wie denken Sie über Rußland?“ wird jetzt angeſichts der ſtetig ernſter werdenden Lage im Oſten immer von neuem wiederholt, all die kleinen und großen Kapitaliſten in Deutſchland und Frankreich, die kleine und große Kapitalien in ruſſiſchen Papieren angelegt haben, möchten im egoiſtiſchen Sinne Rußland auf Herz und Nieren prüfen, ehe ſie verkaufen und ſich mit geringeren Zinſen begnügen.

Das uns recht naheliegende große ruſſiſche Reich iſt wenig bekannt in ſeinen wirklichen Stärke- und Schwächefaktoren. Der Grund liegt in der chineſiſchen Mauer, welche die ſchwer zu erlernende und nicht genügend lohnende ruſſiſche Sprache an den Grenzen aufgebaut hat, ſowie darin, daß das Reiſen in Rußland teuer, nicht entſprechend lohnend und zeitweiſe unangenehm iſt. Um Rußland wirklich kennen zu lernen, muß man weit ins Land hinein; Petersburg, die baltiſchen Provinzen, Finnland ſind nicht Rußland, erſt bei Moskau und Smolensk fängt es an, im Süden, Oſten und Südoſten von Moskau liegen die Gebiete mit dem unverfälſchten, nicht unſympathiſchen Ruſſentum, das man kennen muß, um richtig zu urteilen und ſich vor den üblichen Uebertreibungen nach der guten und ſchlechten Seite hin bewahren zu können.

Es iſt geſagt worden, Peter der Große habe Petersburg gegründet als ein Fenſter, durch das er nach Europa hinausſchauen wolle — ganz richtig, aber Petersburg iſt nicht das geeignete Fenſter, um nach Rußland hineinſchauen zu können. Schon die Perſönlichkeit Peters des Großen gibt Gelegenheit, die in der Beurteilung der Verhältniſſe beſtehenden großen Unterſchiede nachzuweiſen. Die im Weſten bewunderte Zarengeſtalt hat nach rein ruſſiſcher Anſicht falſche Bahnen eingeſchlagen. Peter I. verließ das heilige, ſchöne und geſunde Moskau und gründete eine Beamtenſtadt in dem Sumpfe an der Newa, Petersburg[1]) würde ohne ſtetige Einwanderung von außen binnen einer gewiſſen Zeit ausſterben, ſo bedeutend iſt die Unterbilanz der Geburten. Peter mißhandelte

[1]) Petersburg hat neun bis zehn Monate Regen und Schnee, zwei Monate ſehr heiße Sonne; es kann ſich durchſchnittlich in nur ſechzig Nächten des Jahres der Sterne erfreuen.

die heute noch in Gesinnung hochstehende Moskauer Aristokratie und schuf — wie man sagt, den Fluch Rußlands: die fremdartige Bureaukratie nach europäischem Muster. Durch die Einrichtung der vierzehn Rangklassen (Tschin) mit entsprechender Hofrangordnung zerstörte er die Gerechtsame und das Ansehen des alteingesessenen Adels. Der vornehmste vorromanowsche Fürst mußte einen entsprechenden Tschin erworben haben, mindestens Kammerjunker sein, um an den Hof gehen zu können. Der umstürzende Monarch beseitigte vollständig den traditionellen und gesetzlichen Einfluß der Bojaren, er setzte im Jahre 1711 an deren Stelle den sogenannten dirigierenden Senat, ohne dessen Zustimmung kein Gesetz publiziert werden sollte. Diese Zustimmung wurde aber bald auf die Registrierung der vom Zaren befohlenen Gesetze reduziert. Im Jahre 1698 hatte Peter den letzten Semski Sabor berufen, nur zur Aburteilung der Zarin Sofia und ohne sich an dessen Entscheidung zu halten.

Vom Jahre 1550 bis 1698 hatten die nach Bedarf einberufenen Semski Sabors zweifellos segensreich gewirkt und das intensive Nationalgefühl geschaffen, das den großrussischen Volksstamm bis in die neuere Zeit ausgezeichnet hat und mit dem große und schwere Kriege durchgeführt werden konnten.

Mit Autokratie und Bureaukratie ist das Land zweihundert Jahre lang regiert worden, es ist zu einem in der Masse gewaltigen Kriegsinstrument angewachsen, aber in der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung zurückgeblieben. Die Bauern, die früher 95, jetzt 86 Prozent der Bevölkerung ausmachen, waren zuerst durch die Leibeigenschaft, dann durch den Gemeindebesitz geknebelt, ihre materielle Lage ist schlechter als die der christlichen und mohammedanischen Bauern in der Türkei.[1]) Auf der Arbeit der Bauern und auf ihren Opfern in der Heeresfolge hat bisher die Leistung des Staates beruht. Die freiheitlich angelegte, von Alexander II. geschaffene Selbstverwaltung ist schließlich doch der Bureaukratie unterlegen, da es zu schwierig war, eine beschwerdeführende Stimme genügend hörbar zu machen.

Der glänzendste und tüchtigste aller Autokraten, Nikolaus I., hielt die Zügel fest in persönlicher Hand, alle Bittschriften konnten und mußten zu ihm gelangen, und er forschte direkt den Schäden nach, denn er war selbst von starkem Mißtrauen gegen die Bureaukratie erfüllt. Wenn der Kaiser durch Bittschriften von Mißständen Kenntnis erhielt, befahl er nicht Berichterstattung auf dem Instanzenwege, sondern schickte einen Flügeladjutanten direkt an Ort und Stelle zur genauen protokollarischen Untersuchung und persönlichen Berichterstattung. Niemand im Reiche war vor diesen plötzlich erscheinenden, gefürchteten Sendboten gesichert. — Schon unter Alexander II. hörte die persönliche Entgegennahme der

[1]) Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß im eigentlichen Rußland 80 Prozent der Bevölkerung kein Bett haben und kein Fleisch essen. — Nach der letzten Volkszählung gibt es neben der großen Zahl Bauern nur 1½ Prozent Adelige, Beamte, Kaufleute und nur 10,7 Prozent Kleinbürger. Die Anzahl der sozial und wirtschaftlich Begünstigten ist also verschwindend klein in der großen Masse der Bevölkerung, und man kann hiernach Rußland nicht als ein reiches Land hinstellen.

Bittschriften auf, und bald wurden dieselben keine Rettung mehr, sondern eine neue Gefahr für die Beschwerdeführer. —

In den letzten achtzig Jahren ist wiederholt und vergeblich von gutgesinnten Kreisen und Persönlichkeiten der Versuch gemacht worden, einen gewissen Ausgleich zwischen Macht und Kontrolle eintreten zu lassen, um die gröbsten Mißstände zu beseitigen und eine relative Gerechtigkeit walten zu lassen, bis mit dem Revolverschuß der Vera Sassulitsch am 5. Februar 1878 die Aera der politischen Morde begann und den Riß zwischen Krone und Volk nur noch größer machte.

Es wäre scheinbar einfach, nutzbringend und ungefährlich, zu den alten Einrichtungen zurückzukehren und in einem Semski Sabor mit beschränkter Vollmacht sowie reduzierter Tätigkeit eine Stütze des erschütterten Thrones zu schaffen. Bestände Rußland nur aus den 70 Millionen Großrussen, so würden wesentliche Schwierigkeiten oder Gefahren hiermit nicht verbunden sein. Es hat aber seit Peter dem Großen die Eroberungstendenz bestanden: Ausgänge nach dem Meere, dann Sicherung dieser Ausgänge durch breiteres Hinterland, hierbei Ruhmsucht der Zaren, Ordens- und Ranggier der Leute in entscheidenden Stellungen und in den Grenzgebieten. In den letzten zweihundert Jahren ist Rußland sehr viel größer geworden, es hat aber hierbei so viel heterogene, bis heute feindlich gesinnte Volkselemente in sich aufgenommen, daß die innere Stärke nicht in gleichem Maße gewonnen hat und daß Krisen gefährlich werden müssen. Mit baltischen Staatsmännern und Generalen, mit finnländischen Seeoffizieren, mit polnischen, georgischen und armenischen Offizieren, mit polnischen Richtern und Aerzten vermochte man längere Zeit ausgleichend zu regieren; seit Beginn der panslawistisch-orthodoxen Strömung, die Fürst Gortschakow förderte, ist der Nationalrusse gegen die „Fremden" mißtrauisch und neidisch geworden. Zum Schaden des Staats, des Heeres und der Flotte hat man diese gut verwertbaren Elemente mehr und mehr verdrängt. Die 8 Millionen Polen, 30 Millionen Kleinrussen, 8 Millionen Weißrussen, 3 Millionen Finnländer, 2 Millionen Esthen und Letten, 6 Millionen Kaukasier und Armenier, 6 Millionen Zentralasiaten, 2 1/2 Millionen Tataren, 5 Millionen Juden fühlen sich jetzt von den Großrussen bedrückt und gehemmt; mit zum Teil altem, latentem Hasse warten sie auf schwere staatliche Erschütterungen und — auf den Semski Sabor, um mindestens eine Gleichberechtigung zu erringen, wie sie ihrer vermeintlich höheren Schulbildung und Kultur entsprechen würde. Soll man bei der Volksvertretung diese Elemente ausschließen oder nur in beschränkten Prozentzahlen zulassen? Das sind immerhin große Schwierigkeiten, die zu berücksichtigen sind, wenn nicht die angestrebten Reformen zu einer Schwächung des Reiches führen sollen.

Die Reform der verhaßten Bureaukratie, ohne die man nun doch nicht regieren kann, müßte damit anfangen, daß sie besser bezahlt wird und nicht mehr darauf angewiesen bleibt, sich Nebenverdienste zu verschaffen.

Auch die orthodoxe Kirche, die man für willenlos und leblos hielt, ruft nach Reformen. Sie will die Zivilspitze, den Nichtkleriker im entscheidenden Amt

des Oberprokurors des Heiligen Synods, loswerden, es soll das von Peter dem Großen vor zweihundertfünf Jahren beseitigte Amt des Patriarchen wiederhergestellt werden. Gesetzlich ist es nicht aufgehoben, es ist aber seit dem Jahre 1700 nicht wieder besetzt worden. Die griechisch-orthodoxe Kirche hat den Vorzug, daß sie von einer dogmatischen Ausgestaltung freigeblieben ist, sie hat aber durch Bilderkultus und den niederen geistigen Standpunkt der Popen (der unteren oder schwarzen Geistlichkeit) sehr gelitten; für die große Masse der in der Kultur zurückgebliebenen orthodoxen Bauern würde indes weder die katholische noch die protestantische Religion geeignet sein. Den Weg zur Reform haben die Sektierer, namentlich die Altgläubigen, bereits gezeigt, indem sie weniger Wert legten auf kirchliche Zeremonien als auf nüchternen und ehrlichen Lebenswandel. Es würde ein Glück für Rußland sein, wenn sich ein Patriarch fände, der die ethische Hebung zunächst der Geistlichkeit zu seiner Lebensaufgabe machte.

Wenn in vorstehendem versucht worden ist, die inneren Leiden Rußlands darzulegen und damit manches dem Westeuropäer Unverständliche zu erklären, so liegt die Frage nahe: Kann es auch nach einem nicht zu ungünstigen Friedensschlusse in Rußland so bleiben? ist die polizeiliche Staats- und Kirchengewalt den weiteren Aufgaben gewachsen? Entschieden nein! Es ist unerläßlich, die noch in großer Zahl vorhandenen guten und wohlgesinnten Elemente zu beratenden, aufklärenden und, wenn nötig, auch denunzierenden Worten kommen zu lassen, die Knebelung der Presse und Literatur muß aufhören und eine Verschickung ohne Urteil, nur auf administrativem Wege, muß unmöglich werden. Fiat justitia! — Der deutsche Nachbar hat, abgesehen von den großen Summen russischer Papiere in Deutschland, wegen des bedeutenden und jetzt wieder zunehmenden Handelsaustausches ein gewisses Interesse an der baldigen Herstellung geordneter Verhältnisse in Rußland, damit weitsichtige Industrie- und Handelsunternehmungen wieder möglich werden.

Die seit $1^1/_2$ Jahr in Deutschland mehrfach zum Ausdruck gekommene Schadenfreude über die Niederlage der leitenden Gewalten in Rußland ist weder politisch noch wirtschaftlich klug zu nennen, anderseits sind wir jetzt weiter denn je davon entfernt, mit Rußland durch Dick und Dünn gehen zu können — was früher manchen, und auch mir, vorteilhaft erschien. Kaiser Alexander III. hat durch das Bündnis mit Frankreich die hundertjährige Tradition unterbrochen, und der weltgeschichtliche, wahrscheinlich noch sehr lange dauernde Kampf Rußlands gegen Japan wird für Deutschland eine Interessengemeinschaft mit Rußland in Ostasien ausschließen, da Deutschland dort nur Handelsinteressen hat. Für diese wird Neutralität und die noch durch andre Mächte gesicherte offene Tür das Vorteilhafteste sein.

„Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“

Eine politisch-historische Marinestudie

von

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

(Fortsetzung)

Nachdem der Staatssekretär v. Hollmann infolge Ablehnung eines Teils der für Schiffbauten geforderten Geldmittel seine Demission gegeben hatte, wußte der Kaiser in dem Admiral Tirpitz einen ebenso ausgezeichneten Sachkenner und Beherrscher der ganzen Materie wie weitblickenden Organisator zu finden. Von ihm wurde die noch jetzt in der Ausführung begriffene Flottengesetznovelle vom 14. Juni 1900 vorgelegt. Nie ist eine Marinevorlage in so sachverständiger und erschöpfender Weise begründet worden wie diese. Wie bei ihren Vorgängern hielten die Forderungen sich in den knappsten Grenzen, und man kann heute schon mit Bestimmtheit sagen, daß diese im Hinblick auf die politischen Verhältnisse und bei den riesigen Fortschritten, die in der gleichen Periode die fremdländischen Flotten machten, nicht weit genug gesteckt waren. Dies gilt insbesondere auch in betreff der dem Schutze der überseeischen Interessen dienenden Machtmittel, denn leider ist, wie wir sehen werden, in den früheren Jahren versäumt worden, genügende Verteidigungsgrundlagen für den Schutz der Kolonien und des überseeischen Handels zu schaffen. Es bedarf daher der doppelten Anstrengung, um das Versäumte nachzuholen, auch wird neben der Verstärkung der Flotte nur eine richtig gewählte auswärtige Politik helfen können, uns vor Schlimmem zu bewahren.

Nach der letzterwähnten Novelle war der durch das oben behandelte Gesetz vom 10. April 1898 festgestellte Schiffsbestand zu vermehren um 1 Flottenflaggschiff, 16 Linienschiffe, 7 große und 13 kleine Kreuzer als verwendungsbereit, und 2 Linienschiffe, 1 großen und 2 kleine Kreuzer als Reserve, dagegen um 8 Küstenpanzerschiffe zu vermindern, die bis zu ihrem Ersatz als Linienschiffe in Anrechnung kommen sollten.

Aus der Begründung der Vorlage sei angeführt:

„Ein Seekrieg um wirtschaftliche Interessen, insbesondere um Handelsinteressen, wird voraussichtlich von längerer Dauer sein, denn das Ziel eines überlegenen Gegners wird um so vollständiger erreicht, je länger der Krieg dauert. Dazu kommt, daß ein Seekrieg, der nach Vernichtung oder Einschließung der deutschen Seestreitkräfte auf die Blockade der Küsten und die Wegnahme der Handelsschiffe auf den Weltmeeren beschränkt wird, dem Gegner wenig kostet, im Gegenteil die Kosten des Krieges durch den gleichzeitigen Aufschwung seines eignen Handels reichlich deckt.

Ein unglücklicher Seekrieg von nur einjähriger Dauer würde Deutschlands Seehandel vernichten und dadurch zunächst auf wirtschaftlichem und als unmittel-

bare Folge davon auf sozialem Gebiete die verhängnisvollsten Zustände herbeiführen.

Ganz abgesehen von den Folgen der möglichen Friedensbedingungen, würde eine Vernichtung des Seehandels während des Krieges auch nach dessen Beendigung in absehbarer Zeit nicht wieder gutzumachen sein und dadurch zu den Opfern des Krieges einen schweren wirtschaftlichen Niedergang hinzufügen."

Das Flottengesetz hat der Möglichkeit eines Seekrieges gegen eine große Seemacht nicht Rechnung getragen, weil es bei dessen Aufstellung im Sommer 1897 zunächst darauf ankam, die Ausführung des Flottengründungsplans vom Jahre 1873 in zeitgemäßem Schiffsmaterial sicherzustellen unter Beschränkung der Vermehrung auf diejenige geringe Anzahl von Linienschiffen, die erforderlich war, um wenigstens für ein Doppelgeschwader die durch taktische Erwägungen gebotene Organisation durchführen zu können.

Die Begründung zum Flottengesetz hat über die militärische Bedeutung der Schlachtflotte keinen Zweifel gelassen. In dieser ist ausdrücklich gesagt:

„Größeren Seemächten gegenüber hat die Schlachtflotte lediglich die Bedeutung einer Ausfallflotte."

Das heißt: Die Flotte muß sich in den Hafen zurückziehen und auf eine günstige Gelegenheit zu einem Ausfalle warten. Selbst wenn sie bei einem derartigen Ausfall auch einen Erfolg davonträgt, wird sie doch ebenso wie der Gegner größere Verluste an Schiffen erleiden. Der stärkere Gegner kann die Verluste ergänzen, wir nicht. Im Kriege mit einer erheblich überlegenen Seemacht wird die im Flottengesetz vorgesehene Schlachtflotte eine Blockade erschweren, namentlich im ersten Stadium des Krieges, aber niemals verhindern können. Es wird stets nur eine Frage der Zeit sein, daß sie niedergekämpft oder nach erheblicher Schwächung im eignen Hafen eingeschlossen ist. Sobald dies der Fall, läßt sich kein Großstaat leichter von jeglichem nennenswertem Seeverkehr — sowohl der eignen Schiffe als auch der Schiffe neutraler Mächte — abschließen als Deutschland. Es bedarf dazu nicht der Blockierung langer Küstenstrecken, sondern nur der Blockade der wenigen großen Seehäfen.

In gleicher Weise, wie der Verkehr nach den heimischen Häfen, sind die deutschen Handelsschiffe auf allen Weltmeeren der Gnade des seemächtigeren Gegners ausgeliefert. Feindliche Kreuzer auf den Haupthandelswegen, im Skagerrack, im Englischen Kanal, im Norden von Schottland, in der Straße von Gibraltar, am Eingange des Suezkanals und am Kap der guten Hoffnung machen deutschen Schiffsverkehr nahezu unmöglich.

Auch hierüber spricht sich die Begründung zum Flottengesetz unzweideutig aus. Es ist darin ausgeführt: „Schutz des Seehandels auf allen Meeren fällt vorwiegend in die Friedenszeit. Im Kriegsfalle wird es die Aufgabe der Auslandskreuzer sein, den eignen Handelsschiffen den ‚möglichsten' Schutz zu gewähren."

Das heißt, die Schiffe werden „Möglichstes" tun. Was in dieser Beziehung

möglich ist, erhellt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Flottengesetz im ganzen 42 Kreuzer vorsieht, während beispielsweise die größte Seemacht heute bereits 206 Kreuzer besitzt und außerdem an allen Haupthandelsstraßen über Stützpunkte und Kohlenstationen verfügt.

Um unter den bestehenden Verhältnissen Deutschlands Seehandel und Kolonien zu schützen, gibt es nur ein Mittel: Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigne Machtstellung in Frage gestellt wird.

Zu diesem Zweck ist es nicht unbedingt erforderlich, daß die deutsche Schlachtflotte ebenso stark ist als die der größten Seemacht, denn eine große Seemacht wird im allgemeinen nicht in der Lage sein, ihre sämtlichen Streitkräfte gegen uns zu konzentrieren. Selbst wenn es ihr aber auch gelingt, uns mit größerer Uebermacht entgegenzutreten, würde die Niederkämpfung einer starken deutschen Flotte den Gegner doch so schwächen, daß dann trotz des etwa errungenen Sieges die eigne Machtstellung zunächst nicht mehr durch eine ausreichende Flotte gesichert wäre.

Um das gesteckte Ziel: Schutz unsers Seehandels und unsrer Kolonien durch Sicherung eines Friedens in Ehren zu erreichen, sind für Deutschland nach Maßgabe der Stärkeverhältnisse der großen Seemächte und unter Berücksichtigung unsrer taktischen Formationen zwei Doppelgeschwader vollwertiger Linienschiffe mit dem notwendigen Zubehör an Kreuzern, Torpedobooten und so weiter erforderlich.

Die Schiffsbauten sollen nach der Vorlage so geführt werden, daß der volle Sollbestand der Flotte, nachdem das letzte Linienschiff 1916 auf Stapel gelegt werden sollte, erst im Jahre 1920 erreicht sein würde.

Die Annahme der Vorlage durch den Reichstag war eine Lebensfrage für das Vaterland, denn keinem Sachkenner konnte es auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein, daß unsre Flotte in ihrem dermaligen Bestande bei einem Kriege selbst gegen eine Seemacht zweiten Ranges alsbald der Vernichtung anheimfallen und das ganze Erwerbsleben Deutschlands dann eine Schädigung erfahren würde, die in hundert Jahren nicht wieder gutzumachen ist. Es handelte sich jetzt darum, hierüber endlich einmal die Nation aufzuklären. In gründlicher und geschickter Weise geschah dies durch die Presse und Druckschriften, welch letztere unter dem Titel „Nautikus“ erschienen. Eine Reihe von Aufsätzen in der „Norddeutschen Allgem. Zeitung“ widerlegte die vielen Angriffe, welche die Vorlage in den freisinnigen Zeitungen und durch Schrift und Wort, namentlich durch den Abgeordneten Richter, erfuhr. Die „Münchner Allgemeine Zeitung“ hatte gleichzeitig eine Umfrage über die Notwendigkeit der besseren Sicherung Deutschlands zur See und des dafür unerläßlichen weiteren Ausbaues der Flotte bei hervorragenden Autoritäten auf dem Gebiete der Geschichte, der Sozial- und Handelswissenschaften, bei Staatsmännern, Offizieren, Reedern, Kaufleuten, Schriftstellern und so weiter angestellt.

Da es Aufgabe dieses Aufsatzes ist, nachzuweisen, daß unsre bisherigen Rüstungen auf dem Seegebiete nicht ausreichen, das Vaterland vor schwerem Unheil zu bewahren, erscheint es angezeigt, hier einige gekürzte Ansichtsäußerungen, nicht den hundertsten Teil der vielfach trefflichen Ausführungen, wiederzugeben.

Professor Brentano schreibt: „Eine Großmachtstellung ohne eine seetüchtige Flotte erscheint heutzutage undenkbarer als je. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts erkannte John Adams, einer der Nachfolger Washingtons, die neue Weltlage und sagte: Was Themistokles den Athenern, Pompejus den Römern, Cromwell den Engländern, de Witt den Holländern und Colbert den Franzosen riet, habe auch er seinen Landsleuten anempfohlen und werde stets darin fortfahren, daß nämlich die großen Fragen des Handels und der Macht zwischen den Staaten durch eine Kriegsflotte entschieden werden, daß dabei die Kriegsflotte in jeder nur zu rechtfertigenden Art unterstützt werden müsse. Der Dreizack Neptuns sei das Zepter der Welt.

Kurzsichtig ist es oder antideutsch, dem Deutschen Reiche verwehren zu wollen, daß es seine Reichsgewalt als Seegewalt kräftig betätigt und wirksam in die Weltpolitik eingreift. Wer gegen diesen Strom schwimmen will, ist überdies zu spät aufgestanden, denn Deutschland steht schon längst in der Weltpolitik mitten drin, nicht um nach Weltherrschaft zu jagen, sondern um sich die ihm gebührende Stellung in der Weltwirtschaft zu sichern. Außer der Wahrung seiner nationalen Interessen hat aber Deutschland auch noch weltpolitische Aufgaben, und wenn es Weltpolitik treibt, so erfüllt es nicht nur seine nationale Pflicht, sondern auch seine weltgeschichtliche Mission."

Oberstleutnant Graf v. Moltke-Uetersen schreibt, indem er zunächst ausführt, daß bloß passive Verteidigungsmittel für den Schutz unsrer Küste ganz unzureichend sind: „Man sagt oft, eine Landung an deutschen Küsten sei unmöglich oder, wenn doch ausgeführt, werde das Landungskorps sehr bald und leicht vernichtet werden. Ich halte dem folgendes als eine Eventualität entgegen, die nicht künstlich erdacht oder unwahrscheinlich ist: Dänemark verbündet sich mit Rußland oder Frankreich; die deutsche Flotte — wenn zu schwach — wird geschlagen oder in irgendeinen Hafen eingesperrt. Eine dänisch-französische (oder russische) Armee dringt von Fünen oder Jütland nach Süden vor. Wird auch diese so leicht zu vernichten sein — und wie viele Kräfte gehen dadurch unsern Armeen in der Front verloren? Um eine Landung zu verhindern, bedarf es des Zusammenwirkens der Hochseeflotte mit Inlandstruppen."

Graf Moltke geht dann zu einer Betrachtung allgemeiner Natur über, indem er die Zukunft ins Auge faßt: „Der nächste Krieg wird — aller Voraussicht nach — ein Kampf um die Existenz sein. Er wird die Entfaltung und Anspannung aller Kräfte der Nation erzwingen, der aktiven wie der passiven, der offenen wie der latenten, der des Landheeres wie der der Marine. Ob man diese Kräfte in ihrer Gesamtheit brauchen wird, ist für mich keine Frage." „Es ist ohne weiteres klar, daß die politische Geltung eines Staates sich in erster Linie nach seinen Machtmitteln richtet. Aber diese Machtmittel müssen verschieden

sein und werden verschieden wirken, je nach der Sphäre, in der ihr Einfluß zur Anwendung kommen soll. Wollen wir beispielsweise, daß Seestaaten wie England ihre Politik unsern Wünschen und Interessen anpassen, oder daß auswärtige Mächte, wie Nordamerika, Japan und so weiter, sich um unser Votum im Völkerrat kümmern sollen, so kann uns dazu unsre Landmacht, so groß und gut sie sein mag, wenig nützen. Die Stärke, Leistungsfähigkeit und Schlagfertigkeit der Flotte bildet im Auslande das Fundament unsrer Politik ebensosehr wie die Garantie unsrer erworbenen Rechte und die Basis zukünftiger Entwicklung.“

Hinsichtlich der unabweisbaren Schäden einer effektiven Blockade unsrer Küsten bemerkt er: „Eine solche wird einmal die Ernährung des Volkes und die Verproviantierung des Heeres erschweren und verteuern; anderseits wird sie unsern blühenden Exporthandel lähmen, und zwar für gerade genügende Zeit, um den Gegnern die erwünschte Möglichkeit zu bieten, ihn an sich zu reißen. Es ist schwer auszudenken, welche Folgen solch doppelter Schlag für unser Volk haben möchte. Seine internen Hilfsquellen materieller Natur sind keineswegs unerschöpflich; dagegen ist der personelle Zufluß jeden Jahres (durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle und so weiter) so bedeutend, daß wir einer blühenden Exportindustrie, der Zufuhr von auswärts und billiger Lebensmittel nicht entraten können. Ein großer Teil unsrer nationalen Kraft ist tatsächlich, man mag das für erwünscht halten oder nicht, in unserm Verkehr mit dem überseeischen Ausland angelegt; geben wir diesem Verkehr keinen hinlänglichen Schutz, so rauben wir ihm nicht nur das wesentlichste Moment der Weiterentwicklung, sondern wir begeben uns eines recht bedeutsamen Faktors unsrer nationalen Selbständigkeit. Unsre industrielle und merkantile Konkurrenzfähigkeit nach fast allen Richtungen hin steht und fällt mit dem freien Zutritt zu den Meeren und mit deren ungehinderter Ausnutzung. Unsre Küsten und Häfen sind die Lungen, durch die wir atmen. Eine Nation, die von der Seegeltung ausgeschlossen ist, hat keine Zukunft mehr.“

Die Forderungen der Novelle wurden nach langen Beratungen in der ersten Hälfte des Juni 1900 vom Reichstage bis auf 16 Auslands- respektive Reservekreuzer[1]) nach langen Debatten und unter Verlängerung der Lebensdauer der kleinen Kreuzer (was einer Verminderung oder Abschwächung dieser Forderung

[1]) Staatssekretär v. Tirpitz akzeptierte — gewissermaßen „notgedrungen“ — die Streichung der Kreuzer, indem er ausführte: „Ein Mehrbedarf an Auslandsschiffen bestehe heute schon. Wenn die verbündeten Regierungen trotzdem vorgeschlagen hätten, mit dem Bau neuer Auslandskreuzer erst im Jahre 1906 zu beginnen, so liege der Grund dafür in der Tatsache, daß vor allem eine Verstärkung der Schlachtflotte erforderlich sei. Gleichzeitig beide zu vermehren sei der Reichstagskommission nicht angängig erschienen, darum müsse man das Wichtigste zuerst ausführen. Aus diesen Erwägungen hätten die verbündeten Regierungen sich entschlossen, jetzt einer Vertagung der Entscheidung über die Vermehrung der Auslandsschiffe zuzustimmen. Man werde ja sehen, ob und in welchem Umfange eine solche Verstärkung notwendig sei; er halte es für sehr unwahrscheinlich, daß der Mehrbedarf in der Regierungsvorlage zu hoch angesetzt sei.“

gleichzuachten ist) nach warmem Eintreten für die Vorlage von seiten des Reichskanzlers und der beteiligten Staatssekretäre der Marine, der Auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen bei heftigem Widerspruch eines großen Teils der Linken genehmigt. Zur Beurteilung der Ziele der Novelle und ihrer politischen Begründung sei einiges aus den Reden des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe und der Staatssekretäre hier in möglichster Kürze wiedergegeben.

Schon bei der Etatsberatung im Dezember 1899 erklärte der Reichskanzler, die verbündeten Regierungen seien zu der Ueberzeugung gelangt, daß der im Flottengesetz vom 10. April 1898 festgesetzte Sollbestand der Flotte einer Vermehrung bedürfe, und stellte die Vorlage der bezüglichen Novelle in baldige Aussicht.

Staatssekretär Graf v. Bülow sprach sich dahin aus, daß die gegenwärtige Weltlage und die Bedürfnisse unsrer überseeischen Politik maßgebend für die Ergänzung und Erweiterung des letzten Flottengesetzes seien. „Wir wollen damit keiner fremden Macht zu nahe treten, wollen uns aber auch nicht beiseite schieben lassen. Wir besitzen jetzt bedeutsame Interessen in allen Weltteilen. Die schnelle Zunahme unsrer Bevölkerung, der Aufschwung unsrer Industrie, die Tüchtigkeit unsrer Kaufleute, kurz die gewaltige Vitalität des deutschen Volkes haben uns in die Weltwirtschaft verflochten und in die Weltpolitik gezogen — nicht im Sinne der Eroberung, sondern der friedlichen Ausdehnung unsers Handels und seiner Stützpunkte. Daß die Zukunft eine friedliche bleibe, wünschen wir alle, aber ob sie es sein wird, das kann niemand sagen. Und darum müssen wir wie zu Lande so auch zu Wasser gegen Ueberraschungen gesichert sein. Alle andern Staaten verstärken ihre Flotten. Ohne eine wesentliche Erhöhung des Sollbestandes unsrer Flotte können wir neben Frankreich und England, neben Rußland und Amerika unsre Stellung in der Welt nicht behaupten, und wir haben eine Stellung in der Welt zu behaupten. Die letzten Jahrzehnte haben viel Glück und Macht und Wohlstand über Deutschland gebracht. Der Neid aber spielt auch im Leben der Völker eine Rolle, und es ist viel Neid gegen uns in der Welt vorhanden, politischer und wirtschaftlicher Neid. Es gibt vielleicht auch Völker, die finden, daß der Deutsche für seine Nachbarn bequemer war in jenen früheren Tagen, wo trotz unsrer Bildung und Kultur die Fremden in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht auf uns herabsahen wie hochnäsige Cavalieri auf den bescheidenen Hauslehrer. Diese Zeiten der Ohnmacht sind vorbei, und sie sollen nicht wiederkehren. Wir werden uns aber nur dann auf der Höhe erhalten, wenn wir einsehen, daß es für uns ohne Macht, ohne ein starkes Heer und eine starke Flotte keine Wohlfahrt gibt: ‚In dem kommenden Jahrhundert wird das deutsche Volk Hammer oder Amboß sein!‘“

Der Staatssekretär v. Tirpitz führte unter anderm aus, daß zur Bestimmung des Umfanges und der Zusammensetzung der Flotte die schwierigste Kriegslage zugrunde gelegt werden müsse. Diese trete ein, wenn wir dem größten unter den möglichen Gegnern zur See gegenüberstehen. Daher müsse die Flotte

so eingerichtet werden, daß ihre höchste Kriegsleistung in einem Verteidigungskriege in der Nordsee, in einer Seeschlacht daselbst liege. Für den Auslandsdienst wären so viel Schiffe vorzusehen als erforderlich sind, erstens um unsre Interessen im Frieden überall kraftvoll zu vertreten, und zweitens, um gegen halbentwickelte Staaten von geringerer Seemacht ausreichende Streitkräfte zur Hand zu haben. Ueberseeische Konflikte mit europäischen Mächten würden in Europa entschieden. Diese Gesichtspunkte seien schon bei dem Flottengesetz von 1898 maßgebend gewesen. Aber schon damals sei man darüber nicht im unklaren gewesen, daß ein endgültiger Abschluß durch dasselbe nicht erreicht werden würde. Jetzt habe der spanisch-amerikanische Krieg mit erschreckender Deutlichkeit aller Welt vor Augen geführt, welche Bedeutung es hat, wenn eine Nation große Seeinteressen, aber nicht die Mittel besitzt, sie zu verteidigen.

Nach erfolgter Vorlage der Novelle und bei Beratung derselben Juni 1900 im Plenum des Reichstages sprach der Reichskanzler Fürst Hohenlohe unter anderm die wahren Worte, daß das Drängen nach einer deutschen Flotte recht eigentlich aus dem deutschen Volke hervorgegangen sei. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zeige, daß der Ruf nach einer deutschen Flotte stets dann hervorgetreten sei, wenn sich das Streben nach einheitlicher Gestaltung Deutschlands geltend machte. Man war einig in der Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Flotte, die denn auch von da an in ihrer Entwicklung stetig fortgeschritten ist. Der Weg, den man einschlug, um die Mittel für Heer und Flotte zu beschaffen, führte zur Reform unsrer Zollgesetzgebung, und dies hatte einen industriellen Aufschwung, eine Entwicklung unsers Handels zur Folge, die das Verlangen nach dem Schutze unsers Handels durch eine Flotte mit erneuter Kraft hervortreten ließ. Es handelt sich da nicht allein um den Schutz durch einzelne Schiffe oder um den Nachdruck, mit dem Forderungen in fremden Ländern zu unterstützen sind, sondern es handelt sich darum, unsre Existenz als handeltreibende Weltmacht zu sichern. Das Deutsche Reich darf nicht abhängig sein von dem guten Willen andrer mächtiger Nationen; es muß auf eignen Füßen stehen und auf Achtung zählen können. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer starken Flotte.

Staatssekretär Graf v. Bülow fügte diesen Worten noch hinzu, die deutsche Reichspolitik werde nur und ausschließlich durch nationale Gesichtspunkte bestimmt. Alle abenteuerlichen Pläne lägen uns vollkommen fern. „Wir wollen Sicherheit dafür haben, daß wir uns auch weiter im Frieden, ungestört in wirtschaftlicher und politischer Beziehung, entwickeln können.“

Die Genehmigung der Novelle unter Absetzung der verlangten Kreuzer durch den Reichstag wurde in ungewöhnlicher Weise verbunden mit gleichzeitigen Gesetzen für die Kostendeckung derselben, die aus zwei Hauptquellen fließen sollte, nämlich aus den erhöhten Reichsstempelabgaben auf Wertpapiere, Kaufgeschäfte und Lotterielose, ferner aus Einführung eines Stempels für Kuxe und Schiffsfrachturkunden sowie aus Erhöhung der Zollsätze auf verschiedene Getränke. Die

Einführung einer Verbrauchsabgabe für inländischen Schaumwein und Saccharin wurde der nächsten Session vorbehalten. Die Jahreseinnahmen aus den vorerwähnten Quellen waren auf 50 bis 60 Millionen veranschlagt.

Wir sollten mit der Annahme respektive Ausführung dieser Gesetznovelle ihren Motiven nach in gewissem Sinne zu einem Abschluß in der Entwicklung der deutschen Marine gelangen. Wenn man sich erinnert, daß ähnliches bei jeder Vorlage der früheren Flottenpläne besten Glaubens und Wissens angenommen worden ist, daß die folgenden Jahre aber bei gewissenhafter Neuprüfung lehrten, daß diese Erwartung sich nicht erfüllt hatte, wird man schließen dürfen, daß es unmöglich ist, für viele Jahre im voraus die notwendige Stärke einer Flotte festzustellen. Es liegt das ja auch in der Natur dieser Sache, denn in viel höherem Grade wie bei der Armee wird die Stärke und Zusammensetzung der Flotte sich sowohl nach den ihr zu stellenden, stets wechselnden Schutzaufgaben wie auch nach den Kräften etwaiger Gegner richten müssen. Für eine Armee kommt im wesentlichen nur letzteres in Betracht, und die möglichen Gegner werden so gut wie immer die Grenzstaaten sein, eventuell ist dieser oder jener als Verbündeter in Rechnung zu ziehen, auch ist die nicht so rasch wechselnde Kopfstärke der militärdienstfähigen Bevölkerung ein wesentlicher Faktor für Feststellung der Friedens- und Kriegsstärke des Heeres. Für die Marine liegt die Sache ganz anders: nicht nur jede europäische Seemacht kann Gegner sein, sondern auch ein beliebiger überseeischer Staat, unter Umständen können mehrere derselben als verbündete Gegner auftreten, und die Stärke der Bevölkerung spielt nicht annähernd eine so wichtige Rolle für die Bemessung der Flottenstärke, dagegen in höherem Maße der Stand der Technik und der Besitz ausreichender Geldmittel oder der Kredit. Und was das zu schützende Objekt angeht, dessen Wert die für seine Verteidigung zu machenden Aufwendungen beeinflußt, so möge kurz hier nur auf die Wertzunahme dieses Objektes für einige der hinter uns liegenden Jahre hingewiesen werden, wie sie die vorzüglichen, vom Marineamt dem Reichstage vorgelegten statistischen Beilagen erkennen lassen.

Danach hat sich der deutsche Außenhandel in zwei Jahren von 1894 bis 1896 [1]) dem Werte nach um 13, in den zwei darauffolgenden weiteren Jahren um 16 Prozent vermehrt, eine Steigerung, wie sie in der deutschen Handelsstatistik bisher ohne Beispiel war. An diesem Außenhandel hat wiederum der Seehandel einen steigenden Anteil, indem er 1894 4,9 Milliarden, 1896 5,7, 1898 6,6 und 1899 über 7 Milliarden betrug, also eine Steigerung erfuhr von 2100 Millionen in fünf, von 1300 Millionen in den letzten drei Jahren. Der Seehandel ist seit 1894 um 36, der Landhandel dagegen nur um 16 Prozent gewachsen, und in stetig steigendem Tempo wird ersterer einerseits zu einem unentbehrlichen Lieferanten von Rohmaterialien für die deutsche Volksernährung

[1]) Seit 1896 hat wieder eine sehr bedeutende Steigerung des Außenhandels Platz gegriffen: während der Gesamtwert 1896 8,3 Milliarden betrug, belief er sich 1904 auf über 12 Milliarden.

und Industrie, anderseits besorgt er die Abfuhr derjenigen fertiggestellten Industrieprodukte, welche die deutsche Volkswirtschaft zur Bezahlung ihres Bedarfs vom Weltmarkt her an das Ausland absetzen muß.

Diesen steigenden Seehandel zu bewältigen, ist der Schiffsverkehr in den deutschen Seehäfen ebenfalls rapide gestiegen. Von 1894 bis 1896 stieg die Zahl der verkehrenden Schiffe in den deutschen Häfen um 3000, dagegen von 1896 bis 1898 um 25000; die Tonnage vermehrte sich von 1894 bis 1896 um $1^3/_4$ Millionen, 1896 bis 1898 um $4^1/_2$ Millionen. Von 1894 bis 1896 stieg der Schiffsverkehr in der Nordsee um $2^3/_4$ Millionen Tonnen und ging in der Ostsee um fast 1 Million zurück; von 1896 bis 1898 stieg er in der Nordsee um 3, in der Ostsee um 2 Millionen Tonnen. Auch die Tonnage im Verkehr deutscher Schiffe zwischen überseeischen Ländern nahm steigend zu; von 1894 bis 1897 stieg sie um über 29 Prozent. Die Transportleistungsfähigkeit deutscher Schiffe wuchs von 1894 bis 1899 um rund 33 Prozent, bis Ende 1899 sogar um 45 Prozent. Der Wert deutscher Reedereikapitalien ist entsprechend dem Anwachsen der Schiffahrt gestiegen, zum Beispiel allein das Reedereiaktienkapital, das 1897 zirka 177 Millionen betrug, auf 273 Millionen im Jahr 1899, also um zirka 60 Prozent in zwei Jahren. In der deutschen Reederei stecken über 500 Millionen Kapital. Entsprechend hat sich der Wert der Handelsflotte in drei Jahren um zirka 66 Prozent erhöht, und der Nennwert derselben betrug 1899 mindestens $^3/_4$ Milliarden.[1]) Eine ganz ähnliche Wertsteigerung haben die Schiffsbauwerften, die Hafenbauten und Flußkorrektionen, die Hochseefischerei, die Seekabel, der Kolonialbesitz und die überseeischen Kapitalanlagen (1897/98: $7^1/_2$ Milliarden) erfahren.

Es erhellt aus dieser kurzen Aufführung, daß die deutschen überseeischen und Schiffahrtsinteressen in der denkbar raschesten Entwicklung begriffen sind und daß ihre Unterbindung der Ruin des deutschen Vaterlandes sein würde. Das wäre aber die unabweisbare Folge eines jeden Seekrieges, in dem Deutschland unterliegt.

In den der Hauptsache nach oben (Seite 262) wiedergegebenen Motiven zu der Flottennovelle von 1900 wird sehr zutreffend ausgeführt, daß der in der Vorlage von 1898 verlangten Flotte nur die Bedeutung einer Ausfallflotte zukäme, die größeren Seemächten gegenüber nicht imstande sein würde, die See zu behaupten, und daß der Schutz des Seehandels auf allen Meeren vorwiegend nur in Friedenszeiten ausgeübt werden könne. Als Aufgabe der durch die Novelle geforderten verstärkten Flotte wird hingestellt, daß „Deutschland eine so starke Schlachtflotte besitzen müsse, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigne Machtstellung in Frage kommt“, und um das gestellte Ziel: „Schutz unsers Seehandels und unsrer

[1]) Januar 1904 besaß Deutschland bereits 4154 Seeschiffe von fast $3^1/_2$ Millionen Tonnengehalt im ungefähren Werte von 1130 Millionen Mark, also wieder sehr erhebliches Anwachsen.

Kolonien durch Sicherung eines Friedens in Ehren zu erreichen", wären die verlangten zwei Doppelgeschwader vollwertiger Linienschiffe nebst Zubehör (Aufklärungsschiffe und so weiter) erforderlich.

Man kann nun, wenn man die geforderten Seestreitkräfte mit dem, was uns der „seemächtigste" Gegner entgegenstellen kann und entgegenstellen wird, vergleicht, nicht anders, sagen als: Die Flottennovelle hat in den Mitteln erheblich zu niedrig gegriffen, das Verlangte kann nur als der erste Schritt für eine Deutschlands Stellung und Bedürfnissen gerecht werdende Flotte angesehen werden. Der ganze Plan verliert dadurch nichts an Wert, denn das Ungeheure, was Deutschland, um nicht von seinem durch unsägliche Anstrengung und Opfer an Geld, Schweiß und Blut im Laufe der verflossenen Jahrhunderte endlich errungenem Wohlstande und Machtstandpunkte wieder in das Nichts zurückgeschleudert zu werden, an Seemächtigkeit durchaus erreichen muß, läßt sich in kurzer Zeit nicht beschaffen, wohl auch nicht in kürzerer Zeit, als die Novelle es vorsieht, da nicht nur riesiges Material fertigzustellen, sondern auch für Heranbildung des Personals zu sorgen ist.

Es ist nicht Zweck dieser Arbeit, Vorschläge über die weitere Vermehrung und Entwicklung der Marine zu Erreichung des Endzieles zu machen, denn das Marinetechnische liegt — wie alle Vorlagen der letzten Jahre und die ganze gegenwärtige Entwicklung der Marine jedem Kenner klar vor Augen führen — endlich in Händen, die so vollkommen die ganze Materie beherrschen, daß in dieser Richtung kaum etwas zu sagen bleibt. Aber es sind der Leitung, wie bisher, so auch jetzt wohl noch durch kleinliche Auffassung und Unkenntnis andrer Instanzen Schranken gesetzt, die durchbrechen zu helfen Aufgabe jedes sachkundigen Patrioten ist.

Nur auf eins möge noch hingewiesen werden, daß nämlich die Zahl unsrer Kriegshäfen und Seearsenale, namentlich in Rücksicht auf unsre langgestreckte Ostseeküste und die strategisch recht ungünstige Lage von Kiel, nicht für alle Eventualitäten ausreicht, und daß die alten Lieblingspläne des Prinzen Adalbert, der das bereits so klar und überlegen nachwies, in bezug auf Rügen oder die Danziger Bucht einer neuen ernsten Erwägung bedürfen, sofern es uns nicht gelingt, die Ostsee — wie weiterhin ausgeführt — zu neutralisieren.

Etwas andres ist es aber mit einer Reihe meist auf politischem Gebiete liegender Maßnahmen, die nunmehr des näheren behandelt werden sollen.

(Fortsetzung folgt)

Diplomatische Korrespondenz des russischen Gesandten in Berlin Baron Meyendorff und seines Geschäftsträgers von Struve an den Staatsmann von B*** (1848 bis 1850)

Aus dem nichtveröffentlichten Nachlasse des Staatsmannes v. B***

Von

R. von R***n

Am 18. Mai 1848 wurde in Frankfurt a. M. unter Glockengeläute und dem Donner der Geschütze die Deutsche Nationalversammlung eröffnet, und vier Tage später trat in Berlin die preußische Nationalversammlung zusammen, die erstere aus den Koryphäen und besten Namen aller Staaten, die letztere zum größten Teile aus demokratischen Parteimitgliedern zusammengesetzt. Die Rivalität dieser beiden Vertretungen lähmte von Anfang an die Energie der preußischen Regierung, die schwarz-weiße Kokarde trat an Stelle der dreifarbigen. — Die schleswig-holsteinische Frage, die mit dem Tode Christians VIII. aktuell geworden, hatte durch den Mangel einer deutschen Kriegsflotte mit dem Rückzuge der siegreichen Preußen aus Jütland geendet, und der schimpfliche Friede von Malmö stand vor der Türe.

In dieser Zeit setzen die bisher nicht publizierten Briefe Meyendorffs und Struves ein und begleiten uns bis zu dem unblutigen Siege Oesterreichs über Preußen in der sogenannten Olmützer Punktation (29. November 1850). Sie erzählen uns von Jahren, in denen die aus der Revolution neugeborene Reaktion umsonst versuchte, sich ein dauerndes Ansehen zu schaffen, von Jahren, in denen die Deutsche Nationalversammlung ihre Lebensaufgabe scheitern sah, Deutschland ein Oberhaupt zu geben, von Jahren, in denen das Ansehen Preußens und des Deutschen Bundes vom Auslande und Oesterreich mit Füßen getreten wurde.

Peter Baron Meyendorff, aus einer alten, in Schweden geadelten Familie entstammend und am 5. August 1796 geboren, widmete sich nach den Feldzügen 1812 und 1813 der diplomatischen Laufbahn, war 1820 im Haag, dann in Madrid, 1828 als Gesandtschaftsrat in Wien, darauf in Stuttgart und endlich seit 1839 in Berlin, wo er bis zum August 1850 blieb, um dann Botschafter in Wien zu werden und eine Vermittlung zwischen Berlin und Wien anzubahnen. Er starb 1865 als russischer Staatsrat, Oberstthofmeister und Direktor des kaiserlichen Privatkabinetts. Ueber seine Tätigkeit als Diplomat schreibt der preußische Gesandte v. Rochow: „Kaiser Nikolaus ist durch Herrn v. Meyendorff über die deutschen Verhältnisse sehr gut unterrichtet. Letzterer hat sich in Berlin davon überzeugt, wie man es dort für das größte Unglück halten würde, wenn eine Erkaltung oder gar Entzweiung der beiden Großmächte Deutschlands eintreten könnte. Herr v. Meyendorff hat sich großes Vertrauen in Berlin erworben und

ist von bestem Eifer beseelt, dort etwas Nützliches (nicht engherzig Moskowitisches) für beide Lande und Kabinette in allgemeiner Weltansicht zu leisten."

Sein Geschäftsträger Friedrich Georg Wilhelm v. Struve, aus der bekannten Gelehrtenfamilie entsprossen, stand vorher in gleicher Eigenschaft in Wien unter dem russischen Botschafter Demeter v. Tatistscheff und war Ende 1848 Staatsrat in Petersburg.

Um nun auf die erwähnte Korrespondenz einzugehen, so finden wir als ältestes Stück eine Note[1]) des Viscount Palmerston, die er am 23. Juni 1848 dem preußischen Gesandten in London v. Bunsen und dem Grafen Reventlow zukommen ließ und in der er zwei Vorschläge macht. Als ersten den bekannten, die Teilung Schleswigs in einen dänischen und einen deutschen Teil nach Sprache und Nationalität, als zweiten die Unzertrennlichkeit des Landes, wie bisher, und seine Verwaltung durch eine Administration, die gleicherweise von Schleswig und Holstein beigestellt wird. In diesem Falle würde der König von Dänemark ein Mitglied des Deutschen Bundes als Herzog von Holstein bleiben, was er als Herzog von Schleswig nicht sein könnte. Die Note schließt mit dem Satze: „No change would, in this case, be made in the Law of succession in Sleswig."

Unter dem 25. August 1848 beschreibt v. Struve die augenblickliche Lage in Berlin, er sagt: „Meyendorff und ich haben mit einem der Lenker der (preußischen) Nationalversammlung die gegenseitigen Verhältnisse aufrichtig besprochen. Eine Einigung zwischen Preußen und der Zentralgewalt wäre leichter durchzuführen, als wir es in Frankfurt geglaubt. Zuerst wäre zu untersuchen, in wessen Händen jetzt Preußens Macht liegt und mit wem daher eigentlich zu

---

[1]) The future condition of the Duchy of Sleswig should be settled upon one or other of the two following plans, according to the choice of the King Duke.

First the Duchy of Sleswig might be divided into two Parts with reference to the German or Danish Nationality of its habitants. The Southern and German part being to be called the Southern Duchy, the Northern or Danish Part being to be called the Northern Duchy. The King would then become a Member of the German Confederation in his capacity of Duke of Southern Sleswig as well as in his capacity of Duke of Holstein, and Southern Sleswig would like Holstein form Part of the Territory of the German Confederation, and the Sovereignty of Southern Sleswig would follow the same line of succession as the Sovereignty of Holstein. — On the other hand, Northern Sleswig would be attached by its law of succession to the Crown of Denmark, and the Sovereignty of that Duchy would be inseparably united with the Danish Crown.

Secondly if this arrangement should not be thought expedient, the Duchy of Sleswig might remain entire and undivided such as it now is, it might continue to be administered as it has been, by an administration established for Sleswig and Holstein jointly; and these should also be provincial states in which the Representatives of the two Duchies would be assembled together in their proper respective proportions. —

In this case the King of Denmark would remain as he now is, a Member of the Germanic Confederation in his capacity of Duke of Holstein, but he would not become Member of the Confederation in his capacity of Duke of Sleswig.

No change would, in this case, be made in the Law of succession in Sleswig.

unterhandeln und eine Verständigung einzuleiten wäre? Weder im Könige noch in dem Ministerium ruht das spezifische Gewicht, auf das es ankommt, wohl aber in der Gesinnung der in und außer der Kammer waltenden Majorität. Dann müßte cartes sur table gespielt werden, denn die Interessen der beiden Parteien sind offen und klar. Preußen wird immer zu vermeiden suchen, gegen Frankfurt undeutsch, das heißt feindlich aufzutreten, und eben in der Notwendigkeit, Frankfurt fortwährend als Trägerin der deutschen Sache zu betrachten, liegt das moralische Uebergewicht Frankfurts, während Preußen das materielle unbezweifelt gebühren möchte. Preußen wird sich daher allen Anordnungen der Zentralgewalt fügen, insoferne diese Anordnungen nicht gegen den inneren Organismus des Staats verstoßen. Die Frage des Kriegs und Friedens würde der Zentralgewalt ungeschmälert verbleiben. Preußen würde ohne Genehmigung der Zentralgewalt keine Unterhandlungen mit dem Auslande eröffnen können, mit einem Worte, Preußen würde nach außen der Zentralgewalt alle Konzessionen machen, die die Interessen der Gesamtheit erheischen. Auch im Innern würde es sich allen Maßregeln unterwerfen, die das allgemeine Wohl betreffen, als da sind Maß und Gewicht, Posten, Eisenbahnen und so weiter, natürlich nach gegenseitiger Verständigung. Da Preußen aber Preußen bleiben *will*, so müßte hier die richtige Grenze gefunden werden, um den inneren administrativen Organismus nicht aufzulösen, und das bestehen zu lassen, was nicht angetastet werden könnte, ohne diesen Organismus zu vernichten. In diesem Punkte würde auch das dynastische Interesse seine Befriedigung finden, da das in diesem Sinne als selbständig anerkannte Preußen ohne Dynastie nicht gedacht werden könnte."

In den nächsten Briefen äußert sich der Staatsmann v. B. so treffend über die politische Situation, daß v. Meyendorff unter dem 8. Dezember 1848 an ihn schreibt: „Der Inhalt Ihres Schreibens vom 16. November ist wohl das Treffendste und einzige Praktische, das ich seit längerer Zeit aus Frankfurt gehört." Wir wollen daher auf das Meritorische dieser Aeußerung kurz eingehen. — von B*** sagt: „Die Berliner Ereignisse seien eine natürliche Fortsetzung der Wiener, die preußische Regierung wird des illegalen Widerstandes ebenso Herr werden, wie die österreichische. Der *Reichsverweser* verfolgt die Politik, Zeit zu gewinnen, Herr v. *Schmerling* ist im Reichsministerium der eigentliche Faiseur; wäre er nicht auf den Barrikaden gestanden, sollte man glauben, er handle nach den Eingebungen des Reichsverwesers, um jeden vernünftigen Schritt dahier zu verhindern. Das ganze Ministerium bildet einen Gallimathias, der kaum durch das Verfassungswerk selbst übertroffen werden kann. Eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen über ihre Stellung im neuen Deutschland ist vor allem nötig. Die Verschmelzung der materiellen Interessen im neuen Deutschland ist nur mit Preußen, nicht aber in gleichem Maße mit Oesterreich denkbar. Letzteres wird sich der deutschen Verhältnisse wegen niemals auflösen, während Preußen mit dem übrigen Deutschland gemeinsame Sache machen muß. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß sich Oesterreich nicht durch Preußen verdrängen lassen kann, nur wenn es dazu gezwungen wird. Preußen muß also die Initiative in den

deutschen Angelegenheiten ergreifen, und die neue deutsche Reichsverfassung muß der preußischen Partikularverfassung unbedingt vorangehen. Wir armen Deutschen sind dermalen wie verlorene Schafe, die den leitenden Hirten suchen."

Inzwischen war aber in Berlin am 5. Dezember die oktroyierte Verfassung zustande gekommen, die einen „unumstößlichen Beweis der aufrichtigen konstitutionellen Gesinnungen des Königs gibt", wie Meyendorff schreibt. „Der unerträgliche Ton, den die Zentralgewalt in allen öffentlichen Erlässen Preußen gegenüber annahm," war nach Meyendorff ein Grund, warum man mit der Herausgabe der neuen Charte nicht wartete. „Gegen Preußen, das in drei Wochen 80000 Mann Landwehr aufstellen kann, eine Sprache zu führen, wie in dem letzten Erlasse an das deutsche Volk, ist ein nie gut zu machender Fehler." — „Große militärische Staaten," schreibt er weiter, „die auf ihre Armeen bauen können, werden doch wohl nicht den Beschlüssen einer Macht gehorchen, die deren besondere Lage und Bedürfnisse nie verstanden hat. Die Sprache des Herrn v. Schmerling, wie zum Beispiel über die diplomatischen Verhältnisse von Rußland, ist eine seltsame Zusammensetzung von Prahlerei und Lüge. — In Berlin hat man stets zwei aus Frankfurt ausgegangene Tendenzen abgewiesen, den Krieg mit Rußland und das Ausstoßen Oesterreichs aus Deutschland."

Interessant ist der lange Brief des Herrn von B*** an v. Struve vom 24. Dezember 1848, in dem er sich für eine konstitutionelle Monarchie auf breitester demokratischer Basis mit dem König von Preußen als Oberhaupt einsetzt und in dem er unter anderm sagt: „Die Reichsverfassung kann, wenn sie imstande ist, die letzten Wehen zu überstehen, nur mit einem Kaiser oder König von Deutschland zur Welt kommen. Die Lage des Kindes ist allerdings keine günstige; zuerst sind die Füße (die Grundrechte), dann der Leib (Reich, Reichsgewalt, Unter- und Staatenhaus) erschienen, und es erscheint noch ungewiß, ob man nicht die Instrumente zu Hilfe wird nehmen müssen. Bei jeder solchen Geburt steht aber das Leben des Kindes auf dem Spiele."

Am 5. Januar 1849, nachdem die Revolution in Wien niedergeworfen, äußert sich Meyendorff, Oesterreich wolle allerdings auf den ersten Rang in Deutschland nicht verzichten, aber es wolle auch nicht mehr als den Rang, den Schein der Macht behaupten. Jetzt, wo es mit seiner Rekonstruierung so viel zu tun habe, werde es gewiß nicht die konstitutionelle Wiedergeburt Deutschlands leiten wollen. Die militärische Leitung müsse es Preußen überlassen, das im Bunde mächtiger und zudem rein deutsch sei, abgesehen von der halben Million Polen. Bei den bekannten Gesinnungen des Königs, der sich kein Deutschland ohne Oesterreich denken könne, würden beide Staaten gemeinsam ihren Einfluß geltend machen, um die definitive Konstruierung Deutschlands durchzusetzen. Ueber die schleswigsche Frage äußert sich Meyendorff in demselben Briefe, man solle doch einsehen, daß es sich nicht verlohne, wegen eines so hypothetischen und geringfügigen Grundes wie der nexus socialis der beiden Herzogtümer Deutschland den Gefahren eines europäischen Krieges auszusetzen.

In seinem nächsten Briefe läßt sich Meyendorff am 6. Februar 1849 über

das Verhältnis der Paulskirche zu Oesterreich aus und sagt, erstere betrachte den Kaiserstaat schon als toten Körper und berücksichtige nicht, daß er wieder lebt, eine tüchtige und bewährte Armee, kräftige und talentvolle Minister und einen begabten, tatendurstigen jungen Herrscher besitze. Sein Austritt aus Deutschland würde dasselbe mehr schwächen als der lockere Verband der Einzelstaaten mit der Zentralgewalt. Deutschlands Politik würde der slawischen Welt gegenüber nur durch Oesterreich vertreten werden können; diese natürliche Vermittlung von sich zu weisen, wäre nicht ratsam und würde sich durch eine Allianz des Slawismus, erstens mit Oesterreich und dann auch mit Frankreich, rächen. Darauf erwidert von B***, eine Schwächung sei durch Oesterreichs Austritt nicht zu befürchten, „denn den alten Bund wird man doch nicht Deutschland nennen können. Er war nichts als ein Konglomerat von Staaten, das man den Zwecken Oesterreichs und Preußens dienstbar machte und das ebensogut von Irokesen hätte bewohnt sein können als von Deutschen". Ein Deutschland müsse erst gebildet werden, bevor von dem Austritte aus demselben die Rede sein könne.

Auch über die auswärtige Politik Deutschlands sind von B*** und Meyendorff divergierender Meinung. Während von B*** eine politische Leitung von Frankfurt aus für ganz gut möglich hält, wenn man die rechten Leute finde und die Zentralgewalt das nötige Ansehen genösse, meint v. Meyendorff, Frankfurt könne aus dem einfachen Grund nicht führen, weil volkstümliche Versammlungen dazu nicht geschickt seien und die Zentralgewalt viel zu viele Fehler begangen habe. Oesterreich und Preußen hätten zum Beispiel gemeinschaftlich viel besser die dänische Politik vertreten, als es von Frankfurt aus geschehen sei. „Die Schmerling, Camphausen und so weiter haben ihren Beruf zu dergleichen schlecht dokumentiert. In England und Rußland wünscht man daher lieber mit Oesterreich und Preußen als den gemeinschaftlichen Repräsentanten Deutschlands zu unterhandeln, als mit seinen Dilettanten, die immer unter dem Druck einer Majorität der Versammlung stehen, mit der keine Verständigung möglich ist, weil ihr jedes Verständnis der politischen Lage abgeht. Der Malmöer Waffenstillstand wäre auf sieben Monate geschlossen, damit bis dahin die deutsche Flotte fertig würde. Niemand hat darüber gelacht ... Wo soll das Vertrauen des Auslandes herkommen? Nun zur praktischen Anwendung dieser Vordersätze: Wie kommen wir zum Frieden mit Dänemark? (Am 26. Februar kündigte bekanntlich Dänemark den Waffenstillstand.) Die Lage ist die: Rußland hat die Verpflichtung, Dänemark im Besitze Schleswigs zu schützen, und England wird sich einer ähnlichen Verpflichtung nicht entziehen können, sobald durch Wiedererneuerung der Feindseligkeiten seine Vermittlung aufhört. Frankreich hat ein noch engeres Verhältnis zu Dänemark durch das Versprechen desselben, keinen Frieden ohne französische Einwilligung zu schließen. Schweden steht den Dänen auch zur Seite. Nun glauben Sie, daß Oesterreich und Preußen sehr begierig sind, einen europäischen Krieg unter solchen Konjunktionen anzunehmen, — wegen eines mythischen nexus socialis der beiden Herzogtümer, der dem europäischen Staatsrecht fremd, dem Bundestag im Jahre 1823 als außer

seiner Kompetenz liegend erschien und ein Unding wird, sobald durch seine engere Verbindung mit Deutschland Holstein zur deutschen Land- und Seemacht, zu deutschen Finanzen und Gesetzgebung und zum deutschen Zollsystem gehört? Was dann noch von dem Verbande beider Herzogtümer bleiben soll, da doch niemand ein Recht hat, dies alles in Schleswig einzuführen, — kann nur ein deutscher Professor verstehen, außerhalb Deutschlands aber niemand. Und dafür sollte man Europa in Flammen setzen? Und Deutschland sein Kontingent nach Schleswig schicken, während die öffentliche Ruhe überall nur mühsam durch die Gegenwart der Armeen im Lande erhalten wird. Nein — sagen wir alle, das ist nicht denkbar, — aber die Frankfurter Versammlung, da liegt die Schwierigkeit! Ich gebe mir alle erdenkliche Mühe, daß Deutschland ohne Schaden den Frieden annehmen könne. Will man aber der Revolution in Schleswig ein Monument setzen, weil diese holsteinische Sache der Revolution in Deutschland große Dienste geleistet hat, so ist diese sentimentale Politik das beste Mittel, Deutschland mit Europa auf längere Zeit zu entzweien. Solange derlei Gefahren nicht abgewendet, erscheint mir das Verfassungswerk ein sehr prekäres."

Am 3. April 1849 hatte König Friedrich Wilhelm IV. der Parlamentsdeputation, die ihm die Kaiserwürde antrug, eine ablehnende Antwort erteilt und damit eigentlich die Paulskirche gesprengt, Rußland hingegen von einer großen Sorge, Preußen möchte die Hegemonie in Deutschland ergreifen, befreit. Petersburg zog daher gelindere Saiten auf, und Struve schreibt unter dem 14./26. April aus Petersburg: „Wir haben für den Augenblick verzichtet, irgendeine positive Ansicht zu fassen, die als Verständigung gelten könnte, daher ist auch der Kaiser mehr denn je entschlossen, sich auf keine Weise in die inneren Verhältnisse Deutschlands zu mischen, insoferne nämlich diese Umgestaltung auf die Territorialzirkonskription des alten Deutschen Bundes beschränkt bleibt. Heute kann ich Ihnen diese Versicherung mit vollster Sachkenntnis geben. Rußland wird staatsrechtlichen Veränderungen zur Kräftigung Deutschlands, besonders wenn sie mit der Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 nicht im Widerspruche stehen, vielmehr in derselben begründet sind, nie entgegen sein. Natürlich können Traktate und Territorialbestand nicht einseitig aufgehoben oder modifiziert werden, und niemand kann es dem Kaiser verübeln, wenn er an diesem Grundsatze festhält. Was die Presse von feindlichen Noten faselt, ist falsch ..."

Am 26. Mai 1849 hatte Preußen mit Hannover und Sachsen das sogenannte Dreikönigsbündnis geschlossen, um eine neue deutsche Verfassung ohne Oesterreich zu vereinbaren. Dieses Ereignis und die bald darauf erfolgte Lossagung Hannovers und Sachsens behandelt v. Meyendorff in seinem nächsten Briefe, worin er zuerst einige kritisierende Worte dem preußischen Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung Joseph v. Radowitz widmet. Er schreibt: „Radowitz geht morgen nach Frankfurt ... Der Mann ist aus Gewohnheit ein Sophist gegen sich selbst, und mit vielleicht unbewußter, aber kolossaler Eitelkeit nimmt er fremde Ideen an und fördert sie mit hartnäckigem Eifer, sobald er eine bedeutende Rolle bei deren Realisierung spielen kann. So glaubt er sich

berufen, die definitive Reorganisation Deutschlands zu vermitteln und den preußischen Bundesstaat zu vereinigen, während hier alle praktischen Männer des Glaubens sind, daß beide Zwecke, in dem Vertrag des 26. Mai recht unangenehm zusammengestellt, nunmehro getrennt werden müssen, und daß, wenn das erstere in Frankfurt angebahnt, das letztere in Erfurt demselben angepaßt werden müßte; das wäre ein Ausweg." Weiter sagt Meyendorff, man sei in Berlin über die Lossagung Sachsens und Hannovers sehr überrascht gewesen, ebenso über das Einrücken österreichischer Truppen in Sachsen und den Protest des Kaiserstaats. Er fährt dann fort: „Wir haben hier ernstlich, und zwar mit Besorgung europäischer Gefahren, gegen eine Sonderpolitik gewarnt, seit dem Mai 1848 wünschen wir nichts als das Zusammengehen der beiden deutsch-europäischen Großmächte, das ja Radowitz als Grundbedingung der Reorganisation Deutschlands hingestellt hat. Auch glaube ich nie und nimmer an einen wirklichen Bruch zwischen Oesterreich und Preußen; das erstere wird ein Bundesstaat im nördlichen Deutschland, in den Grenzen der Bundesverfassung von 1815 sein, das letztere dagegen wird diese Bundesverfassung anerkennen und sie gemeinsam mit Oesterreich revidieren." Sodann spricht sich Meyendorff gegen die Mediatisierung der kleinen deutschen Staaten aus, denn selbst wenn die betreffenden Dynastien in ein mehr oder minder freiwilliges Exil sich begeben hätten und der frühere Hof durch eine preußische oder Reichsadministration ersetzt worden wäre, so würden doch binnen sechs Monaten die früheren Souveräne zurückgerufen werden, da die Residenzen der kleinen Länder zu Dörfern herabsänken.

Kurz vor Abschluß des Friedens zwischen Preußen und Dänemark nach dem zweiten dänischen Kriege warnt Meyendorff unter dem 17. Mai 1850 vor einem erneuerten Einmischen Deutschlands in die Angelegenheit der Herzogtümer. Hätte Dänemark nicht diese Intervention seitens des Frankfurter Parlaments gefürchtet, so wäre es nie so halsstarrig gegen die Wiederherstellung einer Union in billigen Grenzen. Die Holsteiner wollen dieses Unionsverhältnis aber als ein verbrieftes, von Deutschland stets zu kontrollierendes, was wieder Europa nicht zugeben könne. Der dänische Gesandte v. Bülow in Frankfurt könne besser als ein russischer akkreditierter Gesandter, der dermalen nicht vorhanden sei, die Meinung Dänemarks und Rußlands der Zentralgewalt gegenüber vertreten.

Im Laufe des Jahres 1850 verschärfte sich die Spannung zwischen den beiden deutschen Großmächten. Das Erfurter Parlament hatte den heftigsten Widerstand Oesterreichs hervorgerufen, und Rußland wollte weder Preußen durch seine konstitutionellen Sympathien noch Oesterreich durch seine materielle Macht zur Hegemonie gelangen lassen. Von dieser Ansicht ist die Broschüre Meyendorffs „Gedenkblätter" durchdrungen, die er im März in Berlin schrieb. Eine ständige Zwietracht zwischen beiden Mächten war ganz nach dem Wunsche Rußlands, das deshalb einfach zur Wiederherstellung des alten Bundestages riet.

Der diplomatische Agent Forsboom, der im Juni 1850 in Berlin mit Meyendorff, dem preußischen General Leopold v. Gerlach und den Berliner Ministern überhaupt konferierte, hatte ein vertrauliches Promemoria zusammen-

gestellt, dessen Kopie er dem Staatsmanne von B*** sandte. In diesem schreibt er: Major v. Manteuffel, der mit dem Fürsten v. Schwarzenberg bereits in Warschau eine Unterredung gehabt und am 23. Juni aus Wien zurückgekommen, habe die Nachricht gebracht, Oesterreich sei zum Kriege mit Preußen entschlossen, wenn eine sonstige Regulierung nicht gelänge. Die Rüstungen in Preußen, auf welche die Zeitungen so großen Wert legten, deuteten aber nicht auf einen ernsten Konflikt, sie bestänben nur in teilweiser Mobilisierung der Artillerie, im Pferdeankauf für die Landwehrkavallerie, Instandsetzung der Festungen und Komplettierung der Garderegimenter. Man fasse die Kriegsfrage in Berlin ruhig auf, kommandierende Generäle sprächen die Hoffnung aus, es werde nie zu einem solchen Konflikte kommen, zeigten anderseits aber auch viel Zuversicht. Der russische Gesandte v. Meyendorff zeige einen sehr versöhnlichen und milden Charakter und wünsche eine „vertrauliche Einigung zwischen Preußen und Oesterreich".

Am 3. Juli 1850 spricht sich Meyendorff ganz entschieden gegen den Dreikönigsbund vom 26. Mai des vorigen Jahres aus, indem er sagt: „Die Verfassung vom 26. Mai werden wir nie anerkennen, sondern nur eine solche, die sich der Bundesverfassung fügt und über ihre Zulässigkeit dem gesetzmäßigen Bundesorgan das Urteil zuläßt." Gleichzeitig äußert Meyendorff in diesem Briefe seine Meinung über den am 2. Juli abgeschlossenen Frieden zwischen Preußen und Dänemark, der Schleswig den Dänen aushändigte, mit den Worten: „Der Friede ist geschlossen, ein Glück für Deutschland, ein Glück für die Herzogtümer ... Das jetzige Abkommen, das die Frage der Union zwischen den Herzogtümern unentschieden läßt, ist ein viel vorteilhafteres als der Waffenstillstand vom 10. Julius (der die Trennung der beiden Herzogtümer aussprach). Will aber Deutschland auch diesen Frieden nicht ratifizieren, so bedeutet es, daß Rußland seit zwei Jahren ruhig zusieht, wie seinen Garantien zum Trotze dänische Truppen in Schleswig stehen, und wohl im dritten Jahre, und wenn der Kampf von dänischer Seite wieder aufgenommen werden sollte, sich Rußland daran erinnern wird, daß es 200000 Mann an der Grenze stehen hat. Sapienti sat! Die Mäßigung des Kaisers ist um so höher anzuschlagen, als er bei einem Angriffskriege Deutschlands von Frankreich und England wenig zu fürchten hat, dagegen von einem siegreichen Fortschreiten seiner Heere in Deutschland hoffen kann, daß überall, wo sie erscheinen würden, die Revolution mit allen ihren Folgen sofort verschwunden wäre."

Der letzte Brief Meyendorffs, datiert Wien, 4. November 1850, der als Antwort auf das von B*** „mitten in den wichtigsten Verhandlungen in Warschau" erhaltene Schreiben galt, ist vielleicht der interessanteste, weil er die Ansicht Rußlands am entschiedensten und rücksichtslosesten präzisiert. Er ist geschrieben nach der für Preußen so überaus schimpflichen Konferenz zu Warschau und knapp vor dem Vertrag zu Olmütz, in dem sich Preußen allen Forderungen Oesterreichs und Rußlands fügt und der jahrelange Zwist mit dem Status quo endigte.

Meyendorff schreibt: „Rußland verlangt den Bundestag, und zwar weil

es ein verkörpertes Deutschland will, von dem es den Frieden mit Dänemark erhalten kann, nachdem Preußen erklärt hat, für die Exekution des Friedens nichts tun zu können ... Der Bundestag führt uns einen Weg, der die bindende Kraft der Traktate und den Rechtsboden überhaupt wieder zur Anerkennung bringt. Um diesen ist es uns hauptsächlich zu tun, daher wir in der hessischen Angelegenheit kein Recht zur Einmischung Preußens erblicken ... Man will Preußen nicht humilieren, sondern sich mit ihm auf einen Rechtsboden stellen, dagegen darf Preußen aber nicht den Anspruch erheben, aus einer widerrechtlichen Politik mit Ehren herauszukommen; ils veulent être honorés et ne savent pas être justes", könnte man mit Umänderung eines berühmten Wortes des Abbés Sieyès sagen. Jetzt muß die österreichische Regierung bedacht sein, Beweise dafür zu erhalten, daß Radowitz' Austritt wirklich ein Systemwechsel ist; hat es diese, muß es sich aber prompt zeigen und alle Rekriminationen fahren lassen." —

Drei Wochen später kam der erwähnte Olmützer Vertrag zustande, an dem sich Meyendorff in seiner Eigenschaft als Botschafter am Wiener Hofe (seit August 1850) beteiligte und wobei er seine im letzten Briefe dargelegte Meinung zur praktischen Ausführung brachte.

Wir erinnern uns gewiß nach dem Studium der oben im Auszuge wiedergegebenen Briefe der Debatte im Deutschen Reichstag vom 15. März laufenden Jahres, in welcher der Abgeordnete v. Vollmar dem Reichskanzler vorwarf, daß ein „Land von der politischen Bedeutung Deutschlands in eine so unselbständige Stellung zu Rußland gelangen konnte". Graf Bülow resümierte darauf: „Wir laufen Rußland nicht nach, haben aber auch gar keinen Anlaß, uns Rußland unangenehm zu machen." Wenn es auch jetzt vielleicht nicht mehr geschieht, so geschah es doch nicht allein vor fünfundvierzig Jahren, wie Vollmar erwähnt, sondern schon vor mehr als einem halben Jahrhundert.

Waren auch die Jahre 1848 bis 1850, die in den Briefen geschildert sind, die düstere Zeit, in der „die beiden deutschen Großmächte ergeben in den Geleisen der russischen Politik wandelten", und die „russische Partei über deutsche Ehre hohnlachte", so wurden doch, nach Menzel, die „Schicksale dieser Tage von einer höheren Hand gelenkt und wahrhaft zum Heile Deutschlands".

Die französische Republik und die Trennung von Kirche und Staat[1])

Von

Emile Combes, vormaligem Ministerpräsidenten der französischen Republik

I

Eine nur oberflächliche Betrachtung der zahlreichen Streitigkeiten zwischen der französischen Regierung und der katholischen Kirche, die während der Amtszeit des letzten Kabinetts entstanden sind und sich entwickelt haben, könnte viele Leser dazu führen, sie einfach als zufällige Ereignisse zu betrachten, wie sie sich ähnlich leicht in der Geschichte früherer Zeiten finden ließen. In der Tat herrscht diese Meinung in manchen politischen oder religiösen Kreisen durchaus vor, und die katholische Presse hat sich aufs äußerste bemüht, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dieser Meinung Glauben zu verschaffen, nicht allein zu dem Zweck, jene Streitigkeiten ihrer Bedeutung zu entkleiden, sondern zugleich, weil sie sich den Weg dazu bahnen will, der französischen Regierung die Verantwortung für die ernsten Folgen, die unfehlbar daraus entstehen müssen, aufzubürden.

Je näher wir der Zeit rücken, welche die endgültige Beilegung des Streites zwischen der Kirchen- und der Staatsgewalt bringen wird, desto mehr sehen es diejenigen, welche die Kirchengewalt ausüben, als vorteilhaft für das Interesse ihrer Sache an, es so hinzustellen, als wären die eigentlichen Ursachen des Zwiespalts ganz unbedeutender Art und rein willkürliche Handlungen einer kurzsichtigen, allen Regungen der abscheulichsten Leidenschaften zugänglichen Regierung gewesen. Diejenigen unter ihnen, die frei von Illusionen über die Unhaltbarkeit einer solchen Auffassung sind — die den französischen Senat, die Kammer der Abgeordneten und das Land selbst als bewußte oder unbewußte Mitschuldige einer despotischen, gedankenlosen Verwaltung erscheinen lassen würde —, haben vorgegeben, das Geheimnis des vom letzten Kabinett entfalteten unaufhörlichen Bestrebens, die Souveränitätsrechte der Nation den Ansprüchen der katholischen Kirche gegenüber zu wahren, in einer vom Freimaurertum ausgegangenen Parole zu finden.

Gewiß wird sich niemand wundern, daß das Freimaurertum die in dieser Angelegenheit von der französischen Regierung eingenommene Stellung aufs herzlichste gutgeheißen hat. Das Freimaurertum hat in Frankreich so gut wie in allen andern Ländern jederzeit die Stellung eines entschiedenen Gegners der theokratischen Doktrin eingenommen. Auf absoluter Gedankenfreiheit begründet

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Vorstehende Abhandlung, die hier zur ersten Veröffentlichung gelangt, wird auch für die Leser der „Deutschen Revue" von besonderem Interesse sein, da sie volle Klarheit über Geschichte und Ursachen des Kampfes zwischen Staat und Kirche in Frankreich gibt.

und infolgedessen von der katholischen Welt als Gegnerin ihrer Interessen geschmäht, würde die Freimaurerei in der Tat verkehrt gehandelt haben, wenn sie sich auf die Seite einer religiösen Gemeinschaft gestellt hätte, die eine solche Freiheit im Gehorsam gegen eine unfehlbare Autorität verordnet. Es ist daher einleuchtend, daß sie jede Maßnahme, die zur Abwehr der von dieser Autorität gemachten Eingriffe in das politische und soziale Leben diente, mit dem größten Wohlwollen betrachtet haben muß.

Dieses Wohlwollen ist jedoch weit entfernt von den der Brüderschaft zugeschriebenen Weisungen. Die Freimaurerei war weder in der Lage, solche Weisungen zu geben, noch würde es die Regierung als ehrenhaft angesehen haben, sich solchen Weisungen zu unterwerfen. Es ist eine große Ehre für das Freimaurertum, daß seine Gegner es als Symbol der Gedankenfreiheit ansehen. Diese Freiheit ist jedoch nicht das inhärierende Merkmal jeder Vereinigung, sei es die freimaurerische Brüderschaft, die Liga für die Menschenrechte oder die verschiedenen Gruppen von Freidenkern. Dasselbe ureigne Recht auf sie ist allen einzelnen Individuen so gut wie allen Vereinigungen von Individuen verliehen, die ihr Verhalten nach dem Grundsatz der Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft, ihres absoluten Rechtes, ihre Ansichten über alle Fragen einzig und allein ihren eignen Ideen oder ihrer Intuition gemäß auszusprechen und folglich alle auf angeblichen Offenbarungen begründeten Ueberzeugungen in das Gebiet der Hypothesen zu verweisen, zu regeln pflegen.

Die Republik macht diesen weittragenden Gedanken für die ganze Gesellschaft zur Tat und wird so das spezielle Reich der Freiheit. Das heißt, ihre Institutionen sind unvereinbar mit jedem Regierungssystem, das der religiösen Autorität irgendeinen Anteil an der Leitung der Staatsangelegenheiten gewähren würde. Aus diesem Grunde müssen wir bis zur Entstehung der Republik zurückgehen, um zum Beginn des Kampfes zwischen der staatlichen und der kirchlichen Gewalt zu gelangen. Die Trennung von Kirche und Staat bildete vor fünfunddreißig Jahren einen Teil des Programms der republikanischen Partei, und zwar einen seiner wesentlichsten Teile. Es gibt keinen überzeugten Republikaner, mag er Freimaurer sein oder nicht, der sie nicht als eine notwendige Reform anerkannt hätte, deren Einführung er zu wünschen, vorzubereiten und tatkräftig zu fördern verpflichtet ist.

Zwei gleich gewichtige Gründe, der eine auf theoretischen, der andre auf praktischen Erwägungen beruhend, haben allen Republikanern diese Pflicht auferlegt.

Ich habe dargelegt, daß die Republik die Regierung der menschlichen Vernunft ist. Man kann daher unmöglich annehmen, daß eine solche Regierung ihre eigne Macht dadurch beschränken würde, daß sie eine zweite Gewalt an ihrer Seite schüfe, die ihrer Kontrolle nicht unterworfen wäre. Man kann unmöglich annehmen, daß sie im Namen irgendeiner andern Autorität als der Vernunft sprechen oder ihre Organe dazu bevollmächtigen könnte. Es kann auch nicht angenommen werden, daß sie offiziell eine Körperschaft von Beamten

ins Leben rufen würde, deren Pflicht es wäre, spekulative oder praktische Lehren, die nicht ausschließlich auf der Vernunft begründet sind, anzupreisen und zu verbreiten.

Diese zwischen der Republik und den Kirchen bestehende innere Unvereinbarkeit kann von keinem ehrlich Handelnden als zweifelhaft übergangen werden, wofern man sich nur Mühe gibt, der Sache genügende Beachtung zu schenken. Es wäre ein kläglicher Beweisgrund, wollte man, um sie zu bestreiten, erklären, daß die Republik nicht die Verpflichtung habe, für die Lehren einzustehen, die von den in ihrem Solde stehenden religiösen Amtspersonen ausgehen. Die Tatsache, daß die Regierung sie für die Verbreitung dieser Lehren bezahlt, macht sie verantwortlich für die Lehren selbst. Wer will überdies den gewaltigen Unterschied leugnen, der in der öffentlichen Meinung die zu einem bestimmten Zweck mit öffentlichen Aemtern bekleideten Männer von jenen trennt, die als einfache Bürger privatim denselben Beruf in ihrem eignen Namen ausüben? Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß beide Klassen von der Elite der Gesellschaft und von den intelligentesten unter ihren Zuhörern nach ihrem wahren Wert geschätzt werden, aber diese Erwägung ändert nichts an der Tatsache, daß den geistlichen Vertretern des Staates eine spezielle Autorität anhaftet, nur weil sie Amtspersonen sind, und daß diese Autorität sie über das gewöhnliche Niveau hinaushebt und diejenigen beeinflußt, die ihnen mit Vertrauen zu ihren Worten zuhören. Die Republik kann deshalb Organisationen dieser Art ihren Beistand nicht leihen, ohne teilweise aufzuhören, das zu sein, was sie ist: das Reich der Gedankenfreiheit, das Bollwerk der freien Forschung. Die republikanische Partei hat sich von diesem Gedankengang leiten lassen, der sie dafür rechtfertigt, daß sie seit fünfunddreißig Jahren auf die Trennung von Kirche und Staat hinarbeitet.

Wenn ich in bezug auf diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit meiner Leser auf die Tatsache lenke, daß die monarchischen Systeme, die autoritative Systeme sind, von diametral entgegengesetzten Erwägungen geleitet werden, so habe ich damit die unwandelbare Opposition ihrer Anhänger gegen eine solche Trennung erklärt. Auch wenn man von den natürlichen Aehnlichkeiten in Prinzipien wie Einrichtungen absieht, so bleibt immer eine augenscheinliche Uebereinstimmung der Interessen zwischen den Monarchien und der katholischen Kirche bestehen. Ursachen zu Streitigkeiten werden daher von beiden Seiten sorgsam vermieden.

Man kann einwenden, daß das erste Kaiserreich nicht davor zurückschrak, gegen die katholische Geistlichkeit und ihr Oberhaupt gewalttätig vorzugehen. Doch abgesehen davon, daß es alle andern Regierungen mit gleicher Brutalität behandelt hat, beweist die unaufhörliche Aufmerksamkeit, die es darauf verwendete, aus dem Konkordat zur Befriedigung seiner furchtbaren Herrschsucht alle die Vorteile zu ziehen, die den der Kirche auferlegten Verpflichtungen entsprangen, mehr als genügend den unendlichen Wert, den es der Errichtung einer Staatskirche beimaß. Die unter seinen Nachfolgern vorgekommenen Streitigkeiten mit Rom lassen sich leicht aufzählen. Tatsächlich sind solche Streitigkeiten

während der von der Restauration bis zum Beginn der jetzigen Republik verflossenen fünfundfünfzig Jahre Ausnahmen gewesen.

Mit dem Erscheinen der Republik wechselte die Szene, und die Beziehungen der beiden Mächte änderten sich auf einmal. Der Vertrag, der sie miteinander verband, indem er ihre wechselseitige Tätigkeit festsetzte, wurde mit einem Schlage ungültig durch den mit Vorbedacht verfolgten Plan der Kirche, bei jeder Gelegenheit Rechte des Staates, die ursprünglich anerkannt worden waren, in Abrede zu stellen und zu beeinträchtigen. Die verschiedenen Kabinette, die nacheinander im Amt gewesen sind, haben sich vergeblich über die herausfordernde Haltung der Kirche beklagt. Sie waren außer stande, die Verletzungen des Konkordats zu verhindern, und diese Verletzungen wurden mit wachsender Kühnheit immer öfter begangen, je mehr die republikanische Gesetzgebung in allmählichem Fortschreiten von den wesentlichen Prinzipien einer freiheitlichen Regierung durchdrungen wurde.

Zu dem theoretischen Motiv für die Trennung von Kirche und Staat, das auf dem einer republikanischen Verfassung innewohnenden Geist beruht, kam dann noch ein praktisches, das der Erfahrung entsprungen war, die bei aufmerksamen Beobachtern keine Illusionen über die Ungeeignetheit des Konkordats zur Erfüllung seines Zweckes aufkommen ließ. Den Anhängern des Konkordats, die bei allen Gelegenheiten die versöhnenden Eigenschaften des Systems hervorheben, würde es sehr schwer werden, eine einzige Periode in unsrer Geschichte anzuführen, in der dieser versöhnliche Geist die ihm zugeschriebenen Wunder vollbracht hat. Die ganze Vergangenheit, sei es die der monarchischen oder die der republikanischen Regierungen, widerlegt diese Behauptungen. Die monarchischen Regierungen haben eine Versöhnung stets nur um den Preis des Verzichtes auf die Rechte ihrer Staatsgewalt und der demütigenden Unterwerfung des Staates unter die Suprematie der klerikalen Machthaber erreicht. Das erste Kaiserreich bildete eine Ausnahme, aber es läßt sich kaum annehmen, daß die Anhänger des Konkordats es zugunsten ihrer Theorie anführen werden, solange die Erinnerung an Savoyen und Fontainebleau — um von andern zu schweigen — nicht aus dem Gedächtnis der Menschen ausgelöscht ist.

Das vom ersten Kaiserreich so behandelte Konkordat hat unter der Restauration und den Regierungen, die ihr folgten, seine Revanche genommen. Nur soll niemand von ihm behaupten, daß es den sozialen Frieden im Lande inauguriert habe. Der Friede, der geschaffen wurde, bedeutete Oberherrschaft auf der einen und Unterwerfung auf der andern Seite. In dem Augenblick, wo eine republikanische Regierung auftrat und sich weigerte, eine derartige Lage zu akzeptieren, brach der Krieg zwischen den beiden Mächten aus, ein Krieg, der, wie wir bereits angedeutet haben, aus den klarsten Bestimmungen, den formellsten Abmachungen des Konkordats hervorging. Zu glauben, daß der Geist des Konkordats von unsrer Regierung verletzt worden sei, ist lediglich Selbsttäuschung, während die Behauptung, daß die Bestimmungen des Konkordats von der

katholischen Kirche mit peinlichster Sorgfalt beobachtet worden seien, eine vorsätzliche Täuschung der Oeffentlichkeit ist.

Der Geist des Konkordats war — die persönlichen Anschauungen, die seine Urheber leiteten, außer Betracht gelassen — auf die Einsetzung zweier Gewalten gerichtet, die beide gleich berechtigt, gleich notwendig waren, und deren jede ihr eignes Gebiet, ihren eignen Wirkungskreis haben sollte, während der Buchstabe des Konkordats die Grenzen jedes Gebietes genau abstecken und so alle Ursachen zu Mißverständnissen und Meinungsverschiedenheiten fernhalten sollte. Indem sich der Staat entschloß, in Verhandlungen mit der katholischen Kirche einzutreten, erkannte er die letztere stillschweigend als eine von ihm selbst relativ unabhängige Macht an und erachtete infolgedessen ein Zusammenarbeiten als notwendig für seine Bestrebungen auf dem Gebiete des sozialen Fortschritts. Eine monarchische Regierung konnte sich einer solchen Auffassung unterwerfen, ohne sich in Widerspruch zu ihren Prinzipien zu setzen, und würde im Gegenteil diese Prinzipien durch ein Zusammenwirken, das in der Tat noch von größerem Interesse für sie selbst als für die Gesellschaft war, noch befestigt haben. Eine republikanische Regierung dagegen konnte das nicht tun, ohne die Grundprinzipien ihrer Verfassung zu verleugnen. Die Republik bleibt nur ein Wort ohne Sinn, wenn sie nicht für die Souveränität des Volkes eintritt. Wenn wir aber von der Souveränität des Volkes sprechen, müssen wir notwendigerweise alle Voraussetzungen von einer Autorität, die über irgend etwas mit ihr auf dem Fuße der Gleichberechtigung verhandelt, ihr Bedingungen diktiert und andre durch Vertrag lediglich zum Ausgleich hinnimmt, fallen lassen.

Die sprachliche Gewohnheit und die Bedürfnisse der Diskussion haben uns dazu geführt, die Worte „geistliche Macht" zu gebrauchen, wenn wir auf das Konkordat Bezug nehmen. Solange das letztere in Kraft ist, wird es unmöglich sein, die Ideen, die es in sich schließt, beiseite zu setzen. Es werden immer zwei aktive Mächte im Felde stehen, ganz wie es zwei vertragschließende Mächte waren. Diese Koexistenz ist in Wahrheit eine Anomalie unter einer republikanischen Regierung, und dieses Nebeneinander- oder vielmehr Gegenüberstehen der zwei Mächte, das für eine genaue Abgrenzung des jeder zugewiesenen Gebiets unerläßlich ist, beruht lediglich auf der momentanen Tatsache ihrer Koexistenz. Ein republikanisches Regime ist an sich unvereinbar mit diesem Begriff geteilter Machtvollkommenheit. Wiewohl es den Begriff sekundärer Gewalten in Anwendung auf die verschiedenen Religionen oder die Gemeindeverwaltung zuläßt, so muß es doch jedem klar sein, daß dies in der Tat bevollmächtigte Gewalten und Verwaltungsbehörden sind, die ihre Funktionen für den Staat und kraft einer vom Staat verliehenen Macht ausüben.

Was nun die Glaubensbekenntnisse und religiösen Kulte betrifft, so kann die Regierung einer Republik in Anbetracht ihrer konstitutionellen Grundsätze nicht das Recht haben, eine Gewalt einzusetzen, deren Aufgabe die Regelung und Aufrechterhaltung dieser Glaubensbekenntnisse wäre. Die katholische Geistlichkeit, die sich gegenwärtig in lauten, bitteren Klagen über die Trennung von

Kirche und Staat ergeht, gibt vor, daß sie in Gefahr sei, ebensowohl materielle Vorteile wie das dem Konkordat entsprungene moralische Prestige zu verlieren, und stellt sich heftig entrüstet über das letzte Kabinett, das den mächtigen Strom der öffentlichen Meinung hervorrief, dessen Kraft jetzt offenkundig geworden ist. Diese Entrüstung würde vernünftiger, wenn auch nicht berechtigter sein, wenn sie sich gegen die Logik der Ideen und Tatsachen richtete. Doch wird sie sicher weder die Republikaner Frankreichs, die ebensowohl die angeblichen Wohltaten des Konkordats wie den sogenannten Frieden zwischen der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft nach ihrem wahren Werte schätzen gelernt haben, noch die Republikaner andrer Länder täuschen, die es keinen Augenblick dulden würden, daß ihre Regierungen die Absicht verkündeten, einen Vertrag irgendwelchen Charakters mit einer religiösen Gemeinschaft zu schließen, wenn ein derartiges Uebereinkommen die öffentliche Anerkennung von Rechten und Pflichten in sich begriffe, die vom Staate unabhängig wären.

Wenn wir des Beispiels halber die alte französische Konsulatsverfassung auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika übertragen, so frage ich: Welche Haltung würden die politischen Parteien dort einnehmen, wenn sie erführen, der Präsident der Republik sei mit dem Vorgeben, daß er die katholische Geistlichkeit des Landes abhalten wolle, gegen die republikanische Regierungsform oder gegen ihre Einrichtungen und Gesetze zu predigen oder zu lehren, in Unterhandlungen mit dem Haupt der katholischen Kirche eingetreten, zu dem Zweck, einen unserm Konkordat ähnlichen Vertrag abzuschließen? Nicht ein Republikaner würde in einer solchen Initiative etwas andres als einen in radikalem Gegensatz zu den wesentlichen Rechten des Staates stehenden Schritt erblicken, und alle würden der Ueberzeugung sein, daß der Staat stets, wenn er es für notwendig erachtet, sich gegen Angriffe auf seine Verfassung und seine Gesetze zu verteidigen, aus dieser Verfassung selbst das Recht ableiten darf, diejenigen Maßregeln zu ergreifen, die er für geeignet halten kann, seinen Zweck zu erreichen, ohne daß er genötigt wäre, das geringste Teilchen seiner Souveränität irgendeiner andern Autorität abzutreten.

Wenn wir von der Tatsache absehen, daß die französische Republik, seitdem sie ins Leben getreten ist, sich den Bestimmungen des Konkordats gegenüber gesehen hat, für die sie in keiner Weise verantwortlich gemacht werden kann, so haben wir ebenso gewichtige und triftige Gründe, wie die Republikaner der Vereinigten Staaten sie vorbringen könnten, gegen ein solches Regime geltend zu machen. In Frankreich gibt es und kann es keine andern Rechte geben als die des Staates, und es gibt und kann keine andre Autorität geben als die der Republik.

Doch wir wollen für den Augenblick annehmen, daß die Theorie, auf die das Konkordat basiert ist, das heißt die gleichzeitige Existenz zweier gleichberechtigter und gleich notwendiger Gewalten, deren jede in ihrer eignen Sphäre tätig ist, von einer republikanischen Regierung akzeptiert werden könnte. Eine derartige Annahme vorausgesetzt, würde der entscheidende Punkt der sein, daß

die Theorie von der andern vertragschließenden Partei nicht akzeptiert werden würde und könnte. Diese Wahrheit ist es, die es tatsächlich unmöglich macht, das Verhalten der französischen fortschrittlichen Republikaner zu erklären, die augenscheinlich nicht begreifen oder vielmehr, durch schmähliche persönliche (Wahl-) Interessen geleitet, den Anschein erwecken möchten, als begriffen sie nicht, daß das Konkordat nicht mehr existiert und daß es tatsächlich niemals als Vertrag existiert hat, daß es vom ersten Tage seines Bestehens bis zur Gegenwart seinen Bestimmungen nach nichts als eine Täuschung und ihrer Ausführung nach ein Betrug gewesen ist. Es war eine Täuschung gegen die geistliche Macht unter dem ersten Kaiserreich und ein Betrug gegen den Staat unter allen nachfolgenden Regierungen. Das Konkordat hat anscheinend zwei Hoheitsgebiete geschaffen und jedem von ihnen die verlangte Unabhängigkeit gewährleistet. Indessen weist die Lehre der katholischen Kirche ganz entschieden und ausdrücklich die Theorie von der Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt in deren eignem Gebiet zurück.

Diese Lehre bildet den Hauptpunkt in der durch die Frage der Trennung von Kirche und Staat hervorgerufenen Kontroverse. Sie ist im höchsten Grade unbequem für die Anhänger des Konkordats, die sie vergebens zu umgehen suchen, während der Syllabus sie als einen der katholischen Glaubensartikel aufstellt. Man hat sogar in bezug darauf eine höchst ingeniöse Argumentation erfunden, die in die spitzfindigsten Sammlungen der alten scholastischen Schriftsteller hineinpassen würde. Nach dieser Beweisführung ist der Syllabus nur in bezug auf den inneren Glauben des Katholiken bindend. Er ist für ihn lediglich eine Glaubenssache. Mit der profanen Außenwelt jedoch können Uebereinkommen getroffen werden, und solange ihr Glaube unbeeinträchtigt bleibt, können die Katholiken in ihrer Eigenschaft als Bürger zu einer Verständigung mit dieser Welt gelangen und Verträge mit ihr zum größeren Wohl ihrer Religion schließen. In dem speziellen Fall, mit dem wir es zu tun haben, behaupten sie, daß, obwohl es der katholischen Lehre zuwiderlaufe, das Recht des Papstes zur Einmischung in die Politik weltlicher Regierungen in Abrede zu stellen, es nur für den inneren Glauben von Belang sei. Im praktischen Leben sei der Papst, wenn keine andern Mittel zur Hand seien, tatsächlich verpflichtet, in Unterhandlungen mit den Regierungen einzutreten, als ob er ihre Unabhängigkeit in politischen Angelegenheiten anerkennte.

Sehr ärgerlich jedoch ist der Umstand, daß die katholische Lehre nicht allein die staatliche Unabhängigkeit der Regierungen, sondern zugleich alle Freiheit in der modernen Welt verurteilt. Das Anathema ist über sie ausgerufen worden in der Reihe der Artikel, die den Syllabus bilden. Wie läßt sich nun dieses Anathema mit der politischen Unabhängigkeit der Regierungen vereinigen? Hier wird mit gleichem Scharfsinn und gleichem Erfolg wieder dasselbe Argument angewendet. Für das katholische Bewußtsein ist staatliche und politische Freiheit ein verabscheuenswerter Irrtum. In der Praxis indessen und im Notfalle dürfen sich die Katholiken in ihrer Eigenschaft als Bürger ihr anbequemen.

Wie könnten nun die Bestimmungen des Konkordats, welchen Charakter

es auch haben mag, irgendwelche Aussicht darauf haben, von der religiösen Autorität beobachtet zu werden, wenn es nicht bestimmte Festsetzungen enthält, worin die Suprematie dieser Autorität über die staatliche Regierung anerkannt wird?· Und wie könnte eine Regierung die Kühnheit haben, in Verhandlungen über ein Abkommen dieser Art einzutreten, wenn sie vorher die Stellung kennen würde, die sie bei solchen Verhandlungen einnehmen muß?

Wirklich berufen sich die Anhänger des Konkordats nicht auf Prinzipien, wenn sie über den zugunsten der Trennung begonnenen Feldzug klagen. Sie machen aus dem Problem eine einfache Frage der Annehmlichkeiten und Vorteile für die beiden beteiligten Mächte. Selbst auf diesen Grundlagen können ihre Bemühungen kaum erfolgreich genannt werden. Während die von der geistlichen Macht durch das Konkordat erlangten Vorteile offen zutage liegen, können wir vergeblich nach dem von der Staatsgewalt daraus zu ziehenden Gewinn ausschauen. Dieser famose Friedensvertrag hat bei zahlreichen Gelegenheiten, wenn es galt, den Krieg zu verhindern, völlig versagt. Es gibt viele Beispiele für ein solches Versagen. Die katholische Lehre ist nicht auf den Frieden zwischen Gleichstehenden, sondern auf die Unterwerfung des Staates unter die Kirche, sowohl auf dem bürgerlichen wie auf dem religiösen Gebiet und ebenso in politischen Angelegenheiten, gerichtet. Wenn wir, ohne weiter zurückzugreifen, die praktische Wirkung der gewöhnlichsten Anwendungen betrachten, welche die Bestimmungen des Konkordats nur während der letzten paar Jahre gefunden haben, so wird ein solcher Rückblick uns deutlich die Wirkungen des Konkordats von 1801 zeigen.

II

Wie allgemein bekannt ist, besteht das Konkordat aus zwei Teilen, die zusammen das Gesetz vom 18. Germinal des 10. Jahres der Republik bilden. Der erste Teil enthält den Text des vom Papste unterzeichneten diplomatischen Vertrags, der in Artikel 1 exekutive oder einschränkende Kontrollverordnungen zum Zweck des Vollzugs seiner Bestimmungen festsetzt und genehmigt. Diese Verordnungen bilden den zweiten Teil des Gesetzes. Die geistliche Gewalt hat die Gesetzlichkeit dieser Vorschriften angefochten, obwohl sie auf Artikel 1 fußen und offizielle Briefe des die Verhandlungen führenden päpstlichen Bevollmächtigten beweisen, daß der Papst selbst Kenntnis von ihnen hatte und sogar einige von ihnen abgeändert hat. Die geistliche Gewalt jedoch ist so klug gewesen, ihren Protest so nachdrücklich zu erheben, daß er auf den Vertrag selbst reflektiert, in den sie eingefügt sind.

Ueberdies kann niemand bezweifeln, noch wurde es, wie durch die Briefe des päpstlichen Bevollmächtigten bezeugt wird, von Papst Pius VII., dem Urheber des Konkordats, oder seinen Nachfolgern bezweifelt, daß die französischen Kammern zu jener Zeit sich niemals entschlossen haben würden, den Vertrag ohne die einschränkenden Verordnungen, die seinen Zweck definierten, zum Gesetz zu machen. Zeigen übrigens diese Verordnungen eine so bedrohliche Absicht in bezug auf die geistliche Autorität, und enthalten sie Verfügungen, die für diese

Autorität so unangenehm sind, daß sie ihnen nicht zustimmen kann, ohne ihrer Mission untreu zu werden? Wir wollen einige dieser Bestimmungen untersuchen.

Artikel 2 verbietet dem päpstlichen Nuntius, sich in die Angelegenheiten der gallikanischen Kirche einzumischen. Kann es etwas Berechtigteres geben? Der Nuntius ist ein Gesandter. Wie alle Gesandten darf er nur zu der Regierung, bei der er akkreditiert ist, offizielle Beziehungen unterhalten. In dem Streit nun, der erst in allerjüngster Zeit zwischen der französischen Regierung und dem Heiligen Stuhle wegen des Bischofs von Dijon ausgebrochen ist, nahm sich der Nuntius heraus, ohne Genehmigung der Regierung eine offizielle Korrespondenz mit dem Bischof anzufangen. Ebenso verletzte er das Konkordat, indem er den Bischof hinderte, Ordinationen vorzunehmen. Und als der Papst aufgefordert wurde, seinen Vertreter wegen dieses offenkundigen Verstoßes sowohl gegen die Bestimmungen des Konkordats wie gegen seine Gesandtenpflichten zu desavouieren, weigerte er sich mit voller Ueberlegung, dies zu tun.

Artikel 4 verbietet der französischen Geistlichkeit, ohne die ausdrückliche Zustimmung der Regierung zu einem Konzil oder einer Synode und überhaupt behufs gemeinschaftlicher Beratung zusammenzutreten. Allen Unparteiischen muß dieses Verbot um so vernünftiger und berechtigter erscheinen, als die französische Geistlichkeit durch das Gesetz des Konkordats mit außerordentlich bedeutenden Befugnissen ausgestattet ist und gemeinschaftliche Beratungen über nicht genau vorherbestimmte Gegenstände zu Resolutionen führen könnten, die für die öffentliche Ordnung und den öffentlichen Frieden gefährlich wären. Wir verlangen gewiß nicht zuviel, wenn wir fordern, daß Beamte, die unter genau bestimmten und ihnen völlig bekannten Bedingungen angestellt sind, sich diesen Bedingungen unterwerfen und den Staat um Erlaubnis bitten, wenn sie gemeinsam zu beraten wünschen.

Die französische Geistlichkeit indessen ist andrer Meinung. Die Vergangenheit weist zahlreiche Fälle auf, in denen sich Bischöfe das Recht, sich zu versammeln, unter dem einen oder andern Vorwand angemaßt haben, oft auch ohne irgendwelchen Vorwand und ohne die Vertreter der Staatsgewalt vorher gefragt zu haben, indem sie so sich dreist und widerrechtlich die Tatsache zunutze machten, daß die durch das Konkordat für die Zurückweisung von Vertragsverletzungen dieser Art gebotenen disziplinären Mittel unzureichend sind. Wir dürfen überdies nicht vergessen, daß gewöhnlich, um nicht zu sagen immer, diese ungesetzlichen gemeinschaftlichen Beratungen der Bischöfe zu dem Zweck abgehalten werden, gegen Regierungsakte oder gesetzgeberische Maßnahmen zu protestieren. Ich glaube, man wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß kein Land, welche Regierungsform es auch haben mag, solche Rechtsverletzungen von seiten seiner Beamten dulden könnte, wenn es nicht die Autorität des Staates schwächen lassen will.

Durch die Bestimmungen des Artikels 10 sind alle Privilegien, die Befreiung von der bischöflichen Jurisdiktion gewähren, und deren Prärogative aufgehoben worden. Dieser Artikel steht in vollkommener Uebereinstimmung mit

der Organisation der kirchlichen Verwaltung, wie sie durch das Konkordat geschlossen worden ist.

Die Tatsache, daß in dem diplomatischen Vertrag die Festsetzung der Grenzen der Diözese, von der Regierung in Verbindung mit dem Heiligen Stuhl ausgeführt, zur Basis für die neue Organisation gemacht worden war, machte es von selbst klar, daß jeder Bischof von Rechts wegen und tatsächlich die höchste Autorität in seiner Diözese ausüben sollte.

Diese Bestimmungen sind von Anfang an vom Heiligen Stuhle verletzt worden, der willkürlich die religiösen Kongregationen von der Jurisdiktion der Bischöfe befreit hat. Wir wollen gleich hinzufügen, daß durch einen tatsächlichen Betrug diese Befreiung in den Gründungsurkunden der Kongregationen, wenn sie der Regierung zur Erlangung der gesetzlichen Genehmigung vorgelegt wurden, niemals erwähnt worden ist. Sie ist geheimgehalten worden und wurde nur in die Satzungen eingefügt, so daß also die Regierung durch eine jener frommen Betrügereien, die ein Vergleich mit dem Durchschnitt der öffentlichen Moral nicht in vorteilhaftem Lichte erscheinen läßt, in Unkenntnis darüber erhalten worden ist.

Artikel 20 bestimmt, daß die Bischöfe in ihren Diözesen residieren und sie nicht ohne die Erlaubnis des Ersten Konsuls verlassen sollen. Dieses Verbot war augenscheinlich zu weitgehend und konnte nur in einem so mißtrauischen und despotischen Geist, wie es der des Ersten Konsuls war, entstanden sein. In der Tat ist es unter allen folgenden Regierungen außer Gebrauch gekommen, wenigstens seiner buchstäblichen Anwendung nach. Keine von ihnen hat jemals daran gedacht, den Bischöfen etwas in den Weg zu legen, wenn sie außerhalb der Grenzen ihrer Diözese, aber auf französischem Boden zu reisen wünschten. Indessen ist Artikel 20 für Reisen außerhalb der Grenzen Frankreichs, speziell Reisen nach Rom, in Kraft geblieben. Wir brauchen das Kluge dieser Ausnahme, die unter monarchischen Regierungen niemals als Härte gegolten hat, nicht darzutun. Dennoch hat sie unter der republikanischen Regierung den Zorn sowohl des Papstes wie der Bischöfe erregt. Sie haben sie mit Geringschätzung behandelt und die Bestimmungen nach ihrem eignen freien Willen übertreten, trotz der wiederholten Proteste der Unterrichtsminister, selbst bis zu dem Tage, an dem der Heilige Stuhl erkennen mußte, daß die Geduld der französischen Regierung erschöpft und die Stunde der Trennung gekommen war.

Ich möchte diesen Rückblick auf das Konkordat mit der Betrachtung eines letzten Artikels schließen, der nach allgemeiner Ansicht der wichtigste von allen ist.

Das Konkordat verleiht der Regierung das Recht, die Bischöfe zu ernennen. Das so gewährleistete Privilegium ist völlig unbeschränkt. Der Text des Vertrages selbst beweist, daß dies der Fall ist:

„Artikel 4. Der Erste Konsul der Republik soll die Ernennungen für die Erzdiözesen und Diözesen vollziehen, deren Grenzen jüngst vereinbart worden sind.

„Artikel 5. Ernennungen für Diözesen, deren Pfründen in Zukunft vakant werden, sollen gleichfalls durch den Ersten Konsul vollzogen werden."

Nach der Ernennung eines Bischofs muß der Papst ihm den für Frankreich vor dem Wechsel der Regierungsform festgestellten Formen gemäß die kanonische Würde erteilen. Der letzte Teil dieser Bestimmung bezieht sich ausschließlich auf den Wortlaut und den Modus der Uebergabe des Investiturediкts. Er bezieht sich weder auf das Recht noch auf den Vollzug der Ernennung, wie er durch die angeführten Bestimmungen geregelt wird.

An die Stelle dieses ausdrücklich durch das Konkordat sanktionierten Ernennungsrechtes hat der Heilige Stuhl seit fünfunddreißig Jahren geschickt eine vorherige Verständigung zwischen den beiden Mächten über die Wahl der Bischöfe gesetzt. Er hat in allen Fällen die von der französischen Regierung vollzogene Ernennung seiner persönlichen Genehmigung unterstellt, und um deutlich zu zeigen, daß eine solche Genehmigung der Wahl vorhergehen und sie leiten müsse, strebte er danach, das Recht der Ernennung auf das Recht bloßer Präsentation zu reduzieren. Die Investiturediкte enthalten fast immer die beiden Ausdrücke „präsentieren und ernennen". In einigen von ihnen ist ausschließlich das Verbum „präsentieren" zur Bezeichnung dieses Aktes der französischen Regierung angewandt.

Es half wenig, wenn unser Staatsrat gegen diese systematische Verletzung des Wortlauts des Konkordats protestierte. Da er bei der Majorität der republikanischen Minister bis zum Auftreten Waldeck-Rousseaus keine ausreichende Unterstützung fand, mußte er sich damit begnügen, in die Protokolle über die Investiturediкte Proteste aufnehmen zu lassen, die, obwohl sie mit großer Regelmäßigkeit wiederholt wurden, sämtlich wirkungslos blieben.

Eine derartige Schwäche der Regierung mußte notwendig zu Resultaten führen, die von größerer Bedeutung waren als bloße Aenderungen des Wortlauts einer Urkunde. Die Vertreter des Heiligen Stuhles in Paris, ausnahmslos den reaktionären Einflüssen unterworfen, die zu allen Zeiten auf das Amt des päpstlichen Nuntius eingewirkt, haben im Laufe der Unterhandlungen, die begonnen wurden, um vor der tatsächlichen Ernennung eine gegenseitige Verständigung herbeizuführen, wie auf Verabredung alle Kandidaten abgelehnt, die, um nicht zu sagen republikanischer, doch rein liberaler Tendenzen verdächtig waren. Ein Priester brauchte nur in dem Rufe zu stehen, daß er ein Gefühl der Ergebenheit oder des Respektes gegen die Regierung der Republik hege, — das genügte, um ihm jede Aussicht auf Erlangung der bischöflichen Würde zu nehmen. Das Veto des päpstlichen Nuntius versperrte ihm den Weg, so groß auch seine Tüchtigkeit sein oder welches Ansehen er sich auch durch seine Dienste und seine Tätigkeit erworben haben mochte. Jedesmal, wenn ein Unterrichtsminister auf seine Wahl drang, wurde sie ein Objekt des Feilschens oder — wie einige katholische Schriftsteller auszusprechen gewagt haben — der Simonie.

Wir sind in der Lage zu versichern, daß der Unterrichtsminister, um die Berufung seines Kandidaten durchzusetzen, gezwungen war, drei Viertel der Ernennungen dem Nuntius zu überlassen. Wenn er an seinem Ernennungsrecht festhielt, ohne Konzessionen irgendwelcher Art zu machen, so fanden keine Be-

stallungen statt, und die Bischofsstühle blieben auf unbestimmte Zeit unbesetzt. Während der ganzen Amtszeit des letzten Kabinetts war der Konseilspräsident außerstande, das Uebelwollen des Vatikans zu überwinden. Er war genötigt, auf den Vollzug jeder Ernennung zu verzichten, da er nicht willens war, sich zu irgendwelchen demütigenden Konzessionen oder unerlaubten Kompromissen herbeizulassen.

Die katholische Presse hatte kein andres Mittel, den Widerstand, den der Heilige Stuhl im Widerspruch zu den Bestimmungen des Konkordats leistete, zu rechtfertigen, als den Charakter, die Befähigung oder die Ehre der von der Regierung gewählten Kandidaten zu verdächtigen und sie so in Mißkredit zu bringen. Es ist ihr nicht gelungen, die öffentliche Meinung irrezuführen. Die Namen dieser Priester waren so vorteilhaft bekannt, sie standen sowohl bei der Geistlichkeit wie bei der Laienwelt in so hohem Ansehen, daß, als der Konseilspräsident im Laufe einer Debatte im Senat über die Friktion zwischen Paris und dem Vatikan veranlaßt wurde, die Namen der Kandidaten zu nennen, deren Sanktion der Heilige Stuhl verweigert hatte, die gemäßigtsten Mitglieder der republikanischen Majorität energisch gegen eine solche Ungerechtigkeit protestierten und aus freien Stücken zugunsten der moralischen Eigenschaften der so in den Bann getanen Priester Zeugnis ablegten.

Diese Haltung des Heiligen Stuhles, die ein dem Staate zustehendes und durch die Bestimmungen des Konkordats ganz klar bestätigtes Recht mit Vorbedacht zunichte machte, hatte viel dazu beigetragen, die öffentliche Meinung von der Nutzlosigkeit eines Vertrages zu überzeugen, dessen Bestimmungen von einer der vertragschließenden Parteien systematisch mit Füßen getreten worden waren. In diesem Falle betraf die Verletzung eine Prärogative von der größten Wichtigkeit, von welcher der Friede der Republik in weitgehendem Maße abhing. In Anbetracht der natürlichen Neigung der Geistlichkeit jeder Konfession, sich dem Willen der Oberen unterzuordnen, kann es für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nicht gleichgültig sein, ob die bischöflichen Stühle mit Männern besetzt sind, die ihre Priester in Schranken und vom Felde der politischen Kämpfe fernzuhalten wünschen, oder mit Männern, die darauf brennen, eine Rolle in der Oeffentlichkeit zu spielen, und tief in die reaktionäre Bewegung verwickelt sind.

Nichts hätte daher sicherer das Konkordat diskreditieren können als die Art und Weise, wie der Heilige Stuhl und, seinen Spuren folgend, die französischen Bischöfe seine Bestimmungen behandelten. Die republikanische Partei müßte mehr als nachgiebig gewesen sein und sein, sie müßte in der Tat ihre Pflicht völlig verkennen und mehr als sorglos sein, wenn sie ihre Zustimmung dazu geben wollte, daß ein so kläglich abgefaßter Vertrag, der dem Staat so schwere finanzielle Verpflichtungen aufbürdet, ohne irgendwelche Kompensationen oder Vorteile für die Gesellschaft zu bieten, noch länger in Kraft bliebe. Unter solchen Umständen wäre Zustimmung mehr als Schwäche: sie würde dem Wesen nach den Verzicht auf die Rechte des Staates und tatsächlich einen Verrat an der Republik bedeuten.

Es ist Zeit, hohe Zeit für die Republikaner, eine administrative Organisation der Geistlichkeit aufzuheben, welche die Kanzeln der katholischen Kirche in ebensoviele mit einem schrankenlosen Recht auf Redefreiheit ausgestattete politische Rednerbühnen verwandelt, von denen aus alle unsre politischen und sozialen Reformen, wenn sie auch nur im geringsten den Geist revolutionärer Tradition an sich tragen, und alle im Interesse der Freiheit und des Fortschritts ergriffenen Maßregeln den Gläubigen als ebensoviele öffentliche Missetaten, als ebensoviele Frevel gegen die Religion, als ebensoviele Beweise für die gottloseste Verderbtheit denunziert werden. Vom Staate getrennt, kann die Kirche frei über den Charakter der Männer, welche die Regierung bilden, wie über ihre Handlungen urteilen. Das ist ein Recht, das kein Republikaner ihr verwehren will, solange sie es, wie alle andern Privilegien, dem allgemeinen Recht gemäß ausübt, das dieses Recht schützt, aber zugleich seine Anwendung regelt.

Daß aber die Kirche, während sie mit dem Staate durch einen Vertrag verbunden ist, der ihren Vertretern eine gesetzlich anerkannte Autorität ebenso wie alle Vorteile von Staatsbeamten gewährt, es wagen darf, im Namen ihrer eignen Lehren die Staatsdoktrinen zu vernichten, indem sie sie vor denen, die auf ihre Organe hören, herabsetzt und untergräbt, das bildet eine jener verblüffenden Anomalien, denen ohne Verzug ein Ende zu machen die Pflicht der republikanischen Partei ist. Das ist die Rolle, welche die katholische Geistlichkeit seit dreißig Jahren gespielt hat.

Wie ich schon früher bemerkt habe, ist kein einziges unsern gesetzgebenden Körpern in den letzten dreißig Jahren vorgelegtes Gesetz während der parlamentarischen Debatten dem Angriff der ganzen klerikalen Clique entgangen und davor bewahrt geblieben, den Gläubigen als Werk des Teufels hingestellt zu werden. Ist es notwendig, die von dem französischen Klerus mit einer Fülle frommer Verleumdungen in Umlauf gesetzten Petitionen gegen die projektierten Gesetze, die den Elementarunterricht frei und obligatorisch machen sollten, während sie ihn zugleich verweltlichten, uns ins Gedächtnis zurückzurufen? Ist es notwendig, an die namenlosen Beschimpfungen zu erinnern, die überall von der Höhe der Kanzeln aus gegen Jules Ferry, den Hauptförderer dieser Gesetze, gerichtet wurden, oder an die von diesen selben Kanzeln kommenden Drohungen, die Vätern und Müttern die Ausschließung von den Sakramenten in Aussicht stellten, wenn sie sich des Verbrechens schuldig machten, ihre Kinder in die Regierungsschulen zu schicken?

Brauche ich ferner an die Verwünschungen der französischen Geistlichkeit gegen die republikanischen Minister zu erinnern, die es wagten, die Studenten in den Seminarien auf ein Jahr zum Militärdienst heranzuziehen, wobei sie ihnen während des Jahres, in dem sie zu dienen hätten, höhere Bezüge zusicherten? Oder an das Gesetz über die Scheidung, von dem dieselbe Geistlichkeit erklärte, daß es den Konkubinat legalisiere, — jenes weiseste und moralischste aller Gesetze, das der Klerus mit Schande zu bedecken sucht, indem er diejenigen, denen es zugute kommt, brandmarkt, den Haß der Wohlgesinnten auf sie lädt

und sie als Ausgestoßene hinstellt, die nicht würdig seien, in einer Gesellschaft von ehrenhaften Männern und Frauen Zutritt zu haben?

Soll ich endlich an das Vereinsgesetz erinnern, das auf das Haupt Waldeck-Rousseaus so viel klerikalen Groll, so viele fromme Beleidigungen häufte, weil dieser große Republikaner die Verwegenheit hatte, die katholischen Kongregationen in Frankreich unter die französischen Gesetze zu stellen, ohne sich verpflichtet zu fühlen, über diese Angelegenheit sich vorher mit dem Oberhaupt des katholischen Klerus zu verständigen?

Es scheint wirklich, als hätte die Geistlichkeit sich das Wort gegeben, sich von allen ihren gesetzlichen Verpflichtungen zu befreien, denn sie hat jede Gelegenheit, sie abzuleugnen, mit Eifer ergriffen und dazu noch die beleidigendste Sprache gegen die Republik geführt. Was hatte sie zu fürchten? Klagen wegen Amtsmißbrauchs, die keine andre Wirkung hatten und haben konnten, als ihren Spott herauszufordern! Entziehung ihres Gehaltes, die nur zur Folge hatte, daß es sofort durch Subskriptionen von frommen Leuten aufgebracht wurde, die den Ausfall zehnfach deckten!

Der Klerus hatte solchen Geschmack am Verspotten und Verhöhnen der nneren Politik der Republik gefunden, daß er bald dahin kam, die auswärtige Politik des Landes mit derselben Zügellosigkeit zu behandeln. Die ganze zivilisierte Welt ist in der Lage gewesen, die höchst angemessene Art und Weise zu würdigen, in der die Reise des Präsidenten der Republik durch Italien durchgeführt worden ist. Der Besuch des Oberhaupts der französischen Regierung bei dem italienischen Herrscher war ebensowohl durch die elementarsten Grundsätze der Höflichkeit wie durch die wechselseitigen Interessen der beiden Nationen veranlaßt. Doch der Papst hat erklärt, daß er ihn als eine Verletzung seiner Würde betrachte. Auf seinen angeblichen Souveränitätsrechten bestehend, hat er den Präsidenten der französischen Republik den katholischen Mächten von Europa als einer Majestätsbeleidigung schuldigen Verbrecher denunziert. Das war selbst den gemäßigtsten Mitgliedern der Fortschrittspartei zuviel. Von diesem Augenblick an herrschte in der republikanischen Partei nur noch eine einzige Ansicht über den schließlichen Bankerott des Konkordats. Alle, mit Ausnahme der verstocktesten Klerikalen, erkannten, daß es jetzt nur noch ein Mittel geben könne, das diesem unmöglichen Zustand ein Ende machen würde, und daß dieses Mittel in der Trennung von Kirche und Staat zu finden sei.

Manche Gegner des letzten Kabinetts haben es so hingestellt, als sei dieses über die jüngsten Ereignisse ganz bestürzt gewesen und gegen seinen eignen Willen zu der Sache der Trennung bekehrt worden. Wenn damit gesagt werden soll, daß das Kabinett nicht hatte vorhersehen können, daß die Frage der Trennung so plötzlich und in solcher Weise aufs Tapet gebracht werden würde, so sind sie allerdings berechtigt zu behaupten, daß es auf die unpolitische Unverschämtheit der römischen Kurie und auf den unwiderstehlichen Ausbruch heftigster Entrüstung, der unmittelbar darauf in den Reihen der republikanischen Partei zugunsten der Trennung erfolgte, nicht vorbereitet war. Doch der letzte Ministerpräsident hat

niemals seine Augen der Tatsache verschlossen, daß es unmöglich geworden war, eine Einigung zwischen der Staatsgewalt und der Kirche auf der Basis der Bedingungen und Bestimmungen des Konkordats zu erzielen. Wenn er vom Beginn der Amtszeit seines Kabinetts an erklärte, daß er selbst die Bestimmungen des Konkordats aufs genaueste beobachten und für ihre genaue Beobachtung sorgen würde, solange dieser Vertrag als Staatsgesetz in Kraft bliebe, so hatte er keinerlei Illusionen über die künftigen Resultate des neuen Experiments. Die Vergangenheit, eine Periode von dreißig Jahren triumphierender Willkür für die katholische Kirche und kläglicher Schwäche für die Republik, hatte ihn gelehrt, ohne daß irgendein Zweifel möglich war, daß der Vatikan völlig entschlossen war, lediglich die materiellen und moralischen Vorteile zu bewahren, die das Konkordat der katholischen Kirche bot, daß er aber ein für allemal sowohl die politischen Verpflichtungen wie die gegen die Gesamtheit, die das vom Staate verlangte Aequivalent bilden, zurückwies.

Noch mehr indessen als die Erfahrungen der Vergangenheit hatte ihn die offen anerkannte Doktrin der katholischen Kirche von der Nutzlosigkeit aller Maßregeln, mit denen man hätte versuchen können, die Kirche zu einer gerechten Anerkennung ihrer Pflichten gegen den Staat zu bringen, überzeugt. In der Tat, wie hätte die geringste Ungewißheit über diese Frage in ihm zurückbleiben können, nachdem er in dem unabänderlichen Grundgesetz des Katholizismus, das von Papst Pius IX. kraft seiner päpstlichen Unfehlbarkeit und unter dem Beifall eines ökumenischen Konzils feierlich verkündigt worden war, die Aufzählung der Rechte gelesen hatte, die dem Nachfolger Sankt Petri mit Bewilligung Gottes im Widerspruch zu den gotteslästerlichen Ansprüchen der modernen Regierungen zustehen? Dieses Grundgesetz, wohlbekannt unter dem Namen Syllabus, spricht laut und deutlich genug, um einen aufrichtigen Geist vor der Gefahr zu bewahren, seinen Wortlaut mißzuverstehen.

Es lehrt die katholische Welt in einer langen Reihe von Artikeln:

Daß die römische Kirche, als die höchste aller Regierungen, eine vollkommene Organisation, von Rechts wegen und in jeder Hinsicht von der Staatsgewalt unabhängig ist;

daß die Kirche allein das Recht besitzt, den Unterricht des Volkes zu leiten;

daß sie allein die Jurisdiktion über die Mitglieder ihres Klerus hat;

daß sie das Recht hat, sie von den gewöhnlichen bürgerlichen Pflichten, speziell vom Militärdienst zu befreien;

daß die Kirche allein die Ehe der Gläubigen sanktionieren und überhaupt in allen auf die Ehe und eheliche Verbindlichkeiten bezüglichen Fragen entscheiden kann;

daß das Recht immer auf ihrer Seite ist, wenn das kanonische Recht in Konflikt mit dem Staatsgesetz gerät;

daß die Kirche das Prinzip der Volkssouveränität und des allgemeinen Wahlrechts zurückweist;

daß sie die Religions-, die Rede- und die Preßfreiheit als Greuel brandmarkt;

daß sie das Recht der Regierungen, die Art und Weise des Verkehrs zwischen dem Papste und den Bischöfen einerseits, den Gläubigen anderseits zu regeln, leugnet;

daß sie ebenso das Recht des einzelnen Bürgers leugnet, diejenige Religion anzunehmen und zu bekennen, die er seiner Denkweise entsprechend als wahr erkannt hat;

daß sie ihr Anathema gegen alle diejenigen Regierungen ausspricht, die gegen den Grundsatz der Nichteinmischung in ihre Rechte auf das Patrimonium Sankt Petri Einspruch erheben;

daß sie ebenso alle mit dem Kirchenbann belegt, die behaupten, daß die katholische Kirche vom Staat getrennt werden müsse;

daß sie außerdem das verwegene Individuum mit dem Kirchenbann belegt, das die Ansicht vertritt, daß der Papst sich mit dem modernen Fortschritt, der liberalen Idee und Zivilisation befreunden und ihnen seine Handlungen anpassen solle und müsse.

Alle diese ungeheuerlichen Verfügungen, die ganz gut irgendeinem aus dem Mittelalter datierten Manuskript entnommen sein könnten, sind im Syllabus, speziell in den Artikeln 15, 19, 32, 42, 45, 49, 55, 62, 66, 67, 74, 76, 79 und 80 zu finden.

Da der letzte Ministerpräsident erkannt hatte, daß diese Artikel die offenbarte Lehre enthielten, die von der katholischen Welt hinfort zu befolgen sei, so hatte er seit dem Amtsantritt seines Kabinetts die Trennung der katholischen Kirche und des Staates als unvermeidlich angesehen. Was die Gegner dieser Trennung betrifft, so ignorierten sie diese Klauseln des Syllabus und priesen daher, wenn auch in sehr unbestimmten Ausdrücken, das Konkordat als ein Werkzeug der Versöhnung und des Friedens. Wir brauchen nur die Geschichte der letzten fünfunddreißig Jahre zu überblicken, um rasch die Wirkung dieses Versöhnungsmittels festzustellen, und wenn wir darauf einen Blick auf den Syllabus werfen, so werden wir bald eine Erklärung für die Tatsache finden, daß eine Versöhnung mit solchen Mitteln niemals mehr als ein Traum sein konnte und gewesen ist.

Die republikanische Partei hat endlich diese Wahrheit verstehen gelernt und verlangt einhellig die Trennung. Eine Meinungsverschiedenheit besteht nur über die Methode ihrer Durchführung, über die unerläßlichen Uebergangsmaßregeln und über die von den religiösen Gesellschaften mit Recht verlangten Garantien für ihre vollkommene Religionsfreiheit. Unsre persönliche Ansicht ist, daß der Staat, ohne irgendeines seiner Rechte oder eine seiner wesentlichen Eigenschaften aufzugeben, klug handeln würde, wenn er sich so liberal und so duldsam wie möglich zeigen würde. Es wäre besser für den Staat, wenn ihm übermäßige Großmut vorgeworfen würde, als wenn er den Verdacht aufkommen ließe, daß er die Vernichtung der Kirchen anstrebe.

Was die republikanische Partei betrifft, so würde sie zur Verräterin an ihren Grundprinzipien, wenn sie das innere Wirken der Kirchen einschränkenden

und beengenden Bedingungen unterwürfe. Sie hat mehr als irgendeine andre Partei für das Recht auf Freiheit des menschlichen Gewissens gekämpft und gelitten. In welcher Gestalt sich dieses Recht auch darstellen, in welcher Weise das menschliche Gewissen Ausdruck finden mag, es bleibt die Pflicht und Schuldigkeit der republikanischen Partei, seine Offenbarungen zu respektieren.

Die religiösen Gesellschaften sind eine Verwirklichung einer dieser Offenbarungen. Sie haben ein Recht auf Freiheit, auf alle Freiheit, die mit den andre Rechte auf Freiheit — öffentliche oder private — gewährleistenden Gesetzen vereinbar ist. Wir sind fest überzeugt, daß die französischen gesetzgebenden Körper einen Weg finden werden, diese Rechte auf Freiheit zu gewähren und auf jedes gebührende Rücksicht zu nehmen. Auf diese Weise wird die Trennung von Kirche und Staat einem den Grundprinzipien der Republik radikal entgegengesetzten System religiöser Politik ein glückliches Ende machen.

Die Entwicklung des Samariterwesens[1]

Von

Friedrich von Esmarch

Hochansehnliche Versammlung!

Von ganzem Herzen heiße ich Sie alle heute hier willkommen, und besonders willkommen in dieser Stadt, wo ich vor einem Vierteljahrhundert meine erste Samariterschule einrichtete, den ersten Samariterverein gründete und mich bemühte, unsre Lehren womöglich in ganz Deutschland auszubreiten, damit unser Volk lerne, wie es sich bei plötzlichen Unglücksfällen verhalten soll, um Schaden zu verhüten bis zur Ankunft des Arztes. — Wenn ich diese glänzende Versammlung überblicke, auf der nicht nur Vertreter von zahlreichen Samaritervereinen und Rettungsgesellschaften zugegen sind, sondern auch, was unsern humanen Bestrebungen zu ganz besonderer Ehre, Anerkennung und Förderung dient, daß viele Vertreter der höchsten Behörden durch ihre Gegenwart bekunden, daß das Samariterwesen nicht, wie mancher denken könnte, nur eine Unterweisung des einzelnen Schülers in einigen Handfertigkeiten darstellt, sondern sich zu einem blühenden Zweige des Allgemeinwesens und einer notwendigen Einrichtung des öffentlichen Lebens entwickelt hat, dann erfüllt mich ein freudiges Gefühl, daß ich jetzt im Alter die Früchte der Saat reifen sehe, für deren Blüte und Wachstum ich anfangs manchen Kampf mit dem Wort und der Feder ausfechten mußte; denn Sie wissen wohl, daß mir im Anfang gerade aus ärztlichen Kreisen manche Vorwürfe gemacht worden sind, weil meine Kollegen nichts von meinen Bestrebungen wissen wollten. Um so lieber

[1] Rede zur Eröffnung des VII. Deutschen Samaritertages am 1. Juli 1905 in Kiel.

heiße ich heute daher besonders die anwesenden Aerzte willkommen, die sich mit Eifer unsrer Sache annehmen und die ungeheuern Fortschritte der Wissenschaft auch auf unser Sondergebiet übertragen, so daß daraus in den letzten Jahren fast ein neues Gebiet der medizinischen Lehrfächer: „Die erste ärztliche Hilfe" entstehen konnte. Denn ich brauche in diesem Kreise wohl nicht nochmals zu versichern: ich habe niemals den Gedanken gehegt, daß das Samaritertum ohne das Interesse und die tätige Mithilfe der Aerzte gedeihen könne, und die Erfahrung und die Zeit haben gelehrt, daß ohne ärztliche Leitung niemals solche oder ähnliche Einrichtungen sich auf die Dauer gehalten oder gar entwickelt haben.

Ich glaube heute von einem weitläufigen statistischen Rückblick auf die ganze Entwicklung des Samariterwesens, für den mir auch die zahlenmäßigen Unterlagen nicht vollständig zur Verfügung stehen, absehen zu dürfen, und möchte mir nur erlauben, Ihnen eine kurze Zusammenfassung der Fortentwicklung meiner ursprünglichen Bestrebungen zu geben.

Schon viele Jahre, bevor ich meine erste Samariterschule gründete, hatte ich einzelne populäre Vorträge über erste Nothilfe vor Laien gehalten; denn gerade während meiner Tätigkeit in den großen Kriegen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und während meines über vierzigjährigen Wirkens im Krankenhause hatte ich genugsam Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie häufig auch der Wille zum Helfen, den jeder gute Mensch hat, an gänzlichem Mangel richtiger Kenntnisse scheitert. Ich habe diese Kenntnisse niemals für so besonders schwierig und medizinisch gehalten, daß sie sich nicht jeder Laie mit gesundem Sinn und etwas geschickter Hand aneignen könnte, aber erst als ich in England einer Uebung der „St. John's Ambulance Association" beiwohnte, glaubte ich den Versuch machen zu können, meine Absichten in größerem Rahmen auszuführen. Dieses glückte mir in dem ersten Samariterkursus des Winters 1881 in unverhofftem Maße; denn auf meine einfache Einladung hin meldeten sich in dem damals noch kleinen Kiel über 800 Zuhörer aus allen Ständen; es war für mich keine leichte Arbeit, diesen ersten Ansturm gewissenhaft zu bewältigen, doch es gelang, und am Ende des Winters konnte ich in Verbindung mit angesehenen Kieler Bürgern den „Deutschen Samariterverein Kiel" gründen, dessen Ehrenvorsitzender Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen seit der Gründung ist und der sich die Gunst und lebenslängliche Mitgliedschaft vieler gekrönter Häupter zu höchster Ehre anrechnen darf. Der Zweck dieses Vereins, die Ausbreitung von Samariterkenntnissen zu fördern, ist über Erwarten erfüllt worden; denn wenn ich auch keine genaue Zusammenstellung von Zahlen gesammelt habe, so legt doch der Versand von über 1200 Lehrmittelkisten und über 3000 Satz Anschauungswandtafeln nach größeren und kleineren Orten Deutschlands und des Auslandes einen Beweis dafür ab, daß wir auch jetzt noch immer neue Kurse eingerichtet haben und daß natürlich noch viel zahlreichere in denjenigen Vereinigungen stattfinden, wo sich ein größeres und ausgedehnteres Unterrichtsmaterial beschaffen

läßt. Von meinen Katechismen wurden 71000 verlangt und von den Blechtafeln zur Wiederbelebung anscheinend Ertrunkener 18000 verschenkt. Auch von meinem Leitfaden wird in diesem Jahr das hundertste Tausend gedruckt werden, als Zeichen, daß er nicht nur von Aerzten beim Unterrichten gebraucht ist, sondern sich in der Hand vieler Schüler befindet, vielleicht auch als Ratgeber in den Familien gelesen wird.

Allerdings ist das Büchlein von zahlreichen Berufenen, mitunter auch Unberufenen, so oft ausgeschrieben, umgeschrieben, verbessert und für die verschiedensten Sondergebiete bearbeitet worden, daß diese Bearbeitungen mindestens noch zehnmal größere Verbreitung gefunden haben dürften.

Während also der Kieler Samariterverein seine Tätigkeit hauptsächlich auf die Einrichtung von Schulen ausdehnte, hat er die öffentliche Bereitstellung von Rettungseinrichtungen bisher nur in sehr beschränktem Maße betrieben. Allerdings hatte ich selbst gleich in den ersten Jahren nach der Gründung meines Vereines die Versorgung und den Transport Verunglückter in Aussicht genommen, hoffte aber, daß diejenigen Städte, die größer als Kiel sind, namentlich unsre Reichshauptstadt, diesen Zweig besser in die Hand nehmen könnten. Dieses ist in den letzten Jahren geschehen. Wenn die deutschen Rettungsgesellschaften nun freilich auch nicht mit den reichlichen Mitteln und Einrichtungen arbeiten, die dem Wiener und Budapester Institute zur Verfügung stehen, so streben doch die Einrichtungen von Leipzig, Berlin, München, Frankfurt a. M. und den meisten Großstädten immer größerer Vervollkommnung zu.

Eine ganz besondere Freude hat es mir von Anfang an gemacht, daß durch die vielen Uebersetzungen meines Leitfadens in fremde Sprachen die Samaritersache auch in den außerdeutschen Ländern mehr oder weniger sich einbürgerte. Ich erwähne die mustergültige Organisation der Schweiz, das Streben nach einheitlicher Unterweisung in ganz Italien, die wachsende Zahl der Samariterschulen in den nordischen Reichen. Besonders bemerkenswert scheint es mir ferner, daß auch in England, nach dessen Beispiel ich das Samaritertum einführte, sehr häufig das deutsche Unterrichtsmaterial verwendet wird. Ebenso haben die großen Institute Oesterreich-Ungarns, Böhmens und Galiziens vielfach durch uns Anregung erhalten. Daß schließlich mein Büchlein auch in Japan, Indien und Nordamerika in der Landessprache benutzt wird, sei nur nebenbei erwähnt. Ueberblicke ich also diese ganze fortschreitende Entwicklung des Samariterwesens, die wachsende Ausdehnung und die immer weiter gesteckten Ziele der Rettungsgesellschaften, so bekenne ich freudigen und dankbaren Herzens, daß das kleine von mir gepflanzte Saatkorn überreichlich Frucht getragen hat. Und wenn ich als Vorbild meines Lehrens und Handelns den barmherzigen Samariter des Evangeliums wählte, der auf bescheidenem Eselein die Landstraße einherzog, so ist dieses Vorbild heute äußerlich wenigstens schon übertroffen worden. In einem Punkte wird es uns aber immer als unerreichbar — also ein Ideal — bleiben, nämlich in der reichlichen Geldunterstützung und Verpflegung, die der

Samariter aus seiner Tasche bezahlte, indem er zu dem Wirte sprach: „Pflege sein, und wenn du mit dem Gelde, das ich dir gab, nicht auskommst, so will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme."

Hochansehnliche Versammlung! Ich weiß die Entwicklung des Samariter- und Rettungswesens also in guten Händen und kann diese Zweige moderner und sozialer Fürsorge getrost den bewährten Führern überlassen, die jetzt an die Spitze getreten sind. Unter ihrer Leitung werden wir weiter fortfahren, nicht nur im großen Publikum, sondern auch bei Behörden Anerkennung und Dank zu ernten.

Meine letzten persönlichen Wünsche für die Ausbreitung meines Gedankens liegen auf einem andern Gebiete, wie Ihnen ja schon längst bekannt sein dürfte. Ich meine die Unterweisung der reiferen Jugend beiderlei Geschlechts in den Lehren der praktischen Nächstenliebe. Ganz unerwartet kam mir bekanntlich in den Jahren des Kampfes und Zweifels der Antrag des Herrn Grafen Douglas zu Hilfe, wodurch ein Teil der schon erwachsenen Jugend im Samaritertum obligatorisch unterwiesen werden sollte. Sehr langsam, aber doch allmählich weiter fortschreitend sind wir jetzt über die Universitäten und höheren Schulen bis zu den Fortbildungs- und Volksschulen eingedrungen, und wenn mein kühnster Wunsch erfüllt sein wird (auch dazu liegen schon Anfänge vor), daß einzelne Abschnitte unsers Lehrstoffs in passender Bearbeitung als Lesestücke in die Schulbücher hineingelangen können, dann wird mein höchstes Ziel erreicht sein, denn wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. Es ist mir daher hocherfreulich gewesen, auf dem vorigen Samaritertage gerade von einem bewährten Schulmann die Bestätigung zu finden, daß der Unterricht in diesem Fache eine schätzenswerte und dem Schüler angenehme Abwechslung in der doch sonst vorwiegend abstrakten und formalen Gedankengymnastik der modernen Schule darstellt und daß dadurch in das junge Gemüt etwas von dem Ideal hineingetragen wird, daß den Menschen nicht nur edel an Gesinnung, sondern auch hilfreich durch Wissen und Können machen soll. Das ist der hohe sittliche Wert, der in das Samaritertum hineingelegt werden muß. Es freut mich daher von ganzem Herzen, daß mein Wunsch: im zwanzigsten Jahrhundert müsse jeder Mensch in unsern Lehren ausgebildet sein, oder wenigstens etwas von ihnen gehört haben, der Verwirklichung entgegenzureifen scheint.

Mit der wachsenden Bildung und Belehrung des ganzen Volkes wird dann nicht nur viel Vorurteil, Dummheit, Schlechtigkeit ausgerottet, sondern auch eines der größten Uebel, das frech überhandnehmende Kurpfuschertum, an der Wurzel ausgegraben werden.

Ich weiß, daß die Aerzte bisher nur mit kleinen Mitteln dagegen ankämpfen konnten. Richtige Belehrung des Volkes scheint mir aber der beste Schutz gegen diese Volksausbeutung zu sein.

Freilich ist dabei unbedingte Voraussetzung, daß die Aerzte die Leitung und Fortentwicklung in der Hand behalten und in Theorie und Praxis ihren Schülern die wahre Bedeutung des Wortes vor Augen führen: „In der Beschränkung

zeiget sich der Meister." Wenn Lehrer und Schüler sich stets der ihnen gesteckten Schranken bewußt bleiben, innerhalb deren ihnen ja noch weiter Raum zu segensreicher Tätigkeit übrigbleibt, dann wird das Kreuz unsers Samariterschildes keine Flecken erhalten, sondern so blank und glänzend bleiben, wie wir Alten es bisher trotz manchen Kampfes erhalten haben. Das walte Gott!

Norwegischer Brief[1])

Von

Prof. Dr. Yngvar Nielsen (Christiania)

Was in Christiania am 7. Juni 1905 geschehen ist, als der Storthing, nachdem das Königtum außer Funktion getreten war, den einstimmigen Beschluß faßte, die Union mit Schweden aufzulösen, war nur die Folge einer langen historischen Entwicklung. Keinem, der den unionellen Verhältnissen der letzten Jahre aufmerksam gefolgt ist, konnte es unerwartet und überraschend erscheinen, daß endlich Norwegen die Lösung aller Schwierigkeiten in seine eigne Hand nahm. Im Augenblick kam doch der Bruch, der die neunzigjährigen Bande zerriß, plötzlich, wie ein Blitz. Aber kein Zweifel blieb bestehen, daß der Beschluß nicht mehr geändert werden konnte, daß Norwegen jetzt, nach den langen fruchtlosen Verhandlungen, die seit 1839 wiederholt geführt waren, die Aussicht auf eine Besserung seiner unionellen Verhältnisse als hoffnungslos zu betrachten gezwungen war.

In der nach dem historischen Junitage verflossenen Zeit hat unter dem norwegischen Volke die Auffassung immer weitere Verbreitung gewonnen, daß das gewählte Verfahren doch das beste, ja das einzig mögliche war. Alle andern Wege, die man vielleicht hätte einschlagen können, würden gewiß nur zu einer Wiederholung der alten Verhandlungen geführt haben. Wozu denn noch mehr Zeit verlieren? Es war lange Zeit eine allgemein verbreitete Hoffnung gewesen, daß die Union, zerbrechlich, wie sie von Anfang an war, und nach ihrem wahren Wesen von den Schweden gründlich mißverstanden, doch den vierten König des Hauses Bernadotte überleben würde. Oskar II. war in Norwegen immer allgemein geliebt und hochgeschätzt, niemand hätte ihm Leid antun wollen. Aber die Macht der Geschichte hatte es anders gewollt. Es gibt gewiß viele Norweger, die sein Schicksal nur schwer verschmerzen werden. Aber eben diese erkennen, daß das Geschehene unabwendbar war, und schließen sich mit dem übrigen Volke treu und einig zusammen, zur Wahrung ihrer nationalen Interessen und ihrer nationalen Würde.

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir behalten uns vor, die norwegische Frage auch von schwedischer Seite behandeln zu lassen.

Einerseits ist die Auflösung der Union eine vollendete geschichtliche Tatsache, deren rechte Würdigung eine Aufgabe der Geschichtsforschung künftiger Zeiten sein wird.

Anderseits läßt es sich auch als eine unleugbare Tatsache feststellen, daß die ganze norwegische Nation sich jetzt, mehr wie je sonst, als ein Volk, aus einem Gusse fühlt, das nur auf das Wohl eines geliebten Vaterlandes bedacht ist, zu jedem Opfer bereit. Die ehemalige Partei der konservativen Unionisten, denen die Haltung des offiziellen Schweden im verflossenen Winter 1904 bis 1905 eine bittere, aber lehrreiche Enttäuschung bereitete, steht mit früheren Gegnern in treuem Bunde.

Im Laufe der Zeit hat diese Partei um der Union willen große Opfer gebracht, ohne in Schweden eine rechte Würdigung ihrer loyalen Haltung, ihrer schwierigen Stellung und ihrer ganzen Auffassung überhaupt zu finden. Jetzt läßt sich in Norwegen nicht mehr mit Anhängern einer solchen Partei rechnen. Ließe sich auch vielleicht hie und da ein Dutzend zusammenbringen, — sie wären jedenfalls ohne politischen Einfluß. Dahin hat es die Politik des offiziellen Schweden, besonders der letzten zehn Jahre, gebracht. Es ist nur die einfache Wahrheit, daß die Union in Norwegen warme und begeisterte Anhänger gehabt hat. Die Begeisterung ward erst in eine Resignation verwandelt, die nunmehr der Erkenntnis gewichen ist, daß die Union sich nicht länger erhalten ließ.

Die Auffassung des Wesens der Union ist auf den beiden Seiten der Reichsgrenze eine verschiedene gewesen. Trotz aller Reden von der gleichberechtigten Stellung beider Reiche war doch bei dem schwedischen Volke eine Betrachtungsweise tiefer eingewurzelt, als man sich in Norwegen vorstellte, — daß Schweden zu einer gewissen Suprematie berechtigt sei. Die allgemeine Verbreitung dieser Meinung erklärt auch vieles von den Stimmungen, die in Schweden nach dem 7. Juni zum Vorschein gekommen sind. Ein Gefühl der Brüderschaft war auch in Schweden weit verbreitet, gründete sich aber auf einer von der norwegischen sehr verschiedenen Vorstellung von den geschichtlichen Voraussetzungen der Union. In den neunziger Jahren hatte diese Vorstellungsart immer tiefere Wurzeln geschlagen, unter dem Einflusse einer historisch-staatsrechtlichen Schule (die Upsalaschule), welche die Unionsgeschichte ausschließlich aus schwedischen Gesichtspunkten beurteilte und das alte Königreich Norwegen als eine 1814 an Schweden übertragene dänische Provinz betrachtete. Norwegen wäre demnach Schweden zu größtem Dank verpflichtet; es hatte eine große innere administrative Selbständigkeit erhalten und hätte sich nicht zu beklagen, wenn es dem Auslande gegenüber eine mehr zurückgezogene Stellung einnehmen müßte.

Das ist der Kern der ehemaligen unionellen Streitigkeiten, die sich nur durch eine endgültige Scheidung beendigen ließen. Künftighin wird Norwegen selbst seine auswärtigen Angelegenheiten besorgen. Das ist das feste Ergebnis des 7. Juni. Das Volk fühlt, daß es sich in Rücksicht der auswärtigen Politik nicht auf Schweden verlassen kann, und es kann nicht geleugnet werden, daß es im Besitz einer politischen Reife ist, die für sich allein die volle Berechtigung seiner

Wünsche dartun muß. Die Männer, die jetzt an der Spitze des alten Königreichs stehen, sind sich ihrer politischen Aufgaben bewußt und werden auf geraden Wegen zum Ziele wandern. Kein Schwanken, keine Unsicherheit! Und das Volk fühlt, daß es sich auf seine Regierung verlassen kann.

Im Jahre 1814 ergab sich die norwegische Politik aus einer Reihe vollendeter Tatsachen, — nebendrein schnell vollendeter Tatsachen. So auch 1905. Auch kann es nicht stark genug betont werden, daß alles, was in diesem Jahre von norwegischer Seite geschehen ist, ohne jede Beeinflussung vom Auslande bewerkstelligt worden ist. Was darüber in entgegengesetzter Richtung angedeutet sein mag, ist nur aus der Luft gegriffen.

Ich wage es zu sagen, daß in keinem andern Lande die öffentliche Meinung, besonders der leitenden politischen Kreise, so schlecht über die wahre Sachlage in Norwegen unterrichtet ist, wie eben in Schweden. Was in Norwegen vorging, ist den Schweden fast unverständlich geblieben; wenn sie anfingen, etwas von den norwegischen Gefühlen und Interessen zu begreifen, war es immer zu spät. Die Entwicklung hatte dann schon neue Stadien zurückgelegt. So — und nur so lassen sich die vielen Fehlgriffe des offiziellen Schweden erklären. Wer sollte übrigens das Volk und die Regierung darüber informieren? Schweden hatte keine Organe, deren Aufgabe es war, sich über die innere Entwicklung Norwegens auf dem laufenden zu halten. Man kümmerte sich überhaupt sehr wenig um diese Entwicklung, die dem andern Unionsreiche ganz gleichgültig zu sein schien. Dies ist ein dunkler Punkt der schwedischen Unionspolitik, aus dem sich aber alles übrige erklären läßt. Auf solche Weise mußte den Schweden das eilige norwegische Vorgehen mit vollendeten Tatsachen überraschend kommen. 1814 hat Schweden eine derartige norwegische Politik nicht gewürdigt, nicht verstanden. Im Jahre 1905 bot es dasselbe Schauspiel. So wiederholt sich bisweilen die Geschichte.

Wie Norwegen 1905 ganz selbständig und ausschließlich aus eignem Triebe gehandelt hat, wird es sich auch künftighin dem Auslande gegenüber stellen. Selbst wenn es nicht mit den innigsten Wünschen des ganzen Volkes übereinstimmte, müßte allein die geographische Lage des Landes und die geringe numerische Größe seiner Bevölkerung es zur heiligsten Pflicht jeder norwegischen Regierung machen, sich in keine politischen Abenteuer einzulassen. Wie die innere Politik, so wird auch die auswärtige sich in unbeirrbar klarer, gerader Richtung bewegen.

Ich habe mit Exzellenz Löwland, der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, vor einigen Tagen ein Gespräch gehabt, das in allen Teilen diese meine Anschauung bestätigte. Der Minister hegte auch keinen Zweifel, daß die loyale, friedfertige Politik unsers Vaterlandes beim Auslande die gebührende Anerkennung finden wird. Unsre hauptsächliche Aufgabe ist und wird immerdar nur die sein, zum Auslande im freundschaftlichsten Verhältnis zu stehen. Die Worten des Ministers lauteten ungefähr so:

„Rußland gegenüber haben wir eine lange Grenze, und dieser Grenze entlang

leben obendrein an norwegischer Seite wesentlich Nomaden. Kleinere Verwicklungen sind da oft entstanden, aber immer gütlich beigelegt worden. So wird es auch fernerhin sein. Bedeutendere, gefährliche Streitfragen werden doch nicht daraus entstehen können. Wo bis jetzt die lappischen Nomaden Klagen veranlaßt haben, hat die russische Regierung sich überall korrekt verhalten, und wie bisher diese Dinge immer im guten reguliert geworden sind, so ist auch für die Zukunft mit voller Zuversicht zu hoffen, daß sich fortwährend dasselbe gute Verhältnis erhalten wird. Für gegenseitige Intrigen von europäischer oder skandinavischer Tragweite wird hier überhaupt kein Platz und kein Anlaß sein. Norwegen bietet eben in dieser Beziehung die besten Garantien."

Dieselbe Würdigung des Verhaltens Rußlands den skandinavischen Staaten gegenüber habe ich auch früher aus dem Munde eines bedeutenden schwedischen Diplomaten gehört, der sein Urteil auf eine tief eingehende Kenntnis gründete. Die Legende eines geheimen norwegisch-russischen Einverständnisses muß aus der Welt der Wirklichkeit verwiesen werden.

Ich kann fernerhin noch bemerken, daß die ab und zu an der russisch-finnischen Grenze vorkommenden kleineren Zerwürfnisse zum wesentlichen Teil ein Erbe sind aus den Zeiten, als Finnland zu Schweden gehörte. Vor 1809 waren die Verhältnisse ganz ähnlich, nur daß man damals von norwegischer Seite mit schwedischen Behörden zu verhandeln hatte. Was außerdem die oft besprochenen eisfreien Häfen betrifft, so besitzt Rußland von derartigen Fjorden und Buchten auf eignem Territorium mehr denn genug.

Norwegen ist von keiner Tradition oder Illusion beherrscht, die uns auf den Gedanken bringen könnte, eine Rolle in der europäischen Politik zu spielen. Wir betrachten die Verhältnisse mit nüchternem Blick, der uns keine falschen und irreleitenden Vorstellungen über die Aufgaben eines kleinen Volkes zu hegen erlaubt. Bei der norwegischen Diplomatie würde überhaupt eine Balkanpolitik keinen Platz finden. Norwegen zielt nur auf Frieden und Freundschaft mit allen Völkern. Sollte jemals ein skandinavischer Staat den dreisten Versuch einer illusionistischen Politik wagen, — Norwegen wird es jedenfalls nicht sein.

Wir kennen unsre Stellung, unsre Bedürfnisse und unsre wahren Interessen und wünschen nie die dadurch gezogenen Grenzen zu überschreiten. Neunzig Jahre lang waren wir dem Auslande gegenüber durch eine Institution vertreten, die nur dem schwedischen Reichstag verantwortlich war und fortwährend ist. Ein einiges Norwegen hat sich bei diesem Zustand nicht beruhigen können. Unter schwierigen Zeitverhältnissen wird dieser Mangel immer tiefer gefühlt. Wir selbst und nur wir selbst wollen jetzt unsre auswärtigen Angelegenheiten besorgen, und nur darin finden wir die nötige Sicherung gegen alle abenteuerlichen Versuche. Uebrigens sieht man hier mit ziemlichem Staunen, wie sich viele Schweden um unsre nördlichen Landschaften allerlei Sorgen machen — um so mehr als diese Sorgen unbegründet sind und außerdem verschiedenartige Formen angenommen haben. Einige werden sich gern von uns scheiden, weil Rußlands nie verdeckte Pläne auf diese Provinzen auch für Schweden eine dauernde Gefahr bedeuten,

Digitized by Google

während andre ihren Wunsch, dieselben norwegischen Landschaften zu annektieren und in Schweden einzuverleiben, ohne Furcht vor Rußland unverhohlen aussprechen.

Ich meine — im Gegensatz zu den Kriegsphantasien, die einen bedeutenden Teil der schwedischen Presse beschäftigt haben —, daß Norwegen schon genügend die Aufrichtigkeit seiner Friedensliebe dargelegt hat. Auch 1814 war die norwegische auswärtige Politik ganz auf Frieden gerichtet, was von den Großmächten anerkannt und gebilligt wurde. Nur Schweden wollte damals den Krieg.

Wir fühlen uns doch so ziemlich sicher, daß alles im Frieden ausgehen, und daß bald unsre auswärtige Politik den Triumph davontragen wird, daß die noch zurückstehende Abwicklung der von der Union herrührenden Verhältnisse sich in Frieden vollziehen wird. Nur ein starrer, außerdem unbegründeter Formalismus könnte von schwedischer Seite her dies verhindern. Wie über alles im Menschenleben kann man selbstverständlich auch über das Wie in dem Beschluß vom 7. Juni diskutieren. Was aber jetzt das realpolitische Interesse in Anspruch nimmt, ist etwas ganz andres. Es gilt jetzt, wie man das Geschehene, das Unabwendbare auf friedlichem Wege zum Besten der beiden Völker, wie es der Storthing erstrebt, wenden kann. Hier wird Norwegen keine Schwierigkeiten machen, um den praktischen modus vivendi zu begründen. Nur darf man von uns nichts verlangen, was die nationale Ehre und Würde berührt, und sich in absolut klaren und unzweideutigen Formen bewegen. Schweden gegenüber wünschen wir vor allem ein gegenseitiges gutes nachbarliches Verhältnis zu gründen. Das wird eine der vornehmsten Aufgaben der auswärtigen Politik Norwegens sein.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

(Fortsetzung)

Die Antwort Bennigsens auf diesen, mit einem solchen Aufwand an Worten und Gedanken unternommenen Versuch der Ueberredung ist leider nicht aufzufinden. Wie er jedoch zu diesen Anträgen stand, erhellt aus dem Briefwechsel, den er gleichzeitig mit dem Kabinettssekretär des Herzogs Ernst von Koburg, Bollmann, pflog. Es ist nämlich kein Zweifel, daß Herzog Ernst in diesen Monaten mit den Bestrebungen von Orges sympathisierte und in dauernder Verbindung mit ihm stand; auch er glaubte jetzt wieder dem Traumbild eines Zusammenwirkens von Oesterreich und Preußen gegen Frankreich nachjagen zu können, zum großen Kummer seines Freundes, des kleindeutsch-preußischen Parteimannes Gustav Freytag; er versuchte daher, den von dem entgegengesetzten

Grundgedanken ausgegangenen Nationalverein und namentlich Bennigsen selbst in diesem Sinne zu beeinflussen und eine Annäherung zwischen ihm und Orges zustande zu bringen. Vielleicht war schon der Brief von Orges an Bennigsen mit seinem Wissen geschrieben worden. Der Herzog pflegte an Bennigsen nicht persönlich, vielmehr nicht bloß durch die Hand, sondern auch mit der Unterschrift seines Kabinettssekretärs Vollmann zu schreiben. Dieser aber, ein unzuverlässiger Mensch, der hinterdrein dem Herzog vielen Aerger bereitete und nach wenigen Jahren ein übles Ende fand, war nicht abgeneigt, gelegentlich auch etwas Privatpolitik zu treiben und seine dienstliche Stellung zu mißbrauchen;[1]) im nächsten Jahre wuchs er sich bedenklich aus. Immerhin kann es bei dem folgenden Briefwechsel keine Frage sein, daß Vollmann zum Teil nach dem Diktat oder mindestens nach den Intentionen des Herzogs Ernst schrieb. Auch die Antworten Bennigsens sind für den Herzog bestimmt und von diesem so aufgefaßt worden.[2]) Wir dürfen das Folgende somit als Briefwechsel zwischen dem Herzog und Bennigsen bezeichnen.

Vollmann an Bennigsen.

Gotha, 22. April 1860.

„Das Verhalten der Londoner Flüchtlinge in diesem Augenblicke, das fast krankhafte Drängen derselben, Fragen, wie die schleswig-holsteinische, zum eigentlichen politischen Brennpunkte des Tages zu machen, kommt mir so sonderbar vor, daß ich es für meine Pflicht halte, Sie darauf aufmerksam zu machen. Es kann nicht im deutschnationalen Interesse liegen, diese oder die kurhessische Frage jetzt en vogue zu bringen, indem alle beiden Angelegenheiten ganz dazu angetan sind, Napoleon in die Hände zu arbeiten. Beide Fragen isolieren uns, beide Fragen überliefern uns der Gefahr des elendesten diplomatischen Gewäsches und Notenwechsels und sind dem Gewalthaber an der Seine die willkommensten Anknüpfungspunkte zu einem uns feindlichen Intervenieren. Es gibt für den Augenblick nur eine Frage, die einigermaßen imstande ist, Napoleon wenigstens annähernd ein Paroli zu bieten. Das ist die savoyisch-schweizerische. Diese muß ausgebeutet werden, und diese bietet auch alle Momente zu einer einmütigen nationalen Kundgebung dar. In betreff dieser Frage sind alle Parteien bis auf die bonapartistisch-demokratische einig.

Meine Meinung ist nun die, diese Frage zu einer nationalen, antibonapartistischen Demonstration vermittels einer öffentlichen Erklärung der Parteiführer, vermittels Volksadressen und so weiter auszubeuten. Zu diesem Zwecke habe ich bereits an Prinz Wilhelm, an Orges und nach London geschrieben.[3]) Hoffentlich

---

[1]) Vergleiche dazu E. Tempeltey, Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg im Briefwechsel Seite 125, 128.

[2]) Die Antworten Bennigsens wurden von dem Herzog zu seinen Kabinettsakten genommen und sind zum Teil bereits in seinem Memoirenwerk, ohne daß der Name des Sekretärs genannt würde, benutzt worden.

[3]) Dieser Satz macht es unter anderm ganz unzweifelhaft, daß der Herzog hier per-

werde ich bald im Besitze der Antworten sein, wie ich ebenso hoffe, daß Sie die Güte haben werden, mir recht bald Ihre Ansichten über diesen Punkt mitzuteilen.

Es würde, wie ich glaube, ein großer Vorteil sein, wenn der Konflikt mit dem und der Kampf gegen den Napoleonismus zuerst wo anders als am Rhein ausbräche. Es würde dies Napoleon viel mehr schaden, indem dann der Charakter des Krieges ein ganz anderer würde. Damit würde zugleich auch die hundsföttische Resignation gewisser süddeutscher Bevölkerungen zum guten Teil in nationale Courage umgewandelt und die Rheinbundsgelüste gewisser süddeutscher Regierungen wenigstens in etwas niedergehalten werden.

Soviel ich diese Sache um und um überlege, erscheint mir diese Ansicht immer richtiger.

Ich halte für nötig, daß wir beide mit Orges, der unter der großdeutschen Partei viele und bedeutende Verbindungen hat, in den nächsten Tagen einmal hierüber mündlich verhandeln.

Sprechen Sie über diese Angelegenheit nicht, damit sie nicht in die Presse kommt und dann durch Leitartikel zu Tode gehetzt wird. Die öffentliche Meinung muß sie erst realisiert, als fait accompli, kennen lernen, soll sie sonst irgendwelchen Erfolg haben."

*

Bennigsen an Bollmann.[1])

Hannover, 26. April 1860.

„Auf Ihre mir erst gestern morgen zugegangene Mitteilung vom 22. dieses Monats beeile ich mich, Ihnen meine Ansicht auszusprechen.

Wenn es möglich wäre, Napoleon über die savoyisch-schweizerische Angelegenheit in einen Krieg zu verwickeln, so würde das Deutschlands und Preußens Lage wesentlich verbessern. Eine vollständige Isolierung wäre bei uns bei dem doch unvermeidlichen Kampfe mit dem Bonapartismus in diesem Falle unwahrscheinlich. Eine großartige Agitation im deutschen Volke zugunsten der bedrohten Schweiz wäre wohl geeignet, die Schweizer in ihrem Widerstande zu ermutigen. Hätte dieselbe zugleich ein entschiedenes Auftreten der deutschen Regierungen für die Schweiz zur Folge, so würde die Schweiz möglicherweise bis zu einer militärischen Besetzung von Chablais und Faucigny getrieben werden, welche ein Zurückweichen für Napoleon sehr erschweren und den Ausbruch des Krieges einer europäischen Koalition gegen Frankreich herbeiführen könnte.

Die rechte Zeit für eine solche Bewegung war vor drei bis vier Wochen,

---

sönlich spricht. Die Worte „Prinz Wilhelm" vermag ich mir nur als eine ungenaue Wendung des dem Diktat folgenden Sekretärs für „Prinzregenten" zu deuten.

[1]) Das Schreiben ruht im herzoglich-sächsischen Haus- und Staatsarchiv in Koburg (Politische Akten und Korrespondenzen 1860 Vol. II. — A I 28 b 17 B I a Nr. 35). Ich darf hier dem herzoglich-sächsischen Staatsministerium in Gotha, das mit Genehmigung Seiner Durchlaucht des Regenten der Herzogtümer Sachsen-Koburg und Gotha mir die Benutzung geneigtest erlaubte, und der besonderen Liebenswürdigkeit des Herrn Archivars Dr. Krieg in Koburg meinen ergebensten Dank sagen.

als die napoleonischen Pläne offenkundig wurden. Wie Sie selbst besser als ich wissen, hat man bei den deutschen Regierungen den Plan, die Schweiz zunächst diplomatisch zu ermuntern und zu stützen, eventuell militärisch zu verteidigen nicht akzeptiert. Die Aeußerungen Ihres Herrn ließen darüber keinen Zweifel, daß man in Berlin die Angelegenheit nicht für geeignet oder den Zeitpunkt noch nicht für gekommen hielt, einen Konflikt mit Frankreich herbeizuführen. Oesterreichs Zurückhaltung war zweifellos und in England verkannte man entweder die Bedeutung oder glaubte sich noch nicht hinreichend gerüstet. Eine kräftige Bewegung der Gemüter in Deutschland konnte vielleicht eine Aenderung in der Auffassung der Kabinette herbeiführen. Für eine solche Bewegung war aber die Stimmung in Süddeutschland, wo man der Schweiz nahe genug ist, um ein gemeinsames Interesse lebhaft zu fühlen, viel zu flau infolge der gescheiterten Agitation des vorigen Jahres. Der Bevölkerung Norddeutschlands, unerfahren wie sie ist in allen großen europäischen Fragen, war die Gefahr in der Schweiz viel zu wenig auf den Leib gerückt.

Jetzt ist schon viel Zeit versäumt. Die beispiellosen Erfolge der bonapartischen Agenten in Savoyen werden lähmend auf die Schweiz wirken. Sämtliche Großmächte haben ihre flauen Erklärungen, auf einem Kongresse Garantien für die Schweiz bei der Inkorporierung von ganz Savoyen in Frankreich ausfindig machen zu wollen, abgegeben, zum Teil bereits veröffentlichen lassen. Ich erwarte unter diesen Umständen wenig von einer Agitation, welche mehr bezweckt als das Verständnis wach zu halten, welche, wie Sie beabsichtigen, in diese Angelegenheit noch tatkräftig eingreifen soll. Freilich kann eine unerwartete Tatsache jeden Augenblick einen Konflikt herbeiführen, und es ist daher sehr geraten, in nächster Zeit auf die Eventualitäten vorbereitet zu sein, namentlich über gemeinsame Maßregeln, Kundgebungen, Massendemonstrationen sich vorher zu verständigen. Ich habe noch in diesen Tagen einleitende Schritte zu einer Besprechung hierüber getan, welche mir bereits früher als die für Pfingsten beabsichtigte notwendig erscheint.

Was Ihren Vorschlag einer Verhandlung mit Herrn Orges und den Großdeutschen und die damit in einiger Verbindung stehenden Aeußerungen über die kurhessische und schleswig-holsteinische Angelegenheit betrifft, so bedaure ich, nicht Ihrer Meinung sein zu können. Eine [1]) Konferenz mit Herrn Orges würde mir unter Umständen durchaus erwünscht sein. Mit ihm zusammen in diesem Augenblick eine Agitation gegen den Bonapartismus zu veranstalten, kann ich aber nicht zweckmäßig finden. Ich habe gar kein Verständnis dafür, daß, wie die Augsburger Zeitung will, der Bonapartismus zu besiegen sei durch eine Koalition auf Grundlage des formellen Rechts der Verträge von 1815 und der Legitimität. Eine

[1]) Das Stück des Briefes „Eine Konferenz mit Herrn Orges“ — „für eine nationale Kräftigung Deutschlands notwendig ist“, ist bereits in den Memoiren des Herzogs Ernst Band 3, 26 f. mitgeteilt (dort ist versehentlich „kleindeutschen und großdeutschen Politik“ statt „Politiker“ gedruckt), nur mit der unrichtigen Angabe, der Brief Bennigsens sei an Herrn v. Meyern statt an Bollmann gerichtet.

Verständigung der kleindeutschen und großdeutschen Politiker wäre zwar ebenso segensreich wie eine Allianz zwischen Preußen und Oesterreich. Daß beides so erschwert ist, ist allerdings Wasser auf Napoleons Mühle. Bei der überlieferten Politik Oesterreichs und den an diese sich anlehnenden Illusionen und Prätensionen der Großdeutschen und Ultramontanen ist ein richtiges Erkenntnis für die Voraussetzungen einer solchen Allianz und Verständigung nicht anders denkbar, als daß Preußen und die sogenannte kleindeutsche Partei fest und entschlossen auf demjenigen besteht, was für eine nationale Kräftigung Deutschlands notwendig ist.[1]) Für das preußische Gouvernement ist es ohnehin nach den letzten Verhandlungen im Abgeordnetenhause, nach den Erklärungen von Schleinitz und Hohenzollern unmöglich, in der kurhessischen Frage, welche ja eine politische Bedeutung hat, die über die kurhessische Verfassungsstreitigkeit weit hinübergreift, den eingenommenen Standpunkt fahren zu lassen. Ich habe im vorigen Jahre lebhaft beklagt, daß Preußen nicht ohne große Umstände neben Oesterreich gegen den 2. Dezember Front machte. Das Scheitern der ganzen Agitation, welche in solcher Lebhaftigkeit schwerlich zum zweiten Male produziert werden könnte, muß uns aber doch darüber klar machen, mögen wir auch zehnmal den Bonapartismus für einen gefährlicheren Feind halten als die ganze österreichische Bundes- und Konkordatspolitik, daß die Erinnerungen an die Korruption des ersten Napoleon in Norddeutschland nicht ausreichen, um eine Allianz mit dem unveränderten habsburgischen System den Norddeutschen, namentlich aber der preußischen Bevölkerung schmackhaft zu machen. Es würde eine arge Illusion sein, wenn man glaubte, dieses Verhältnis ändern zu können, so sehr wir auch eine große Schwäche Deutschlands gegen das jetzige Frankreich in diesem Gegensatze erkennen mögen.

Wie weit die neuesten Ereignisse in Oesterreich, das anscheinende Aufgeben der Schwarzenbergischen Einheitspolitik und die anscheinende Rückkehr zum Föderalismus mit obligater Kajolierung der Altkonservativen, eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen erleichtern, vermag man wohl noch nicht zu übersehen. Die österreichischen Finanzen, welche der (am Schlage oder durch Selbstmord?) verstorbene Minister Bruck vergebens zu kurieren versucht hat, enthalten in ihrer Zerrüttung so ausgezeichnete Chancen für eine gesunde preußisch-deutsche Politik, daß ich meines Orts die Hoffnung noch nicht aufgebe, daß die Bedingungen für die österreichisch-preußische Koalition gegen Frankreich auch andre als habsburgische Interessen berücksichtigen.

Das Verhalten der Londoner Flüchtlinge war auch mir schon aufgefallen. Wie ich Ihnen aber bereits mündlich mitteilte, fehlte mir die Kenntnis der Personalien und Motive, um dieses Auftreten richtig beurteilen zu können. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie über diese Leute zuverlässiges Material mir später mitteilen könnten."

*

[1]) Siehe die Note auf voriger Seite.

Bollmann an Bennigsen.

Gotha, 27. April 1860.

„Soeben in Besitz Ihres geehrten Briefs vom 26. gekommen, beeile ich mich, denselben zu beantworten.

Sie haben leider, sehr wahrscheinlich durch Schuld meiner flüchtigen Darstellung, mich falsch verstanden. Meine Absicht war einzig die, die verschiedenen Fraktionen zu veranlassen, sich in betreff der Schweizer Frage im gleichen Sinne zu äußern, um dadurch der preußischen Regierung den Eindruck zu verschaffen, daß sie bei einem Vorgehen gegen Napoleon in dieser Richtung auf nationale Sympathien zu rechnen hat. Voilà tout.

Wieweit das jetzt noch möglich ist, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls möchte aber eine ausführliche Besprechung jetzt als dringend geboten erscheinen. Als Versammlungsort könnte, sollten Sie auf mich rücksichtigen, nur Gotha in Betracht kommen, da ich jetzt die gesamten Kabinettsgeschäfte allein zu besorgen habe und mich somit von Gotha nicht entfernen kann. Es würden dann also Sie, Fries und Streit nach hier kommen. Wollen Sie Orges sehen? Schreiben Sie mir, damit ich ihn auffordern kann, nach hier zu kommen.

Der Verkehr mit Orges ist keine Aufgabe des Programms, wie überhaupt, um den weiteren Gesichtspunkt ins Auge zu faffen, die Ausführung meines Vorschlags dies gar nicht nötig gemacht hätte. Die verschiedensten Parteien können in gewissen Fragen Hand in Hand gehen und doch die verschiedenen Parteien recht gut bleiben.

Schreiben Sie mir schleunigst, damit ich Orges benachrichtigen kann, und schreiben Sie zugleich auch an Streit und Fries, wenn Sie die Güte haben wollen. Die Zusammenkunft müßte bald sein, denn der Hof geht bald von hier fort. In größter Eile!"

*

Die Zusammenkunft von Bennigsen und Orges, auf die der Herzog andauernd mit Nachdruck hingewirkt hatte, fand am 13. Mai 1860 in Gotha statt. Bei der gänzlich ablehnenden Haltung, die Bennigsen von vornherein gegenüber diesen Velleitäten eingenommen hatte, konnte sie nicht anders als resultatlos verlaufen. Die Wochenschrift des Nationalvereins berichtet darüber am 8. Juli: „Mehrere Blätter brachten vor kurzem eine Notiz, wonach Herr Dr. Orges, Mitredakteur der ‚A. A. Z.', eine Konferenz mit Herrn von Bennigsen gehabt habe, infolge deren beide Teile ‚sehr zufrieden auseinander gegangen' seien. Da in einigen Korrespondenzen allerlei wunderliche Folgerungen an die fragliche Unterredung geknüpft werden, so ist es vielleicht am Platze, auch hier in der Wochenschrift, nachdem es bereits anderweitig geschehen, das Wahre an der Sache in möglichster Kürze mitzuteilen. Herr Dr. Orges hatte durch dritte Hand seinen Wunsch mitteilen lassen, einmal mit dem Vorstand des Nationalvereins eine Unterredung zu haben, worauf hin er in Kenntnis gesetzt wurde, daß hierzu aus Anlaß der am 13. Mai in Gotha abzuhaltenden Vorstandssitzung eine Gelegenheit gegeben sei. Herr Orges erschien denn auch, und man unterhielt sich mit ihm ein paar

Stunden über die Tagesfragen; damit ist die Geschichte zu Ende. Zu irgend einem praktischen Ergebnis konnte diese kurze Konversation natürlich nicht führen. Eine Unterredung übrigens unter vier Augen hat zwischen Herrn Orges und Herrn von Bennigsen gar nicht stattgefunden."

Der Briefwechsel zwischen Herzog Ernst und Bennigsen in den nächsten Wochen zeigt, daß der Herzog noch wiederholt den Versuch machte, den Präsidenten des Nationalvereins zu einer Parallelaktion mit den Großdeutschen nach den Ideen von Orges zu veranlassen und verschiedene Möglichkeiten einer gemeinsamen Agitation anregte; der minder sanguinische Bennigsen aber fuhr fort, sich allen Kombinationen zu widersetzen, die den kleindeutsch-preußischen Kern der Bestrebungen des Nationalvereins in heilloser Weise verfälscht haben würden.

Bollmann an Bennigsen.

Schloß Kallenberg bei Koburg, 17. Mai 1860.

„In betreff der Mainzer Angelegenheit sind die nötigen Befehle an das Ministerium erlassen worden, und Sie werden somit in den nächsten Tagen das Gewünschte durch mich erhalten ...

Apropos! Was denken Sie von Orges? Wir haben über ihn, wie Sie sich erinnern, nicht einmal sprechen können. Schreiben Sie mir doch gütigst recht bald darüber.

Schwebt Ihnen jetzt irgend ein Punkt vor, der sich als Anhaltspunkt für eine gemeinsame Kundgebung benutzen ließe? Es würde mir sehr angenehm sein, wenn Sie auch darüber schrieben, überhaupt, wenn wir jetzt in einen regeren Verkehr träten. Das Eppur si muove läßt sich in der Politik nur dann gebrauchen, wenn man selber tüchtig die Hände rührt. Wir müssen vorwärts, denn jeder Stillstand ist jetzt mehr als je ein Rückschritt."

*

Bollmann an Bennigsen.

Schloß Kallenberg bei Koburg, 17. Mai 1860.[1])

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in einem Atem mit zwei Briefen auf den Leib rücke. Aber der nationale Dienst ist nach Reyschers Meinung ein schwerer Dienst, und so müssen Sie denn bon gré mal gré sich schon der langweiligen Mühe unterziehen, beide zu lesen.

Ich möchte Sie nämlich auf den Gortschakoffschen Schachzug mit der orientalischen Frage[2]) ganz besonders deshalb aufmerksam machen, weil dieser Vorgang doch wohl nur ein Beweis dafür ist, daß Napoleon in der letzten Zeit wirklich eine Aktion Englands zugunsten Preußens (für den Fall eines französischen Angriffs auf Preußen) fürchtete und somit durch das Mittel der orientali-

[1]) Im Original ist ganz deutlich 1859 zu lesen, doch muß, nach dem ganzen Inhalte zu urteilen, ein Schreibfehler vorliegen.

[2]) Fürst Gortschakoff hatte am 5. Mai 1860 die Vertreter der Großmächte versammelt und ihnen eine Erörterung der Lage der Christen in der Türkei empfohlen.

schen Frage all und jede derartigen englischen Anstrengungen paralysieren zu müssen glaubte. Somit hätte das Benehmen Gortschakoffs für Deutschland vielleicht eigentlich die Bedeutung des Herannahens eines französisch-preußischen Konfliktes. Welches Mittel der Mann des 2. Dezember in Bewegung setzen wird, um den Konflikt herbeizuführen, weiß ich nicht, als wahrscheinlich will mir jedoch ein Vorschieben Dänemarks erscheinen. Uebrigens ist dies auch gleichgültig, für uns kommt es darauf an, für alle Eventualitäten gerüstet zu sein.

Wenn nur nicht wieder die öffentliche Meinung durch falsche, korrumpierte, scheinbar liberale Ansichten, die dann französische Agenten oder kurzsichtige deutsche Zeitungsschreiber in die Presse brächten, von dem eigentlichen Kernpunkte abgezogen wird. Die Heidelberger Erklärung hat eine vortreffliche Wirkung geübt.[1]) Sollte sich vielleicht rücksichtlich der orientalischen Frage nicht auch etwas derartiges bewerkstelligen lassen? Ich schreibe in großer Eile, und mir schwebt noch in keiner Weise etwas Positives darüber vor, wie sich dies machen läßt. Ich erwarte deshalb Ihre Vorschläge, wie ich ebenso diesen Gegenstand reiflich in Erwägung ziehen werde, um Ihnen so bald als möglich mündlich meine Ansicht darüber mitteilen zu können ...

P. S. Vielleicht wäre eine Erklärung in dem Sinne von Nutzen, daß jetzt Preußen, welches damals durch Manteuffel verhindert worden wäre, mit den Westmächten für die Türkei einzutreten, im Falle eines Angriffes auf dieselbe mit England für dieselbe eintreten müsse. Würde Napoleon seiner früheren Ansicht untreu werden, so würde sich auch in dieser Beziehung der französische Cäsar als Phrasenheld vor aller Welt decouvrieren ꝛc. ꝛc. Was meinen Sie dazu? Nächstens mehr!"

*

Bennigsen an Bollmann[2])

Hannover, 26. Mai 1860.

„Ich habe einige Tage mit der Beantwortung Ihrer beiden Mitteilungen gewartet, weil ich für möglich hielt, daß das Vorschreiten von Rußland und Frankreich in der orientalischen Verwicklung dann deutlicher zu übersehen sein würde. Man ist aber heute gerade so klug als vor acht Tagen. Mir scheint, Frankreich beabsichtigt allerdings, England vom Rhein auf den Orient abzuleiten. Dagegen hat England mit Hilfe Garibaldis Frankreich wieder neue Arbeit und Verwicklung in Italien bereitet. Für uns wird es von der größten Bedeutung sein, wenn überhaupt eine feste Grundlage für eine europäische Politik gegen Frankreich und Rußland gewonnen wird, eine Politik, welche nicht die Schweizer und Rhein- und orientalische Frage vereinzelt, sondern diese mitsamt der schleswigschen und den andern schwebenden Fragen gemeinschaftlich nach eignem großen

---

[1]) Die Erklärung gegen den hannoverschen Minister v. Borries vom 6. Mai 1860. Vergleiche Juliheft der „Deutschen Revue", Seite 80 f.

[2]) Herzoglich sächsisches Haus- und Staatsarchiv. Aus politischen Akten und Korrespondenzen 1860, Vol. II. — A I 28 b 17. B I a Nr. 35.

Plane behandelt. Dazu ist aber eine Vereinigung nötig nicht bloß zwischen Preußen und England, sondern mindestens zwischen Preußen, Deutschland, Belgien, Holland, Schweiz und England. Selbst in diesem günstigen Falle können wir aber nur auf partielle Erfolge und Vorbereitungen rechnen, solange nicht Oesterreich mit herangezogen wird. Wie ist das aber möglich, jetzt und auf lange Jahre? Es wird noch viel Unglück passieren müssen, ehe eine Verständigung mit Oesterreich erreicht wird. Oesterreich muß sehr wesentliche Aenderungen in seinem politischen System vornehmen und der dickköpfige Liberalismus in Deutschland und England noch manche bittern Erfahrungen eingesammelt haben, damit es möglich wird, zur Erkenntnis des gemeinsamen Interesses und zu einem gemeinschaftlichen praktischen Programm zu kommen.

In diesem Augenblicke sehe ich, bei dem großen Mangel einer richtigen Auffassung über die europäischen Verhältnisse, aus dem Nichthervortreten einer unmittelbaren Gefahr, welche den deutschen Michel allein munter machen wird, keine Möglichkeit einer umfangreichen Agitation, welche ein positives Programm der auswärtigen Politik zum Gegenstand hätte.

Wenn ich die Mitteilungen über die Bundesfestungen noch in der Pfingstwoche erhalte, so wäre es mir noch möglich, dieselben — unter Umständen — zum Gegenstand einer Interpellation zu machen. Vierzehn Tage nach Pfingsten werden unsre ständischen Arbeiten beendet sein.

Sind Sie vielleicht in der Lage, mir etwas Bestimmtes — zu meiner Instruktion — darüber mitzuteilen, welche Stellung Oesterreich und Belgien zu der herannahenden französisch-orientalischen Verwicklung einnehmen werden? Es scheint fast, als ob Oesterreich nicht aufgefordert ist von Rußland und Frankreich, sich bei der Beute im Orient zu beteiligen, oder doch keine Neigung gezeigt hat, auf eine solche Verbindung einzugehen.

Im Laufe des nächsten Monats denke ich noch einmal nach Koburg zu kommen."

*

Bollmann an Bennigsen.

Schloß Kallenberg, 30. Mai 1860.

„Ich verfehle nicht, Sie auf den Orgesschen Artikel über den Nationalverein in der gestrigen Abendausgabe der ‚Allgemeinen Zeitung' aufmerksam zu machen, da derselbe einen Vorschlag zur Annäherung an die großdeutsche Partei vermittels einer Programmänderung auf Grund der Thronrede des Prinzregenten enthält. Wie weit Sie diesem Vorschlage Wert beilegen, weiß ich nicht, nur will er auf den angegebenen Grund hin etwas sehr bedenklich erscheinen, da dieser Punkt seine zwei Seiten hat; aber jedenfalls wäre es interessant zu wissen, ob Orges mit diesem Vorschlage im Auftrage der großdeutschen Partei gehandelt hat oder nicht. Zu diesem Zwecke schreibe ich gleichzeitig mit diesem Briefe an ihn. Tun Sie in anderer Form und unter Vorschiebung einer Nebenabsicht das Gleiche, wenn Sie mit mir auf ähnliche Weise denken. Jedenfalls ist es von Gewicht, in diesem Punkte klar zu sehen. Hat er auf eigne Faust gehandelt,

Digitized by Google

so müssen wir abwarten, ob sich die Großdeutschen regen und in ihrem Programm den beregten Gedanken ventilieren, um daraus zu erkennen, ob sie ihn wenigstens nachträglich zu dem ihrigen machen. Vielleicht läßt sich dann irgend ein Anknüpfungspunkt finden, der nicht so gefährlich ist als der von Orges vorgeschlagene. Hinsichtlich der Zusammenkunft mit ihm, auf welche er sich in dem Artikel bezieht, ist es vielleicht geraten, wenn Sie sich, da der deutschen Presse alles möglich ist, auf mögliche Interpretationen derselben vorbereiten."

*

Bollmann an Bennigsen.

Schloß Kallenberg bei Koburg, 31. Mai 1860.

„Während ich meinen Brief an Orges mit dem Ihnen gemeldeten Inhalt expedierte, traf schon ein Schreiben desselben hier ein. Untätig ist er nicht, das kann man ihm nicht vorwerfen.

Er schreibt mir, daß er in Konsequenz seines Artikels über den Nationalverein (den ich in meinem Briefe an Sie berührte) einen großen, allgemein deutschen Verein gründen wolle, der unter neun Männern stände, drei Preußen, drei Oesterreichern und drei Deutschen. Wen er unter den drei letzten im Auge hat, gibt er an: Sie, H. v. Gagern und Gr. v. Lerchenfeld. Die andern nennt er nicht.

Die Art und Weise seiner Auffassung schließt, soweit sich die Sache bis jetzt überblicken läßt, das Fortbestehen des Nationalvereins nicht aus. Er verspricht noch Detail, und dann können wir ja ausführlich, wenn Sie hier sind, darüber sprechen. Er sagt, um Ihnen wenigstens einen Anhalt zu geben, daß der Verein gegründet werden solle ‚zur Wahrung und Förderung der Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands und des deutschen Volkes'. — ‚Dieses ist das ganze politische Programm, unbestimmt, um alle zu fassen, und äußerst freisinnig.' — ‚Programm äußerst freisinnig' — ‚Zwecke äußerst konkret' — ‚Geschäftsordnung äußerst konservativ.' Die näheren Ausführungen, welche er vorläufig gibt, sind nicht so von Belang, daß es der Mühe wert wäre, dieselben mitzuteilen."

Die Schatten der Kunstkritik

Von

Hermann Kienzl (Berlin)

(Schluß)

Ueber die plumpste und naivste Art der Kritikerkorruption, die Käuflichkeit in Barem, ist kaum ein Wort weiter zu verlieren, auch nicht darüber, daß die Formen der Bestechung mannigfaltig sind. Die Wirklichkeit hört sich zuweilen wie eine Anekdote an. Der Staatsmann Napoleons I., Charles Maurice Talleyrand-Périgord, dem man Konspirationen mit den Bourbonen und unreine

Digitized by Google

Hände nachsagte, soll nicht geleugnet haben, daß er Bestechungsgelder entgegennehme, doch beruhigte er sein Gewissen dabei, dessenungeachtet stets das durchgeführt zu haben, was für Frankreich ersprießlich war. Daran erinnert das Histörchen von einem Kunstschriftsteller, das, wenn es in persönlichem Falle erfunden wäre, doch schwerlich ohne Beispiel ist. Er pflegte, so hieß es, in seinen Besprechungen öffentlicher Gemäldeausstellungen Bilder noch wenig bekannter Maler gern unerwähnt zu lassen. Kam dann einer der jungen Künstler zu ihm und bat ihn, doch auch sein Bild zu beachten, so antwortete der hohe Richter: „Gern. Aber ich habe es bei dem Besuch der Ausstellung übersehen. Soll ich mich nochmals dahin bemühen, so verliere ich meine wertvolle Zeit." Der Künstler kam natürlich mit Verständnis für den Zeitverlust auf, der Kritiker besprach sein Bild und besprach es ohne Voreingenommenheit, das heißt er zerfetzte es, wenn es ihm mißfiel, so daß nach solchem Urteil jedermann glauben konnte, der Mann sitze als ein unbestochener Richter im Vorhofe der Unsterblichkeit. Se non è vero . . .

Bei der Korruption des Kritikers muß nicht gerade Geld und Geldeswert eine Rolle spielen. In allen Fällen, in denen ein nichtsachliches, privates Interesse das Urteil beeinflußte, ist die Kritik unehrlich. Cliquenwirtschaft, Strebertum, Eitelkeit, Freundschaft und Feindschaft sind viel öfter Verderber der Kritikermoral als die Bestechung in Barem. Den meist geheimen Triebfedern dieser Korruption auf die Spur zu kommen, ist naturgemäß schwierig. Allerdings wittert eine Art von krankhafter oder böswilliger Korruptionsriecherei, in ihrer Verwandschaft mit Verdächtigung, und Verleumdung nicht minder unmoralisch als die Korruption selbst, Unrat in jedem entschiedenen Urteil einer ausgesprochenen Persönlichkeit, ja sie zischelt auch schon, wenn Künstler und Kritiker im Verkehr stehen, denn die eigne Haltlosigkeit und Schwäche ist vielen Menschen der Maßstab, den sie an Bessere anlegen. Bei dieser leichtfertigen Kritik der Kritik ist auch nicht zu übersehen, daß der Geist der Parteilichkeit und persönliches Interesse zwar möglicherweise den Kritiker, ganz gewiß aber einen Teil seiner Leser beherrschen. Nur wirklich vornehme, nicht von Leidenschaft und Eitelkeit verwirrte Künstler anerkennen an einem Urteil, das sie unsanft trifft, die ehrliche Ueberzeugung, aus der es floß, und auch für viele Kunstfreunde ist, wenn ihre eigne Meinung an der des Kritikers Aergernis nimmt, der Rezensent schlankweg vogelfrei.

Böser Wille und mangelhafte Gewissenhaftigkeit drücken sich mit vielartigen Stampiglien der Kunstkritik auf. Doch erkennt die Marke nicht jeder. Der Rezensent hat in einem Buche flüchtig geblättert, greift heraus, was ihm just zufällig auffiel, und schreibt nach den Eindrücken von Stichproben, die von dem Werk ein schiefes oder gar kein Bild geben, beruhigt sein Urteil nieder; gläubige Leser richten danach das ihre oder ihren Buchhändlerbestellzettel ein. Das primitivste Recht des Autors ist es, früher als beurteilt, genau gehört zu werden. Er mag nun sorgsam Stein auf Stein gefügt haben, damit seine Mauer feststehe, der nicht gut gelaunte Kritiker kümmert sich nicht um den Bau und dessen

Digitized by Google

Architektur, ihm genügt die kleine Stelle an der Wand, an die er sein mehr oder minder effektvolles Manu propria malt.

Aehnlich verhält es sich mit jenen Theaterkritikern, die sich nur ein Stück eines Stückes ansehen, das Ende von Vorstellungen nicht abwarten und dennoch über die Novität, über Wohl und Wehe des Dichters entscheiden. In einer großen deutschen Stadt, die an musikalischer Ueberproduktion leidet, herrscht offenbar Mangel an brauchbaren Musikkritikern. Jedenfalls gehört es dort zu den stehenden Einrichtungen, daß ein und derselbe Rezensent, der weder göttliche Allgegenwart, noch mehr als zwei Ohren hat, Referate über zwei, wohl auch drei Konzerte führt, die am gleichen Tage zur gleichen Stunde beginnen. Er kostet da ein wenig, dort ein wenig; Unter- und Ueberschätzung der Komponisten (der Rezensent hört beispielsweise nur ein oder zwei Stücke eines sogenannten „Kompositionsabends") sowie der ausübenden Künstler sind da kaum zu vermeiden.

An diesen Uebelständen tragen die größere Schuld die Zeitungsverleger und Redaktionen, die über eine genügende Zahl von Fachreferenten verfügen und es nicht mit der Hetzjagd der Momentreferate den Kritikern unmöglich machen sollten, den Produktionen vom Anfange bis zum Ende beizuwohnen. Die Unsitte, den Zeitungsleser schon am Morgen nach der Premiere darüber zu belehren, ob ihm das neue Stück gefallen dürfe, wirkt unter allen Umständen schädlich auf den Wert der Kritik. Denn wenn es auch Kritiker gibt, die ein besonderes Talent für ein rasches Zurechtlegen des Aufgenommenen besitzen, so können doch auch diese, falls ihr innerer Reichtum nicht allzu leicht auszupumpen ist, nicht leugnen, daß eine längere Frist ihrer Vertiefung und ihrer Arbeit zustatten kommt. Gewiß hängt das spezifische Gewicht eines Kritikers überhaupt nicht von der größeren oder geringeren Reporterfixigkeit ab. Die Hetze, von der man ja da und dort Abstand zu nehmen beginnt, hatte noch eine besondere bedenkliche Einführung zur Folge. Viele Theaterkritiker holten sich, um die mühsame Nachtarbeit abzukürzen, den Eindruck eines neuen Stückes schon vor dessen Aufführung aus dem Buche und schrieben ihr Urteil nieder, auf welches das lebendige Bild keinen Einfluß mehr nahm. Die Tatsache, daß die erfahrensten Theaterpraktiker — ein Laube! — sich unzählige Male bei der Lektüre eines Bühnenwerkes über dessen Bühnenwirksamkeit täuschten, beweist das Unzukömmliche solcher Buchkritik.

Nicht von Fahrlässigkeit, nur von bösem Willen ist die Rede, wenn der Kritiker zu bestimmtem Zwecke sein Urteil an die einzelne Stelle eines Werkes bindet, um an sie irreführende Vorstellungen zu knüpfen. Ein aus dem Zusammenhang gerissener Satz kann Häckerling aus Gold machen. Dieses Kunstmittelchen, das kunstfeindlich ist, erfreut sich bei gehässigen Rezensenten großer Beliebtheit. An wem es angewendet wird, der ist, und wäre er ein Heiliger, nicht vor der Hölle sicher. „Gib mir eine Zeile von ihm — und ich werde ihn hängen," sagte ein französischer Staatsmann; aber eben nur *eine* Zeile — oder doch nur so wenige Zeilen, als sich zu einer trügerischen Beweisführung brauchen

lassen! Solch ein Kritiker kann, wenn er gerieben ist, die Lacher und ahnungslosen Beipflichter ohne Mühe auf seine Seite bekommen. Aber er ist ein Fälscher.

Kann auch ein ehrliches Kunsturteil ungerecht sein? Insofern wir eine absolute Richtigkeit in den Fragen der Kunst überhaupt anerkennen, gewiß. Das wohlbegründete, aus voller Ueberzeugung abgegebene Urteil eines verständigen und redlichen Menschen kann einen andern verständigen und redlichen Menschen ungerecht *dünken*, es kann sich aber auch in der geschichtlichen Retrospektive als tatsächlich unrichtig, mithin ungerecht *erweisen*. Die historische Methode ist nur in der Distanz, also für die Kunst und Literaturgeschichte anwendbar, während sie der mitzulebenden Entwicklung den Hemmschuh der Ueberlieferung anlegt. Sie verfällt dem grundsätzlichen Irrtum, ästhetische Gesetze der Vergangenheit *unbedingt* auf die Gegenwart anzuwenden, und jederzeit hatte das Neue in den „Aesthetikern der historischen Erinnerung" seine erbitterten Feinde. Die impressionistische Kritik, der das Geschichtliche nur als Unterbau dient und die unbefangen dem Gefühle und den logischen Denkgesetzen folgt, geht ja auch einst als Merkmal einer bestimmten Zeit zur Vergangenheit ein; sie verfällt dann von Rechts wegen der Revision durch die historische Kritik. Selbstverständlich besitzt auch der historische Kritiker, ist er mehr denn ein trockener und unfruchtbarer Chronist, persönliches Kunstgefühl, aber er kann — und muß sogar — seinen Subjektivismus einer sicheren Objektivität unterstellen. Ihm, der nur über abgeschlossene künstlerische Perioden urteilt, ist es möglich, nach dem obersten Gesetze des Positiven die Kunstprodukte eines Zeitalters reinlich zu sichten; er *erkennt*, was der mitwirkende kritische Mittler jener Zeit nur *fühlen* und *glauben* konnte; er stellt tatsächlich fest, welche in vergangener Zeit geschaffenen Kunstwerke, von den Zeitgenossen ihrer Schöpfer möglicherweise nicht erkannt und nicht geschätzt, unverwelkt auf die Nachwelt kamen, welche Werke als Bindeglieder der Entwicklungskette Bedeutung haben und welche, einst vielleicht bejubelte und überschätzte Erzeugnisse erstorben und ohne wesentliche fortzeugende Wirkung auf die Nachfolge geblieben sind. Die künftige historische Kritik ist für den Künstler und für den impressionistischen Kunstkritiker der Gegenwart die letzte Instanz.

Berichtigt die Objektivität der Enkel die subjektiven Urteile der Vorfahren — nur im späten Rückblick kann dies geschehen —, so wird man von ungerechten, d. h. irrtümlichen Urteilen, die doch einem gerechten Wollen, d. h. ehrlicher Ueberzeugung, entsprossen waren, sprechen können. So liegen uns heute die Irrtümer bloß, denen einerseits Nicolai, Merkel, Kotzebue, anderseits die Brüder Schlegel und die Romantiker mit ihren Urteilen über den Zeitgenossen Goethe verfielen. Es sind aber Irrtümer, die, soweit sie nicht von Gehässigkeit eingegeben waren, von der persönlichen Wahrheit nicht abirrten. Da der Kunstgenuß immer Standpunktfrage ist, ist immer der Freimut der eignen Ueberzeugung in seinem Rechte. Daneben gibt es ein Recht der Allgemeinheit; es wird wie in der Moral von der entscheidenden Antwort auf die Frage gesprochen: Was erwies sich in der

Wirkung Leben zeugend und Leben erhaltend, was störend, hemmend, unfruchtbar?

Ungerecht ist ein Kunsturteil in korruptionistischem Sinne nur dann, wenn der Kritiker sein Fühlen und Denken vor eigennützigen Beweggründen beugt. Das ist die bewußt-ungerechte Kritik. Der Individualismus, dieser höchste Wert in Kunst und Kunsturteil, wurde von schwachen oder schlechten Kritikerindividualitäten mißverstanden oder mißbraucht; Eitelkeit und Selbstsucht decken sich mit seinem Namen. Die Tragikomödie des „Peer Gynt" wiederholt sich auch hier. So vielfach wird das „Lebe dich!" mit dem „Lebe dir!" verwechselt, daß man Ibsens Ethik: die freie Entfaltung aller Werte der Persönlichkeit zum Zwecke hingebungsvoller Nutzbarmachung für die Allgemeinheit, als Egoismus deutete. Und so sehen wir, auch in manchen Erscheinungen der Kunstkritik, einen Kult des lieben Ichs, der das natürliche Verhältnis der Persönlichkeit zur Kunst geradezu verkehrt. Dort herrscht nicht das veredelnde Bestreben, das eigne Wesen einem größeren Zwecke zu widmen; vielmehr ist denen, die sich selbst genug, die nur auf ihren Vorteil und falschen Schein bedacht sind, die Kunst Melkkuh ihrer Eitelkeit. Das Vordrängen der Ichsucht, von der nie die Rede sein kann, wenn ein noch so starkes persönliches Gefühl einen einsamen Posten bezieht, macht sich in der Kunstkritik schon da geltend, wo der Kritiker einen effektvollen Einfall, einen wirksamen Witz ohne Rücksicht auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit anbringt, um sich in helleres Licht zu setzen. Man kennt die Spezies der „witzelnden" Kritik, unter der in unsichtbaren Zügen geschrieben steht: „Gott, wie geistreich!" Schon Vater Horaz sagt in seinen Satiren: „Lieber einen Freund verlieren als einen Witz!" Die Selbstgefälligkeit verspricht sich den besten Profit davon, daß der Kritiker den Anschein erweckt, seinem erhabenen Gesichtspunkte sei alles, was andre entzückt und ergreift, nur eine Gabel voll Mist.

Das sind nicht die Männer, die wirklich die höchsten Ansprüche und Forderungen in sich tragen und zu vertreten wissen. Wer echtes Höhenmaß besitzt, verwirft schonungslos die glänzenden Talmiwerte, bekämpft den Pöbelgeschmack der Mode, verliert auf keinem erklommenen Gipfel den Aufblick zu immer lichteren Fernen, aber sein Herz ist nicht verkalkt, es empfängt und spendet das Schöne unbeschränkt. Bescheiden folgt der strenge redliche Richter, ehe er urteilt, dem ernsten Wollen des Schaffenden, gern anerkennt er gutes Können, und niemals verwechselt er das Recht seiner Kunstempfindungen mit frivoler Laune, die der Respektlose zum infallibeln Papste macht.

Das krankhafte Bemühen, durchaus anders zu sein als die andern, ist neben der primitiven Lust am Zerstören und gewöhnlichem Eigennutz das häufigste Motiv der bewußt ungerechten Kritik. Welche Verwirrung das falsch verstandene Individualitätsprinzip anrichtet, ersieht man aus der Duldsamkeit, der es leider sogar bei Kennern begegnet. Schreibt da — ich greife ein Beispiel heraus — ein achtenswerter Fachgenosse über das Buch eines selbstherrlichen Nachrichters, der im Blute der besten Dramatiker mit Witz und Behagen zu baden pflegt. Der Kritiker des Kritikers weist dem Schlächter aus frappanten Widersprüchen nach, daß sein

Messer nicht einer positiven Lebens- und Kunstanschauung die Opfer bringe. Aber wie scharmant weckt der, der das Unmoralische solchen Selbstgötzendienstes erkennt und daher Kunst und Künstler schützen sollte, die lüsterne Neugier der Leser nach der „amüsanten Ungerechtigkeit"! Auch der Hasser, so wird da gesagt, habe seinen Reiz (in der Kunst? der Hasser ernster künstlerischer Bestrebungen?), und des weiteren wird versichert, man könne dem höchst unmoralischen Eindrucke nicht wehren, daß der ungerechte Kritiker viel unterhaltlicher sei als der gerechte. Dem „irreführenden Irrgarten" des Bewußt-Ungerechten wird eine besondere Kraft, anzuregen und zu fesseln, zugesprochen, und noch einmal, im schönsten Akkord mit dieser Lobeserhebung, betont: „N. N. ist mit einem möglichst großen Aufwand von Eleganz und vor allem auch Gründlichkeit möglichst ungerecht!" — Die Kollegialität in allen Ehren, aber was einer als böse erkannt hat, sollte er nicht liebenswürdig finden. Vor dem sittlichen Geiste des Philosophen, der Religion durch Höheres, durch Erkenntnis ersetzt, beugen wir uns, den geistreichelnden Verspotter der metaphysischen Bedürfnisse der Menschen sollen wir nicht dulden. Wenn wir Borkenkäfer als „nette Käfer" schonen, geben wir den ehrwürdigen Wald preis.

Allmählich hat sich bei einem Teile der Kritik der falsche Glaube eingebürgert, daß das Kunstwerk des Kritikers wegen, nicht der Kritiker für das Kunstwerk da sei. Ein bekanntes Wort Oskar Wildes reklamiert die Kunstkritik als Kunst an und für sich; es hat in der Praxis eine wenig erfreuliche Deutung erfahren. Zwar leuchtet ein, daß nur der des Dichters feinstes Fühlen und Wollen verstehen und vermitteln kann, in dessen Brust dichterische Saiten mitschwingen; doch zwischen der Fähigkeit, Kunst richtig zu empfangen, und der freien Gestaltung ist ein Unterschied, den auch die Vollkommenheit in einer Hilfs- und Lehnkunst nicht vergessen machen kann. Nimm dem Schauspielkritiker das Schauspiel des Dichters, und du hemmst den Flug seiner Phantasie, die sich vom fremden Brote nährt. Diese so banale Argumentation sollte jeden Kunstgehilfen, der es mit der schöpferischen Kunst ernst meint, bewegen, nach einer unechten Krone kein Gelüsten zu hegen; den Schauspieler, den ausübenden Musiker ebensowohl wie den Kritiker. Es bleiben diesen Hilfskünstlern allen doch Hoheitsrechte genug, die sie mit Stolz ausüben sollen, und ihre künstlerischen Werte sind ihnen um so teurer, je aufrechter ihr Bewußtsein ist, daß sie zwar nur die Verwalter der Königsschlösser sind, aber die Schlüssel zu den Toren in ihren Händen halten. Sie, die Kunstvermittler, haben auch Land genug zu Lehen, auf dem sie ihre eigne künstlerische Saat pflegen müssen, und im weiteren Sinne des Wortes, dem nicht mehr der Begriff des Reinschöpferischen innewohnt, ist auch ihre Tätigkeit — Kunst. Denn sie sind untauglich, wenn sie nicht Kunstseele haben, eine einfühlende und nachempfindende Seele, die freilich nicht wie die des Schöpfers neue Menschen und neue Welten formt, die nur das Geschaffene erkennt und es durch Aufnahme und Wiedergabe erst völlig lebendig macht. Gewiß ist der kunstschaffenden Kraft die des Hilfskünstlers verwandt; gewiß hat auch die Kunstkritik eine selbständige Kunsttechnik; gewiß geht ein

Fluidum, geht manche befruchtende Anregung von den Hilfskünstlern auf die schöpferischen Künstler zurück; und gewiß schließlich ist der Wert mancher Einzelerscheinung unter den ausübenden oder vermittelnden Künstlern bedeutender für die Gesamtentwicklung der Kunst als vieler dürftiger Könige dürftiges Lebenswerk. Der Grundunterschied im Wesen bleibt jedoch unberührbar bestehen, und die Verblendung, die ihn nicht mehr sah, hat die ziemlich neumodische Entartung einer Kaste von Kritikern gezeitigt, die die Kritik zum Selbstzweck emporschrauben wollen, das Kunstwerk als bloßes Mittel ansehen und die schaffenden Künstler als Kärrner.

Gerade eine Reihe von Kunstschriftstellern, denen leitende persönliche Gedanken, poetisches Talent, Sprachgewalt und eine sich in die Sphäre der Kunst erhebende formale Gestaltungsgabe eigen sind, peitschten ihre Eigenart so lange, bis sie sich, wie Münchhausens Pferd, zur Ungestalt ausreckte. Das böse, sich selbst befriedigende Ich, das sich überpflegt, das die holde Solveig, die in jedem Belange der Kunst unentbehrliche Liebe, vergißt und unnütz wird, reif für den grauen Brei des Knopfgießers! Die Persönlichkeit sollte das Nationalvermögen vermehren, hier aber wuchert sie für den Sack Harpagons, und endlich, wenn ihre Unfruchtbarkeit einmal erkannt ist, hat sie sich um den eignen Wert betrogen.

In der Dichtung vollzog sich, nur nicht so grell, ein ähnlicher Krankheitsprozeß wie in der Kritik. Der vornehmen Losung „L'art pour l'art" feingestimmter Poetenseelen, die lieber auf die Wirkung im Breiten verzichteten, als daß sie ihr Zartes vergröberten, unterschob sich der Widersinn: „L'art pour moi!" Nicht mehr die absolute Hingabe an die Kunst, sondern das Trachten, ein kleines Ich mit allen Schleiern von Sais zu umhüllen, wurde verlockend. So entstand die Artistenkunst in des Wortes schlimmem Doppelsinn, in einem andern Sinne als dem Worte gebührt, wenn man es etwa auf Hofmannsthals inneres Bedürfen anwendet. Virtuosentum, Artistentum, ja geradezu Akrobatentum machen sich in der L'art pour l'art- und L'art pour moi-Kritik breit. Der lyrische Dichter — ich meine nicht den Virtuosen — verdirbt sein Bestes, wenn er auf andre Stimmen als die seines Innern horcht, sein unbedingter Subjektivismus trifft die Form, die vom Wesen seines Gedichtes nicht zu lösen ist, gleichviel, ob sie der Empfänglichkeit des Lesers Hindernisse bereitet oder nicht. Auch der Kritiker folgt der *φονή*, aber er muß sich, um sein Mittleramt erfüllen zu können, dem Publikum nähern, nicht sich ihm künstlich entfremden. Plattheit im Ausdruck wird er meiden, will er doch nicht von der Höhe seines Geschmackes zur Erfolgsanbetung hinabsteigen, vielmehr den Erfolg auf die Höhe seines Geschmackes heben. Liegt ihm dieses Hauptsächliche im Sinne, so meidet er aber auch ganz gewiß unnötige Schwierigkeiten, die das Erreichen des Zweckes erschweren oder vereiteln. Auf das Schwebereck und das Drahtseil können und mögen ihm nur wenige folgen, wenn auch viele vielleicht eine Weile lang seinen Bravourstücklein Beifall klatschen. Bleiben wir im Bilde: der Anblick schöner und kraftvoller Menschlichkeit wirkt bildend auf den Betrachter, ihre Kraftäußerungen wecken

jenen Nachahmungstrieb, der der Erhaltung und Vervollkommnung der Gattung zugute kommt; die Kugelkünste eines Kautschukmenschen jedoch besitzen wenig bildenden Wert. Von unsern Exzentrikkritikern gilt ganz besonders das Wort: „Le stile c'est l'homme." Das Groteske ihrer „individuellen" Ausdrucksweise ist ihr stärkstes Verblüffungsmittel und paßt zu den Paradoxien ihrer Behauptungen. Weil sie nicht produzieren, diese Herren, produzieren sie sich.

Die Ueberhebung des Kritikers kommt auch in einer schulmeisterlichen Art, sein Lehramt auszuüben, zur Geltung; doch leisteten in dieser Richtung die professoralen Aesthetiker noch Erbaulicheres als die modernen Impressionisten. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat ein Wiener Literaturprofessor, Spahn hieß der Mann, die Gedichte Goethes an der Hand der Grammatik korrigiert und neu gedichtet! Der in die Absichten des Dichters eingedrungene Kritiker weise nach, mit welchen Mitteln der Dichter seine Absichten zu erreichen suchte, und stelle fest, wo dies dem Dichter gelang, wo es ihm mißlang. Von solcher Kritik kann der Schaffende Nutzen ziehen. Doch was soll der arme Poet beginnen, wenn man ihm einfach befiehlt, ein andrer zu sein, als er ist? Man verlangt von Fliederbäumen, daß sie Granatäpfel tragen. Die Freiheit der Individualität, die der Kritiker für sich übermäßig in Anspruch nimmt, läßt er für den Dichter nicht gelten. Goethe bemerkte zu Eckermann: „Man wird aus einem Dichter nie etwas andres machen, als was die Natur in ihn gelegt hat. Wollt ihr ihn zwingen, ein andrer zu sein, so werdet ihr ihn vernichten."

Und die Mode überhaupt! So mancher glaubt, ein „moderner" Kopf zu sein, auf der Höhe des Wissens und der Vorurteilslosigkeit seiner Zeit zu stehen, und ist bloß ein „modischer" Mensch, unfrei unter dem Zwange, nur immer frei von Ueberlieferung, Autoritätsglauben und Gemeinsinn zu scheinen. Ihn, der schwächlich dem Scheine das Wesen opfert, macht die großmannsüchtige Mode zum Sklaven. In der Kunstkritik kommt die Modekrankheit in der Furcht mancher Kritiker vor dem „Herdentier" zur Erscheinung. Da revolutioniert einer, der doch die Durchschnittsmarke auf der Stirne trägt, sozusagen Himmel und Erde, er guillotiniert heute, wen er gestern selbst gekrönt hat, und ahnt dabei nicht, daß gerade diese seine Art, die von so vielen gepflegt wird, gar nichts Außergewöhnliches mehr hat. Es reizt einen sublimen Ehrgeiz, der erste zu sein, der gegen einen endlich zu Ansehen und Würdigung gelangten Kunstschöpfer das „Steiniget ihn!" ausstößt. Ist der Ruf einmal erschollen, dann melden sich sofort andre, die nicht für dümmer gehalten werden möchten als der erste und um das erkorene Opfer nun einen Wettanz der Verachtung aufführen.

Ja, es ist Mode in deutschen Landen, voreilig Genies zu entdecken und zu „machen" — auch das ist des Schweißes der Edeln wert — und ihnen sonach prompt den Garaus zu machen. Mode ist es, neue künstlerische und literarische „Richtungen" zu gründen, immer wieder neue, die „Schaffenden" für diese oder jene Partei breitzuschlagen, sie zu erschlagen, wenn sie den Kapp-

Digitized by Google

zaum abschütteln, und doch eines Tages das eigne Gebäude wieder lachend zu zerschmettern. Wie haben es gewisse Kunstpolitiker Hauptmann verübelt, daß er nach den Elendsdramen die „Versunkene Glocke“ schrieb, wie Halbe, daß er nicht immer die lyrische „Jugend“ dichtete, wie Maeterlinck, daß seine „Monna Vanna“ wenig symbolistische Geheimnisse birgt! Bleibt aber einer in engeren Grenzen, das heißt, ist seine Eigenart nur einer bestimmten Stilgattung angepaßt, so „überholen“ ihn die neuigkeitsdurstigen Theoretiker vom Tage und werfen ihn flugs zum alten Eisen.

In diesem Getriebe ist nichts bleibend als die destruktive Methode. Destruktion ist die Verneinung des Daseinszweckes der Kritik, die berufen ist, Hand in Hand mit den Künstlern aufzubauen. Sie vertilge erbarmungslos die Wucherungen am Baume der Kunst. Die faule, gefällige Mittelmäßigkeit, die Pseudokunst mit dem harten Talerklange, die frivole Ausbeutung ernster Ideen zu hohlen Effekten — die lasse die Kritik die Schärfe ihres Schwertes fühlen. Gegen die Kunstverderber ist jede ehrliche Waffe willkommen. Doch der Kritiker erkenne an den Stirnen, ob sie das Mal der Kunst tragen, und sieht er dieses Zeichen, so sei er dem Genius ein Helfer und Freund, ein Warner und Tadler, wenn es sein soll, doch niemals ein Hasser und Spötter; ein Diener, welcher der menschlichen Kultur, nicht irgendeinem Menschen dient. Auch von den Kritikern gilt, je nach Maßgabe ihres zum Teile großen Einflusses, das Schiller-Wort: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben — bewahret sie!“

Es mögen diese Betrachtungen über tief empfundene Uebel, diese Vorschläge zur Güte, nochmals vor dem Mißverständnisse geschützt sein, daß der Verfasser das Ansehen eines Standes mindern wollte, dem er selbst angehört. Die Kulturarbeit und die sicheren Verdienste so vieler deutschen Kritiker würdigen sich selbst. Bescheiden und stolz folgen sie den Pfaden der Schaffenden und wahren sich den klaren, eindringenden Blick, den — es ist die angeborene Kunstfähigkeit — die Natur ihnen verliehen und die Erfahrung geschärft hat. Sie sind sich treu, und ihre Persönlichkeit ist treu der Sache. Sie sind Zionswächter und weisen das Unreine unerbittlich von der Schwelle. Sie sind gerecht, da sie wahrhaft sind. Auch von ihnen gilt das Kennwort, das Hauptmanns Michael Kramer über Böcklin spricht: „Nicht bloß, was er malt — der ganze Kerl!“

Deutschland und die auswärtige Politik

Die internationale Lage gewährt zurzeit das Bild einer auf die diplomatische Einkreisung Deutschlands gerichteten Aktion, deren Mittelpunkt England ist. Für diesen Zweck ist die französisch-englische Annäherung nicht ausreichend; um den Ring zu schließen, ist mindestens noch Rußland erforderlich. Die aus Paris unaufhörlich wiederholte Versicherung, daß die Freundschaft mit England Frankreich niemals bestimmen werde, das Bündnis mit Rußland aufzugeben, wird daher in London keineswegs als verletzend, sondern im Gegenteil nur als erwünscht empfunden. Ein gutes Verhältnis zu dem Verbündeten Rußlands ist gewissermaßen der Zugang zu einem guten Verhältnis mit Rußland selbst. Der Zweck dieser diplomatischen Bemühungen ist wohl keineswegs der Krieg. Großbritannien hat zu Deutschland keine Interessengegensätze, die einen Krieg bedingen; durch die Störung seiner deutschen Handelsbeziehungen, und nicht nur dieser, würde England mehr verlieren, als es bei einem siegreichen Kriege gewinnen könnte. Das Einkreisungsbedürfnis der englischen Politik beruht lediglich in der Befürchtung, daß Deutschland mit Rußland in eine zu intime Freundschaft gelangen könnte und daß schließlich bei solchem deutsch-russischen Verhältnis Frankreich der dritte im Bunde werden würde, eine antienglische Koalition, deren Verhinderung das durchaus begreifliche Ziel der englischen Politik ist. Was Graf Peter Schuwalow einst zu Bismarck sagte: „Vous avez le cauchemar des coalitions“ — das gilt heute für England. Auf diesem „Alpdruck“ ist die Flottenpolitik Großbritanniens aufgebaut. England will stets stärker sein, als zwei gegen England verbündete Mächte es sein könnten. Frankreich ist einstweilen glücklich weggefischt, und obwohl Deutschlands Flotte erst im Werden ist, Rußland nur noch über seine Schwarze Meer-Flotte verfügt, hält die Politik des Kabinetts von St. James es dennoch für nützlich, die Annäherung an Rußland zu suchen, um einer deutsch-russischen Intimität, die sich schließlich gegen England richten könnte, vorzubeugen.

Nun liegt die Frage doch sehr nahe, wenn England der deutschen Politik alle erdenklichen Pläne zutraut und gegen diese bei Frankreich und Rußland Deckung nimmt, weshalb sucht es diese Deckung nicht lieber bei Deutschland selbst durch eine ehrliche und loyale Annäherung, die durch die so nahen verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Monarchen doch wesentlich erleichtert werden müßte? Woher kommt es im Gegenteil, daß seit der vorjährigen Kieler Begegnung, die in England bereits mit verhältnismäßig geringer Sympathie begrüßt wurde, die politische Entfremdung der beiden Nationen in unverkennbarem, auf englischer Seite bis an eine fortgesetzte Unfreundlichkeit gesteigertem Umfange zugenommen hat? Ein Gegensatz, der um so unerklärlicher erscheint, als beide Nationen in geistiger und sozialer Beziehung, an Bildung, Wissenschaft und allen Betätigungen ihres öffentlichen Lebens einander viel näher stehen als der Engländer dem Franzosen oder gar dem Russen?

Digitized by Google

Die Wurzeln dieses Gegensatzes liegen sehr weit zurück. Um es in ein Wort zu fassen: es ist das erstarkende Deutschland, das der britischen Politik soviel unnötiges Unbehagen verursacht. Als König Wilhelm I. unter schweren inneren Kämpfen seine Armeeorganisation durchsetzte, die dann das Rückgrat der deutschen Einigungspolitik geworden ist, geschah das im Gegensatz nicht nur zur öffentlichen Meinung Englands, sondern zur amtlichen englischen Politik, die beide für die Opposition in Preußen offenkundig Partei nahmen. Bismarck klagte, aus dem Munde des englischen Botschafters die nämlichen Tiraden hören zu müssen, die ihm im Abgeordnetenhause vorgetragen würden. Je mehr der Konflikt in Preußen sich steigerte, desto entschiedener stand England auf der Seite jenes unfruchtbaren preußischen und deutschen Liberalismus, der seine Zeit und ihre Aufgaben so wenig verstand. Im deutsch-dänischen Streite war England mit seinen Sympathien auf dänischer Seite, später auf der Oesterreichs und der augustenburgischen Ansprüche. 1866 war die englische Politik in einiger Verlegenheit, weil Italien mit Preußen im Bunde war. Aber kaum hatte man sich in London von dem Donnerschlag von Königgrätz erholt, so nahm man Partei gegen das siegreiche Preußen zugunsten des Hauses Hannover und seiner braunschweigischen Erbansprüche. Ohne englische Einmischung würde die Erledigung der braunschweigischen Angelegenheit einen ungleich glatteren Verlauf genommen haben, gehörten doch die Erbansprüche in Braunschweig zu den ersten Forderungen, die König Wilhelm unter dem Eindruck des napoleonischen Telegramms vom 5. Juli 1866 niederschrieb. Hätte Kaiser Alexander II. im Herbst jenes Jahres die von ihm eine Zeitlang protegierte Kongreßidee weiter verfolgt, ein Standpunkt, den er nur gegenüber der Bismarckschen Unbeugsamkeit und vor der Drohung mit dem Appell an die nationalen Leidenschaften „diesseits und jenseits der Grenze" verließ, so würden wir auf diesem Kongreß England zweifellos in der Reihe unsrer „wohlwollenden" Gegner gehabt haben. Bei Ausbruch des Krieges von 1870 suchte die Königin Viktoria direkt einen Druck auf Deutschland zu üben, indem sie in Berlin zugunsten eines Friedens intervenierte, der von dort aus weder gestört noch bedroht worden war. Die Königin mußte es sich gefallen lassen, von Bismarck rundweg an die Pariser Adresse verwiesen zu werden. Als dann die Enthüllungen wegen des französischen Appetits auf Belgien kamen, wendeten sich die Sympathien Englands eine Zeitlang auf die deutsche Seite. Während der Belagerung von Paris bereits schlugen sie wieder in das Gegenteil um, und wenn Bismarck sowohl die Abschlüsse mit den deutschen Staaten beeilte als auch bei den Präliminarien mit Frankreich manche Konzession machte, mit der die Armee und die öffentliche Meinung nicht einverstanden waren, so hat er das ausgesprochenermaßen nur mit Rücksicht auf eine erwartete Einmischung „des europäischen Seniorenkonvents" getan, zu der alle diplomatischen Federn schon in Bereitschaft waren, die aber daran scheiterte, daß Kaiser Alexander sich darauf beschränkte, den Besiegten der Großmut des Siegers zu empfehlen. Der Kaiser hatte doch keine Neigung, mit Herrn von Beust zusammen antideutsche Politik zu machen, während er auf der Londoner Schwarze Meer-

Konferenz Preußens voll bedurfte. Als dann das geeinte sieggekrönte Deutschland sich in einem zuvor nie erreichten Glanze unter den Völkern der Erde erhob, in der Versailler Kaiserbotschaft wie bei der Eröffnung des ersten Deutschen Reichstags mit goldenen, festen und zuverlässigen Friedensworten seine leuchtende Bahn beschreitend, da konnte auch die öffentliche Meinung in England, die während des Krieges überwiegend auf seiten Frankreichs gestanden, nicht umhin, dem Genius ihre Anerkennung zu zollen, und die „Times" verehrten in dem ehrwürdigen Deutschen Kaiser „den ersten Gentleman Europas".

Eine weitblickende britische Staatskunst mußte sich schon damals klar darüber sein, daß das neue Deutschland sich nicht auf eine kontinentale Existenz beschränken werde. Seit dem Jahre 1848 gehörten deutsche Flotte und deutsche Einheit zusammen, die Flotte als der Einheit sichtbarster Ausdruck. Für die Realisierung des in dieser Hinsicht im Jahre 1867 genommenen Anlaufs war der Krieg zu früh hereingebrochen, die kleine Flotte des Norddeutschen Bundes war zu einer sehr untergeordneten Rolle berufen gewesen. Fortan hatte England damit zu rechnen, daß an der Nordsee eine neue Flotte erstehen werde. Obwohl dann die deutsche Flotte zu Anfang der achtziger Jahre unter den damals vorhandenen Flotten der Großmächte sich bereits eines erheblichen Ansehens erfreute, ist sie englischerseits doch niemals mit solcher Eifersucht und Befürchtung betrachtet worden, als wie dies in den letzten fünfzehn Jahren ungeachtet der gewaltigen Ueberlegenheit Großbritanniens der Fall ist, weil nicht die Kriegsflotte, sondern die zunehmende Handelsflotte uns zur Seemacht erhebt.

Zur Zeit des Kulturkampfes erhielt die deutsche Politik eine Reihe von protestantischen Sympathiekundgebungen aus England, aber als um die Mitte der siebziger Jahre die Periode der Balkankämpfe begann, die erst 1878 mit dem Berliner Kongreß ihren Abschluß fand, standen Deutschland und England bereits wieder in entgegengesetzten Lagern. Der Berliner Kongreß führte zu einer persönlichen Annäherung Bismarcks zu Disraeli, die mit einem hohen Grade persönlicher Achtung voneinander schieden, aber die öffentliche Meinung in England wandte sich Deutschland erst im nächsten Jahre auf die Kunde vom Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses wieder zu, weil das ein gegen Rußland gerichteter Schritt war, den man in England als ein Einlenken der deutschen Politik in das Kielwasser der englischen deutete.

Während der achtziger Jahre trat Deutschland dann in die koloniale Bewegung ein. So bescheiden der Anteil an der Welt auch war, den es für sich begehrte, in Ost-, West- und Südafrika wie in der Südsee stieß es auf Widerspruch und Schwierigkeiten aller Art von englischer Seite. Angebliche ältere Rechte Englands, die ein Menschenalter hindurch und länger geschlummert hatten, lebten plötzlich wieder auf, sobald Deutschland sich anschickte, in den betreffenden Gegenden seine Flagge zu entfalten. Auf jene Zeit führt ein großer Teil der Verstimmungen zurück, die auf deutscher Seite heute noch vorhanden sind. Bismarck klagte am 2. März 1885 über den umfangreichen Schriftwechsel, zu welchem England ihn nötige: „Wir haben seit vorigem Sommer an Noten —

Digitized by Google

ich habe die Ziffer feststellen lassen, weil es mir auffiel, daß es so sehr viele waren — ich glaube achtundzwanzig schriftliche Noten vom englischen Kabinett bekommen, die zusammen 700 bis 800 Seiten lang und zu beantworten waren. Soviel haben wir von allen übrigen Regierungen in den dreiundzwanzig Jahren, daß ich auswärtiger Minister bin, nicht bekommen." Im Jahre zuvor war bekanntlich Präsident Krüger in Berlin gewesen und hatte mit Deutschland einen Handelsvertrag geschlossen. Dieser Umstand sowie die auszeichnende Aufnahme, die dem Präsidenten von Transvaal beim Kaiser und dem Fürsten Bismarck zuteil geworden — Bismarck hatte sich mit ihm an der kaiserlichen Tafel in plattdeutscher Mundart verständigt —, verstimmte in England um so mehr, als Präsident Krüger dabei zum Kaiser ausgesprochen hatte, daß er sich wie das Kind im Vaterhause fühle. Die „Times" gaben später diesem Mißfallen einen ziemlich scharfen, wenngleich weniger gegen Deutschland als gegen Transvaal gerichteten Ausdruck. In das Jahr 1886 fielen dann die russisch-englischen Differenzen wegen Afghanistan. Deutschland war zu Rußland im Jahre 1881 und 1884 durch Abmachungen, welche die Erhaltung des europäischen Status quo zum Gegenstand hatten, wieder in nähere Beziehungen getreten. Kaiser Alexander III. hatte im Gegensatz zu den an seine Thronbesteigung vielfach geknüpften Erwartungen bald darauf durch eine Begegnung mit seinem ehrwürdigen Großoheim auf der Danziger Reede die Annäherung an Deutschland gesucht. Als nun der Kaiser im Frühjahr 1886 die Frage stellte, welche Haltung Deutschland im Falle eines russisch-englischen Konflikts wegen Afghanistan einnehmen werde, war die Zusage wohlwollender Neutralität im Umfange der russischen von 1870 erteilt worden. Deutschland konnte eine andre Politik als die seiner Interessen gar nicht befolgen, und diese geboten ihm die Anlehnung an Rußland. Diese an Rußland erteilte Zusage, die in London nicht verborgen blieb, hat dann nicht wenig dazu beigetragen, England zur Nachgiebigkeit zu bestimmen und den Konflikt, der bereits größere Dimensionen anzunehmen begann, zu begleichen.

In England, und nicht nur dort, trat im folgenden Jahre die Erwägung in den Vordergrund, daß angesichts des hohen Alters Kaiser Wilhelms Deutschland unvermeidlich einem Uebergangsstadium entgegengehe. Bei dem großen Zusammenfluß fürstlicher und politischer Persönlichkeiten in London, zu dem im Jahre 1887 das fünfzigjährige Regierungsjubiläum der Königin Viktoria Anlaß bot, ist diese Frage mit allen daran sich knüpfenden Eventualitäten der Gegenstand lebhafter Erörterung interessierter Kreise gewesen. Der Kronprinz, obwohl seit dem Herbst 1886 leidend, erschien damals doch vor der Oeffentlichkeit keineswegs als aufgegeben. In dem engen Kreise ausländischer politischer Persönlichkeiten, dem der körperliche Zustand der stattlichen fürstlichen Erscheinung genauer bekannt sein mochte, hatte man um so mehr Anlaß, sich mit der Zukunft Deutschlands zu beschäftigen. Es fehlte nicht an Engländern und andern, die in dem aufstrebenden Deutschland eine Gefahr sahen, eine um so größere, wenn über kurz oder lang zu der überragenden Staatskunst Bismarcks sich der Ehrgeiz und das Kraftgefühl eines jungen Herrschers gesellte, der soeben die politischen Kreise Eng-

lands gerade nicht angenehm dadurch überrascht hatte, daß er nach einer Schnellfahrt durch die unfreundliche Nordsee unvermutet mit einer Torpedodivision unter Führung des Prinzen Heinrich an einem Punkte der englischen Küste erschien, um sich von dort aus zum Jubiläum der Großmutter nach London zu begeben. Es ist hier nicht der Raum und nicht der Ort, um auf gewisse Vorgänge aus der Zeit des zwiefachen deutschen Thronwechsels zurückzukommen, sie haben in der wohl nicht mit Unrecht, jedenfalls ohne Widerspruch, dem Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha zugeschriebenen Broschüre „Auch ein Programm aus den 99 Tagen" eine deutliche Würdigung gefunden. Von hoher englischer Seite war damals die Rückgabe des Elsaß und Lothringens an Frankreich als eine Vorbedingung des europäischen Friedens bezeichnet worden, die Antwort erteilte Kaiser Wilhelm II. bei der Enthüllung des Prinz-Friedrich-Karl-Denkmals zu Frankfurt a. O. am 16. August 1888, indem er feierlich aussprach, selbst mit den größten Opfern verteidigen zu wollen, was sein Großvater und sein Vater für Deutschland gewonnen hätten. Gleichzeitig erfuhr ein Artikel des russischen „Nord", der die Ausführung des Artikels 5 des Prager Friedens, also eine Rückgabe von Nordschleswig, urgierte, in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" eine scharfe Zurückweisung. Die Idee einer englisch-französisch-russischen Einkreisung Deutschlands, zu der damals auch Dänemark noch beigetragen haben würde, war im Jahre 1888 auf dem besten Wege, Form und Gestalt zu gewinnen. Sie zu verflüchtigen genügte es, daß Deutschland mit leisem aber deutlichem Säbelklirren keinen Zweifel daran beließ, daß es an Entschlußkraft hinter dem Jahre 1870 nicht zurückstehen werde.

Diese Reminiszenz mag dartun, daß der die jetzige englische Politik beherrschende Gedanke keineswegs neu ist. Kaiser Wilhelm II. hat ihn bei seiner Thronbesteigung vorgefunden, und wenn zu Lebzeiten der Königin Viktoria vielleicht weniger daran zu denken war, daß solche Ideen zur Tatsache werden könnten, so lag doch darin gerade für den Monarchen ein um so stärkerer Antrieb, vom ersten Tage an seine Aufmerksamkeit energisch dem Ausbau der Flotte zuzuwenden. Er hatte eben mehr Dinge im Auge, als sich öffentlich zum Ausdruck bringen ließ, wenn er am 18. Oktober 1899 in Hamburg die Worte sprach: „Bitter not tut uns eine starke deutsche Flotte." Inzwischen freilich sind für die Liebhaber der Einkreisungsidee die Trauben etwas sauer geworden, und wir haben gelegentlich der jüngsten englisch-französischen Feste immer wieder, sogar aus Herrn Balfours Munde, versichern hören, daß die englisch-französische Entente keine Spitze gegen eine dritte Macht habe. Wir wollen diese tröstliche Versicherung zu dem übrigen legen in dem Bewußtsein, daß wir im Notfall ihrer nicht bedürfen, und deshalb auf die Feststellung verzichten, wie weit ihr Inhalt den Tatsachen entspricht.

Was England von uns trennt, ist das seit fast vierzig Jahren zunehmende Gefühl des Unbehagens, Handel und Schiffahrt und damit Gewinn, Ansehen und Einfluß mit einer neuen wachsenden Weltmacht teilen zu müssen, um deren junge Flagge der Ruhm gewaltiger politischer und militärischer Erfolge schwebt

Digitized by Google

und deren Bevölkerung an Einsicht, Initiative und Tatkraft hinter der Großbritanniens nicht zurücksteht. Daher der begreifliche Wunsch, mit dem politischen Ansehen und Einfluß Deutschlands auch Ansehen und Einfluß der deutschen Flagge zu brechen oder doch lahmzulegen. Allein dieser Wunsch ist erfreulicherweise in England kein allgemeiner. Weite Kreise der englischen Nation wissen sehr wohl die Tatsache zu würdigen, daß unter allen Völkern der Erde die Deutschen ihnen am nächsten stehen. Wo immer auf dem Erdball deutsche und englische Kriegsschiffe nebeneinander liegen — und irgendwo ist es fast täglich der Fall —, da verkehren Stäbe und Besatzungen fast ausnahmslos in bester Kameradschaft miteinander und wundern sich nicht selten gemeinsam über die Streitigkeiten zu Hause, die zwischen den beiden Nationen das ihnen von der Natur gewiesene Gefühl der gleichen Kameradschaftlichkeit nicht aufkommen lassen. Deutschlands und Englands Weltbahnen laufen einander parallel, nicht gegeneinander. Wir haben in Bismarcks Tagen Englands ältere Anrechte überall bereitwillig anerkannt, wo sie auch nur mit einem Schatten von Begründung geltend gemacht wurden. Deutschland ist damals und später stets nach dem Grundsatz „Leben und leben lassen" verfahren, der aber auf englischer Seite kein Entgegenkommen mehr, sondern eine fortgesetzt gesteigerte Erschwerung findet. Dieser Widerspruch vergiftet die von der Natur der Dinge vorgezeichneten Beziehungen der beiden Nationen zueinander, er bezeichnet den Punkt, an dem unser Verhältnis zu England notgedrungen besser oder schlechter werden muß. Es gibt keinen verständigen Menschen in Deutschland, der nicht die Besserung aufrichtig wünschen würde, sofern sie sich in ehrlicher und herzlicher gegenseitiger Achtung und Loyalität vollzieht.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß in dem Maße, als Frankreich sich England nähert, Rußland sich Deutschland zuwendet. Das Deutsche Reich hat sich dem russischen in seinen Nöten als ein ehrlicher, loyaler Freund und Nachbar erwiesen. Rußland hat daher gar kein Interesse daran, sich einer Koalition anzuschließen, die das trotz seiner erreichten und behaupteten Machtstellung seit vierunddreißig Jahren friedliche und friedlich arbeitende Deutschland vor die Wahl stellen soll, sich entweder diplomatisch niederzwingen zu lassen oder einen Existenzkampf unter möglichst ungünstigen Bedingungen aufzunehmen. Für einen bundesstaatlichen Organismus wie das Deutsche Reich wäre eine diplomatische Niederlage fast noch schwerer wiegend als eine militärische; letztere kann wieder wettgemacht werden, die erste nicht so leicht. Und die Idee ist wahrlich verführerisch genug, wenn man das gesamte Slawentum in offensiver Front gegen das Deutschtum gewendet sieht, und wenn man damit rechnet, daß die liberalen, demokratischen und panslawistischen Strömungen, die in einer künftigen russischen Volksvertretung nach Geltung ringen werden, nichts weniger als deutschfreundlich sind. Auch das müssen wir abwarten. Auf einige Zeit hinaus werden jedenfalls noch der Zar und seine Regierung, nicht die Volksvertretung, die auswärtige Politik Rußlands bestimmen, und für die Richtung, in der das geschehen soll, ist es bezeichnend, daß Kaiser Nikolaus einen der tüchtigsten und

erfolgreichsten Diplomaten Rußlands, den jetzigen Gesandten in Kopenhagen, Herrn von Iswolsky, zum Botschafter in Berlin designiert hat. Herr von Iswolsky bekleidet den Kopenhagener, für Rußland so wichtigen Posten seit drei Jahren und ist somit Zeuge der deutsch-dänischen Annäherung gewesen, die soeben in dem Besuche Kaiser Wilhelms und der deutschen Flotte einen in Dänemark mit großer Sympathie aufgenommenen Ausdruck gefunden hat.

Die Frage, ob die internationale Lage irgendeine direkte Bedrohung für Deutschland enthält, darf somit einstweilen mit gutem Gewissen verneint werden unter der Voraussetzung, daß unsre Diplomatie ihrer ernsten Aufgabe gewachsen, unsre Wehrkraft auf der Höhe ihrer Pflichten und die Volksvertretung der Tatsache eingedenk bleibt, daß die Unangreifbarkeit und Unantastbarkeit Deutschlands die Vorbedingung jeder freiheitlichen und jeder wirtschaftlichen Entwicklung ist. Aber auch unsrer Presse ist etwas mehr Einsicht zu wünschen, namentlich möge sie endlich aufhören, die inneren Verhältnisse Rußlands vom Standpunkt des Berliner Freisinns aus zu beurteilen. Wir erheitern uns so oft an den völlig schiefen Urteilen russischer, französischer und selbst englischer Blätter über Deutschland, die in Unkenntnis und Unwissenheit die deutschen Verhältnisse unter die eigne heimische Schablone pressen. Nicht viel anders bestellt ist es bei vielen deutschen Zeitungen in bezug auf russische Zustände, die mit russischem Maße gemessen werden wollen und nur so verstanden werden können. Noch liegt das Zentrum einer uns mißgünstigen Politik in London. Von dort aus werden fortgesetzt die Fäden nach Paris, Petersburg und weiter gesponnen, die sich zu einem Netze um Deutschland verdichten sollen. Auch von dem politischen Takt unsrer öffentlichen Meinung wird viel abhängen, welche Anknüpfungspunkte diese Fäden finden werden. An sich haben wir gegen gute Beziehungen zwischen Paris und London so wenig einzuwenden wie gegen gute Beziehungen jener beiden Hauptstädte zu Berlin. Ein französisch-englischer Konflikt würde Deutschland wahrscheinlich zu einer Stellungnahme nötigen, die uns in große Verlegenheit bringen dürfte, weil es kaum einen Siegespreis gibt, welcher der Opfer wert wäre. Ernster werden gute Beziehungen zwischen Frankreich und England für uns erst, wenn sie sich mehr oder minder ausgesprochen gegen Deutschland richten, z. B. wenn von London aus fortgesetzt versucht wird, ein endgültiges Einvernehmen mit Frankreich in der marokkanischen Angelegenheit zu hintertreiben, die Konferenz zum Scheitern zu bringen oder im voraus ergebnislos zu machen. Auch das könnten wir abwarten, es bleibt dann eben die Basis der Madrider Konferenz und unsers eignen Vertrages mit Marokko bestehen. Als das Deutsche Reich im Jahre 1871 jugendkräftig, aber von Altersweisheit geleitet, in die Reihe der Nationen trat, mag bei manchem unsrer Nachbarn der Gedanke vorgewaltet haben, daß diese Schöpfung ihre Begründer nicht überdauern werde. Mehr als ein Menschenalter ist darüber hingegangen, das Reich hat die schwere Belastungsprobe zweier Thronwechsel in einem Jahre sowie ernster innerer Krisen überstanden. Es ist wirtschaftlich unvergleichlich emporgewachsen, auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens steht es in der ersten Reihe. Sein Heer ist diesem

Digitized by Google

Wachstum angepaßt, seine Flotte ist im rüstigen Werden. Eine Nation von sechzig Millionen, die jährlich um eine Million zunehmen, ist durch äußere Macht nicht zugrunde zu richten, sie kann nur an sich selbst, durch innere Schwäche und innere Zwietracht zugrunde gehen. Deshalb geht eine uns mißgünstig gesinnte Politik darauf aus, die Saat dieser Zwietracht mittels diplomatischer Schwächung auszustreuen, die eine Schwächung der Reichsautorität, des kaiserlichen Ansehens nach innen und außen zur Folge haben müßte. Aber dieses Spiel ist durchschaut, in der Welt müßte es seltsam zugehen, wenn solche Absicht noch gelingen sollte. Werden wir von „wohlwollenden Freunden" dadurch aufgerüttelt, im Norden wie im Süden, dann um so besser. Fürsten und Stämme Deutschlands können gar nicht oft genug daran erinnert werden, daß das Deutsche Reich nur die Wahl hat, Hammer oder — Amboß zu sein.

Könnte Frankreich sich mit Deutschland verständigen?

Von

D'Estournelles de Constans, Mitglied des französischen Senats

Der Artikel, den die „Deutsche Revue" unter dem obigen Titel in ihrem Augustheft veröffentlicht hat, stellt einen bemerkenswerten Fortschritt dar. Vor allem ist er von einem Mann der Tat, einer verantwortlichen Persönlichkeit geschrieben. Es ist der schwache Punkt der Friedensartikel, daß sie in der Regel von Philosophen oder von isoliert stehenden und nur von sich selber abhängigen Persönlichkeiten geschrieben sind; so achtbar diese sein mögen, so verpflichten ihre Theorien doch niemand, überzeugen aber auch fast niemand und bringen bisweilen sogar die entgegengesetzte Wirkung hervor. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Philosophen nicht das Recht hätten, zu schreiben, was sie denken — keineswegs; aber sie müssen sich darauf gefaßt machen, daß ihre geistige Unabhängigkeit für den Augenblick bei der öffentlichen Meinung Gleichgültigkeit oder selbst Feindseligkeit zur Folge haben und ihre Wirkung erst mit der Zeit entfalten wird.

Anders ist die Situation, wenn diese selben Theorien von einem Politiker ausgesprochen werden, weil er sofort von seinen Gegnern angegriffen und vor seine Wähler, seine Richter, gefordert wird. Man kann sagen, daß seine Ideen um so tiefer dringen, je mehr sie bekämpft werden.

Um nur bei meinem eignen Beispiel zu bleiben, so hatte ich, als ich vor zehn Jahren den diplomatischen Dienst verließ, keinen einzigen Feind in meinem Heimatland; man wußte nichts von meinen Ideen, man achtete nicht darauf, man hatte nur Sympathie für meine Reisen im Auslande, meine Stellung ... und ich wurde mit großer Majorität zum Abgeordneten gewählt. Sowie jedoch meine Ideen bekannt wurden, sowie ich aus meinen Reisen die Er-

Digitized by Google

fahrungen und Schlüsse zu ziehen begann, welche die Leser dieser Zeitschrift kennen, änderte sich das Bild mit einem Schlage; und es ist ein Wunder, eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß ich in einem Lande, in dem die reiche, mächtige Reaktion durch aufsehenerregende Fälle von Abtrünnigkeit (obenan der Cavaignacs) gekräftigt worden ist, die Majorität meiner Wähler mir treu zu erhalten vermocht habe; ich habe meinen Sitz in der Kammer zehn Jahre lang innegehabt, bis zu meiner Wahl in den Senat, die mit sehr großer Majorität erfolgt ist.

Nichtsdestoweniger ist es Tatsache, daß die Zeitungen, welche die Gesellschaft bei uns als „gutgesinnte Blätter" bezeichnet, mich täglich als einen Verräter oder als einen Dummkopf hinstellen.

Was aber für einen Politiker gilt, gilt in noch höherem Maße für einen Beamten. Ein Beamter ist, mag er noch so hochgestellt sein, ganz andern Dingen als Kritiken ausgesetzt. Wagt er eine selbständige Meinung auszusprechen, so setzt er sich der Unzufriedenheit seiner Vorgesetzten, dem Uebelwollen seiner Kollegen und seiner Untergebenen aus. Wer nichts sagt und nichts tut — womöglich auch nichts denkt —, kann ruhig schlafen, denn er stößt bei niemand an; seine alten Tage werden angenehm und von langer Dauer sein.

Wenn dieser Staatsdiener aber ein General ist, dann wird seine Meinung vollends bedeutungsvoll. Wir haben in Frankreich eine vielleicht durch Mißbräuche, durch die Unmittelbarkeit und Lebhaftigkeit unsers Temperaments gerechtfertigte Tradition: ein Offizier darf weder schreiben noch reden. Ich finde diese Vorschrift allzu summarisch, bisweilen zweckmäßig, aber auch voller Nachteile; denn das Schweigen hält leichter die Mittelmäßigkeit als das Genie im Verborgenen.

Die englischen Admiräle schreiben und sprechen offen, und ihre Marine befindet sich dabei nicht schlechter; ebenso ist es, wie ich sehe, mit den deutschen Generälen.

In meinen Augen ist es bemerkenswert, daß der General von Lignitz als Thema seines Artikels die aktuellste, brennendste aller Fragen, die französisch-deutsche Annäherung, wählen zu sollen geglaubt und daß er, nachdem er diese Wahl getroffen, sich in so kategorischer Weise ausgesprochen hat.

Seine Erklärungen lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Deutschland kann wie Frankreich angesichts der allgemeinen Konkurrenz und besonders angesichts der Fortschritte der überseeischen Völker, Amerikas und des fernen Ostens, nicht mehr isoliert bleiben.

2. Deutschland und Frankreich gehen isoliert dem Ruin entgegen, während sie vereint unbesiegbar wären.

Damit ist die Grundlage meiner französischen Ausführungen von einem deutschen General akzeptiert und bekräftigt. Aber der General geht noch weiter; er faßt vortrefflich zusammen, was ich meinerseits behauptete; er sagt: „Es hat sich ein ziemlich großer Fortschritt vollzogen, und es besteht heute in der ganzen Welt genügend latentes und erklärtes Wohlwollen, daß es unmöglich erscheint,

Digitized by Google

zwei große Völker heute durch die Fehler der Vergangenheit für ewig getrennt zu erachten. Diese Fehler werden die neuen Generationen beiderseitig sich bemühen, durch gegenseitige Konzessionen im Frieden gutzumachen." [1])

In kurzgefaßten und um so ausdrucksvolleren Worten fügt er hinzu: „Die Zukunftsperspektive des kleinen und verschuldeten Europa ist recht ernst." Und weiterhin: „Die Zeit, in der man sich in Europa mordete und ruinierte um einige Fetzen Landes, welche die personellen und materiellen Opfer nicht lohnten, während ein dritter sich die wertvollsten Gebiete auf dem Globus zu dauerndem Besitz aneignete, — diese Zeit scheint einer mehr nüchternen und leidenschaftslosen Politik Platz zu machen."

Zum Schlusse spricht er sich ausdrücklich für eine Versöhnung der beiden zivilisiertesten Völker der Erde aus.

*

Was ist daran neu? wird man erwidern; so denken die meisten vernünftigen Deutschen. — Mag sein; aber das Bedeutungsvolle ist, daß ein deutscher General — und zwar keiner der geringsten — die Initiative ergreift, um selbst die Gründe für diese Ansicht darzulegen. Das Bedeutungsvolle ist, daß er neben der Schwäche eines isolierten Frankreich die Schwäche eines isolierten Deutschland bloßlegt. Das ist entscheidend. Das bedeutet, daß eine neue deutsche Erziehung ins Leben tritt, wie schon eine neue französische Erziehung ins Leben getreten ist. Als ich mich, zugleich mit andern in Frankreich, diesem neuen Werke widmete, wurde mir eingewendet: „Was hilft das, wenn Sie allein sprechen und allein verstehen? Was hilft das, wenn die Deutschen der allgemeinen Gefahr gegenüber unempfindlich, blind, taub und stumm bleiben?"

Und ich antwortete: „Geduld! Der deutsche Geist erwacht vielleicht langsamer als der französische, aber wenn er einmal begreift, wird er vielleicht besser begreifen als der unsre."

Deshalb begrüße ich den Artikel des Generals von Lignitz und einige andre Symptome derselben Art mit lebhaftem Beifall. Ich erwartete diese Symptome; ich erwartete sie ungeduldig, wie ein Chemiker jeden Morgen auf das Resultat eines seit Jahren verfolgten Experimentes lauert.

Man glaube jedoch nicht, daß ich mir Illusionen mache. Ich sehe genau, was der Artikel des Generals von Lignitz enthält, aber auch, was er nicht enthält. Ich bin keineswegs erstaunt über seine Lücken.

General von Lignitz steht erst am Anfang seiner Darlegungen; er hat klug daran getan, nicht allzusehr in die Tiefe zu gehen; denn wenn man zu rasch vorgehen will, wird man leicht entmutigt und setzt seine eigne Kraft und mit seiner eignen Kraft den Erfolg seiner Ideen aufs Spiel. Er hat meines Erachtens sehr klug und sehr glücklich mit dem Anfang begonnen; er hat das Problem vortrefflich vor Augen gestellt; er hat den Horizont untersucht und

[1]) Diese beiden Sätze finden sich in der Senatsrede des Baron d'Estournelles vom 11. April d. J. und wurden als dessen Aeußerungen nur wiederholt.

Digitized by Google

ein summarisches, aber genaues Kroki davon entworfen; er hat in deutlich sichtbaren Zügen die Hauptgefahren der Zukunft, die nächsten Gefahren, skizziert. Er hat auf die angesichts dieser Gefahren zu ergreifenden Hauptmaßregeln und das Hauptheilmittel, d. h. die französisch-deutsche Aussöhnung, hingewiesen.

Das genügt. Die Hauptsache ist, daß die Geister an die Feststellung der Gefahr und an diese Definition des Mittels gewöhnt werden; wenn dies geschehen und wenn diese Gewohnheit angenommen und in Deutschland wie in Frankreich sozusagen national geworden sein wird, dann, aber erst dann wird man prüfen und erörtern, was wohl die Bedingungen der Annäherung sein könnten. Diese spätere Prüfung und Erörterung ist unvermeidlich; sie ist nur eine Frage der Zeit; man kann nicht bei den Geistern in bezug auf die Schwäche eines zersplitterten Europa die Wahrheit zu Ansehen bringen und sie in bezug auf die Mittel, dieser Zersplitterung abzuhelfen, täuschen oder in Unkenntnis lassen.

Es ist klar, daß eine oberflächliche Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland nur ein Mißverständnis mehr, ein Heilmittel, das schlimmer wäre als das Uebel, eine Quelle von neuen Enttäuschungen und Schwierigkeiten sein würde, die niemand in Deutschland bewußt sich auftun sehen kann.

Man wird auch in Frankreich keine Regierung finden, die eine Aussöhnung, welche nicht billige Zugeständnisse von beiden Seiten brächte, akzeptieren wollte oder könnte. Es ist ganz ebenso absurd, alle Zugeständnisse von Deutschland zu verlangen wie von Frankreich; sie müssen von beiden Seiten gemacht werden. Ich habe das schon unzähligemal gesagt, und erst in diesen Tagen wieder in einer Erwiderung an Ferdinand Brunetière, den Herausgeber der „Revue des Deux Mondes", der mich öffentlich des Verrats an Frankreich bezichtigt!!

Doch ich wiederhole es, das Kapitel von den gegenseitigen Zugeständnissen ist erst das zweite unsers Erziehungsprogrammes. Der erste Teil besteht in dem Nachweis der Notwendigkeit einer Aussöhnung. Dieser erste Teil, der in Frankreich begonnen worden ist, wird in Deutschland fortgesetzt; lassen wir ihn rationell, ohne blinde Leidenschaften seinen Fortgang nehmen, und seien wir den mutigen Bahnbrechern dankbar, die der Zukunft ins Auge zu blicken und ihre Zeitgenossen auf die düsteren Gefahren der europäischen Zwietracht hinzuweisen wagen.

Nachwort

Von

von Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

Zur Verhütung von Mißverständnissen hebe ich hervor, daß ich in dem Augustartikel von Bedingungen und Zugeständnissen bei einer eventuellen Annäherung nicht gesprochen habe und auch nicht sprechen konnte. Der Artikel war nur eine private Erwiderung auf die Rede im Senat zu Paris am 11. April.

Digitized by Google

Stimmen aus Frankreich.

Die in der Augustnummer der „Deutschen Revue" von mir ausgesprochene Voraussetzung, daß Anschauungen einer mehr nüchternen und leidenschaftslosen auswärtigen Politik auch in Frankreich Platz greifen können, scheint nicht unbegründet zu sein.

Die derbe Antwort, welche die Zeitung „Patrie" den Zumutungen amerikanischer Blätter, Frankreich solle sich einem englisch-amerikanischen Bündnis gegen Deutschland und Rußland anschließen, erteilt, läßt den Beginn veränderter Anschauungen vermuten. Nach einer in der russischen Zeitung „Swjet" vom 27. Juli / 9. August erschienenen Uebersetzung erwidert die „Patrie" auf einen Artikel der New Yorker Zeitung „Sun", nach dem amerikanische, englische und französische Truppen mit Erfolg gegen eine russisch-deutsche Liga kämpfen könnten, mit Ironie: „Es wäre recht interessant zu erfahren, von woher die New Yorker Zeitung die englischen und amerikanischen Truppen heranziehen will." Es folgen dann geringschätzende Bemerkungen über die amerikanischen und englischen Truppen. Die Zeitung fährt fort: „Außerdem ist die Zahl der englischen Söldnertruppen bei weitem nicht hinreichend. Auf deren Hilfe zu rechnen würde für Frankreich mit der allergrößten Gefahr verbunden sein. Es wäre allerdings für England und die Vereinigten Staaten unter solchen Bedingungen ein Krieg gegen Deutschland recht vorteilhaft, sie könnten Deutschland ruinieren, indem sie dessen internationale Märkte und überseeische Kolonien an sich reißen, aber für all dieses hätte nur Frankreich zu bezahlen, das bei einem solchen Kriege sehr viel verlieren und nichts gewinnen kann. Für England war in Europa immer ein Soldat nötig, um seine räuberische Politik zu verteidigen. Im achtzehnten Jahrhundert stützte es sich auf Preußen, um Frankreich zu bekämpfen, dessen koloniale Macht seinen Neid erregt hatte; im zwanzigsten Jahrhundert rechnet England darauf, sich auf Frankreich zu stützen, um die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands aufzuhalten. Bis jetzt waren wir Opfer in Händen Englands. Das darf aber nicht dazu führen, daß wir auch jetzt in seine Netze fallen."

Diese Schlußfolgerungen aus der Geschichte sind recht deutlich und würden schwer zu widerlegen sein. — Ein ancien soldat de 1870 in Paris schreibt mir mit Bezug auf den Augustartikel in der „Deutschen Revue":

„Qu'ont gagné la France et l'Allemagne au différent existant depuis la guerre? Rien, rien et rien. L'Allemagne obligée à des armements et à des dépenses énormes, bien qu'insuffisantes, est immobilisée et arrêtée dans tous ses projets par la crainte de voir la France se joindre à ses adversaires. N'a-t-elle pas toutes craintes pour sa jeune marine et ses colonies, que peut-elle contre l'Angleterre qui la tient à discrétion. Que ne pourrait-elle pas au contraire et qu'aurait-elle à craindre si la France était son alliée. L'Angleterre le sait si bien qu'il n'est promesses, caresses et flatteries dont elle ne soit prodigue envers la France pour la détourner de l'Allemagne..."

Angesichts der jüngsten Flottenbegrüßungsfeste in Frankreich und England ist es auffällig, daß die Zeitung „Le Matin" vom 9. August noch schreiben

kann: „Si la position géographique de la France est belle, il faut avouer qu'elle nous cause bien du souci. Cette position offre, en effet, pour le pays, cette particularité plutôt fâcheuse, qu'il lui faut défendre son intégrité à la fois sur ses frontières terrestres contre l'armée la plus formidable d'Europe, et sur ses frontières maritimes, contre la puissance navale la plus redoutable du monde."

Der Pariser „Times"-Korrespondent (T. weekly, 11. August) erwähnt mit Bezug auf den oben angeführten Allianzartikel des „Sun", daß die eine der beiden Strömungen der öffentlichen Meinung in Frankreich diese Idee als Utopie und ohne praktischen Wert für Frankreich im Kriegsfalle ansehe, da die französischen Regimenter den Hauptstoß auszuhalten hätten.

Der Wahnsinn eines Krieges zwischen Deutschland und England

Von

Sir Robert Reid

Vorwort der Redaktion. Seit längerer Zeit führt ein Teil der englischen Presse einen förmlichen Federkrieg gegen Deutschland, und dieser Krieg ist so planlos, so ziellos und entbehrt jeder tatsächlichen Grundlage, daß man von einer wahnsinnigen und von einer haßerfüllten Preßkampagne gegen das Deutsche Reich sprechen kann. Nicht eine einzige schwerwiegende oder gar gefährliche Differenz ist in den offiziellen Beziehungen zwischen beiden Mächten zutage getreten. Persönliche Verstimmungen, die in den höchsten Gesellschaftskreisen in England gegen Deutschland augenblicklich vorherrschen und sich auf die Presse und auch auf einzelne leitende Politiker und Diplomaten übertragen haben, spielen hierbei eine nicht unwesentliche Rolle. Einige hervorragende englische Politiker, Diplomaten und Journalisten glauben Deutschland isolieren zu können, indem sie die deutsche Politik fortgesetzt in allen Teilen der Welt zu verdächtigen und zu entstellen suchen.

Dieser Plan hat zwar Methode, doch wird er ebensowenig Erfolg haben wie der Federkrieg der gelben Presse. Das bisher Unausgesprochene in dem gefährlichen Spiel dieser Friedensstörer muß einmal gesagt werden: es ist nichts als niedriger Haß und Neid, die einige unsrer Vettern zu einer Art von Raserei gegen uns gebracht haben. Die beiden großen Nationen stehen in ihrer überwiegenden Mehrheit diesem niedrigen Hetzen und Treiben ganz fern, und das englische Volk wird gewiß katilinarische Existenzen, die für England die größten Gefahren heraufbeschwören wollen, bald energisch von sich abschütteln.

Sollte in einiger Zeit ein neues Ministerium in England ans Ruder gelangen,

Digitized by Google

so würde Sir Robert Reid, dessen nachstehender Artikel nicht ohne Eindruck bleiben wird, voraussichtlich eine hervorragende Stellung darin einnehmen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Sie ersuchen mich, Ihnen einen Brief über den Wahnsinn eines Krieges zwischen England und Deutschland zu schreiben; und mein erster Gedanke ist ein Gefühl des Staunens darüber, daß es überhaupt nötig sein sollte, einen solchen Fall zu erörtern. Doch es ist so viel gesagt worden, was darauf berechnet war, den Antagonismus zu schüren, daß die Friedensfreunde Tadel verdienten, wenn sie ihre Stimmen nicht zugunsten des guten Willens und des gesunden Menschenverstandes ertönen ließen.

Ich bin nicht so töricht zu glauben, daß die Zeit gekommen ist, wo die Nationen ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden oder die notwendigen Maßregeln zum Selbstschutze unterlassen können. Derartige Meinungen entsprechen nicht der Natur wie sie ist. Aber wenn man die fürchterlichen Folgen eines Krieges in Betracht zieht, seine Ungewißheiten, die bleibende Wirkung, die er oft in der dauernden Entfremdung vieler Millionen von Menschen zurückläßt, und den unbedeutenden Vorteil, den selbst die Sieger in der Regel erringen, so halte ich es für die Pflicht aller denkenden Menschen, ihr Bestes zu tun, um eine solche Katastrophe abzuwenden und das Anwachsen jener nationalen Antipathien zu verhüten, die eine ergiebige Quelle internationaler Streitigkeiten sind.

Eine Hauptursache von Kriegen ist in der Neuzeit die Erinnerung an ein ungesühntes, in der Vergangenheit erlittenes Unrecht gewesen. Wenn einem Volke irgendein großes Unrecht zugefügt worden ist, so werden die Kinder oder Enkelkinder jener, die es erlitten haben, die Erinnerung daran hegen und es rächen. Und das ist eine der unseligen Folgen des Krieges, daß er nicht völlig abgetan ist, wenn er vorüber ist, sondern daß er oft die Keime zu andern Kriegen in der unversöhnlichen Rachsucht einer ganzen Nation hinter sich zurückläßt. Nun, zwischen Deutschland und England besteht keine solche störende Erinnerung. Diese beiden Nationen haben niemals zu irgendeiner Zeit die Bajonette gekreuzt. Sie standen wiederholt auf derselben Seite und mehr als einmal in derselben Schlachtlinie. Von Zeit zu Zeit haben Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen bestanden und einigemal, wiewohl selten, Ursachen zur Erbitterung, aber diese waren ephemer und sind ohne tatsächliche Kränkung gegen eine der beiden Seiten vorübergegangen. So zahlreich und weitausgedehnt auch die Kriege in Europa seit dem Ende des Mittelalters gewesen sind, so gibt es doch Nationen, die stets in Frieden miteinander gelebt haben. Und dieses Zurückdenken an einen ungebrochenen Frieden, diese Erinnerung daran, daß, während andre kämpften, wenigstens sie nie des andern Volkes Blut vergossen haben, ist eines der wertvollsten Bollwerke der Völkerfamilie. Großbritannien kann sich rühmen, daß es bis jetzt niemals mit Deutschland im Kampfe gelegen hat.

Digitized by Google

Wenn eine derartige Friedenserbschaft beiseite geworfen werden soll, so kann das gewiß nicht ohne irgendeine zwingende Notwendigkeit geschehen. Selbst wenn einige Ursachen zu Streitigkeiten beständen, wäre es für beide Teile klüger, sie durch die Zeit mildern zu lassen als einem Appell an die Waffen das Wort zu reden. Ich kann jedoch keine derartigen Streitigkeiten entdecken. Ich spreche nicht von der deutschen Politik, einfach weil ich nicht behaupten kann, vertraut mit ihr zu sein. Ich hoffe und glaube, daß sie zugunsten des Friedens wirkt. Von der englischen Politik kann ein Engländer sprechen. Für uns gibt es überhaupt kein nationales Gefühl gegen Deutschland. Wir sind Rivalen im Handel. Ebenso sind wir Rivalen im Handel mit Amerika und Frankreich, beides Nationen, die auf dem besten Fuß mit uns stehen. Ebenso wie Deutschland seinen Handel ausdehnt, so dehnen wir den unsern aus. Unser Handel hat seit langer Zeit stetig zugenommen und nimmt auch heutigentages zu. Kein Staatsmann in Großbritannien träumt davon, sich wegen des Wettbewerbs auf dem Gebiet des Handels auf einen Krieg einzulassen, und die öffentliche Meinung würde es keinen Augenblick dulden.

Ganz ebenso ist es mit unsern politischen Beziehungen. Jedermann weiß, daß Großbritannien keine territorialen Ambitionen in Europa und nicht den Wunsch hat, an den europäischen Komplikationen teilzunehmen. Manche Kritiker scheinen sich vorzustellen, daß wir auf die Vergrößerung des britischen Reiches außerhalb Europas gerichtete Pläne verfolgen. Die leitenden Staatsmänner beider Parteien haben in den letzten Jahren jede solche Absicht ausdrücklich in Abrede gestellt. Allerdings haben wir während der letzten fünfundzwanzig Jahre unsre überseeischen Besitzungen bedeutend vermehrt. Dasselbe haben Deutschland und Frankreich getan. Aber in unserm Fall herrscht allgemein die Ansicht, daß eine weitere Ausdehnung gefährlich sein würde. Die Verwaltung und Verteidigung unsrer Kolonien ist schon eine schwere Aufgabe für uns, wie alle, die unsre Verhältnisse studieren, genau wissen. Wenn man die Handlungen und Erklärungen unsrer Staatsmänner verfolgt, so wird man sehen, daß alle unsre Energie darauf gerichtet ist, unsre gegenwärtigen Besitzungen zu behaupten. Alle maritimen und militärischen Rüstungen dienen allein diesem Zweck. *Dies* sind wir alle entschlossen durchzuführen; aber ich glaube nicht, daß irgend jemand von einiger Bedeutung in Großbritannien unser Gebiet noch um eine Quadratmeile sich vergrößern zu sehen wünscht, und sicher träumt keiner von einem Angriff auf die Kolonien unsrer Nachbarn.

Wenn Ihre Landsleute auf die große Stärke der britischen Flotte hinweisen, so mögen sie berücksichtigen, warum diese große Flotte unterhalten wird. Die Hälfte der alljährlich in Großbritannien konsumierten Nahrungsmittel wird importiert. Mehr als die Hälfte unsrer Lebensbedürfnisse können wir im Lande nicht produzieren, jedenfalls tun wir es nicht. Im Fall eines Krieges müssen wir ebensowohl zu diesem Zweck wie zum Schutz der Kolonien und des Handels, durch den wir leben, die Ozeanstraßen offen halten. Vor zwanzig Jahren war in Europa nur *eine* mächtige Flotte neben der unsrigen vorhanden. Heute

sind vier Nationen des Kontinents im Besitz mächtiger Flotten oder bestrebt, sich eine zu schaffen. Wenn irgendein patriotischer Deutscher sich sein eignes Land in derselben Lage vorstellt, wird er zugeben, daß er an unsrer Stelle genau dasselbe tun würde, was wir tun. Unsre Flotte ist für uns, was für Deutschland sein Heer ist.

Ich weiß wohl, daß es in beiden Ländern Leute gibt, die ehrlich an das Vorhandensein irgendwelcher gegen das andre Land gerichteten machiavellistischen Pläne in London oder in Berlin glauben. Von Zeit zu Zeit werden Reden gehalten oder Artikel geschrieben, die sofort hinübertelegraphiert und zum Gegenstand lebhafter Erörterungen in der Presse gemacht werden. Bisweilen wird dem, was gesagt worden ist, ein feindseliger Sinn untergelegt, der nicht in der Absicht des Verfassers gelegen hat. Bisweilen ist das, was gesagt worden ist, von vornherein albern oder beleidigend. Wenn die Welt einmal nur aus Gefühlsmenschen besteht, mögen solche Fälle aufhören, aber bis dahin wird es nicht daran fehlen. Einstweilen dürfte es klüger sein, diese Dinge nach ihrem eigentlichen Werte zu taxieren. In Großbritannien steht es jedem vollkommen frei, in einer Versammlung oder in den Zeitungen alle Meinungen über die öffentlichen Angelegenheiten auszusprechen, die er für richtig hält, vorausgesetzt, daß er sich persönlicher Verleumdungen und einer aufrührerischen Sprache enthält. Da wir infolgedessen gewöhnt sind, ein gut Teil Unsinn zu lesen und anzuhören, und die Bedeutungslosigkeit derer, die ihn aussprechen, ganz gut kennen, so sind wir nicht selten ein wenig überrascht über die Aufmerksamkeit, die er auswärts bisweilen auf sich zieht.

Lassen Sie mich ein Beispiel anführen. Im letzten Winter berichteten unsre Zeitungen, verantwortliche Persönlichkeiten in Deutschland glaubten, daß irgendein plötzlicher Angriff auf die deutsche Flotte geplant sei. Es ist schwer, das Erstaunen, mit dem diese Nachricht aufgenommen wurde, übertrieben zu schildern. Keine Regierung, die eine solche Absicht zugegeben oder eine solche Handlung gewagt hätte, würde den Zusammentritt des Parlaments eine Woche überleben. Der Autor einer Rede, die angeblich auf dieses Projekt hinwies, stellte sofort öffentlich jede derartige Auslegung in Abrede. Was die Verfasser des Artikels oder der Artikel, welche die Flamme schürten, gemeint haben mögen, weiß ich wirklich nicht, aber ich weiß, daß sie nicht die geringste Bedeutung oder Autorität besaßen und daß die ganze Idee vollkommen absurd war und ist.

Als Illustration nach der andern Seite gestatten Sie mir, etwas anzuführen, wovon Sie höchst wahrscheinlich niemals vorher gehört haben. Etwa um dieselbe Zeit, im vergangenen Winter, wurden hier Artikel geschrieben oder zitiert, die darauf hinwiesen, daß Deutschland beabsichtige, plötzlich und heimlich ein Heer auszusenden, um England zu überfallen. Ich glaube nicht, daß da viel zu wählen ist zwischen den beiden Gerüchten, weder in bezug auf Falschheit noch auf Absurdität. Es wäre in der Tat beklagenswert, wenn zwei Nationen, die in der vordersten Reihe der Zivilisation stehen, durch solche Mittel gegeneinander aufgehetzt würden.

Ich will lieber nicht bei Punkten verweilen, die im gegenwärtigen Augenblick der Gegenstand der Kritik in Deutschland zu sein scheinen, besonders der Haltung der englischen Regierung gegenüber dem Hererokrieg und der Uebungsfahrt der englischen Flotte in der Ostsee. Ich weiß nicht, was für Eröffnungen die beiden Regierungen über eine dieser Fragen ausgetauscht und ob sie wirklich einander welche gemacht haben. Wenn irgendeine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen bestanden hat, so ist es besser, zu warten und zu sehen, was daraus wird, da sie die wirklichen Tatsachen kennen und wir nur eine unvollkommene Kenntnis davon haben können. Ich möchte jedoch zwei Bemerkungen machen. Die eine ist die, daß die Grenze von Englisch-Süd-Afrika, soweit dieses an deutsches Gebiet stößt, von sehr großer Ausdehnung ist, wie man auf der Karte sehen kann, und durch öde, unkultivierte, von wilden Stämmen bewohnte Gegenden läuft. Es ist selbstredend nicht möglich, unter solchen primitiven Umständen über die äußersten Grenzen der Zivilisation mit derselben Leichtigkeit uud Sicherheit Kontrolle zu üben, wie man sie über die Grenzen hochentwickelter und zivilisierter Staaten erwartet. Meine zweite Bemerkung ist, daß, als vor ein paar Monaten eine deutsche Flotte in an Großbritannien stoßenden Gewässern manövrierte und in englische Häfen einlief, sie mit einer Herzlichkeit empfangen wurde, wie sie einer befreundeten Macht gebührt. Auf jeden Fall getraue ich mir zu sagen, daß die englische Regierung nicht mit irgendwelchem unfreundlichen Gefühl oder einem Wunsch, Deutschland zu schaden, gehandelt hat. Warum sollte sie auch? Sie kann unmöglich irgendeinen Grund haben, in solchem Geist zu handeln. Man müßte blind sein, um nicht zu sehen, daß Großbritanniens größtes Interesse der Friede ist. Warum wir zugunsten der Eingeborenen und gegen ein Volk der weißen Rasse in Südafrika Partei ergreifen sollten, wo wir riesige Gebiete mit nur einem Weißen auf sechs oder sieben Einwohner haben, oder warum wir eine befreundete Macht ohne jeden Zweck in der Ostsee vor den Kopf stoßen sollten, ist mir vollkommen unverständlich.

Bisweilen wird, wie ich sehe, auf das in letzter Zeit hergestellte gute Einvernehmen zwischen Großbritannien und Frankreich Bezug genommen, als ob dieses auf Feindseligkeit gegen irgendwelche andre Mächte deute. Der Ursprung dieses guten Einvernehmens ist außerordentlich einfach. Hunderte von Jahren hindurch haben die beiden Nationen fortwährend miteinander gekämpft; beide fügten abwechselnd einander alles mögliche Ueble zu. Seit neunzig Jahren aber haben wir jetzt keinen Krieg mehr mit Frankreich gehabt, wenn auch erst 1898 unsre Beziehungen noch gespannt waren. Es scheint endlich den Völkern auf beiden Seiten des Kanals eingefallen zu sein, daß es angenehmer und politischer wäre, Freunde zu sein. Der König erleichterte diese Aussöhnung, und jedermann in Großbritannien hofft, daß sie von Dauer wird, in der Ueberzeugung, daß die französische Politik aufrichtig auf die Erhaltung des europäischen Friedens gerichtet ist. Ich würde es mit Freuden sehen, wenn genau dasselbe gute Einvernehmens auch mit Deutschland hergestellt würde, und ich bin gewiß, daß, wenn es zustande käme, es warm und mit lautem Beifall im Lande begrüßt werden würde.

Digitized by Google

Lassen Sie mich zum Schlusse aussprechen, daß, obwohl die Pflege der internationalen Beziehungen in den Händen der Regierungen liegt, jeder einzelne Bürger etwas tun kann, um freundschaftliche Gefühle zwischen zwei Nationen hervorzurufen, die zu alledem viel Blut gemein haben. Beide Nationen haben Schwierigkeiten vor sich; beide sind imstande, kalt zu beurteilen, wie wenig jede durch einen Zwist mit der andern zu gewinnen hat; beide sind stolz und haben ein Recht dazu. Dulden wir nicht, daß unverantwortliche Verbreiter von Nachrichten oder reizbare, oft schlecht informierte Kritiker Unheil anrichten und den Samen der Feindschaft zwischen Völkern säen, die Tradition, Geschichte und Verwandtschaft bis jetzt in Frieden miteinander erhalten haben.

Der Einfluß der Kolonien auf die Weltpolitik und die Frage eines internationalen Schiedsgerichtshofes

Von

M. von Brandt

Als der Kongreß europäischer und außereuropäischer Delegierten im Haag tagte, um dem vom Kaiser Nikolaus II. gemachten Vorschlag einer partiellen Entwaffnung eine praktische Form zu geben, war es die Frage der Kolonien oder richtiger der Streitkräfte in diesen, die den wohlgemeinten Gedanken zum Scheitern brachte. Rußland wollte in betreff Sibiriens, das es mit Recht als eine Kolonie ansah und als eine solche behandelt zu sehen wünschte, sich keiner Kontrolle oder Beschränkung seiner dort befindlichen Streitkräfte unterworfen sehen, andre Staaten stellten gleiche Forderungen, und es war das Verdienst des deutschen Delegierten, des leider in China während der Boxerunruhen als Generalmajor zu früh verstorbenen Obersten v. Schwarzhoff, festzustellen, wie unvereinbar solche Ausnahmen mit der angestrebten allgemeinen Maßregel seien.

Dieser Teil der Verhandlungen machte damals auf die öffentliche Meinung nicht den Eindruck, den man um so mehr hätte erwarten dürfen, als der spanisch-amerikanische Krieg und das schnelle Inskrautschießen der amerikanischen imperialistischen Ideen und Bestrebungen das große Publikum auf die Bedeutung der Kolonien und der Kolonialfragen für die Geschicke der Welt hätte aufmerksam machen sollen. Es war den nächsten Jahren vorbehalten, nach dieser Richtung hin weitere Beweise beizubringen. Der Kampf Englands gegen die Buren in Südafrika war ein Kolonialkrieg, wenigstens für den einen der beiden Teile, der zwischen Rußland und Japan war und ist es für beide, die Türkei verteidigt in Arabien koloniale Interessen. Lord Curzon hat dasselbe in Tibet, Afghanistan und im Persischen Meerbusen getan. Frankreich sucht Marokko seinem afrikanischen

Kolonialbesitz anzugliedern, und Deutschland wahrt seine kolonialen Interessen in Südwestafrika mit den Waffen in der Hand. Aber nicht allein auf dem Schlachtfelde spielen Kolonialfragen eine große, oft die entscheidende Rolle, sie nehmen auch den größten und wichtigsten Platz in den diplomatischen Vereinbarungen der neuesten Zeit ein. Wovon handelt die französisch-englische Verständigung? Von Aegypten, Siam und Neufundland. Um was drehen sich die Verhandlungen in Portsmouth? Um die Mandschurei, Korea, Sachalin, und wenn man ehrlich sein will, handelt es sich doch auch bei der marokkanischen Frage um wenig mehr als um koloniale Interessen, die England in Aegypten, Frankreich und Spanien in Marokko auf Kosten der industriellen und kommerziellen Interessen andrer Mächte zu erweitern suchen.

Es sind dies, wenn man will, nur Symptome, aber sie weisen alle mit überzeugender Gewalt auf die große Rolle hin, welche koloniale Fragen in den nächsten Jahrzehnten der Weltpolitik zu spielen berufen sein werden. Man braucht nicht an eine Erneuerung der britischen Navigationsakte zu denken, aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ein britischer Zollverein, der dem Mutterlande Vorzugsrechte für Handel und Verkehr in den Kolonien gewährte, weitgehende Folgen haben würde. Glücklicherweise liegt bei vielen der Kolonien, so ganz besonders bei den australischen, der Knüppel beim Hunde in Gestalt von starker Verschuldung und der Notwendigkeit, für Verzinsung und Amortisierung derselben finanzielle Interessen vor nationalen zu berücksichtigen. Auch macht sich dort eine nicht zu unterschätzende Bewegung für nationale Unabhängigkeit geltend, und wenn das Land des Kängurus und des Kasuars auch für den Augenblick kaum reif zu sein scheint, das Beispiel der nordamerikanischen Kolonien nachzuahmen, so darf man doch nicht vergessen, daß England entgegen seiner früheren Politik jetzt bereit ist, sehr weitgehende politische Zugeständnisse gegen solche auf materiellem Gebiet zu machen. Die Art und Weise, wie sich in den letzten Jahren die Beziehungen zwischen Kanada und England entwickelt haben, ist in dieser Beziehung höchst lehrreich. Gegen die Vorzugsbehandlung englischer Importen hat man sich in England der kanadischen Regierung gegenüber mehr als entgegenkommend erwiesen, und wenn König Eduard in seiner jüngsten Thronrede darauf hinweisen konnte, daß seine Regierung in herzlicher Weise das Anerbieten Kanadas angenommen habe, die administrative und finanzielle Verantwortung für die Erhaltung der Verteidigungsfähigkeit der beiden Häfen Halifax und Esquimault, d. h. der Flottenstationen am Atlantischen und Stillen Ozean zu übernehmen, so liegt darin ein Zurückweichen des politischen Einflusses und der politischen Bedeutung des Mutterlandes der Dominion gegenüber, wie sie noch vor kurzer Zeit undenkbar gewesen wäre. Dieses Zurücktreten ist zwar zugleich ein Akt in der Komödie, die England den Vereinigten Staaten gegenüber spielt, wie dies auch mit der teilweisen Entwaffnung Bermudas, dem Aufgeben des Clay-Bulwerschen Vertrags über den Panamakanal und seiner Haltung bei der Festsetzung der Grenze von Alaska der Fall gewesen, aber es bleibt immer eine Tatsache, daß die Stellung Kanadas zum Mutter-

Digitized by Google

lande unter Sir W. Lauriers Verwaltung eine sehr viel unabhängigere geworden ist und daß man in Kanada wie in England ersichtlich wünscht und hofft, nach dieser Richtung hin auch noch zu weiteren Verständigungen zu gelangen. Die jüngste Rede des kanadischen Milizministers, Sir Frederic Borden, in Aylma läßt keinen Zweifel darüber, daß wenigstens dieses Mitglied der Regierung mit dem Plane umgeht, Kanada auch in militärischer Beziehung selbständig zu machen.

Aehnliches spielt sich in Südafrika ab, wo England auf der einen Seite — mit welchem Erfolg? — versucht, die Buren zu gewinnen, während es auf der andern dem in der Kapkolonie auf der schmalen Spitze einer Sechsstimmenmehrheit balanzierenden Jamesonschen Ministerium alle Freiheit läßt, selbst auf die Gefahr einer bedenklichen Zunahme äthiopischer Unabhängigkeitsgelüste hin, sich die Stimmen seiner farbigen Wähler durch die Anerkennung der aufständischen Herero und Hottentotten als Kriegführende zu sichern. Die Folgen einer solchen kurzsichtigen Politik können sehr weitgehende sein und mehr für die Hervorrufung einer schwarzen Gefahr tun, als man in den regierenden Kreisen in der Kapkolonie und in England zu glauben scheint.

Wichtiges bereitet sich auch in Ostasien vor. Es ist ziemlich gleichgültig, welche Friedensbedingungen zwischen Rußland und Japan schließlich werden vereinbart werden, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß Japan versuchen wird, seinem Handel und seiner Industrie den Löwenanteil an dem Verkehr in der Mandschurei und in Korea zu sichern, und daß ihm jedes Mittel dazu recht sein wird. Erklärt doch Baron Komura in Portsmouth ganz offen, daß Japan in Korea keine politischen, sondern nur kommerzielle und industrielle Vorteile suche. Bei den lokalen Verhältnissen in den beiden Ländern wird der Hausierer überhaupt eine große, wenn nicht die größte Rolle spielen, und für dieses Geschäft eignet sich nach dem Chinesen niemand so gut wie der Japaner, und daß dem ersteren der Zugang wenigstens zu Korea möglichst erschwert werden wird, dürfte mit Sicherheit zu erwarten sein. Tiefer einschneidend noch für den Welthandel können aber die Versuche sein, die von französischer und englischer Seite gemacht werden, sich des Frachtverkehrs im Tal des Jangtse zu bemächtigen. Bis Hankau ist die Konkurrenz zwischen den Schiffen aller Nationen heute frei, und Trusts oder Pools zwischen einzelnen der bestehenden Dampfschiffgesellschaften können nur insofern eine Bedeutung haben, als sie dem Zweck dienen, einen gefährlich scheinenden Konkurrenten herauszudrängen. Von dort bis Ichang ist der Verkehr in fremden Dampfschiffen ein so intermittierender und unsicherer und der Anteil der Dschunkenschiffahrt ein so erheblicher, daß man den letzteren wohl als den maßgebenden ansehen kann. Ueber Ichang hinaus liegt der Verkehr ganz in den Händen der Dschunken- und Bootbesitzer. Ganz anders und sehr bedrohlich können sich die Verhältnisse dagegen gestalten, sowie eine in fremder Verwaltung befindliche Eisenbahn den Verkehr im Jangtsetal aufwärts auch nur von Hankau aus vermittelt, da dann immer die Möglichkeit — man ist versucht zu sagen, die Gewißheit — vorliegt, daß die Eisenbahnverwaltung in erster Linie bemüht sein wird, den Verkehr der eignen Landsleute zu fördern und den

Digitized by Google

andrer, wenn nicht zu verhindern, so doch zu erschweren. Eine Vereinbarung zwischen einzelnen Dampfschiffgesellschaften und der Verwaltung der Bahn würde für einen solchen Zweck genügen, und es dürfte der chinesischen Regierung schwer werden, einem solchen Zusammenwirken verschiedener Gesellschaften gegenüber die Interessen der an demselben nicht direkt beteiligten Mächte und Fremden zu wahren.

In dem Schreiben, das der bekannte französische Politiker M. Paul Deschanel, der Vorsitzende des Komitees der Deputiertenkammer für Auswärtige Angelegenheiten, über die in diesem mit Bezug auf Ostasien gefaßten Beschlüsse an M. Rouvier gerichtet hat, findet sich u. a. der Vorschlag, mit Großbritannien die erforderlichen Vereinbarungen zu treffen, um, in loyalem Zusammenwirken der beiden Länder, ein chinesisches Eisenbahnsystem, besonders die Jangtse- und Chentulinien sowie die in den beiden Kwangs, d. h. von Hankau nach Canton mit einer Zweiglinie nach Tongking, zu bauen. Gleichzeitig wird empfohlen, der Frage eines Handelsvertrags und direkter Handelsabmachungen zwischen China und Indochina näherzutreten. Es genügt, sich die Lage des andern als englischen und französischen Handels auszumalen, wenn die Verkehrswege im Jangtsetal, in Kwangtung und Kwangsi wie in der Mandschurei sich in den Händen von Konkurrenten befinden, die man als nicht überskrupulös kennen gelernt hat, um die Schwierigkeiten wie die Gefahren einer solchen Lage zu begreifen. Die Frage der Herstellung solcher Verbindungen scheint aber, soweit es sich um die englisch-französische Kooperation in China handelt, bereits über das Stadium des bloßen Projekts hinausgekommen zu sein, denn Earl Percy hat bei seiner neulichen Rede im englischen Unterhause erklärt, daß in Peking diesbezügliche Verhandlungen im Gange seien, die einen günstigen Erfolg erwarten zu lassen schienen. Im Zusammenhange mit diesen Projekten und Verhandlungen darf nicht übersehen werden, daß bereits frühere Vereinbarungen zwischen England und Frankreich bestehen, durch welche die beiden Mächte sich gegenseitig die gleichen Rechte und Vorteile im Jangtsetal gewährleisten, während nach dem Abkommen zwischen der Honkong and Shanghai Banking Corporation und dem Berliner Syndikat deutscher Banken wenigstens das letztere sich verpflichtet hat, keinerlei Eisenbahnbauten im Jangtsetal zu unternehmen.

In der vorstehenden Skizze, die leider nur eine sehr kurze sein konnte, ist hauptsächlich der wirtschaftlichen Seite der Frage der Kolonien Erwähnung geschehen; sie ist aber von der politischen nicht zu trennen, da nicht nur der Besitz eines Landes, sondern auch der überwiegende politische Einfluß in diesem der Macht, welche diesen benutzt, die Mittel in die Hand gibt, ihren kommerziellen und industriellen Konkurrenten in dem betreffenden Gebiet, wenn nicht totzumachen, so doch ihm die Existenz sehr zu erschweren. Eine solche Tendenz wird immer, selbst wo keine mala fides vorliegt, vorhanden sein; sie wird selbstverständlich in sehr viel schärferer Form auftreten, wo diese besteht. Wenn es richtig ist, daß das zwanzigste Jahrhundert, wenigstens in seinen ersten Jahrzehnten, das der wirtschaftlichen Kämpfe zwischen den Völkern der Erde sein

Digitized by Google

wird, so ist es klar, daß selbst bei der Anwendung der loyalsten Kampfesweise diejenigen Mächte von vornherein einen großen Vorteil haben müssen, die in ihren über den ganzen Erdball verstreuten Kolonien Verkehrsemporien und Märkte besitzen, von denen sie ihre Konkurrenten mehr oder weniger auszuschließen imstande sind. Die Stellung der letzteren muß aber noch nicht unerheblich verschlechtert werden, wenn, wie dies ja in der letzten Zeit wiederholt geschehen ist, von diesen Kolonialmächten immer neue Gebiete ihrem Besitz angegliedert oder in dem Netz der politischen Interessensphäre eingefangen werden. Man hat gesehen, wohin der jüngste Versuch der Art in Marokko beinahe geführt hätte, aber das Material für weitere derartige Versuche findet sich an vielen Stellen auf der Erde, wo vorhandene politische Rechte und Einflüsse nur zu leicht zur Erwerbung und Erweiterung ausschließlicher Vorteile gebraucht und gemißbraucht werden können. Dem oder den Geschädigten bleibt ja immer der Appell an die Entscheidung durch die Waffen, aber abgesehen davon, daß bei einem solchen nicht allein Sieger und Besiegter, sondern auch die Neutralen in Mitleidenschaft gezogen werden dürften, scheint es doch dem Stand unsrer Kultur wenig zu entsprechen, wenn solche Fragen nur auf dem Wege roher Kraft zu entscheiden sein sollten. Der Erfolg der Einrichtung des Haager Gerichtshofes ist zwar kein so überwältigender, daß er sehr zur Nachahmung reizt, es würde sich aber doch vielleicht empfehlen, vorderhand theoretisch der Frage näherzutreten, ob und welche Mittel zu ergreifen sein würden, um der Gefahr für den Frieden der Welt, die sich aus wirtschaftlichen Fragen in Verbindung mit der der Kolonien ergeben könnte, vorzubeugen. Die Aufrechterhaltung und Anwendung des Prinzips der geöffneten Tür im weitesten Sinne scheint dem angestrebten Zweck am besten zu entsprechen, und es wäre daher vielleicht das einfachste, dasselbe zum Ausgangspunkt einer Bewegung zu machen, die sicherlich auf Zustimmung in weiten Kreisen zu rechnen imstande sein dürfte. Warum nicht den Versuch machen?

Nachschrift der Redaktion.

Der Versuch, vielleicht in Verbindung mit dem Haager Schiedsgerichtshof, eine neue, für den Weltfrieden wichtige Institution, *einen Kolonialgerichtshof*, ins Leben zu rufen, scheint einer besonderen Beachtung wert zu sein und liegt im Interesse aller Kolonialmächte. Eine Kriegsgefahr in Europa ist weit weniger zu befürchten als dauernde Differenzen und gefährliche Konflikte durch die internationale Kolonialpolitik, weil diese häufig nicht auf dem Rechtsboden, sondern auf Gewalt und Länderraub beruht. Das Expansionsfieber einzelner Mächte bietet eine stete Gefahr für den Weltfrieden und dient weder dem Weltverkehr noch der Zivilisation. Eine Erweiterung der Kolonialgrenzen ohne Rücksicht auf andre Mächte, nur um die Großmachtstellung eines Reiches *scheinbar* zu stärken, kann, wie das Beispiel Rußlands zeigt, ein Land an den Abgrund des Verderbens führen und erfordert schließlich die größten Menschenopfer, ohne der Politik der „offenen Tür" und der Kultur Nutzen zu bringen. Koloniale Eroberungen ohne wirtschaftliche, ohne rechtliche und ohne moralische

Digitized by Google

Unterlagen müssen zu Konflikten und schließlich zu Kriegen führen. Solche Kolonien bilden auch die wundesten Punkte für den Eroberer und dienen keiner Nation. Es ist aber zu befürchten, daß diese weitverbreitete und fast räuberische Kolonialpolitik den Weltfrieden und die internationale Politik weit mehr noch als bisher beunruhigen wird, wenn nicht durch einen internationalen Kolonialgerichtshof ein Rechtsboden für Kolonialerwerb und Kolonialbesitz und ein koloniales Völkerrecht geschaffen wird. Der Kolonialgerichtshof müßte eine rein juristische Institution sein, er hätte nicht, wie das Haager Schiedsgericht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, sondern nur bei kolonialen Rechtsfragen und Differenzen ein Rechtsurteil zu fällen und zu verhüten, daß Willkür und Raub einzelner Mächte die Interessen und den Kolonialbesitz andrer Nationen in Gefahr bringen. — Werden durch diesen Gerichtshof die Rechtsgrenzen bezüglich der Besitzergreifung, Okkupation u. s. w. von Kolonien festgestellt, so würde den Kolonialmächten eine größere Sicherheit ihres Kolonialbesitzes gegeben werden. Bei Gefahr eines kriegerischen Konflikts aber könnte diesem Gerichtshof auf Grund des kolonialen Völkerrechts auch die Befugnis zuerkannt werden, daß er das umstrittene Kolonialgebiet für neutral unter nomineller Hoheit des Stammlandes erklärt, wodurch der Zivilisation, dem Weltverkehr und dem Weltfrieden ein großer Dienst erwiesen werden könnte.

Aus dem Winter 1870/71

Neue Beiträge von A. v. W.

(Fortsetzung)

T. c. Lille, 1. Dezember 1870 (6 Uhr abends).

Der Generalkommissar der Verteidigung (de la défense) an den französischen Gesandten in Brüssel.

Mr. Wojtkiewicz[1]) wird sich heute abend bei Ihnen vorstellen. Er ist seitens der Regierung mit einer Mission in Deutschland betraut, für welche Sie uns als Vermittler dienen könnten. Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen — obgleich nichts diese Befürchtung gerechtfertigt hat —, daß ihn der General Bourbaki, der ihn in Metz gekannt hat, für einen Spion hält.

Testelin.

*

[1]) Wojtkiewicz war, ebenso wie ein gewisser Valcour, den Truppen in Metz als Dolmetscher zugeteilt. Beide wurden von Bazaine auch als politische Unterhändler benutzt. Im vorliegenden Falle scheint es sich um eine Aufwiegelung der französischen Kriegsgefangenen gehandelt zu haben, wie aus Tachards hier folgendem Bericht geschlossen werden darf.

T. c. Brüssel, 1. Dezember 1870 (3½ Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Tours.

Bitte an Herrn v. Freycinet, im Kriegsministerium, mitzuteilen: Wojtkiewicz, der gestern angekommen ist, hat mir sein Projekt mitgeteilt; er hat aber kein Mittel, es auszuführen, und scheint auf mich zu rechnen, um es ihm zu verschaffen. Wie ist es möglich, daß ich mit einer so bedenklichen Mission beauftragt werde, ohne daß ich weder zu Rate gezogen, noch davon zuvor benachrichtigt, noch mit den nötigen Mitteln versehen worden bin? Ich glaube mich der Sache ganz enthalten zu sollen, vorbehaltlich Ihrer förmlichen Anweisung und der Zusendung geheimer Fonds.

Bonapartistische Umtriebe unter unsern Kriegsgefangenen in Deutschland werden mir von verschiedenen Seiten gemeldet. Sie könnten von einem gewandten Mann, der denen, die Anteil an der Verschwörung nehmen wollen, Vertrauen einflößt, ausgenutzt werden, um sie eine Wendung zugunsten der Republik nehmen zu lassen.

Der Direktor der Sûreté générale hat mir soeben persönlich mitgeteilt, daß meine Nachrichten begründeter sind als die seinigen: daß die Kaiserin Brüssel nicht passiert hat. Aber er fügt bei, daß sie in Ostende angemeldet sei, wo eine Ueberwachung organisiert ist.

Das Bestehen einer bonapartistischen Verbindung im Hinblick auf die Unterzeichnung des gewünschten Friedens wird von der belgischen Regierung als sicher angenommen. Mr. d'Anethan erhält Mitteilungen von seinem Gesandten in München. Die russische Frage Gortschakoff scheint erledigt zu sein. Der Kongreß kann erst nach dem Friedensschluß zusammentreten, da Frankreich notwendigerweise vertreten sein muß.

Man verbreitet hier Gerüchte von französischen Siegen. Ueberall zeigen sich Sympathien für uns. Der preußische Gesandte hat Anweisung erhalten, seine Fahne im Falle preußischer Siege nicht mehr aufzuziehen, um Beschimpfungen seitens der Bevölkerung zu vermeiden. Von allen Seiten kommt mir zu Ohren, daß das Gefühl der Kriegsmüdigkeit, das in Deutschland zum Ausdruck kommt, dem Herrn v. Bismarck die Notwendigkeit nahelegt, baldmöglichst zum Ende zu kommen und Kombinationen zu suchen, die es ihm gestatten, aus der Sackgasse herauszukommen, in die wir ihn durch unsern Widerstand gebracht haben ...

Tachard.

*

Nachdem, wie man gesehen hat, Tachard wiederholt Nachrichten aus Paris mittels Brieftauben erhalten hatte, bediente er sich jetzt auch ab und zu dieses Mittels, um seinerseits Mitteilungen nach Paris gelangen zu lassen. So schrieb er am 7. Dezember:

Durch Brieftauben Saint-Valery.

T. c. Brüssel, 7. Dezember 1870.

Der französische Gesandte in Belgien an Mr. Rampont-Léchin, Generaldirektor der Posten in Paris.

Uebermitteln Sie gefälligst das Nachstehende an das Ministerium des Aeußern: Wir befinden uns in ängstlicher Erwartung einer aufsehenerregenden Unternehmung seitens der Armee von Paris. Europa bewundert Sie, die Ehre Frankreichs ist gerettet, dank dem Heldenmut der Pariser. Deutschland beginnt des Kriegs müde zu werden. Wenn Sie noch ein paar Wochen aushalten können, indem Sie die Ausfälle vermehren, so organisiert sich das Land, und der Kampf ist möglich trotz der letzten Niederlage von Orleans. Fürchten Sie die bonapartistischen Verschwörer nicht. Unsere in Deutschland kriegsgefangenen Offiziere sind einmütig in ihrer Hingabe an die Défense nationale. Einer großen Anzahl gelingt es, zu entkommen und zur Armee in Tours zu stoßen. Waffen kommen von allen Seiten. Die öffentliche Meinung, die hier und in England sehr günstig für Frankreich gestimmt ist, wird mehr und mehr erbittert gegen die preußische Grausamkeit. Es ist notwendig, daß Paris fortfährt, das Aeußerste zu leisten, um die Sympathien der zivilisierten Welt zu erobern und um Preußen in die Acht der Völker zu versetzen, indem wir uns nach der Schmach von Sedan und von Metz wieder rehabilitieren. Bismarck und der Kronprinz wünschen den Frieden und würden auf die Belagerung von Paris verzichten, wenn der Widerstand mit wachsendem Nachdruck fortgesetzt wird. Odo Russell, der noch immer in Versailles ist, übt im Namen seiner Regierung einen energischen Druck aus. Das Hauptquartier des Königs erwartet einen Angriff von der Seite von Bicêtre her. In Châtillon und in St. Cloud befinden sich maskierte Batterien, die während der Nacht errichtet wurden. Geben Sie gut acht auf die Minen, namentlich unter dem Mont-Valérien. Viel blinde Ausfälle, um zu beunruhigen.

Mut! Gott schütze Sie! Die Gesandtschaft: Versolles, d'Ormessau, Décrais, sehr ergeben, grüßen Sie achtungsvollst. Es lebe die Republik!

Tachard.

*

Brief durch besonderen Kurier. Brüssel, 7. Dezember 1870.

An den Herrn Minister der Auswärtigen Angelegenheiten bei der Delegation in Tours.

Herr Minister!

Ich beehre mich, Ihnen beiliegend drei Zeitungsausschnitte zu übersenden, welche über Tatsachen berichten, von denen ich die Regierung der Défense nationale in Kenntnis zu setzen für richtig hielt.

Der erste der Ausschnitte behandelt die ausnahmsweise Behandlung, die den französischen Kriegsgefangenen unsrer östlichen Provinzen zuteil wird. Der Korrespondent der „Schlesischen Zeitung" ergeht sich in selbstgefälliger Weise

über das Wohlwollen, dem die Elsässer und Lothringer bei den Einwohnern begegnen, und über die Dankbarkeit, die sie dafür bezeugen.

Der zweite ist der Bericht über die gestrige Sitzung der Chambre des Représentants. Der Abgeordnete Dimeur hat für übermorgen, den 9. Dezember, Interpellationen angekündigt über die Lage, die den in Belgien internierten Franzosen bereitet wird. Obgleich ich dem Entschluß, welchen dieses ehrenwerte Mitglied der Fortschrittspartei gefaßt hat, vollständig fernstehe, so werde ich nichtsdestoweniger die mir gebotene Gelegenheit benutzen, um in der „Indépendance" zugunsten unsrer Landsleute das Wort zu nehmen, die sämtlich gegen die Maßregeln reklamieren, von denen einige belgische Behörden ihnen gegenüber Gebrauch gemacht haben. Mr. Bérard [1]) ist bereit, mir zu diesem Zwecke seine liebenswürdigste Beihilfe zu gewähren.

Der dritte Ausschnitt endlich ist aus dem „Drapeau", der hier, wie Sie wissen, hauptsächlich von Mr. Granier de Cassagnac geleitet wird.

Mr. Granier de Cassagnac berichtet darin genau über die kurze Unterredung, die ich mit ihm bei mir gehabt habe. Er kam nach der Gesandtschaft im Moment, wo ich selbst eben ausgehen wollte; es war mir infolgedessen unmöglich, ihm auszuweichen.

Unter den bedenklichen Umständen, deren Einzelheiten Sie aus den telegraphischen Depeschen kennen, die ich die Ehre hatte, an Sie zu richten, habe ich nicht geglaubt, Herrn Louis Granier de Cassagnac den Paß ausstellen zu sollen, den sein Vater für ihn verlangte.

Genehmigen ꝛc. Tachard.

*

Am 4. Dezember wurde Orleans von der Armee des Prinzen Friedrich Karl besetzt, und die französische Loirearmee zog sich auf Bourges und Le Mans zurück. Dies veranlaßte die Delegation der französischen Regierung in Tours, diesen Ort zu verlassen und — am 9. Dezember — nach Bordeaux überzusiedeln. Tachard erhielt durch das nachstehende Schreiben hiervon Kenntnis:

T. c. Tours, 8. Dezember 1870.

Der Delegierte des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Tours an den französischen Gesandten in Brüssel.

Wir werden morgen Tours verlassen und uns mit dem ganzen diplomatischen Korps und der Regierung nach Bordeaux begeben, um die militärischen Operationen nicht zu stören; wir hätten das schon früher tun sollen.

Unsre Armeen sind „intactes". Heute früh hat diejenige, die sich unter dem Befehl des Generals Chanzy in der Gegend von Meung befindet, einen Erfolg errungen.

Die Hauptstadt ist zu einem langen Widerstand bereit, und es sind Lebensmittel für lange Zeit vorhanden. Heute morgen noch habe ich in dieser Be-

[1]) Jedenfalls Redakteur der „Indépendance Belge".

ziehung gute Nachrichten erhalten. Die Moral ist ausgezeichnet. Hegen wir keine Befürchtungen! Aber warum sollte Europa nicht in energischer Weise auftreten, um so viele blutige Opfer zu verhüten?

Benachrichtigen Sie die unter Ihnen stehenden Konsuln.

Crémieux.

*

T. c. Lille, 11. Dezember 1870 (7 Uhr abends, Ankunft 8½ Uhr abends).

Der Präfekt des Departements du Nord an den französischen Gesandten in Brüssel.

Ich weiß aus sicherer Quelle, daß etwa zwanzig englische Schiffe, welche Waffen, Munition und Lebensmittel für preußische Rechnung geladen haben, vor Havre liegen, um in den Hafen einzulaufen.

Können Sie nicht diese Mitteilung direkt nach Bordeaux gelangen lassen? Wir können nicht mehr telegraphisch verkehren. Vielleicht könnten Sie es über England und unter der gesandtschaftlichen Chiffre? Das Gerücht geht, daß diese Schiffe gestern in Dieppe gelandet sind; ich glaube es aber nicht.

Pierre Legrand.

*

In dem Bericht, den Tachard am 27. November an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten richtet, spricht er von diplomatischen Störungen, die zwischen der preußischen und der luxemburgischen Regierung eingetreten seien (siehe Augustheft S. 171). Diese Differenzen verschärften sich mehr und mehr und boten Anlaß zu zahlreichen diplomatischen Korrespondenzen. Aus mehrfachen Mitteilungen Tachards ist ersichtlich, daß der französische Konsul in Luxemburg, Baron de Cornet de Cussy, eine sehr rege Tätigkeit im Interesse seiner Landsleute entfaltete, ohne dabei die Eigenschaft Luxemburgs als neutraler Staat gebührend zu berücksichtigen. Tachard berichtet hierüber am 11. Dezember:

T. c. Brüssel, 11. Dezember 1870 (2 Uhr mittags).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Der diplomatische Zwischenfall bezüglich der luxemburgischen Neutralität, über den ich Ihnen durch meine chiffrierte Depesche vom 27. November berichtete (siehe daselbst), nimmt heute sehr ernste Proportionen an. Herr von Balan hat dem Mr. d'Anethan eine Note überreicht, welche die Beschwerden, die ich Ihnen bereits angab, präzisiert:[1])

1. Durchreise durch Luxemburg der militärischen Flüchtlinge aus Metz.
2. Verproviantierung von Thionville durch unsre Eisenbahnzüge, die das

[1]) Wortlaut der Note Bismarcks an die luxemburgische Regierung vom 3. Dezember 1870 bei Valfrey, a. a. O., II, 278, und bei Hahn, Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und so weiter. Berlin 1871, Seite 610.

luxemburgische Gebiet unter Führung von Beamten der Ostbahngesellschaft passieren.

3. Anwerbungen durch unsern Konsul, Mr. de Cussy.

Diese Note war der luxemburgischen Regierung gestern überreicht worden. Mr. de Cussy telegraphiert mir soeben, daß in Luxemburg große Aufregung herrsche.

Die beiden ersten Beschwerden beruhen auf wirklichen Tatsachen, aber sind im Völkerrecht nicht begründet; die dritte beruht auf einer Erfindung und bezeichnet die arglistigen Absichten Preußens.

Wir hätten zahlreiche Fälle von offenbarer Verletzung der luxemburgischen Neutralität von seiten Preußens gegenüberzustellen; aber ich glaube, daß es unter den jetzigen Verhältnissen klüger ist, uns die Sympathien der Luxemburger zu bewahren und Preußen das Gehässige seines Systems der Einschüchterung unter Hinweis auf eine bevorstehende Annexion zu überlassen. Die belgische Neutralität wird von Tag zu Tag unsicherer (ombrageuse). Unsre wiederhergestellten Verwundeten ebenso wie unsre durchpassierenden Soldaten müssen unstreitig das Recht des Stärkeren über sich ergehen lassen; nichtsdestoweniger glaube ich nicht, daß es weise sein würde, uns öffentlich zu beklagen, weil wir aus Belgien viele Waffen und Ausrüstungsstücke beziehen, ganz abgesehen von den Pferden, deren Ausfuhr nicht verboten ist. In Berücksichtigung dieser Tatsachen hielt ich es nicht für richtig, schriftliche Beschwerden zu erheben, sondern ich habe mich darauf beschränkt, eine Besprechung in der Kammer und eine Polemik in den Zeitungen zu veranlassen. Ich übersende Ihnen das Protokoll der gestrigen Sitzung und die Artikel der „Indépendance Belge". — Drohungen sind unnütz, wenn man nicht unmittelbare Beweise zu seiner Verfügung hat.

Tachard.

*

Am 14. Dezember erfolgte die Antwort der großherzoglichen Regierung, die alle Beschwerden zu entkräften suchte. (Siehe Valfrey a. a. O., II, 281. Vgl. auch ebenda II, 131.) Wie ernst man aber die Situation auffaßte, ergibt sich u. a. aus der Anfrage, die Tachard noch am gleichen Tage nach Tours richtete, sowie aus den weiteren darauf bezüglichen Korrespondenzen.

T. c. Brüssel, 11. Dezember 1870 (6 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten.

Der französische Konsul in Luxemburg bittet um telegraphische Anweisungen für den Fall einer preußischen Okkupation. Die direkten telegraphischen Verbindungen sind unterbrochen. Bin genötigt, die Depeschen einzuschränken.

Tachard.

*

T. c. Brüssel, 11. Dezember 1870 (9 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Eine Depesche von Mr. Testelin aus Lille benachrichtigt mich von der Anwesenheit zahlreicher englischer Schiffe vor Havre und Dieppe, welche den Einmarsch der Preußen zum Zwecke der Verproviantierung erwarten. Kriegskonterbande. Benachrichtigen Sie den Admiral Fourichon. Tachard.

*

T. c. Bordeaux, 13. Dezember 1870 (3 Uhr abends, Ankunft 14. Dezember 6 Uhr).

Der Delegierte der Auswärtigen Angelegenheiten an den französischen Gesandten in Brüssel.

Der Marineminister ist wegen der Verproviantierung von Havre und Dieppe benachrichtigt. Man wird Blockademaßregeln ergreifen. Antwort des Kriegsministeriums: Der Kommandant von Longwy soll sein möglichstes tun. Für die Gefangenen haben sich Gesellschaften gebildet, die von der Regierung unterstützt werden. Mr. de Cussy soll abwarten, was die luxemburgische Regierung tun wird, und uns dann benachrichtigen. Sagen Sie ihm, daß er eine Denkschrift abfassen und an uns einsenden soll als Erwiderung auf das preußische Schriftstück, und schicken Sie uns eine darauf bezügliche vollständige Ausarbeitung.[1])

Die Loirearmee unter Chanzy hält sich und sie bekommt Verstärkungen. Die andre Armee unter Bourbaki wird bei Bourges neu gebildet. Die Nachrichten aus Paris lauten günstig. Sie tun recht daran, in diesem Moment vorsichtig und klug aufzutreten, indem Sie aber immerhin die andern über den so offenliegenden Mißbrauch der Gewalt gegenüber den Schwächeren aufklären.

Crémieux.

*

T. c. Brüssel, 13. Dezember 1870.

Per Brieftaube.

Der französische Gesandte an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

Mr. Decrais,[2]) der gestern von einer Mission in Tours und in Bordeaux zurückgekehrt ist, hat während seiner Reise die besten Eindrücke empfangen. Ganz Frankreich hat sich erhoben (est debout); die Einberufenen (mobilisés) strömen von allen Seiten herbei; die Provinz wird bald 600 000 Mann aufgestellt haben. Wenn sich Paris noch einige Wochen halten kann, so ist Frankreich gerettet. Gambetta entwickelt eine bewunderungswürdige Energie und reorganisiert alle Dienstzweige. Waffen kommen von Amerika und von England.

Die Berichte aus Deutschland melden, daß Kriegsmüdigkeit und Besorgnisse sich überall geltend machen. Eine Seeexpedition mit Landung auf deutschem

[1]) Siehe weiter unten Denkschrift vom 18. Dezember 1870.

[2]) Legationssekretär.

Boden würde das Signal zur Erhebung für unsre 350000 Gefangenen sein, die kaum bewacht werden. Die neutralen Mächte wagen es nicht, zu intervenieren, aber die öffentliche Meinung hier, in England, in Italien, in Oesterreich wird bald auf ihre Regierungen einen unwiderstehlichen Druck zu unsern Gunsten ausüben.

Niemand denkt mehr an die Wahlen. Der Widerstand wird von allen Parteien gebilligt, ausgenommen die wenigen Bonapartisten, die versuchen, zu konspirieren, „en s'agitant dans le vide".

Bismarck richtet soeben eine Drohnote nach Luxemburg,[1]) das in gemeiner Weise (lâchement) beschuldigt wird, die Neutralität zu unsern Gunsten verletzt zu haben. Die preußische Okkupation ist unmittelbar bevorstehend. England wird dagegen protestieren. Ich habe dem hiesigen Gesandten Lumley nach dem Bericht unsers Konsuls, Mr. de Cussy, die Mitteilung der Tatsachen zugestellt, welche der luxemburgischen Regierung zum Vorwurf gemacht werden:

1. Die gegen Preußen gerichteten feindlichen Volkskundgebungen, die von der Regierung nicht unterdrückt wurden.

2. Durchzug von ungefähr 2000 französischen Soldaten, Flüchtlingen von Metz und Thionville.

3. Eröffnung eines besonderen Bureaus, neben dem französischen Konsulat, zur Aufnahme der Flüchtlinge.

Die Aufregung in Belgien ist groß. Die gegen Luxemburg gerichteten Drohungen haben eine Uebertreibung der gegen unsre aus Deutschland entwichenen Gefangenen gerichteten Maßnahmen zur Folge. Die belgische Polizei arretiert sie, obgleich sie bürgerliche Kleidung tragen und mit Pässen versehen sind. Ich bin hinsichtlich meiner Proteste gehemmt durch die Notwendigkeit, die Aufmerksamkeit der belgischen Regierung nicht auf unsre Waffenausfuhr zu lenken. Die Bevölkerung kommt uns überall zu Hilfe, indem sie den Durchzug der Leute und der Waffen begünstigt. Wenn England sich entschließt, zu intervenieren, so wird Belgien Partei für uns ergreifen unter dem Drucke der öffentlichen Meinung.

Die Nordarmee, unter dem Befehl des Generals Faidherbe, hat St. Quentin und Ham besetzt; man sagt, daß sie auf Reims über Laon marschiere, während das preußische Korps Manteuffel-Goeben sich gegen Havre wendet, wo es von unsern dort vereinigten Truppen der Normandie erwartet wird.

Man wundert sich, daß keines unsrer Korps einen Versuch macht, sich von Nevers gegen Langres oder Vesoul zu wenden, um die Vogesen zu besetzen und die Verbindungen des Feindes mit Deutschland abzuschneiden. Ich habe diese Ansicht an Gambetta telegraphiert.

Die Zeitungen melden, daß Frankreich die Londoner Konferenz über den Antrag Gortschakoff akzeptiere. Ich habe an Mr. Chaudordy telegraphiert, daß ich ganz bereit bin, offiziös oder offiziell den Bevollmächtigten, den Sie dahin schicken werden, zu begleiten, wenn Sie glauben, daß meine Eigenschaft als

[1]) Note vom 3. Dezember. Siehe oben.

Elsässer und meine Beziehungen in Deutschland und in England ausgenutzt werden könnten.

Ihre Ballons schlagen oft eine nördliche Richtung ein; denken Sie an mich und geben Sie mir Nachrichten. Seit der Einschließung von Paris habe ich nichts direkt von Ihnen erhalten. Wir erwarten mit Bangigkeit die neue Unternehmung des Generals Trochu.

15. Dezember.

Da die Brieftaube gestern wegen des Regens nicht auffliegen konnte, so füge ich heute bei, daß nach einer Depesche aus Versailles, die die belgische Regierung erhalten hat, König Wilhelm es abgelehnt hat, den luxemburgischen Abgesandten zu empfangen, der Erklärungen überbrachte, um einen Aufschub der Okkupation zu erzielen. Nichtsdestoweniger sagte mir der englische Gesandte, daß seine Regierung nicht an eine unmittelbare Ausführung der Drohung glaube.

Man meldet aus Lille, daß die Nordarmee unter Faidherbe La Fère wiedergenommen, 800 Gefangene gemacht hat und auf Reims marschiert.[1]) 40 000 mobilisierte Nationalgarden formieren sich in Lille. In Havre ist die Verteidigung wohl vorbereitet. Die Armee der Normandie, die dort konzentriert ist, erwartet Manteuffel-Goeben.

Eine Depesche von Chaudordy, die ich gestern abend erhielt,[2]) benachrichtigt mich, daß die Loirearmee sich in gutem Zustande befinde: unter Chanzy bei Blois, unter Bourbaki bei Bourges. Der englische General, der dem Stabe Chanzys beigegeben ist, ist gestern hier eingetroffen; er ist voll Bewunderung für die Energie (vigueur) unsrer improvisierten Armeen; er hegt große Hoffnungen für die Zukunft.

Sie wissen, daß der Abend vor Weihnachten der größte Festtag in Deutschland ist. Ein allgemeiner Ausfall nach Mitternacht würde einen mächtigen Eindruck auf die Phantasie der Deutschen ausüben. Wir können ohne Entheiligung das Weihnachtsfest feiern, indem wir es auf dem Altar des Vaterlandes opfern. Lassen Sie um Mitternacht mit allen Glocken läuten; die Bretonen Trochus werden nach der Messe eine preußische Vesper feiern.

Wenn die Parole für Weihnachten allen unsern Armeen durch die Sturmglocke ausgegeben würde, so würde die Begeisterung in Frankreich eine ungeheure sein.

Tachard.

*

T. c. Brüssel, 14. Dezember 1870 (1½ Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten in Bordeaux.

Ich habe Ihre Instruktionen Mr. de Cussy zugehen lassen.

---

[1]) Gemeint ist jedenfalls das am 12. Dezember stattfindende Vorrücken mehrerer französischer Bataillone und Geschütze bis „dicht an La Fère heran" (G. St. W. VI, Seite 615). Von einer Wiedergewinnung der Festung war keine Rede.

[2]) Wohl die Depesche von Crémieux vom 13. Dezember.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Mr. d'Anethan, hat heute die telegraphische Nachricht von der Weigerung des Königs Wilhelm, den Abgesandten der luxemburgischen Regierung in Versailles zu empfangen, erhalten. Der englische Gesandte, Mr. Lumley, glaubt nicht an eine unmittelbar bevorstehende Okkupation.

Ich habe die chiffrierte Depesche Ihres Emissärs Wojtkiewicz erhalten. Er verlangt Geld und sagt, daß die Gefangenen ganz bereit seien, sich zu erheben, wenn sie durch eine Landung ermutigt würden.

Keine Gefahr einer bonapartistischen Verschwörung. Ich habe Wojtkiewicz 2000 Frcs. ausgezahlt; ohne Ihre Anweisungen werde ich ihm nichts mehr schicken.

Wir haben keine direkte Verbindung mehr mit Bordeaux. Warum organisiert man nicht einen täglichen Dienst zwischen Calais und Cherbourg? Meine Depeschen nehmen den Weg über England und sind teuer. Tachard.

*

Brief. Bordeaux, 14. Dezember 1870.

Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten.
Politische Abteilung.

Der Herr Marineminister teilt mir mit, daß er, in Ausführung der durch die Delegation der Regierung de la défense nationale befohlenen Maßnahmen, den Kommandanten unsrer Seemacht im Kanal befohlen hat, vom 13. d. Mts. ab die vom Feinde besetzten Häfen von Rouen, Dieppe und Fécamp zu blockieren und diese Blockade nach und nach auf alle die Punkte unsrer Küste auszudehnen, welche in die Gewalt der Armeen des Norddeutschen Bundes fallen könnten.

Ich ersuche Sie, die belgische Regierung hiervon sofort in Kenntnis setzen zu wollen.

Genehmigen ꝛc.

Für den Minister und im Auftrag, der Delegierte
Chaudordy.

An den französischen Gesandten in Brüssel.

*

Brief. Bordeaux, 15. Dezember 1870.

Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten.
Politische Abteilung.

Die dem Großherzogtum Luxemburg von der preußischen Regierung gemachte Erklärung bezüglich der Verletzung der Neutralität, die gleichzeitig im Haag und in Brüssel überreicht wurde, ist ein neuer Beweis für die gefährlichen Tendenzen des neuen Kaiserreichs, das in Deutschland in der Bildung begriffen ist. Die Beschwerden, auf welche sich die preußischen Reklamationen stützen, sind, wie Sie besser wissen als ich selbst, ohne jede ernste Begründung, und dies wird uns leicht fallen zu beweisen, sobald die Regierungen endlich gewillt sein werden, die Stimme ihrer Interessen zu hören und sich nicht den unredlichen (perfides) Drohungen des Berliner Kabinetts zu unterwerfen. Ich will heute Ihre Auf-

merksamkeit besonders auf die Lage lenken, welche durch diese Erklärung für die Niederlande und für Belgien geschaffen wird.

Diese beiden Staaten können sich nicht mehr verhehlen, wohin man gelangen will und welches Schicksal sie erwartet. Der hundertjährige Besitzstand, die internationalen Garantien, der Buchstabe der Verträge sind nichts mehr vor dem neuen Recht, welches sich einführt. Diese kleinen Staaten, welche bis jetzt glaubten, darin ihre Sicherheit zu finden, wissen, daß sie von nun an lediglich der Gewalt auf Gnade und Ungnade ergeben sind, und zur Gewalt allein müssen sie ihre Zuflucht nehmen und von ihr ihr Heil erwarten. Zu schwach, um vereinzelt zu handeln, werden sie, sich vereinigend, eine bedeutende Macht bilden, mit der man rechnen muß, und wir würden ihnen, trotz unsrer schwierigen Lage, durch unsre Flotten und durch die Tatsache allein, daß wir auf unserm Gebiete beinahe die Gesamtheit der deutschen Armeen festhalten, eine Beihilfe bieten können, die kräftig genug wäre, um ihnen die Einnahme einer energischen Haltung zu gestatten und Preußen zum Rückzuge zu veranlassen. Setzen Sie gefälligst diese Gesichtspunkte der belgischen Regierung auseinander und machen Sie dieselben zum Gegenstande ernsthafter Vorschläge. Wenn die Niederlande und Belgien, nachdem sie sich überzeugt haben, welch geringes Vertrauen man künftig in Verträge setzen darf, die früher als geheiligt galten, sich verbünden wollen, um die unberechtigten Zumutungen Preußens bezüglich Luxemburgs zurückzuweisen, so sind wir bereit, mit ihnen solche Abkommen zu treffen, die zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes von Nutzen erscheinen würden. Es würde keine geringe Ehre für diese beiden Mächte sein, zuerst das Signal eines Widerstandes zu geben gegen Prätensionen, die jeden Tag bedrohlicher werden für die europäische Ordnung, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ihre edelmütige Initiative sofort andre, noch zögernde Mächte, die in ihren Existenzbedingungen mehr oder weniger bedroht sind, nach sich ziehen würde.

Lassen Sie mich, bitte, auf dem schnellsten Wege wissen, welche Aufnahme diese Eröffnungen seitens der belgischen Regierung gefunden haben. Ich brauche Ihnen übrigens nicht besonders die Aufwendung all Ihres Eifers und aller Mittel, über die Sie zur Erreichung ihrer Annahme verfügen können, zu empfehlen.[1])

Genehmigen ꝛc.

Für den Minister und im Auftrag:
Chaudordy.

Herrn Tachard, französischen Gesandten in Brüssel.

(Schluß folgt)

---

[1]) Gegenüber diesen Auslassungen Chaudordys sei daran erinnert, daß Frankreich bereits seit 1867 den Gedanken an ein Bündnis mit Holland und Belgien verfolgte und zwar gegen Abtretung Luxemburgs (vergleiche Rothan, L'affaire de Luxembourg, Paris 1882, und Sybel, Die Begründung des Deutschen Reichs, VI, 98 ff.). 1868 wurde Prinz Jerome Napoleon nach Berlin geschickt, um dort über diese Frage zu sondieren.

Der Rosendoktor

Von

Ludwig Finckh

(Fortsetzung)

VII

Am gesellschaftlichen Leben der Stadt nahm ich wenig Anteil. Ich empfand dunkel und mit ärgerlicher Scham, daß ich keine gute Figur machte in meinem ungewandten und kleinstädtischen Wesen, und die Fräcke und Phrasen des guten Tons waren mir zuwider, denn ich spürte die Unwahrheit dahinter. Ich verkehrte im Hause eines Juristen von Rang, dessen Gemahlin junge Künstler, Schriftsteller und Studenten um sich versammelte.

Eines Abends war ich wieder da. Die alten Gesichter der lebhaften Dame und des mürrischen Hausherrn, der gute Miene zum bösen Spiele machte, junge Mädchen, hungernde Künstler und üppige Studenten. Ich hielt mich zurück, denn es war wenig anders als eine gute Abspeisung, und besonders war mir die Sitte lächerlich, am Ende sich ringsum die Hand zu reichen und Mahlzeit zu sagen. Meines guten schwäbischen Grüß Gotts hätte ich mich schämen müssen, wo ein geringes und schlechtes norddeutsches Wort den Ton angab. Ich brachte es nicht über den Mund und blieb steif stehen, so töricht ich mir selber dabei vorkam. Da sagte eine leicht spöttische Stimme neben mir: „Sie setzen sich über die guten Formen weg?"

Ich sah in ein paar graue Augen, die aus einem feinen, blassen Frauengesicht schauten. Ich hatte schroff erwidern wollen. Jetzt sagte ich nur: „Sie haben recht, ich bin ungeschliffen." Es war noch verhaltener Aerger in meinem Ton, und sie sagte freundlich: „Seien Sie nicht böse, Sie sind ganz vernünftig. Ich schätze die Formen, wo sie hergehören. Aber Ihre Form ist es eben — keine zu haben."

Während sie sprach, sah ich ihren Mund, der fein gebogen war und etwas

---

Im gleichen Jahre schlossen zwei belgische und eine holländische Eisenbahn einen vorläufigen Vertrag mit der französischen Ostbahn, welcher der französischen Regierung den Besitz und die Verwaltung durchgehender Linien nach Brüssel und Rotterdam verschaffen sollte. Trotz des Widerspruchs des belgischen Ministers Frère-Orban brachten die belgischen Bahnen ihre Verträge mit der französischen Ostbahn am 31. Januar 1869 zum endgültigen Abschluß. Das belgische Volk war darüber in hohem Grade aufgeregt, und „der Ruf ging durch das Land, dies sei der erste Schritt zur Einverleibung Belgiens in das französische Kaiserreich" (Sybel, a. a. O., VII, Seite 84). Darauf legte der Minister den Kammern einen Gesetzentwurf vor, wonach diese Veräußerung der Erlaubnis der Regierung bedürfe; das Gesetz wurde angenommen und die Bahnverträge damit nichtig gemacht. — Die luxemburgischen Eisenbahnen Grand-Luxembourg und Guillaume befanden sich in französischer Verwaltung. Der Direktor Regray wird deshalb auch bald als Directeur des chemins de fer de Luxembourg, bald als solcher der Compagnie de l'Est bezeichnet.

Herbes und Kühles hatte. Ich sah, daß sie traurig war und daß sie die Trauer hinter einer spöttischen Miene zu verbergen gewohnt war.

„Woher kennen Sie mich denn?" fragte ich. Sie sah mich lächelnd an. „Sie tragen ja Ihr Herz auf der Stirn." Ich war noch gereizt. „Und wie ist denn mein Herz beschaffen?" —

„Das sollte ich Ihnen eigentlich nicht sagen." Sie warf einen offenen Blick auf mich. „Aber in Ihrer Form gesprochen: gut ist es."

Ihre freie und offene Art tat mir wohl, und ich hatte die Empfindung, daß ich noch nie eine so reine Stirn gesehen hatte.

„Ich glaube, Sie irren sich. Ich bin schlecht und bin nichts als ein trauriger Bursche, der nicht hütt und nicht hott weiß."

„Sie sind doch ein Mann, denke ich." — „Das glauben Sie selber nicht. Ich will einer werden, aber ich bin's noch lange nicht."

Meine Stimme mochte etwas Verzweifeltes haben, denn sie sah mich an und sagte herzlich: „Das freut mich; ich habe noch nie einen Mann gesehen, der das sagte."

Wir standen vor einem kleinen Bild, das dunkel gehalten an der Wand hing; ein kleiner grüner Krug mit Veilchen auf dunkelblauem Grund; aber eine unersättliche Traurigkeit lag darüber, der Krug und die Veilchen weinten, als ob sie Menschen wären.

„Wissen ist nichts. Gefühl ist alles," las ich.

„Es ist von der Röderstein," sagte sie; und mit einem Bedauern im Gesicht: „Aber es gehört nicht hierher."

Ich sagte leise: „Die Veilchen sind so traurig wie Sie."

„Bin ich denn traurig?"

Ich lächelte, wie sie vorhin gelächelt hatte: „Sie verbergen Ihre Traurigkeit hinter Ihrem Mund."

„Und Sie sind ein ungezogener Mensch."

„Ich habe niemand gehabt, der mich gezogen hat."

„Niemand? Und Sie selber?"

„Es ist so schwer, den rechten Weg zu finden."

„Ich werde Sie ziehen. Besuchen Sie mich einmal, wollen Sie? Mein Atelier ist —" und sie nannte eine Straße.

Ich wollte gerne. Ich war froh, von dieser Hand gezogen zu werden, die mir wohltat. Und ich tat, was ich noch nie getan hatte, ich küßte ihre Hand beim Abschied. Ich war so dankbar, daß sich ein Mensch meiner annehmen wollte, und als ich die zarte, weiße Hand in der meinen hielt, da war sie mir das Heiligste, das ich empfinden konnte.

Erst hinterher fiel mir ein, daß ich noch nicht einmal ihren Namen wußte. Aber ich kannte Straße und Hausnummer, und schon an einem der nächsten Tage ging ich hin. „Anne Rosen" las ich an der Tür.

Die Malerin empfing mich freundlich. „Ich habe auf Sie gewartet. Wir wollen ein wenig plaudern. Nehmen Sie Tee oder Portwein?"

Digitized by Google

Ich nahm ein Glas von dem süßen, dunkelroten Wein und sah die Bilder an, die herumstanden. Es waren einige Landschaften, merkwürdig herb und rein in der Stimmung.

„Es ist Morgenluft in ihnen," sagte ich. — „Ja, ich male gern morgens in der Früh, wenn die Leute noch in den Federn liegen."

„Wie schön das ist! Wenn ich doch Maler wäre! Es ist noch Dämmerung, Morgengrauen. Die Sonne wird in einer Viertelstunde aufgehen, und eine Amsel singt von einem hohen Baum. So malen Sie."

Sie sah mich fast erstaunt an. „Ich hätte das nicht hinter Ihnen gesucht. Sie sind Jurist, nicht wahr?"

„Ich glaube."

„Sie glauben? Ja, es ist ein trockenes Handwerk, und Sie taugen nicht dazu."

„Nein, wahrhaftig nicht. Ich weiß nicht, was ich bin. Ich tauge überhaupt zu nichts."

„Dann geht es Ihnen wie mir. Aber erzählen Sie mir von Ihnen."

Und ich sagte, was ich, mir selber kaum recht bewußt, auf dem Herzen trug; es bildete sich erst in Worte, was ich unausgedacht in mir liegen und schmerzen hatte. Sie saß so ruhig und klar vor mir und hörte zu und nickte einmal und löste mir unmerklich die Lippen. Es war so gut zu beichten, und die Worte flossen mir ungewollt vor dieses klare und reine Gesicht. Als ich geendet, war mir leicht und froh zumut.

„Armer Kerl. Aber warum satteln Sie nicht um?"

„Umsatteln? Wozu denn? Ein Handwerk muß ich lernen, es ist wohl eines so gut oder schlecht wie's andre; ich hab' kein Talent zum Leben."

„Das ist auch nicht nötig. Man muß sich nur darüber klar werden, worin man etwas leisten kann; mit oder ohne Talent; aber ich glaube wohl, Sie haben Talent."

„Nein, ich hab' keins."

Sie sah mich eigentümlich an. „Wir wollen's abwarten. — Reiten Sie?" fragte sie nach einer Pause.

Ich bejahte. — „Dann wollen wir einmal ausreiten."

Und wir verabredeten eine Stunde.

„Wir wollen Kameraden sein." Sie reichte mir die Hand, die ich kräftig drückte.

— Es war Vorfrühling, und wir ritten in ein ferner gelegenes Dorf, durch eine kahle Allee. Die Bewegung erfrischte mich, und der Kamerad an meiner Seite brachte ein starkes und reines Gefühl in mein Herz, wie es eine gute und beglückende Freundschaft tut.

Ich wußte, daß sie mich verstand, und ich wußte, daß sie ein Vertrauen zu mir hatte, das mich stolz und glücklich machte.

Wir machten vor dem Dorfe Halt und warfen uns in eine grüne Wiese, die von der Sonne getrocknet war. Dort ruhten wir, und ich erzählte ihr von Peter und sagte ihr einen Vers von ihm. Sie war nachdenklich.

Digitized by Google

„Ich möchte ihn wohl kennen. Was er da sagt, ist wunderschön."

Ich schlug vor, nachher bei ihm vorbeizureiten, und sie willigte ein. Wir stiegen auf und ritten gegen die Stadt zu. Ein Frohlocken war in mir, wie ich es nie gekannt, ein kräftiges und tapferes Empfinden, ich meinte, ich könnte so durch die ganze Welt reiten ohne Aufenthalt. „So einen Kameraden möcht' ich immer haben im Leben," sagte ich.

Vor der Buchhandlung, in der Peter arbeitete, stiegen wir ab. Sie wollte ein Buch kaufen und ging voraus, während ich noch mit den Pferden beschäftigt war. Als ich hineinkam, sah ich Peter und Anne miteinander reden; ich trat dazu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das ist mein Kamerad," sagte ich; und zu ihr: „Und das ist mein Freund."

Ich war so glücklich, und mit einem Male kam mir der ganze Reichtum zum Bewußtsein, den ich so rasch errungen hatte. Da waren zwei gute und feine Menschen, die mir gut waren und die ich liebhatte; die konnten mir das Leben wieder wert und kostbar machen; nun wollte ich ein ganzer Mensch werden, und ich konnte es. Um diese beiden. Da wußte ich, was ich zu tun hatte.

VIII

Ich wollte arbeiten. Die Zähne zusammenbeißen und den Weg der Pflicht gehen, gegen meine Neigung und meine bessere Ueberzeugung.

Ich ging mit stürmischer Kraft ins Zeug und lernte und arbeitete, und der Gedanke an die schöne und gute Freundschaft, die mich mit Anne verband, erfrischte mich. Wenn ich müde war, so brauchte ich nur an ihr blasses Gesicht zu denken, und alle Müdigkeit war verschwunden. Ich wußte, daß sie kämpfte und selber einen schweren Weg ging. Sie war Malerin gegen den Willen ihrer Eltern, die sie liebte. Der Vater war Pfarrer, noch einer vom alten Schlage, sie war streng und puritanisch erzogen und vor den Lockungen der Welt verwahrt und behütet worden wie ein Kind. Die Freier standen vor der Tür, aber sie liebte keinen, und da ihr Talent ihr einen eignen Weg wies, war sie in steter Entfremdung zu den zärtlich geliebten Eltern mit all ihrer Willenskraft diesen Weg gegangen. Ihre Kunst war stark und echt, aber sie rang noch in sich selbst nach dem festen und innersten Ausdruck ihrer Persönlichkeit.

Ich bewunderte diese Frau, die ihr Liebstes ihrer Kunst opfern konnte und die Schmerzen still auf sich nahm, und die so zart und tief empfand wie nur irgendein weiches und demütiges Frauenherz. Sie war mir heilig, und ich versprach mir, sie zu halten und in reiner und selbstloser Freundschaft um sie zu sein, wo sie mich brauchen konnte — zu verschwinden, wo ich überflüssig wurde.

Aber je tiefer ich in meine Bücher eindrang, um so stärker wurde ich abgestoßen. Das war nicht das, was *meinem* Wesen entsprach, sondern genau widersprach. Es wurde wieder dunkel um mich, nur das Licht, das von Anne ausging, leuchtete und leuchtete.

Eines Morgens ging die Türe auf, und sie trat herein, wie sie einmal versprochen hatte. Denn sie hielt peinlich Wort in allem. Mir war, als ob es

in diesem Augenblick hell geworden wäre. Ich zeigte ihr mit Stolz meine Bücher und meine deutschen Dichter, den Homer und meine Geige. Die Dichter kannte sie fast alle. Ich bot ihr ein paar Aepfel an und war erfreut, als sie einen nahm und kräftig anbiß.

„Sie schälen die Aepfel nicht?"

„Ich mag sie lieber so, wie sie vom Baume kommen."

„Ich auch. Mir schmecken sie nur mit der Schale, sie sind viel würziger und feiner als geschält. Ich meine immer, wenn so ein Messer kommt und glatt die Haut abzieht, der Apfel müßte schreien, weil ihm sein Bestes genommen wird. Und dann: hineinzubeißen in die derbe, pralle Haut, daß es so knirscht, das ist der Hauptgenuß. Das bißchen Schmutz — mein Gott, wenn das alles wär', was wir hinunterschlucken."

„Ja, man darf den Magen nicht so verwöhnen. Er soll auch arbeiten."

„Ich mag auch gekochte Milch nicht. Das Beste geht da verloren, die ätherischen Schutzstoffe. Muttermilch ist auch nicht gekocht, und sie ist besser als alles andre. So wird's wohl bei der Apfelhaut ähnlich sein."

Wir saßen und aßen fröhlich. Da ging die Türe noch einmal, und verdutzt stand das Töchterlein meiner Wirtsleute auf der Schwelle, ein Kind von vier Jahren, das bei mir aus- und einflog wie ein Schwälblein. Denn ich hatte die Kinder immer liebgehabt und sie kamen gern zu mir.

„Da ist der Frühling zur Tür hereingekommen," sagte Anne.

Das liebe Ding, im schwarzen Hut und weißen Röckchen, sah köstlich aus, wie ein zarter Schmetterling mit schaukelnden Flügeln, und doch so frisch und duftig. Anne küßte es, es bat auf meinen Arm und wollte spielen.

Da bat Anne, es malen zu dürfen, und ich holte mir erfreut die Erlaubnis meiner Wirtin. Ich sollte Lore jeden Vormittag eine Stunde bringen, wenn ich vom Arbeiten erschöpft wäre. —

So saß ich nun beinahe täglich in ihrem Atelier, und Anne malte ihr Goldkind. Eine grüne Tapete mit Blumenkränzchen wurde an die Wand geheftet, ein Stühlchen aufs Podium gestellt, nnd die Kleine saß darauf, während ich ihr Märchen erzählte und Bilderbücher zeigte; sie hielt ihren lieben Bauernbuben Hans zärtlich ans Herz gedrückt.

Das waren glückliche Stunden für mich. Ich erdachte mir Märchen von Prinzen und Bettlern, sprach mit verteilten Rollen, mit Gesten und Mienenspiel, um das Kind zu fesseln, und inzwischen entstand auf der Leinwand ein Farbenspiel in kräftigen und zarten Formen, das mich heimlich stolz machte auf Annes Kunst.

Zwischenhinein erzählte ich von meiner Arbeit und meinen Nöten und schalt auf mein törichtes Pflichtbewußtsein, das mich einen falschen Weg gehen lasse.

„Zum Juristen braucht man andre Eigenschaften, als ich habe."

Und ich erzählte die Geschichte von jenem Amtsanwalt, der einen zu kurzer Haft verurteilten Landstreicher zu entlassen vergaß, und als der Gerichtsdiener

Digitized by Google

nach vierzehn Tagen fragte, wann er den Vagabunden herauslassen solle, daß erstaunt war, daß der Vogel noch im Käfig saß. Er ordnete seine schleunige Vorführung an, und nachdem der wieder einmal verlegte Zellenschlüssel gefunden und der arme Kerl vor ihn gebracht war, braunte man ihm wegen ungebührlichen Benehmens die schon abgesessenen Tage nachträglich aufs Fell, damit die Rechnung stimmte, hauchte ihn an und ließ ihn in die Freiheit fliegen.

„Ich glaube, ich hätte den Mann um Verzeihung gebeten, so gut ich konnte entschädigt und mich angezeigt. Nicht wahr, so Toren kann man doch nicht brauchen wie mich?"

Und einmal kam ich empört zu ihr. Ein altes Mütterlein, das sehr fromm war, hatte wohl gehört, daß es bei Hofe Sitte war, auf alles Mögliche und Unmögliche zu trinken und anzustoßen. Als ihm nun der liebe Gott ein Enkelchen bescherte, gab es in seinem naiven Gemüt seiner Herzensfreude und Dankbarkeit freien Lauf und ließ bei der Taufe den Herrgott hochleben. Es war darum wegen Gotteslästerung oder groben Unfugs oder Gottweißwas verdonnert worden.

„Ich kenne einen berühmten Dichter, der ein schönes und frohes Lied vom Wein gedichtet hat, das komponiert ist und oft gedruckt wurde. Darin läßt er den Herrgott hochleben, und ich hab' das Lied schon begeistert vorgelesen, aber weder er noch ich wurden verurteilt; ich erkläre mich auch bereit, es öffentlich vorzutragen, denn es ist schön und gut, und ich hasse die Juristen."

Anne sah mich an.

„Warum werden Sie denn nicht Rechtsanwalt und Verteidiger, Sie Weltverbesserer?"

„Weil ich ein Schwärmer bin. Weil das Gesetzeswort mir überall entgegengehalten würde, hinter dem die unzähligen Köpfe stehen, die das nicht wollen, daß der gesunde Menschenverstand siege. Die ihren Beruf darin finden, über andre zu richten, weil sie selber bloß Menschen sind und meist kleine Menschen, und glauben, verurteilen zu müssen, weil es ihres Amtes ist, das sie ernährt und in Würde hält vor den Leuten. Weil ich ein einzelner wäre gegen tausend Köpfe und weil ich zugrunde gehen würde, wenn ich bloß Niederlagen erleiden würde. Denn ich brauche Siege, um stark zu werden. Ich bin schwach, und ich schäme mich nicht, es zu sagen."

Sie sagte leise: „Es gibt für alle Stunden, in denen wir an uns zweifeln, und es sind nicht die schlechtesten Menschen, die in solchen Nächten wach liegen und sich erkennen wollen in ihrer Not. Ich glaube an Sie. Aber Sie sind kein Jurist, sondern ein Dichter."

Ich lachte schmerzlich.

„Ich ein Dichter? Ich habe noch nie einen Vers gemacht."

„Sie werden es einmal schon tun."

Ich war betroffen und wußte nicht Bescheid in mir: in meiner Seele war ein Wogen, ein Auf und Nieder, von Zweifel, Glück, Not und Hoffnung, und ich konnte mich nicht zurechtfinden. Ich wollte mich beruhigen, aber es schmerzte etwas in meinem Herzen, das ich noch nie gekannt hatte, ich litt und litt. Da

Digitized by Google

nahm ich das Kind und ging mit ihm hinaus in den Frühlingswind und kühlte meine brennende Stirn in der friſchen Regenluft.

Zu Hauſe wartete meiner eine Ueberraſchung. Ein Telegramm meines Vaters rief mich nach Hauſe, da meine Mutter ſchwer erkrankt war. Ich packte raſch meinen Koffer, ſchrieb ein paar Worte an Peter und Anne und eilte an die Bahn. Ich fuhr, ohne viel zu denken und zu wiſſen, große Strecken, durch Städte, Dörfer, Wälder und über Brücken — Stunden, Stunden. Es wurde Nacht und wurde Morgen, und allmählich erkannte ich die Gegend und hatte eine leiſe Freude an den bekannten Namen der Städte. Dann ſah ich ferne eine alte Burg in der Sonne liegen, weiß und mächtig, und zählte die Stationen; und dann tauchten die Berge meiner Heimat auf; ich fand ſie ſchöner, als ich ſie je geſehen hatte und als alle Berge, die ich ſonſt kannte; und ich lachte bei der Erinnerung an unſre Kriege um den Berg meiner Vaterſtadt. Alljährlich zogen wir Buben im Frühling in Scharen hinauf, gewappnet mit Stecken, Steinen, Trommeln, Hörnern und Fahnen, und trafen oben auf die Buben der feindlichen Stadt, die hinter dem Berge lag. Drei Tage lang wurde gekämpft um den Beſitz des Berges, und die Löcher im Kopf regneten vom Himmel. Man ſchlug und prügelte ſich für ein ganzes Jahr aus, die Erbitterung und der Todesmut wuchs von Stunde zu Stunde, und den Siegern gehörte der Berg für dieſes Jahr. —

Als ich ins Zimmer trat, fand ich meine Mutter lächelnd und froh über meine Ankunft; ſie lag in hohem Fieber, und ich durfte nur wenig mit ihr reden. Der Arzt zuckte die Achſeln und meinte, wenn das Herz es aushielte, würde ſie ſich noch herausreißen.

Dieſe Tage gingen wir alle auf den Zehen umher. Der Vater war trüb und ſchien mir ſehr gealtert, meine Schweſter ging leicht und ſorgſam aus und ein.

Und die Mutter genas wieder. Ich ſaß an ihrem Bett und hielt ihre Hand, wir ſahen uns an, und ich merkte, daß ich ihr Sorgenkind war. Ich erzählte ihr von Peter und Anne, an die ich glücklich über die gute Wendung geſchrieben hatte, und ſie lebte alles mit mir, wie ich es erzählte; es tat mir wohl, ſie ſtellte keine Frage, ſie nahm alles ſo, wie es war. Ich brachte ihr Blumen ins Zimmer und las ihr vor, und als ſie zum erſtenmal ins Freie durfte, führte ich ſie in dem neuen Garten umher, der unmittelbar am Hauſe lag. Hier ſtanden einen weiten Zaun entlang große Bäume von Rotdorn, der blühte mit ſeinen tauſend Röschen alles andre zuſchanden, und ich ſtieg hinauf und brach große Zweige und ſchlug mein ganzes Zimmer damit aus. Ich ſchickte Anne und Peter ein Zweigchen davon, und auf einmal fiel mir etwas ein, das ich hinſchrieb. Ich lachte ſelber, als ich ſah, daß es ein Vers war, und war verwundert, als ich ihn nochmals las, daß er gut war. Er war an Anne gerichtet, aber ich verbarg ihn und behielt ihn bei mir. Es kam ein Brief von ihr mit ein paar Worten. Er machte mich ſo froh, wie ich's in meinem Leben noch niemals gekannt hatte. Eine leichte ſpielende Kraft regte ſich in mir. Ich küßte den Brief unzähligemal und las ihn hundertmal, auch als ich ihn auswendig

kannte, und legte ihn nachts im Bett an mein Herz; ich dachte an mein Heiliges, und wie gut und rein sie war und wie tapfer und stark.

Von Peter kam statt eines Briefes ein dünnes Büchlein. Als ich es öffnete, blieb mein Herz beinahe stehen vor Freude: seine Gedichte. Ich las und las, alle die lieben, kostbaren Verse, die er im letzten Jahre gedichtet hatte, ich las in einem Rausch von Glück und weinte vor Freude. Als ich damit zu Ende war, faßte ich mich, nahm das Büchlein und ging damit hinunter zu meiner Mutter.

„Mutterle, lies. Sieh, das sind die schönsten Verse, die je einer gemacht hat, und in drei Tagen ist Peter der größte Dichter in Deutschland."

Meine Mutter lächelte. Aber sie glaubte und las, und wir waren sehr froh, auch meine Schwester.

Ich ging in meine Stube und holte den Brief aus meiner Brusttasche und redete mit Anne in Gedanken und sagte ihr alles ganz heimlich und beglückt; und auf einmal sah ich, wie schön Anne war und lieblich, und daß ich ihr gern den Mund geküßt hätte.

Da warf ich mich nieder und brach in wildes Schluchzen aus; ich wußte, daß ich sie liebe und daß ich mein Heiligstes beschmutzt und mein Wort gebrochen hatte und daß diese Erkenntnis unsre Trennung bedeute. Mein Herz stockte, es stand ganz still, lange, lange, und erst allmählich kehrte der Schlag wieder. Ich war schuldig geworden, sie hatte mir vertraut, und ich hatte ihr Vertrauen getäuscht, ich durfte nicht an sie denken. Ich war ein Binnichts und Habenichts, und für sie war nur das Beste auf der Welt bestimmt. Da fiel mir mein ganzes unreines und niedriges Leben auf die Seele, das ich in den letzten Jahren gelebt hatte, ehe ich Anne kannte; in tausend Schmerzen sah ich, was ich verloren und was ich ihr geraubt hatte. Ich nahm die Feder und schrieb ihr in hastigen Zügen einen Brief, und daß sie mir verzeihen möge; ich nahm Abschied und bat nur, mir noch ein Wort zu schreiben, an dem ich mein Leben lang mich halten könnte.

Zugleich aber wußte ich, daß ich kein Jurist mehr sein konnte. Ich hatte mir die Wahrheit über meine Liebe bekannt und die Folgen daraus gezogen. Ich sagte mir auch die Wahrheit über meine Arbeit und zog die Konsequenzen. Es gab keinen Zwiespalt mehr, nur noch Klarheit und Handeln. Bis zum Halse war mir die Juristerei heraufgekommen, ich hatte mich ehrlich gezwungen, aber sie war mir immer schauderhafter geworden.

Da lag ich in meiner Stube und stammelte und schluchzte, und plötzlich wurde etwas in meiner Brust gelöst, und ich empfand eine Seligkeit in tausend Schmerzen; mein Mund redete, und ich wußte, daß es Verse waren und daß sie schön und reif und groß waren; aber ich wußte, daß nicht ich es war, der dumme Heiner, sondern ein Gott und ein Geist, eine Macht, die tausendmal größer war als ich; ich lag nur glückselig da und lachte und weinte und fühlte das große Fremde in mir, und meine Lippen bewegten sich; ich staunte vor ihm und war demütig und sah Bilder, die ich noch nie gesehen, und dachte Gedanken,

Digitized by Google

die ich nie wert war zu denken, und erschrak vor der Schönheit in mir. Ein Sturm war in mir und ein Feuer zugleich, ich sprach Gedichte unaufhörlich, Musik und Farben von Anfang zu Ende, es floß leicht und glücklich von meinem Munde, ich spürte eine Hand auf meinem Haar und eine Hand auf meinen Lippen wie ein Hauch, und wenn ein Gedicht fertig war, so sagte ich ein andres, den Abend, die ganze Nacht, den Morgen, und alles leuchtete. Und gegen Morgen sang es eins, das mich in Seligkeit brachte, unaufhörlich sang es von meinen Lippen:

Du legst mir allerwege
Die Hände auf den Mund,
Wenn ich zum Schlaf mich lege
Zu später Abendstund'.

Und deine lieben Hände
Wehen so duftig rein.
So zwischen Traum und Spende
Schlafe ich lächelnd ein.

In der Frühe stand ich auf. Ich wußte, daß ich ein Dichter war. Ich nahm einen Bleistift und schrieb die letzten Verse, die ich noch aus dem Gedächtnis sammeln konnte, hin, aber ich schämte mich fast, es zu tun. Es schien mir wie ein Raub an dieser Glücksnacht zu sein. Denn das beste und reinste, das wir dichten, muß in unsern Herzen verschlossen bleiben und kommt nie an die Ohren der Welt.

Ich erinnerte mich nur noch weniger Verse von allen, und ich war froh daran. Das war mein eigen; die hab' nur ich gehabt und gelebt, und die Frau, von der ich sang, und der Gott, der sie mir gab.

Dann nahm ich mein Messer, entblößte den Arm und schnitt mir ihren Namen hinein; es blutete stark, aber ich war glücklich: „So tapfer will ich um dich werben und alle Schmerzen tragen, denn es ist Liebe, die ich um dich habe."

IX

Am Abend trat ich vor meinen Vater und sagte ihm ruhig und still, daß ich die Juristerei aufgegeben habe und Schriftsteller werden wolle. Ich wußte, daß er die Gründe nie verstehen würde, die mich dazu bewogen, aber ich wollte sie ihm wenigstens sagen; zugleich legte ich ihm die Verse in die Hand, die ich sauber abgeschrieben hatte.

Mein Vater sah mich verständnislos an, und erst als ich meine Bitte wiederholte, faßte er den Sinn meiner Worte. Ich war auf harten Kampf gefaßt und wunderte mich, daß er nicht im Zorne losbrach. Er schien mich nicht ernst zu nehmen und an meinem Verstande zu zweifeln, und erst, als er an dem Ton meiner Stimme merkte, daß ein fester Entschluß hinter meinen Worten steckte, wurde er unsicher. Ich bat ihn, mich meiner Wege gehen zu lassen, ich wolle mir mein Brot, wenn auch kärglich, selber verdienen und wolle lieber auf der Landstraße verkommen als Jurist werden. Da verlegte er sich aufs Bitten und bestritt mir jedes Talent zum Schreiber, wie er sagte.

„Woher sollteſt's denn haben? Von mir haſt's nicht und von der Mutter auch nicht."

„Dann hab' ich's halt von mir selber," erklärte ich. Aber er wollte meine Berechtigung, eine eigne Dynastie zu gründen, nicht einsehen; und schließlich meinte er, dann sollte ich wenigstens irgendein andres Handwerk lernen, es sei ihm jedes andre recht. Bloß nicht Schreiber sollte ich werden. Und meine Mutter half ihm mit Bitten. Ich verharrte trotzig auf meinem Sinn.

„Ueberleg dir's noch, Heiner; tu's, Heiner."

— Mein Vater weich. Das hatte ich zuletzt erwartet, und es ergriff mich. Ich ging in den Garten, wo der Rotdorn blühte; es war Nacht, und die Sterne standen am Himmel.

Indem kam meine Mutter heraus, und wir gingen miteinander durch die alten Wege. „Tu's mir zulieb, Heinerle. Sieh, ich kann keine ruhige Stunde mehr haben, wenn du das tuſt, was du willſt. Du haſt's leicht, du biſt jung und wirſt nicht wiſſen, daß deine alte Mutter ſchlaflos liegt und ſich um dich ſorgt. Aber wie ich da kürzlich krank lag, da dachte ich, ich könnt' noch nicht ſterben, weil du noch nicht deinen Weg gefunden haſt; und ich hab' mich zuſammengenommen und hab' leben wollen um deinetwillen, Heiner; und ich bin ja auch wieder geſund geworden. Aber das möchte ich noch erleben, daß du etwas Rechtes wirſt, und daß ich in Frieden um dich die Augen zumachen kann."

Mir ſtürzten die Tränen aus den Augen. „Ich will ja etwas Rechtes werden, Mutterle."

„Ja, aber auf ſo einem ſchweren, ſchweren Weg. Handwerk hat goldenen Grund. Komm, tu's mir zulieb."

So gingen wir durch die Nacht, und ſie redete mir zu in all ihrer Liebe und Güte.

In der Nacht kämpfte ich hart. Ich hatte meine junge Liebe verloren und ſollte nun noch meine Kunſt opfern müſſen, kaum daß ich beide gefunden. Und wie ich litt und rang und weinte und die Nacht ſchwer auf mir lag, daß ich meinte, ich könnte nie mehr geneſen, dachte ich: ‚Ich will etwas lernen, daß ich den Armen und Kranken helfen kann; ich werd' ſie verſtehen, denn ich leide auch, und will ſie tröſten und ihre Not lindern.' Und dann leuchtete es in mir auf: Kranke geſund machen. Heilen. Ich will ein Arzt werden. —

So ging ich ein paar Tage hin und überdachte mir's und wurde ſtill; und dann kam ich zu den Eltern und ſagte, daß ich Mediziner werden wolle, wenn's ihnen recht ſei. Sie waren erfreut und von einer ſchweren Sorge leichter.

Da richtete ich meine Koffer und war mitten im Packen und dachte, daß mich Anne nun verachten würde und daß ich kein Künſtler werden und keine Schönheit ſchaffen würde, wie ich doch könnte, als ein Brief gebracht wurde, den ich zitternd in Empfang nahm. Ich küßte die Handſchrift und ſagte mir, daß ich meine Freundſchaft verſcherzt habe und daß ich mich vor allem beugen wolle, was darin ſtehe, auch dem Schwerſten, und ich wußte, daß mein Leben im Dunkel gehen würde.

Digitized by Google

Es waren ihre großen, festen Schriftzüge, und ich konnte sie in der Erregung kaum lesen.

„Mein Freund, warum haben Sie mir das getan?

Wir sind Suchende und Kämpfende und dürfen an kein Glück denken, solange wir im Dunkeln gehen. Aber warum sollen wir uns nicht das Liebe sagen, das wir empfinden? Es gibt so wenig Menschen, die ehrlich und gut zueinander sind. Ich habe Sie lieb, aber wir müssen fest werden in unsrer Kunst und in unserm Leben, ehe wir unsre Herzen sprechen lassen dürfen. Anne."

„Ich habe Sie lieb." — Ich stand ganz, ganz still. Ich hielt den Atem an, und als er wiederkam, meinte ich, jetzt eben habe mir Gott Leben eingeblasen, vorher sei ich nur Stein gewesen. Ein Blühen hub in meinem Herzen an. Ich stand und lauschte, da spürte ich deutlich weiche blasse Frauenhände mir um die Wangen gehen, sie legten sich leicht auf meinen Mund, so wie ich sie in der Nacht, da ich dichtete, auf ihm gespürt hatte, und ich küßte die Finger leise. Als ich aufblickte, sah ich den Rotdorn in meiner Stube leuchten. Da erwachte ich und floh in den Wald mit meinem Glück. Das Herz floß mir über, ich redete leise und laut und ging wie ein Trunkener durch die Straßen und lachte, und die Leute sahen mir nach. Dann war ich im Wald, die Buchen waren ein hellgrünes Meer mit grauen Stämmen, und die Sonne fiel in großen und kleinen Flecken auf die Wege. Ich fiel auf den Boden, griff nach den Sonnenflecken, als könnt' ich sie packen, und führte sie an den Mund, um sie zu trinken. Ein Nußhäher flog scheltend davon. Die Blätter der Buchen schienen mir lebendig, ich verstand ihre Sprache, und sie sagten: „Seht, Kinder, da geht ein Glückskind, es hat ihn eine lieb." Ich sprang durch Moos und Farne, ich breitete die Arme aus, als könnt' ich den Himmel umfassen, einmal hörte ich einen Vogel singen und stand ganz still und lächelte; da sah ich unter den Stämmen eine alte Frau sich bücken, die Reisig sammelte; ich brach durchs Gebüsch durch, und als ich nahe bei ihr war, rief ich ihr, um sie nicht zu erschrecken: „Mütterle, Mütterle" — ich sah in ein vergrämtes Gesicht und schüttete den Beutel, den ich in der Tasche hatte, in ihren Schoß, und sie erschrak doch vor dem Funkeln. „Da, Mütterle, für deine Enkel." — „Aber, aber, wer . . .?"

„Der liebe Gott," lachte ich. Da begriff sie, wollte meine Hand nehmen, aber ich sprang fort durch die Stämme und hörte noch von ferne sie Gottes Segen und viele liebe Kinder hinter mir herwünschen.

So strich ich lange durch die Wälder. Ich lief hinter den Faltern her, den Sonnenvögeln, ich nahm Tannenzapfen und warf sie über die Bäume, ich sprang über die Bäche, ich stand bei den Käfern im Fahrgleise, und allen, den Faltern, Bäumen, Käfern, Fröschen und Vögeln sagte ich es: „Kinder, Kinder . . . sie hat mich lieb." Ich sah zwei Rehe in die Lichtung treten, ich rührte mich nicht, und sie gingen ganz nahe zu mir her; da sagte ich: „Kinderlein — Anne —" und sie sahen mich und flohen nicht und raschelten grasend an mir vorbei.

Ich legte mich ins Gras und sah in den Himmel; weiße Wolken sprangen aus dem Blau und spielten miteinander; sie schwammen einzeln im blauen Meer,

Digitized by Google

sie trennten und verbanden sich, sie bildeten Zacken und Ströme, Hunde und Reiter, und schließlich verschmolz alles Weiß zu einem großen, schönen Frauenleib, der ruhig und licht am Horizonte lag.

Als ich nach vielen Stunden heimkam, war ich kräftig und jung, jünger als in den letzten Jahren, und ein Strahlen war in meiner Brust, daß es kaum zu bergen war. Ich war jünger und doch älter geworden, die Sonne stand über meinem Haupte und brannte mich, ich reckte meine Arme vor nie gekannter Kraft und ließ sie bräunen in freier Luft und starker, heißer Sonne.

X

Ich sollte an einer kleinen süddeutschen Universität Medizin studieren. Aber meiner Schwester sagte ich alles vorher von meinem Glück, und sie war froh mit mir.

Diesmal hatte ich meine Geige besonders sorgsam eingepackt. Ich hatte sie probiert und war erstaunt über ihren edeln Ton, den ich noch nie gehört hatte. Ich hatte stundenlang gespielt, und sie war mir plötzlich so lieb geworden, als ob sie untrennbar zu mir gehöre. Der Abschied kostete meiner Mutter Tränen, und auch der Vater sah unsicher aus. Ich biß auf die Zähne und fuhr fest und entschlossen in die Welt hinaus.

Vorher wollte ich aber noch Anne sehen. Ich fuhr die Nacht durch und brach morgens bei meinen alten Wirtsleuten ein; ich kleidete mich um, nahm unterwegs einen großen Strauß roter Rosen mit und ging in die Dürerstraße. Vor ihrem Hause blieb ich stehen und bangte und frohlockte und wußte nicht, ob ich sie treffen würde. Als ich anklopfte, war sie vor einem Bild und malte. Sie wandte sich langsam um und blickte auf mich; ich blieb in der Tür, und wir standen und sahen uns an, unbeweglich ohne Ende, Auge in Auge getaucht; da zitterte sie und bewegte die Lippen, und wir lagen uns in den Armen:

„Anne, Anne — — —“

„Dummer Bub, du, dummer, lieber Bub.“

Wir waren glücklich an uns. Sie zeigte mir das Bild von Goldkind, das beinahe vollendet war. Ich staunte. Das war nicht mehr gemalt, das war gelebt und empfunden: ein Werk ihrer eignen Seele; ein Hauch und eine Reinheit bei aller Kraft, die mich beglückte.

Wir wollten uns am Nachmittag im Walde sehen. Wir wußten, an eine Verbindung war nicht zu denken, noch lange nicht; aber wir wollten uns unsre Liebe sagen und uns empfinden lassen, und so im heimlichen Glück an unsre Arbeit gehen.

Wir saßen oben im Wald in der Sonne, abgeschlossen von allen Menschen durch unsre lieben Bäume, und küßten uns. Die Vögel sangen, und wir lauschten ihnen mitten im Küssen. „Horch,“ sagte eines — und wir hielten inne und lauschten, und wenn es ausgesungen hatte, küßten wir uns wieder. Aber auf einmal fiel ein Schatten auf meine Seele. Ich hielt sie von mir und litt und war unglücklich.

Digitized by Google

„Was hast du, Schatz?“

„Du darfst mich nicht küssen, geh, geh.“ — Sie wurde blaß.

Da sagte ich es ihr, daß ich nicht mehr rein sei, und litt Qualen und wußte, daß sie mich verachtete.

Sie saß stumm und blaß da. Mit einem Male war alles schwarz und dunkel geworden, und ich war bereit, von ihr zu gehen und meine Schuld zu tragen und einsam und traurig meinen Weg zu gehen. Ich wagte nicht, zu ihr aufzublicken, und wollte herb und still das Leben auf mich nehmen. Ich fühlte ihre Nähe mit allen Fasern und daß ich sie lieber habe als alles auf der Erde, und war in einen Abgrund gestürzt und lag da und konnte mich nicht rühren.

Da sagte sie leise und traurig: „Ich hab's gewußt.“

Und als ich ihr nicht in die Augen sehen konnte und scheu vor mich hinsah, da fühlte ich leise ihre Lippen auf meiner Wange, zart und gut, und ich sah zu ihr auf und sie nickte in Tränen. „Ich hab' dich lieb,“ sagte sie einfach.

Da nahm ich ihre Hand, die liebe, schmale, weiße Hand, und küßte sie und wußte, daß mir vergeben war, und fühlte mich rein und froh. Und sie strich mir übers Haar, das war so gut und weich, und ich legte meinen Kopf in ihren Schoß und ließ mich streicheln. So war ich geborgen in meinem unseligen Leben und hatte eine Heimstätte und eine Hand, die mich segnete.

„Du sollst alles wissen, Schatzi, alles.“

Und ich sagte ihr jeden Flecken an meiner Seele und jeden Schmutz an meinen Füßen, alles, was ich Schlechtes getan und gedacht, klar und ohne Schleier, und keine Falte in meinem Herzen blieb ihr verborgen. „Das hab' ich getan, und so schlecht bin ich.“ Sie saß still an meiner Seite, und ich wußte, daß sie alles traurig nahm, was ich ihr gab, den ganzen Becher schaler und geringer Lust und Leidenschaft, und daß sie zitterte und fror und arm war.

Als ich zu Ende war, neigte ich den Kopf. „Siehst du, das bin ich; ich habe mich verachtet, wie ich keinen Menschen verachtet habe.“

Da kam sie und küßte mir die Stirn und küßte mir den Mund, und ich nahm ihren Kopf in beide Hände, und wir sahen uns in die Augen. Da lächelten wir, denn wir sahen uns in unsern Augen und sahen uns tief in die Seele, und es war schön und gut und rein trotz allem, und wir herzten uns.

XI

In mein Zimmer in der kleinen Universitätsstadt schleppte ich alle Abend einen Arm voll Blumen und Tannenzweige. Alle Wände hingen voll Dunkelgrün, und halbe Wälder riß ich aus, um meine Stube würzig und wohnlich zu machen.

Wir hatten verabredet, uns selten zu schreiben. Wir wollten uns durchkämpfen zu reifen und festen Menschen, um unser Glück auf sicheren Grund und Boden zu stellen. Denn wir hatten uns zu lieb, um in Unfertigkeit und halber Entwicklung mit uns zu experimentieren. Wir wollten uns einst ein ganzes Glück bescheren, darum durften wir es uns jetzt nicht verscherzen. Inzwischen aber

hatten wir freie Hand in allem, ungebunden und ohne Rechenschaft als vor unsern eignen Herzen. Wir wußten uns und liebten uns.

Unsre Briefe beglückten uns. Sie atmeten die glühende Liebe, die wir in uns hatten, und gaben uns das kostbare Vertrauen, das wir ersehnten. Wir hatten beide unsre Heimat gefunden, nicht im Elternhause, das uns nicht verstand, sondern an unsern Herzen. Nichts war in unsrer Seele, davon das andre nicht erfuhr. Wir gaben uns Rat und Trost, wir brachten unsre Handlungen als Richter voreinander, und ach, wie milde Richter; denn wir sehnten uns, zu vergeben. Wir teilten alles, was wir schafften und lernten, im Beruf und im persönlichen Leben, wir dachten unaufhörlich aneinander und spürten eins das andre.

Mein Ziel war klar. Ich würde Arzt werden, um Kranke zu heilen. Nicht bloß die Technik erlernen wie jeder andre, sondern ein Herz voll Liebe über sie strömen. Aber ich verlangte noch mehr. Ihr armen Frauen, ich hab' an euch gezweifelt, wie alle armen Verliebten, und euren Wert gering befunden. Da sah ich euer Kämpfen im Erdenstaub, eure Schmerzen und eure Tapferkeit. Und nun ist's so: ich darf mein Herzblut für euch hingeben. Ihr armen geliebten Frauen. Ein neuer Kämpfer wird für euch aufstehen, und er wird siegen, denn er weiß und versteht euch. — Um die Frauen. Sie, die mir so Gutes und Großes geschenkt hatten, einst leise und unvollendet in Lisa, jetzt laut und köstlich in Anne, vor denen ich in allen Träumen gekniet war als Reinen und Heiligen, an die ich *glaubte*, die lieben Frauen wollte ich auf den Thron setzen, der ihnen gebührte in der Welt. Sie waren mir alle Königinnen, weil die eine Königin war, Königinnen als Mädchen, als Mütter, als Frauen, als Dirnen und als Verbrecher. Weil Anne Frau war, waren alle Frauen geadelt. Ich wollte kämpfen für ihre Ebenbürtigkeit mit dem Manne, für ihre Gleichwertigkeit im Leben, für ihre seelische Höherwertigkeit. Und ich wollte ihr Dichter werden. Ein Lied wollte ich ihnen singen, das Rosen und Kränze um ihre Stirnen wand und die Männer auf die Knie zwang vor ihnen, ein Volkslied, und Walter von der Vogelweide selber sollte seine Freude daran haben. Er, der mein Liebling war unter allen Dichtern, dem ich als Knabe die Bügel gehalten im Traume und der die Frauen kannte und liebte wie kein andrer, er betete zu ihnen als Mann und als Held. Er scheute sich nicht, vor ihnen in den Staub zu knien: *weil* er tapfer und ein Mann war und sich vor keinem Kaiser und König fürchtete. Und ich glaube, daß er Schmerzen von ihnen gelitten hat wie kein andrer Mann, weil die Frauen so viel Schmerzen als Liebe geben, und er hat dennoch Rosen um ihre Schläfen gewunden, die heute noch blühen und leuchten und nie verblichen sind.

Und mich verlangte noch mehr. Mir stand vor den Augen, in den Mann die alte Ritterlichkeit zu pflanzen, die versunken und verloren war vor einem äußeren Scheinheiligtum, den Adel, der noch im Knaben glimmt, zu vertiefen, daß er größer und glühender würde im Jüngling, und zu einem rechten und vollen Mannestum flammte. Ich wollte kämpfen gegen die Maske der Galanterie,

Digitized by Google

die heute im Schwunge stand, hinter deren leerer Hülle ein ödes und gemeines Bubengesicht grinste, das im Grunde das Weib nur von der Dirne her kannte.

Und ich konnte ausgiebig Studien machen. In meiner näheren Umgebung waren Mädchen und Jünglinge, alle von gleichwertigem äußeren Bildungsgang, Mediziner und Künstler und Schriftsteller. Ich fand unter den Studenten nur wenige, die mir wertvoll schienen, und das waren prächtige Kerle. Aber ich fand unter den Frauen beinahe jede besonders wertvoll in ihrer Art. Ich sichtete und kritisierte und wählte aus. Und ich dachte über die Gründe dieses ungleichen Verhältnisses nach. Mir schien, daß die Kraft, die der Mann neben seinem Berufe hatte, in Wirtshäusern und bei Dirnen vergeudet wurde und daß die Kraft der Frau sich auf die Kunst, auf Literatur, auf soziale Arbeit, auf Wald und auf Naturgenuß warf. Darum fand ich, daß fast jede Frau ein durchgebildetes Kunstverständnis hatte neben ihrem Studium, während der Student dieser Dinge vollkommen bar war. War es nur eine Elite, oder ließ es auf die unverbrauchte und erwachende Kraft der Frau überhaupt schließen? Es gab organisatorische Talente, philosophische Köpfe und Künstlerseelen, aber sie waren nur bescheidene Medizinerinnen wie die Studenten, bloß daß sie zuweilen noch ihre Kleider und Röcke anfertigten und ihre Haushaltung instand hielten. Zuweilen auch nicht. Aber sie leisteten im ganzen entschieden mehr als der Student und hatten noch ein tiefes Seelenleben dabei. Denn viele mußten sich gegen die Eltern durchsetzen oder waren aus einer Krankheit und auch der Liebe aufgestanden. Sie nahmen alles zarter und tiefer und ließen sich doch nichts anmerken. Ich sah: die Frau war auf dem Wege, sich zu vertiefen, der Mann schwamm vollkommen auf der Oberfläche; nur die jüdischen Studenten hatten noch ein Interesse für Erweiterung ihrer Bildung. Um *diese* Frauen war mir nicht bange, sie waren dem Manne überlegen, der ihre Umgebung bildete. Dabei trug der Student, wohl im Gefühl seiner Schwäche und aus Neid auf die heranwachsende Macht, eine Weibverachtung vor der Studentin zur Schau, die sich oft in unzweideutigen Demonstrationen niedriger Art äußerte und mir die Schamröte ins Gesicht jagte — um den Mann. Ich habe Vorlesungen gekannt, in denen die Frauen hinausgeekelt wurden von den Studenten, und es gab noch eine aussterbende Rasse von Professoren, welche die Frauen durch private Abmachung von ihren Vorlesungen fernhielten, weil sie für ihr Seelenheil fürchteten. Freilich, die große Mehrzahl der Lehrer war frei und kräftig und natürlich genug, sich auch vor den Frauen so zu geben, wie sie bisher gewesen waren, vielleicht einen Hauch gemildert oder mit einer Spur Galanterie dabei, und suchte ihnen nicht ihre wissenschaftliche Unbefangenheit zu nehmen oder sich jene Blöße vor den Frauen zu geben, die, wenn sie es einmal verwunden hatten, nur über sie lächelten. Aber mein Gott — diese Käuze sind selten geworden und konnten gewiß nichts für ihre geheimen Gedanken.

Ich hatte bisher nur eine lose und unklare Vorstellung von dem Inhalt des medizinischen Studiums gehabt. Nun war ich plötzlich und unvorbereitet mitten hineinversetzt. Ich trat in einen Saal, in dem viele Leichen lagen. Ich

hatte noch nie einen Toten gesehen und war auf eine starke Erschütterung gefaßt. Aber ich hatte unnötig gebangt. Hier war kein Tod, hier war nur Schönheit, Körper an Körper. Ich stand wie vor einem großen Bild, in einer Galerie von Skulpturen, und durfte Glieder sehen, die ein großer Schöpfer hingeworfen hatte zu einem seltsamen Schlafe, Leiber, verwittert und alt und jung, Gesichter mit offenen Lippen, wie mit einem Unsichtbaren redend. Ich war in eine Bildhauerwerkstatt getreten, und ich sollte selber an diesen Leibern arbeiten. Aber es war kein Meißel, den ich in der Hand hielt, sondern ein feines Messer, und es war kein Lehm oder Marmor, daran ich bildete, sondern Fleisch und Blut eines toten Körpers, der einst ein Mensch gewesen war.

Mir wurde das Bein einer Frau zugeteilt; am übrigen Körper arbeiteten fünf andre Studenten. Ich schnitt ein und legte einen Muskel bloß. Wie schön, wie wunderschön. Ein Muskel! Nicht eine rohe und ungeordnete Masse, wie ich geglaubt, sondern ein zartes, feingebautes und zu bestimmtem Zweck in Anfang und Ende verlaufendes Gebilde, eine eigne Persönlichkeit so gut wie ein ganzer Mensch. Ein Etwas in tiefroter Farbe, silberglänzend ein Häutchen darüber, das in eine schöne weiße Sehne auslief. Und daneben geheimnisvolle Bündel, Rohre und Stränge, weiß und gelb und bläulich, die Leitungen von Blut und Nervenkraft. Mir gegenüber arbeitete eine Studentin, an meiner Seite ein hellblickender Junge mit blauen Augen; und wir halfen uns, wo wir allein nicht zurechtkamen.

Wir waren von großem Eifer beseelt und waren es immer, wenn wir miteinander arbeiteten. Allmählich wagte sich ein freundliches oder ein lustiges Wort dazwischen, das erlösend und erquickend wirkte bei der angestrengten Arbeit. Wir wußten nicht, daß der Laie nur mit Grauen an unser Handwerk dachte und uns als sittlich niederstehende und verrohte Geschöpfe betrachtete, und vollends die Frauen. Wie konnte eine Frau, die ein zartes Empfinden besaß, mitten unter Männern an blutenden Leichen herumschneiden. Aber wir wußten es glücklicherweise nicht besser und arbeiteten. Wir zerlegten einen Körperteil um den andern und freuten uns miteinander der gewonnenen Weisheiten; wir kamen in Streit, wir griffen an und verteidigten über einer Leiche und waren glücklich, wenn wir am Ende dem Ding auf den Grund kamen.

Und einmal war auch der Tod unter uns. Nicht bei den nackten Körpern. Ein Armer von der Landstraße, den man an einem Baume gefunden hatte. In seinen zerrissenen Kleidern, die Hände um den Hals, der noch den Strick trug, aber ein abgestorbenes Lächeln um den Mund. Wir standen stumm und zitternd. Der Arme. Nein, der Glückliche! Das war ein Mensch, dem das Leben entflohen war.

Die Kameradschaft von der Leiche her bewährte sich. Man war bei der Arbeit aufeinander angewiesen, man wollte auch Farbe bekennen auf der Straße und im alltäglichen Leben. Es bildete sich ein kleiner Kreis von Studenten und Studentinnen nach Wahlverwandtschaft, man unternahm Ausflüge und Bergfahrten, man streifte durch die Wälder und Dörfer, Sommer und Winter. Man

las das neueste deutsche Drama, und es fiel einem ein, in die schöne Winternacht hinauszugehen und die Berge zu durchwandern. Wir liefen über die gefrorenen Felder, der Mondschein blinkte und umfloß uns, der Schnee zerknirschte, und schwarz stachen die Schatten und Spitzen des Waldes in den Himmel; wir wanderten, sangen und schwiegen, der Schnee lastete auf den großen Zweigen der Tannen und drückte sie nieder, und ein aufgescheuchter Vogel floh. Gegen Morgen zogen wir durch ein schlafendes Dorf, kein Laut in Haus und Stall, nur ein einsames Licht in einem Fenster, und als wir vorüberkamen, sahen wir ein Bett dahinter und eine kranke Frau, und ein Mann saß daran und hielt ihre Hand.

Im nächsten Dorfe klopften wir ans Wirtshaus; uns fror und wir hatten Hunger; aber erst als wir eine Viertelstunde an die Läden geschlagen, durch die stille Nacht gerufen und eine Glocke heruntergerissen hatten, wachte die Wirtin auf und leuchtete in den Schnee herunter. Wir baten um heißen Kaffee, und während er auf dem Herde brodelte und duftete, zogen wir die trockenen Strümpfe an, die uns die Wirtin brachte.

Wir suchten dem Winter ein Lächeln abzugewinnen. Wir griffen ihm ins Haar und machten uns Schneemänner daraus, hoch in den Bergen, wir spannten ihn vor unsern kleinen Schlitten und sausten den Abhang herunter, und die Mädchen konnten's so gut wie die Buben; wir fuhren auf Skiern über die Berge und lachten uns aus, wenn eines im Schnee stecken blieb.

Oder der Herrgott hatte Blüten auf die Bäume geschneit und schickte Bienen und Schmetterlinge zu uns: es sei eine Sünde, die Vorlesung zu besuchen und dumpfe Weisheit zu brüten, wenn er draußen spazieren gehe. Dann stand die lustige Klara vor mir und probierte, und ich stellte mich taub und pflichtbeflissen, um ihre Zorn- und Schmollwinkel am Munde zu sehen; aber immer gerade, wenn der Professor hereintrat und die Vorlesung begann, wischten wir aus und flogen frohlockend in die Berge. Dort wartete schon der Herrgott, drohte uns lachend mit dem Finger und führte uns durch die Matten. Er bräunte die Halme für uns, ließ ein Gewitter donnern und einen See blinken, er setzte einen Nachen darauf und zog uns übers Wasser, er nahm gelbe und blaue Blumen und schenkte sie uns, er riß Bäume aus und warf sie über den Weg, daß wir darüber springen konnten, er ließ Heu an der Sonne dörren, gab uns Gabeln in die Hand und ließ einen Wagen mit brüllenden Kühen vorfahren, daß wir aufladen konnten.

Damals war der Herrgott sehr gut.

Und einmal wollte er uns den Sturm zeigen. Er rief uns nachts heraus, wir nahmen Laternen mit und Stöcke und Wettermäntel und stiegen auf den Berg; und oben schickte er seinen grimmigsten Sturm über uns, warf uns an die Bäume, löschte die Laterne aus und pfiff und krachte und heulte und schlug uns den Regen um die Ohren; herrlich war's.

Eine merkwürdige Schicksalslaune hatte es gefügt, daß Peter in eine Nachbarstadt verschlagen wurde, und es ging ein Herüber und Hinüber zwischen

uns wie unter Schwalbennestern im Sommer. Ich nahm ihn nach Sankt Ulrich, wo wir im Bache badeten und uns unters Mühlrad stellten, wir zeigten uns Lieblingsplätze in jedem Wald, die versteckteſten Täler und die Winkel, wo die meiſten Droſſeln ſchlugen.

Aber das heimlichſte und zarteſte von allem war Anne. Ich ſchöpfte aus dem Golde ihrer Liebe ſtündlich, und ſie gab und bot den ganzen Reichtum ihrer Seele. Das iſt zu tief und gut, als daß ich's ſagen könnte. Ich habe eine Frau anbeten lernen, je tiefer ſie mich auf den Grund ihres Herzens blicken ließ. Da drinnen war es warm und licht von Liebe, und jeder Seufzer eines Armen fand einen Widerhall. Groß und rein wie nur das Echte und Unverlierbare. Ein Kind mit ſchmerzlich großen, verwunderten Augen, ein Engel mit zerbrechlichen Flügeln. Ich dachte an ſie jede Stunde, die Arbeit floß mir leicht von der Hand, und in freien Stunden ſchrieb ich Feuilletons in Zeitungen, um Roſen für ſie zu kaufen. Dann kamen die Nächte ohne Schlaf, in denen ich nur an ſie denken durfte, in denen ich ihre Gedanken ſpürte, obwohl ſie fern war, und ſie ſah und wußte, daß ſie bei mir war. Oft nahm ich wohl die Geige und ſaß am Bettrand und ſpielte leiſe und ſehnſüchtig, und meine Finger waren leicht und merkwürdig gewandt.

Wir hatten uns ein paarmal geſehen in den Ferien, es waren Sommer- und Herbſttage, unausſprechlich gefüllt mit unſrer Liebe; ein Kirchlein im Walde und Vollmond darüber! und wir gingen über die Wieſen und hielten unſre Hand. Und immer ſchwerer wurde der Abſchied und immer bitterer die Entbehrung. Wir haben wohl viel gelitten in unſrer Sehnſucht nach uns.

Nun wollte Anne mich im Wald beſuchen.

Da war ſie nun in meiner dunkeln Stube und füllte ſie mit Glück und Lachen an. Ich nahm das Kind und führte es auf einen blauen Berg. Dort ſtand ein altes Schloß mit Brunnen, Garten und Mauern, wir brachen die roten Blumen und badeten in trunkener Schönheit. Der Morgenwind rüttelte die Bäume, der Abendwind ſchlug an die Scheiben, die Sonne ging auf und unter, aber ſie ſah kein größeres Glück auf ihrer Bahn als in dem blühenden Garten.

„Schatz, ich bin zu dir gekommen."

„Ja, du ſollſt nun bei mir bleiben."

„Ich darf nicht, Schatz. Was haben wir uns verſprochen?"

„Herzi. Vertrauſt du mir?"

„Ja, Schatzi."

„Ich hab' dich tiefer lieb, als du glaubſt."

„Nein, Schatz, ich weiß es."

Und ſie legte ihren Kopf an meine Bruſt und ließ ſich hinaufführen. Und ſie ſchlief die Nacht, und ich lag auf der Schwelle ihres Zimmers und behütete ſie. Heilig wie ein Kind.

Und am Morgen küßte ſie mich auf die Stirn. „Ich danke dir."

Jener Tag leuchtet durch mein Leben vor allen Tagen, die ich lebte. Wir ſaßen im Wagen und fuhren durch reife Felder, die Schnitter hatten die Senſen

Digitized by Google

in der Hand, und die Bauern grüßten. Denn wir ſahen aus wie zwei Glückskinder aus dem Märchen.

Und an einem Garten ließ ich halten und ſprang heraus und holte die ſchönſten Roſen und brachte ſie ihr in die Kutſche. Der Kutſcher knallte, und die Braunen zogen an und trabten weiter durch ſonniges Land, und wir küßten uns.

Da hab' ich ſie heimgebracht, weit, weit bis in die große Stadt im Norden — wir konnten uns nicht trennen vor Glück und großem Schmerz.

(Schluß folgt)

Naturwiſſenſchaftliche Revue

Unſre heutige Revue ſteht unter dem Zeichen der Zoologie. Hat ſie doch zunächſt über die Beendigung der Neuausgabe der „Vögel Mitteleuropas“ [1]) von J. Fr. Neumann zu berichten, deren 1. Band als letzterſchienener des großen Werkes nun vorliegt. Seinen Inhalt bildet der allgemeine Teil und der Anfang der Singvögel, nämlich die der Nachtigall verwandten und die Droſſeln. Die Verlagshandlung und der Herausgeber Dr. Hennicke können mit Befriedigung auf dieſes einzige Werk mit ſeinen wunderbar ſchönen Abbildungen blicken. Dem deutſchen Leſer wird damit für einen äußerſt billigen Preis ein Hilfsmittel an die Hand gegeben, um das ihn die Leſer aller andern Nationen wohl beneiden können. Nächſtdem können wir auf das mit dem 3. Bande beendigte, von Marſhall verfaßte Werk: „Die Tiere der Erde“ [2]) hinweiſen, der neben dem Schluß der Vögel die Kriechtiere, Lurche, Fiſche und die niederen Tiere enthält. Sind auch dieſe letzteren Abteilungen nur kurz weggekommen, ſo dürfte damit doch das Bedürfnis eines Familienbuches, was doch „Die Tiere der Erde“ ſein wollen, vollauf befriedigt ſein. Als Anhang dazu erſcheint jetzt eine eingehendere Schilderung „unſerer Haustiere“, [3]) deren 1. Lieferung bereits dafür ſpricht, daß es eine würdige Fortſetzung des größeren Werkes werden wird. An den Lehrer wendet ſich das von Landois verfaßte, „Das Studium der Zoologie mit beſonderer Rückſicht auf das Zeichnen der Tierformen“ [4]) betitelte Handbuch, das wohl geeignet ſein wird, den Unterricht lebendig zu geſtalten. Dazu ſind die Umriſſe höherer Tiere in Liniennetze eingetragen — ein vortrefflicher Gedanke, deſſen Ausführung allerdings etwas künſtleriſcher hätte durchgeführt werden können. Dem Gartenbeſitzer und Landmann ſei Lohrenz' Buch: „Nützliche und ſchädliche Inſekten in Garten und Feld“ [5]) empfohlen, das auf 250 Abbildungen ſeine Freunde und Feinde aus dem Reiche der Kerbtiere in ſchöner Darſtellung vorführt und ihn mit den Mitteln zum Schutz gegen die Schädlinge bekannt macht. Der Jagdliebhaber wiederum greife zu „Morgans Fiſchotter und ſeine Jagd- und Fangarten“. [6]) Noch iſt es nicht gelungen, den gefährlichen Fiſchräuber auszurotten, er ſetzt Liſt gegen Liſt, doch lehrt das in zweiter Auflage vorliegende, auch intereſſante Abenteuer bringende Buch, wie man

[1]) Fr. Eugen Köhler, Gera-Untermhaus (Reuß). 12 M.
[2]) Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart. 3 Bde. Geb. 36 M.
[3]) Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart. 1. Lieferung 60 Pf.
[4]) Herderſche Verlagshandlung, Freiburg i. B.
[5]) Geſenius, Halle a. S. 3,20 M.
[6]) Karl Mitſchke, Wien. 2. Aufl.

ihm doch beikommen kann. Den Schöpfer der Lehre, welche die Entwicklung der Tier- und Pflanzenwelt erklärte, Darwin selbst, hat Lublinski zum Gegenstand einer „Apologie und Kritik“ [1]) gemacht, die das Leben des großen Briten mit Wärme schildert, seine Lehre aber mit wohl nicht immer gerechtfertigter Ironie zu entwerten sucht. Die Arbeit charakterisiert der Ausspruch, daß sich ein Kreislauf vollendet habe von der Aesthetik und Naturphilosophie (Goethe, Novalis, Schelling) durch die „exakte“ Wissenschaft hindurch (Darwin) zur Aesthetik zurück (Nietzsche)! In die sonst nur durch die Natur bewirkte Zuchtwahl sucht jetzt der Mensch nach Kräften einzugreifen, indem er unterscheidet, was ihm schädlich und nützlich ist. Jede Aufklärung ist darüber willkommen, so die Schrift von Sander „über die geographische Verbreitung einiger tierischer Schädlinge unsrer kolonialen Landwirtschaft und die Bedingungen ihres Vorkommens“ [2]) und der von W. Herwig erstattete 1. und 2. Jahresbericht: über die „Beteiligung Deutschlands an der internationalen Meeresforschung“, [3]) der namentlich über die biologischen Verhältnisse und Wanderungen der Fische der Nord- und Ostsee Aufklärung zu schaffen sucht.

Auf botanischem Gebiet hilft der 3. Band von Michaels „Führer für Pilzfreunde“ [4]) mit seinen von Schmalfuß gemalten einzig schönen Tafeln, die 131 Pilzgruppen vorführen, Schädliches von Nützlichem zu sondern, während Ehrhards „geographische Verbreitung der für die Industrie wichtigen Kautschuk- und Guttaperchapflanzen“ [5]) namentlich der Elektrotechnik einen guten Dienst leisten wird. Den „Bau und das Leben der Pflanzen“ [6]) beschreiben Vierhapper und Linsbauer in gemeinverständlicher Weise in einer Reihe von Vorträgen, die sie 1903 in einem volkstümlichen Hochschulkursus in Wien gehalten haben. Ebenso schickt sich Francé an, das „Leben der Pflanzen“ [7]) in einer Weise zu schildern, die sein Buch als ein Gegenstück von Brehms Tierleben erscheinen läßt, beginnt die Veröffentlichung des von dem jüngst verstorbenen Erzherzog Josef von Oesterreich verfaßten Lieferungswerkes, dessen Gegenstand die in „Kneipps Schriften vorkommenden Heilpflanzen“ bilden, [8]) wozu seine Tochter, die Fürstin von Thurn und Taxis, die Tafeln gemalt hat. Von Söhns Schrift: „Unsere Pflanzen“, [9]) welche die Bedeutung der Pflanzen in Mythologie und Volksaberglauben behandelt, liegt nunmehr die dritte vermehrte Auflage vor.

Hatte nun Darwin gezeigt, wie die Entstehung der organischen Welt geschehen sein kann, so hat man auch keine Mühe gescheut, die Art, wie die Schöpfung des Weltganzen vor sich gegangen sein könne, darzustellen. Sie sucht Zehnder in seinem „Leben im Weltall“ [10]) aus atomistischer Anschauung zu erklären, wobei als Grundlage für die organischen Körper eine röhrenförmige Anordnung der Atome zu „Fistellen“ erscheint. Die „Weltschöpfung“ [11]) schildert W. Meyer, indem er die früheren Darstellungen durch Berücksichtigung des Radiums erweitert. Ueber manche Schwierigkeit bei Entwicklung der organischen Welt helfen ihm kühne Hypothesen hinweg, so die, daß Erdachse und

---

[1]) Theodor Thomas, Leipzig. 2,40 M.

[2]) „Angewandte Geographie“, redigiert von K. Dove. 1. Serie. 11. Heft. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1,50 M.

[3]) Otto Salle, Berlin. 6 M.

[4]) Förster & Borries, Zwickau i. S. 6 M.

[5]) „Angewandte Geographie“, redigiert von K. Dove. 1. Serie. 9. Heft. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1,20 M.

[6]) Karl Konegen, Wien.

[7]) Verlag des „Kosmos“, Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. Die Lieferung 1 M.

[8]) W. Wunderling, Regensburg. Die Lieferung 50 Pf.

[9]) B. G. Teubner, Leipzig. 2,60 M.

[10]) J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen und Leipzig.

[11]) Verlag des „Kosmos“, Franckhsche Buchhandlung, Stuttgart. 1 M.

Massenanhäufung am Aequator ihre Lage fortwährend ändern, daß die Erde einen zweiten Mond gehabt habe, der auf sie gestürzt sei u. dgl. m. In noch weniger zu rechtfertigender Weise läßt Schubert in seiner Schrift: „Die Entstehung der Planeten, Sonnen- und Doppelsternsysteme und aller Bewegungen in denselben, aus den Elementen ihrer Bahnlinien nachgewiesen,“ [1]) hinsichtlich der Weltbildung seiner Phantasie freien Lauf, will Ziegler die „wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums“ [2]) aus philosophischen Ueberlegungen mit allerlei mystischen Zutaten erklären; Schriften, denen so wenige naturwissenschaftliche Kenntnisse zugrunde liegen, wie die von Elbe-Carnitz über „die natürlichen Ursachen der Eiszeit“ [3]) und die Frage, „warum der Mensch kein Haarkleid hat,“ [4]) verdienen nicht die auf sie verwandte Druckerschwärze.

Wer sich über unsre gegenwärtige Kenntnis von astronomischen Dingen unterrichten will, der greife doch zu der von Schwalbe und Böttger gelieferten Bearbeitung von Schödlers „Buch der Natur“, [5]) die allerneuesten Fortschritte in allen Naturwissenschaften aber findet er in dem von Wildermann herausgegebenen „Jahrbuch der Naturwissenschaften“, [6]) dessen neunzehnter Jahrgang nun vorliegt. Ueber geologische Fragen der Neuzeit unterrichtet C. Schmidt in seinen „geologischen Reiseskizzen und Universalhypothesen“, [7]) die über das Aufrechtzuhaltende in Darwins Hypothese aufklärt und aus dem Verfolg ihrer Geschichte das Antlitz entwickelt, das die Erde gegenwärtig zeigt. Einzelschilderungen der Teile dieses Antlitzes machen uns mit ihm immer vertrauter. Eine solche geben Merzbacher in seiner „Forschungsreise im Thianschan“, [8]) Steindorff in der Beschreibung seiner Reise „durch die Libysche Wüste zur Amonsoase“, [9]) die mit photographischen Aufnahmen des Barons von Grünau geschmückt ist. Schildert jene die geologischen und geographischen Verhältnisse eines bisher so unbekannten Gebietes, daß ihr Verfasser den dessen Knotenpunkt bildenden Gebirgsstock erst entdecken und Pic Nikolai-Michailowitsch benennen konnte, so sucht diese im Altertum oft besuchte Gegenden auf und ist bemüht, in den noch vorhandenen Resten die durch Erdbeben zerstörten Heiligtümer, die früher so große Verehrung genossen, wieder aufzufinden. Will der Leser aber wissen, wie sich die Verhältnisse im Süden des schwarzen Erdteils, deren Entwicklung wir Deutschen ja mit so großem Anteil gefolgt sind, gestaltet haben, dann greife er zu Nebels „Transvaalsphinx“, [10]) eine Schrift, die viel Aufklärendes, aber wenig Erfreuliches enthält und vor einer Auswanderung nach Transvaal dringend warnt; denn der Wohlstand des Landes ist für lange Zeit vernichtet.

In die ältesten Zeiten menschlicher Kultur führen uns Merckels „Bilder aus der Ingenieurtechnik“. [11]) Sie zeigen, was die alten Babylonier und Aegypter viele tausend Jahre vor Christi Geburt bereits geleistet haben, viel mehr, als man bisher annehmen zu dürfen glaubte, aber auch sie erfüllen uns mit Wehmut, wenn wir die Gegenden und ihre Bewohner in der Jetztzeit betrachten: heruntergekommene Menschen in öder Gegend, ein trauriges Bild der Vergänglichkeit. Da gereicht freilich ein Blick auf die neuen Errungenschaften der Technik, vor allem der Elektrotechnik, wiederum zum Troste, die ja

---

[1]) C. Kreuschmer, Bunzlau. 8 M.

[2]) Art. Institut. Orell Füßli, Zürich. 2. Aufl. 1,50 M.

[3]) und [4]) Kommissionsverlag H. Dannenberg & Cie., Stettin. 75 Pf. und 1,50 M.

[5]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 23. Aufl. 6 M.

[6]) Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. 6 M.

[7]) Benno Schwabe, Basel. 1 M.

[8]) Sonderabdruck der Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in München. In Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth), München.

[9]) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. „Land und Leute“ Nr. 19. 4 M.

[10]) W. Baensch, Berlin.

[11]) B. G. Teubner, Leipzig. „Aus Natur und Geisteswelt“. 60. Bändchen. 1 M.

auch ermöglichen, mit den uns auf Erden zur Verfügung stehenden Kraftvorräten sparsam umzugehen. Dynamomaschinen aber müssen rasch laufen, diesen zu gefallen hat man ältere Ideen wieder aufgenommen, wie man sich aus Patschkes Schrift: „Transversalturbinen für elastische Kraftmittel, Wasserdampf, Luft, schwefelige Säure, Kraftgas u. dgl." [1]) überzeugen kann, welche die Ersatzmittel für die Koldendampfmaschine beschreibt. So macht auch Freiherr von Lade darauf aufmerksam, daß das „Problem der unmittelbaren Ausnutzung der Sonnenenergie" [2]) vielleicht dadurch gelöst werden könne, daß man die mittels Spiegeln konzentrierten Sonnenstrahlen Thermoströme erzeugen und mittels dieser Sammlerbatterien laden läßt.

Auf noch ältere Zeiten, wie die der Babylonier und Aegypter, führt E. Weber die „Ursachen der Rechtshändigkeit" [3]) zurück, der nebst ihren Folgen er ein Buch gewidmet hat. Sie hat sich nach seiner Ansicht durch die linksseitige Lage des Herzens entwickelt, indem in jener ältesten Zeit fortgesetzten Kampfes Rechtshändige im allgemeinen weniger schweren Verwundungen ausgesetzt waren wie Linkshändige. Den Grund des Unterschiedes in dem Gesange geschulter und ungeschulter Sänger hat Barth durch interessante Versuche in seiner Schrift: „Zur Lehre vom Tonansatz auf Grund physiologischer und anatomischer Untersuchungen" [4]) dahin festgestellt, daß jene beim Singen höherer Töne den Kehlkopf heraddrücken, diese ihn heben.

Wer sich ohne besondere Vorkenntnisse chemisches Wissen aneignen will, findet im Studium von Ostwalds „Schule der Chemie" [5]) beste Gelegenheit, die jetzt vollständig vorliegt; dem Vorgebildeteren wird der 2. Band der unter Mitwirkung von H. Cloeren von A. Classen bearbeiteten „ausgewählten Methoden der analytischen Chemie" [6]) willkommen sein, ebenso wie das 2. Heft von Backhuis-Roozebooms „heterogenen Gleichgewichten vom Standpunkt der Phasenlehre" [7]) und der ersten Hälfte des 3. Bandes von Weinsteins „Thermodynamik und Kinetik der Körper", [8]) der die verdünnten Lösungen, die Dissoziation und den ersten Teil der Thermodynamik der Elektrizität und des Magnetismus behandelt. Anwendungen der Chemie und Physik geben das 1. Heft von van 't Hoffs Schrift: „Zur Bildung ozeanischer Salzablagerungen", [9]) das auf die Entstehung der Kalisalzlager Deutschlands Licht zu werfen geeignet ist, und Righis und Dessaus „Telegraphie ohne Draht", [10]) eine Schrift, die den, der es wünscht, über die wie ein Märchen klingende jüngste Errungenschaft der Elektrotechnik aufklärt. Wer aber wünschte nicht noch mehr, nämlich zu einem eingehenderen Verständnis des Wesens der Elektrizität zu gelangen? Dafür ist es nun selbstverständlich nur möglich, Annahmen zu machen, und eine solche, die ein einheitliches Bild gewährt, findet sich in J. J. Thomsons „Elektrizität und Materie", [11]) die unter der Annahme der Elektronen oder Korpuskulen, die als Uratome die Grundlage aller elektrischen Erscheinungen, aber in ihrer Zusammensetzung die chemischen Atome bilden und so klein sind, daß ihre Masse nur ein Tausendstel von der Masse des leichtesten aller Atome, nämlich des Wasserstoffsatoms, beträgt, alle einschlägigen Erscheinungen erklärt. Auch die so merkwürdigen Tatsachen der Radioaktivität werden darauf zurückgeführt. Doch muß

---

[1]) Max Röder, Mülheim (Ruhr). 2,50 M.
[2]) Kölner Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Köln.
[3]) Karl Marhold, Halle a. S. 1,50 M.
[4]) A. Hirschwald, Berlin.
[5]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.
[6]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 20 M.
[7]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 12,50 M.
[8]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 12 M.
[9]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 4 M.
[10]) Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.
[11]) Deutsch von G. Siebert. Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 3 M.

man bedenken, daß wir hinsichtlich dieser Dinge noch am Anfange unsrer Kenntnisse stehen und daß deshalb die äußerste Vorsicht angewandt werden muß, wenn man nicht das Opfer von Täuschungen werden will, wie dies beispielsweise hinsichtlich der sogenannten n-Strahlen Blondlot neuerdings geworden sein möchte.

Literarische Berichte

Entstehung der deutschen Frauenbewegung. Eine soziologische Betrachtung. Von Waldemar Mitscherlich. Berlin 1905, Puttkammer & Mühlbrecht.

Die vorliegende Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, zu zeigen, was die Gesellschaft, als Ganzes betrachtet, zur Hervorbringung der Frauenbewegung beigetragen hat; der Verfasser will noch zwei andre Broschüren folgen lassen, um das Werden dieser wichtigen sozialen Erscheinung nach allen Seiten hin möglichst aufzudecken. Bei dem geringen Umfange der Schrift ist es klar, daß sie sich nur auf die allgemeinsten Andeutungen beschränken kann; doch enthält sie eine im ganzen erschöpfende Uebersicht aller hier in Betracht kommenden Momente und kann für eine erste Orientierung auf dem Gebiete der Frauenbewegung bestens empfohlen werden. Am Schluß wird die hauptsächlichste Literatur aller Parteirichtungen angeführt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch.)

Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Von Hans Rau. Mit zahlreichen Porträts. Berlin W. 30, 1904. H. Barsdorf.

Nach Rau ist „der Mensch Grillparzer bis auf den heutigen Tag nur wenig verstanden worden". Sein Liebesleben insbesondere scheint ihm noch nicht genügend aufgeklärt. R. hat dabei wesentlich die gleichgeschlechtliche Liebe, die Liebe zum Manne, im Auge. Das Material, das er gesammelt, ist in der Tat beachtenswert. Aber ein gewisses abschließendes Urteil scheint uns doch erst möglich, wenn auch die bis zum Jahr 1920 noch versiegelten Korrespondenzen Grillparzers für weitere Untersuchung zugänglich sind. Was Rau als gleichgeschlechtliche Liebe bezeichnet, scheint uns nur eine enthusiastische Freundschaft zu sein. E. M.

Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit. Von Otto Ernst. Leipzig, L. Staackmann.

Der Verfasser zeigt wiederum in diesem Werke, daß er als feiner Beobachter und Menschenkenner auch tief in das Leben des Kindes einzudringen versteht. Die Entwicklung des Titelhelden Asmus Semper, seine inhaltreichen Kinderjahre, sein Eintritt in die Schule und endlich in seinen Beruf sind meisterhaft geschildert. Alle andern Charaktere der Familie Semper sind lebenswahr gezeichnet. Vater Ludwig und Sohn Asmus erwecken besondere Sympathie. Der Hauptwert dieses Romans liegt in seiner gesunden, idealen Richtung im Gegensatz zu der sehr verbreiteten realistisch-pessimistischen Strömung unsrer heutigen Literatur. J. A.

L'Individualisme anarchiste. Max Stirner. Par Victor Basch. Paris 1904. Felix Alcan.

Also auch in Frankreich beschäftigt man sich jetzt mit jenem wunderlichen Gesellen, der den „Einzigen und sein Eigentum" verfaßt hat! Offenbar im Zusammenhang mit der von Nietzsche ausgehenden und zu ihm strebenden literarischen Bewegung. Auch Basch ist der (wie wir glauben unrichtigen) Ansicht, daß beide zusammengehören. Aber da er ihn in zutreffender Weise mit dem theoretischen Anarchismus in Zusammenhang bringt und bei dieser Gelegenheit so viel Gutes und Schönes sagt, so wollen wir wegen des ersten Punktes nicht mit ihm rechten.

M. D.

System des objektiven Idealismus. Von Julius Bergmann. Marburg, N. G. Elwert.

Da dies Buch nur den Fachphilosophen verständlich sein dürfte — womit keinerlei Tadel ausgesprochen werden soll —, so kann an dieser Stelle von ihm eigentlich nichts andres gesagt werden, als daß es da ist. Dennach möchten wir hinzufügen, daß diese auch „Unzeitgemäßen Betrachtungen" eines Metaphysikers durch ihren Ernst und ihre Gründlichkeit zur Bewunderung zwingen.

M. D.

Gottfried Kinkel. Sein Leben, Streben und Dichten für das deutsche Volk. Mit einer Auswahl Kinkelscher Dichtungen von Dr. Jaesten. Köln 1904, Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G.

In mehreren Aufsätzen, die zugleich Sach-

Digitized by Google

kenntnis und liebevolles Verständnis zeigen, wird das Andenken des heute im allgemeinen nicht mehr gebührend gewürdigten Dichters erneuert. Für die Literaturgeschichte wertvoll dürften besonders die Abhandlungen über den „Maikäferbund in Bonn“ und über die „Sturm- und Drangzeit des Dichters“ sein, in denen manches Neue und für die Charakteristik Kinkels Wichtige zutage tritt. B.

La logique des sentiments. Par Th. Ribot. Paris 1905. Felix Alcan.

Was haben Logik und Gefühl miteinander gemein? Ribot analysiert in seiner ansprechenden, leichtverständlichen Weise die Ueberlegungen, Schlüsse und Ueberzeugungen, zu denen unser Gefühlsleben gelangt; er zeigt jene vor der strengen Logik nicht stichhaltenden Formen auf, in denen unser wirkliches, von Affekten bewegtes Denken sich bewegt. Dabei erfährt auch die schöpferische Einbildungskraft eine Durchleuchtung, die seine Struktur recht gut kennen lehrt. Wie die beweislose Logik des Herzens organisiert ist und worin ihr unvergängliches, eigenartiges Recht besteht, das wird in diesem Buch zum erstenmal von kundiger Hand enthüllt. M. D.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Emil Jonas, unter Mitwirkung von John Westerblad und C. G. Moren. Brief 1—4.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. Heinrich Sabersky, unter Mitwirkung von Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 1—4. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Die Vorzüge der Methode Toussaint-Langenscheidt sind so allgemein anerkannt, daß jedes Wort der Empfehlung überflüssig ist und der Referent weiter nichts zu tun hat, als auf das Erscheinen der beiden obengenannten Unterrichtswerke hinzuweisen. Die erste Lektion bringt wie in den bisher erschienenen Unterrichtswerken eine gründliche und erschöpfende, äußerst klare Darstellung der Aussprache; dann beginnt im schwedischen Teile die Novelle von Frans Hedberg (geboren 1828 in Stockholm, Verfasser beliebter Bühnenwerke und Novellen), „Två fruar“ („Zwei Frauen“), im italienischen der Roman von Salvatore Farina „Il signor Io“. Den Texten schließen sich dann in der bekannten Weise die nötigen Erläuterungen und Uebungsbeispiele an. In beiden Werken umfassen die ersten vier Briefe (Lektion 1—8) in grammatischer Hinsicht im wesentlichen die Lehre vom Substantivum, Adjektivum, Pronomen, alles aber an der Hand des in dem Texte dargebotenen Sprachmaterials in der bekannten meisterhaften Weise entwickelt und dargelegt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie. Von Alfred Leicht. Leipzig 1904. Dürrsche Buchhandlung.

Das Schriftchen, der Vorbote einer umfassenden Lebensbeschreibung, schildert die Begründung der im Titel genannten Disziplin durch Lazarus. Es dient der Abwehr falscher Urteile, die sich bald nach dem Tode des verdienstvollen philosophischen Schriftstellers hervorgewagt hatten, und gibt dokumentarisch belegte Aufschlüsse über sein Wirken. Alle Verehrer des Verstorbenen werden mit Freude von dem Vorhandensein des kleinen Buches Kenntnis nehmen. M. D.

Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele. Von M. Ascher. Berlin, Herm. Ehbock, o. J.

Mit warmen Worten tritt der Verfasser für die Pflege des Gemütes ein. Er glaubt an einen höheren Sinn des Lebens und verteidigt einen gesunden Optimismus. Die durch Sittlichkeit veredelte Freude, das Aufgehen in eine reine und allgemeine Menschlichkeit werden als Zielpunkte dargestellt. Neben diesen positiven Angaben steht eine — manchmal recht scharfe — Kritik, die sich gegen das leere Dahinleben und gegen die unleugbaren Mängel des wissenschaftlichen Betriebes richtet. M. D.

Zur Ethik des Gesamtwillens. Eine sozialphilosophische Untersuchung von Rudolf Goldscheid. I. Band. Leipzig, O. R. Reisland. 1902.

Die genauere Besprechung dieses Werkes soll bis zum Erscheinen des zweiten Bandes aufgeschoben werden. Was bisher vorliegt, ist eine Untersuchung von vielen psychologischen, sozialen und ethischen Fragen, die teils rein theoretisch verläuft, teils aber auch sehr entschieden in die religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart eingreift. Man wird dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen können, daß er mit gründlichen und eignen Erwägungen an die Probleme herantritt und auch dem Andersgesinnten Anlaß zum ernsten Nachdenken gibt. M. D.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Andrejew, Leonid, Das rote Lachen. Fragmente einer aufgefundenen Handschrift. Einzige Uebertragung aus dem Russischen von August Scholz. Berlin, Scholz & Co. (Verlag „Snanije") M. 1.20.

Arndt, A., Betrachtungen zu einer Erneuerung unseres Lebens. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 2.40.

Auersperg, Guido, Rosen und Dornen. Lyrische Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2.50.

Beta, Ottomar, Die andere Ehe als Quelle seelischer und sozialer Erkenntnis. Rudolstadt, Karl Keil. M. 4.—.

Borght, Dr. R. van der, Finanzwissenschaft. Band 148 der „Sammlung Göschen". Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 80 Pf.

Brill, Otto. Tau und Blut. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 3.—.

Brockdorff, Frigga, Es wurde Tag — Es wurde Nacht. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2.—.

Cherbuliez, Victor, Die Kunst und die Natur. Uebersetzt von H. Weber. Ascona, C. v. Schmidtz. M. 2.35.

Detius, Rudolf von, Aus dem Bildersaal der Seele. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.—.

Deutsche Kolonial-Reform. Von einem Ausland-Deutschen. Zweiter Teil von „Staatsstreich oder Reformen". Zweites Buch. Zürich, Zürcher & Furrer. M. 5.—.

Dincklage, Friedr. von, Mausfall-Marie. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 2.—.

Döring, Fritz, Königsträume. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 5.—.

Dornau, E. v., Grad dör! Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 2.—.

Eisner, Oskar, Lyrische Blüten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.

Engel, Dr. August. Detaillisten-Fragen. Neue Aufgaben des Kleinhandels. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. 80 Pf.

Ferry, Edmond, La France en Afrique. Paris, Librairie Armand Colin. Fr. 3.50.

Francé, R. H., Das Leben der Pflanze. 1. Abteilung: Das Pflanzenleben Deutschlands und der Nachbarländer. Vollständig in 26 Lieferungen mit 350 Abbildungen und 50 Tafeln und Karten. Lieferung 3 bis 6 à M. 1.—. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung.

Friedensburg, Walter, Die ersten Jesuiten in Deutschland. Halle a. S., Rudolf Haupt.

Gaston-Routier, Le Capitaine Saint-Méry (1869—1870). Roman documentaire. Paris, Albert Fontemoing. Fr. 3.50.

Geißler, Max, Das Moordorf. Kulturroman in zwei Büchern. Mit Federzeichnungen von J. v. Eckardstein. Leipzig, L. Staackmann. M. 5.—.

Glaß, Dr. Max, Klassische und romantische Satire. Eine vergleichende Studie. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 2.—.

Goldschmidt, Moritz, Juan Villegas. Frankfurt a. M., M. Goldschmidts Verlag.

Grimm, Brüder, Walthari-Lied. — Der arme Heinrich. — Lieder der alten Edda. Mit Buchschmuck von Ernst Liebermann. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. E. Schultze.

Gnérard, W. v., Wir alle. Nach dem allegorischen Schauspiel „Everyman". Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.25.

Harpf, Dr. Adolf, Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 5.—.

Hauptmann, Carl, Miniaturen. Kleine Skizzen. München, Georg D. W. Callwey. M. 3.—.

Hauptmann, Carl, Die Austreibung. Tragisches Schauspiel in vier Akten. München, G. D. W. Callwey. M. 3.—.

Helbeck, Paul, Die Lehren des Marxismus und die revisionistischen Strömungen in der Sozialdemokratie. Elberfeld, Martini & Grüttefien. 50 Pf.

Hermann, J. A., Aus Sinim. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.50.

Historische Zeitschrift. (Begründet von Heinr. v. Sybel), herausgegeben von Friedrich Meinecke. 59. Band, 2. Heft. München, R. Oldenbourg.

Hitzig, Eduard, Welt und Gehirn. Ein Essay. Berlin, August Hirschwald.

Ilgen, Pedro, Unter westlichen Sternen. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2.—.

Kienzl, Hermann, Dramen der Gegenwart. Graz, Leuschner & Lubensky.

Kniebelfeld, Volker vom, Gedichte aller Art. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 3.—.

Kohl, Prof. O., Lyrische Gedichte des Malers Friedrich Müller. In Auswahl. Kreuznach, Karl Scheffel. 40 Pf.

Kohut, Dr. Adolf, Der Meister von Bayreuth. Neues und Intimes aus dem Leben und Schaffen Richard Wagners. Berlin, Richard Schröder. M. 3.—.

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde, 1905, Heft 5 bis 6 à 30 Pf. (pro Jahrgang 10 Hefte M. 2.50). Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung.

Krause, Walter, Vae misero! Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.75.

Krauß, Ingo, Judas Iscarioth. Trauerspiel in 3 Akten. — Nur ein Mensch. Trauerspiel in 2 Akten. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Laschke, Alexander, Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.20.

Lehbert, H., Maxim Gorki. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Stuttgart, Strecker & Schröder. 60 Pf.

Loewenberg, Dr. J., Detlev von Liliencron. Mit einem Bildnis. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. E. Schultze. 50 Pf.

Loltée, Frédérte, La séduction. Histoires galantes. Avec un dessin inédit de Fraganard et des illustrations de Boucher etc. etc. Paris, Albin Michel. Fr. 3.50.

Mach, Franz, Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft. Ein Weck- und Notruf an unsere Zeit. Dresden, E. Piersan's Verlag. M. 3.50.

Martin, Marie, Wahre Frauenbildung. Ein Mahnwart an die Gebildeten. Tübingen, J. C. B. Mahr. 50 Pf.

Meerheimb, Henriette von, Zu stolz. Erzählung. Dresden, E. Piersan's Verlag. M. 2.—.

Merk, Emma, Freundinnen. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Michel, Gustav, Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Mörikes Gesammelte Schriften. Neue billige Volksausgabe. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. In 2 Leinenbänden M. 5.—, in 2 Halbfranzbänden M. 6.50.

Morburger, Carl, „Die da gefallen sind ..." Eine Geschichte aus den Niederungen. Wien, Szelinski & Camp.

Moulin Eckart, Richard Graf du, Der historische Roman in Deutschland und seine Entwicklung. Berlin, Verlag der „Deutschen Stimmen". M. 3.—.

Müller, Franz Xav., König Nero. Eine Hofgeschichte. Mit Holzschnitten von J. Jungwirth. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. M. 1.—.

Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. Herausgegeben von Dr. phil. Helene Stöcker. I. Jahrgang, 1. Heft. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. Halbjährlich (6 Hefte) M. 3.—.

Nathusius, Annemarie von, Die Herrin auf Bronkow. Roman. Berlin, Richard Taendler. M. 3.—.

Novellenbuch. Erster Band: Conr. Ferd. Meyer. E. v. Wildenbruch. Friedr. Spielhagen. Detlev v. Liliencron. Hamburg, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Gebunden M. 1.—.

Otto, Maria, Erika. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Passer, Arnold von der, Claudia Porticella. Ein Sang aus dem Trentino. Mit Textillustrationen von Theodor Kühne. Leipzig, Johs. von Schalscha-Ehrenfeld. M. 3.80.

Peters, Arnold, Jugendklänge. Gedichte. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 2.—.

Reuters Meisterwerke. Hochdeutsch von Dr. H. Conrad. 1. Aus der Franzosenzeit. 2. Aus meiner Festungszeit. Stuttgart, Robert Lutz. Pro Band M. 1.20.

Rösiger, Prof. Dr. Ferd., Friedrich Schiller. Gedächtnisrede. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 60 Pf.

Schiller-Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. Eugen Kühnemann. 2 Bände. Hamburg, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Pro Band gebunden M. 1.—.

Singer, Dr. Karl, Soziale Fürsorge der Weg zum Wohltun. München, R. Oldenbourg.

Sprecher, Joh. Andr. v., Die Familie de Saß. Historischer Roman aus der letzten Pestzeit Graubündens (1629—1632). Dritte Auflage. Basel, Basler Buch- und Antiquariatshandlung. M. 4.—.

Strauß und Torney, Lulu von, Das Erbe. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Teichmann, Dr. E., Vom Leben und vom Tode. Ein Kapitel aus der Lebenskunde. Mit zwei Abbildungen. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. M. 1.—.

Törne, Walter, Aus dem Alltag. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.50.

Traub, Licentiat, Die Wunder im Neuen Testament. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 40 Pf.

Vorwerg, O. Hauptmann a. D., Nationalbewußtsein. Herischdorf im Riesengebirge. Im Selbstverlag des Verfassers. M. 1.—.

Vorwerg, O., Offener Brief an die Mitglieder des Alldeutschen Verbandes. Herischdorf im Riesengebirge. Im Selbstverlage des Verfassers.

Voss, Georg, Lieder eines Toten. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Was verlangen wir vom Richterstande? Von Irenäus Pilatus. Eine juristische Studie in sozial-pädagogischer Beleuchtung. Zweite Auflage. Dresden, E. Piersan's Verlag. M. 1.—.

Welck, R. von, Gedichte. Strassburg i. E., Jos. Singer.

Werth, Peter, Kleine Leute (Lütte Lüd). Drei Einakter. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 1.50.

Wethly, Dr. Gustaf. Schiller und seine Idee von der Freiheit. Strassburg i. E., Ludolf Benst. 80 Pf.

Wien nach 1848. Aus dem Nachlasse von Moriz Edlen von Angeli, k. u. k. Oberst. Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Friedjung. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 3.—.

Wille, Dr. Bruno, Das lebendige All. Idealistische Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage im Sinne Fechners. Hamburg, Leop. Voß. M. 1.—.

Windelband, Wilh., Schiller und die Gegenwart. Rede zur Gedächtnisfeier. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 60 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064468638